Lebensbilder

aus der

Länder- und Völkerkunde

für Haus und Schule.

Einheitliche und abgerundete Darstellungen zur Erweckung des Interesses für das Studium der Erdkunde und zur Belebung des geographischen Unterrichtes.

Auf Grundlage der besten Quellenwerke

bearbeitet

von

A. Kleinschmidt,
Seminarlehrer in Bensheim.

I. Bilder aus Amerika.

Weinheim (Baden).
Verlag von Fr. Ackermann.
1894.

Druck von Emil Rohr, Kaiserslautern.

Vorwort.

Unser Zeitalter steht im Zeichen überraschend schnellen Fortschritts auf allen Lebensgebieten. Auch die Länder- und Völkerkunde dürfen aus dem letzten halben Jahrhundert eine Fülle der Bereicherung und Erweiterung nach den verschiedensten Richtungen hin verzeichnen. Der hochgesteigerte Verkehr, durch den die entlegensten Gegenden heutzutage verbunden sind, der sogar die früher völlig unbekannten Landschaften Innerafrikas in seine Kreise hineinzuziehen beginnt, hat nicht wenig dazu beigetragen, das Interesse für Geographie und Ethnographie in den weitesten Kreisen zu erwecken und wachzuhalten. Kühn darf behauptet werden, daß kaum eine andere Wissenschaft sich größerer Theilnahme in den breiten Massen erfreut, wie schon die Thatsache beweist, daß unsere Familienzeitschriften, daß die politischen Zeitungen sogar alljährlich eine beträchtliche Anzahl geographischer und ethnographischer Artikel bringen. Durch Karl Ritters unsterbliches Verdienst ist nun überdies auch die Methode des Unterrichtes in der Geographie eine andere, bessere geworden. Man hat gelernt, sich dabei ein festes Ziel zu stecken und dieses Ziel durch klug gewählten und gesichteten und in zweckentsprechender Art an den Schüler herangebrachten Stoff zu erreichen. Aus einem wüsten Conglomerat von Namen und Zahlen, von anekdotenhaften Mitteilungen und halbwahren oder ganz erdichteten Beschreibungen hat sich der geographische Unterricht zu Klarheit und Sicherheit hindurchgearbeitet. Vor allem hat man begreifen gelernt, daß er nur dann Leben, Interesse, Streben nach gründlicher Weiterbildung zu erwecken vermag, wenn er lebensvoll erteilt wird, wenn er nicht in armseligem Gedächtniskram aufgeht. Deshalb sind geographische Charakterbilder ein unentbehrliches Hilfsmittel in dieser Disciplin geworden, sei es, daß man sie gekürzt frei zum Vortrage bringt, oder daß man sie vorliest, oder endlich, daß sie dem Schüler zur häuslichen Lektüre übergeben werden. An Sammlungen solcher Bilder ist kein Mangel.

An allen mir bekannten derartigen Werken fand ich nun aber im Laufe vieler Jahre beim Unterrichte einige mir nicht unwesentlich erscheinende Mängel. Es stießen mir zunächst zu viele Lücken darin auf, insofern nämlich, als weite, hochinteressante und wichtige Gebiete nicht erwähnt, und in ihrer wissenschaftlichen oder commerciellen Bedeutung nicht entsprechend

berücksichtigt waren. Sodann fehlte vielen der einzelnen Stücke eine gewisse Abrundung und Selbständigkeit, man merkte ihnen zu sehr an, daß es aus einem, vielleicht recht umfangreichen, Reisewerke herausgelöste Abschnitte waren. Überdies enthielten nicht wenige darunter sehr zahlreiche trockene Angaben verschiedenster Art, z. B. über Temperaturverhältnisse, Berghöhen, Pässe u. s. f., die für den Leser wenig oder gar kein Interesse haben dürften und nur geeignet sind, seine Teilnahme zu erschlaffen, sein Interesse zu ertöten. Je unwesentlicher solche Dinge sind, desto sorglicher müssen sie ferngehalten werden, um bei der Lektüre nicht mißmutig zu machen. Überdies fehlte aller Zusammenhang zwischen den einzelnen Nummern; die Zusammenstellungen erinnerten in dieser Hinsicht zuweilen an die seltsamen Sprünge, die man in früheren Zeiten so oft bei Wahl der Aufsatzthemata machte. Die Leser oder Hörer werden von einem Objekt sozusagen plötzlich nach einem weit entfernten, völlig fremdartigen geworfen, ohne daß sie begreifen, warum das geschieht, ohne daß das Mindeste gethan wird, um ihre wißbegierigen Fragen nach dem Dazwischenliegenden zu beantworten. Auch bedingte die Entstehungsart solcher Bilder, daß vieles sehr Unwesentliche darin allzugroßen Raum einnahm, daß manches Bedeutsame dagegen fehlte.

Diese Wahrnehmungen brachten mich dazu, selber Stoff zur Belebung des Unterrichtes zu sammeln. Ich verarbeitete denselben dann einheitlich nach gewissen Grundsätzen und Gesichtspunkten, und so entstanden die „Lebensbilder aus der Länder- und Völkerkunde“, deren ersten Band ich hiermit der Öffentlichkeit übergebe. Die Thatsache, daß meine Schüler für Mitteilungen solcher Art stets ungemein lebhaftes Interesse zeigten, läßt mich hoffen, daß sie sich auch anderen Lehrern beim Unterrichte nützlich erweisen und daß sie namentlich auch daheim eifrig und mit Gewinn gelesen werden, und zwar nicht allein von der Jugend, sondern auch von Erwachsenen. Über Zweck und Eigentümlichkeiten des Buches gestatte man mir noch einige kurze Bemerkungen.

Zunächst habe ich Dinge, die in Wirklichkeit nicht mehr vorkommen, deren Schilderung aber heute noch mehr oder weniger phantastisch aufgeputzt in Sammlungen geographischer Charakterbilder, ja sogar in Lesebüchern spukt, gänzlich unberücksichtigt gelassen; der Prairiebrand z. B. ist heutzutage in den Vereinigten Staaten mit seinem Drum und Dran von Rothäuten, Trappern u. s. w. ein unbekanntes Ereignis. Sodann habe ich da, wo Gebiete behandelt sind, auf denen voreinst heimische, hochentwickelte Kultur blühte (Mexiko, Peru), einen kurzen Bericht über Wesen und Bildung der betreffenden Völkerschaften gegeben; es schien mir der Vergleichung mit den späteren Zuständen unter spanischer Herrschaft wegen nicht unwichtig, in einem Skizzenbildchen zu zeigen, was vor dem Eindringen der weißen Eroberer bestand und namentlich auch darzuthun, daß nicht alle Indianerstämme rohe Wilde waren, daß der rote Mensch nachgewiesenermaßen höherer geistiger Entwickelung fähig ist. Ferner erschien es mir notwendig, in einzelnen der Bilder zu zeigen, unter welchen eigen-

tümlichen Verhältnissen und Schwierigkeiten die Eroberung und Besiedelung mancher Gebiete erfolgte. Die Zustände in den Vereinigten Staaten z. B. sind gegenwärtig himmelweit von denen verschieden, die von den ersten Ansiedlern angetroffen wurden. Um nun darzuthun, mit welchem Mut und welcher Zähigkeit die Angloamerikaner die ungeheuren Räume erobert, behauptet und bebaut haben, ist die Besiedelung Kentuckys durch Daniel Boone und seine Gefährten in knappem Rahmen gezeigt worden. Sie ist sozusagen typisch für die gesamte Besitznahme der Landschaften jenseits der Alleghanys, zeigt den Reichtum an Naturprodukten, namentlich an Wild, aber auch die mancherlei Gefahren, von denen sich die Eindringlinge bedroht sahen, sowie ihr eigentümliches Hausen in der Einöde. Wilde Stämme sind nur insofern berücksichtigt worden, als sie in irgend einer Beziehung besondere Beachtung verdienen; es hat für die große Masse des Volkes keinen Zweck, sich mit Einzelheiten aus dem Leben ganz roher, vielleicht überdies aussterbender Völkerschaften bekannt zu machen, wohl gar die Namen einzelner unbedeutender Horden zu merken. Dafür habe ich interessanten, verhältnismäßig wenig bekannten Gebieten größere Beachtung geschenkt, als sie gewöhnlich erfahren und in verschiedener Hinsicht doch verdienen, so dem Territorium Alaska, der Nordwest- und Westküste des Britischen Nordamerika, dem Feuerlandsarchipel. Daß ich den Ländern, nach denen die deutsche Auswanderung vorwiegend gerichtet ist, besondere Aufmerksamkeit zugewendet und ihnen dementsprechend großen Raum gegönnt habe, wird hoffentlich niemand ungerechtfertigt finden, da es sich hier um eine Angelegenheit von der größten praktischen Bedeutung handelt. Canada, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Brasilien und Chile sind aus diesem Grunde bevorzugt worden.

Bezüglich der Darstellung habe ich mich für die mit Recht beliebte Form der gemeinsam unternommenen Reise entschieden, weil ich immer finde, daß die Schüler dadurch lebhafter angeregt werden. Nur da, wo es sich um Zusammenfassungen und dergleichen handelte, wich ich absichtlich von diesem Verfahren ab. Knappe Beschreibungen von Jagden und Ausflügen, Unterredungen mit Landsleuten, die ja bekanntlich in jedem Lande der Erde zu finden sind, sollen erwünschte Abwechselung in die Erzählung, beziehungsweise Schilderung, bringen. Zunächst war ich bemüht, ein allgemeines Bild vom Bau des betreffenden Landes zu geben; daran schließen sich Mitteilungen über alles, was in Bezug auf Land und Leute besonders charakteristisch und eigentümlich erschien; dabei mußte ich allerdings in Rücksicht auf den Raum Beschränkung üben. In einheitlichen, abgerundeten Bildern soll der Schüler erfahren, wie es in dem fremden Lande aussieht, welche Menschen darin leben und wie ihr Dasein verläuft. Um das Verschwimmen des Stoffes zu verhüten und leicht möglichen Verwechselungen vorzubeugen, wurde das Material nach Staatengebieten geordnet. Redlich war ich bemüht, Licht und Schatten der Wahrheit entsprechend zu verteilen, wie namentlich das Kapitel über die Union zeigen wird. Mancher Zug darin wird dem Amerikaschwärmer zu scharf gezeichnet

vorkommen; aber umfängliches Litteraturstudium und eingehende Mitteilungen amerikamüder heimgekehrter Landsleute haben mich zu der Überzeugung gebracht, daß der unbefangene Deutsche die Verhältnisse kaum anders beurteilen kann, wenn er seine Ansicht wahrheitsgetreu zum Ausdrucke bringen will. Produktion und Zukunft der Gebiete wurden entsprechend berücksichtigt. Daß ich an einzelnen Stellen charakteristische Dichtungen oder Stellen aus solchen einschob, wird man hoffentlich nicht ungerechtfertigt finden.

Auf Grundlage zuverlässiger Reisewerke und Zeitschriften ist mein Werk gebaut. Um alle Gerechtigkeit zu erfüllen, gebe ich das hauptsächlich von mir benutzte Quellenmaterial nachstehend einzeln an:

1) Andree, Rich., Der Kampf um den Nordpol. — 2) Kapitän Jacobsens Reise an der Nordwestküste Amerikas. — 3) Lemcke, Canada. — 4) v. Versen, Transatlantische Streifzüge. — 5) Waitz, Die Indianer Nordamerikas. — 6) v. Hesse-Wartegg, Nordamerika, sein Land und seine Leute. — 7) Kottenkamp, Dr. F., Die ersten Amerikaner im Westen. — 8) Richter, F. J., Bilder aus den Vereinigten Staaten. — 9) Sealsfield, Ch., Das Kajütenbuch. — 10) Cronau, R., Von Wunderland zu Wunderland. — 11) v. Hesse-Wartegg, Mexiko — — 12) Stoll, Otto, Guatemala. — 13) Sachs, Aus den Llanos. — 14) Schomburgk, Reisen in Guayana und am Orinoko. — 15) Pöppig, Reisen in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom. — 16) Engel, Aus dem Natur- und Volksleben des tropischen Amerika. — 17) Appun, Unter den Tropen. — 18) v. Tschudi, Reisen durch Südamerika. — 19) Stübel, A., Skizzen aus Ecuador. — 20) Zöller, H., Pampas und Anden. — 21) Eyth, M., Wanderbuch eines Ingenieurs. — 22) v. Tschudi, Peruan. Reiseskizzen. 23) v. Bibra, Erinnerungen aus Südamerika. — 24) Humboldt, A. v., Reisen in den Äquinoctialgegenden des neuen Kontinents. — 25) Hartwig, Dr. G., Das Feuerland. — 26) Ochsenius, K., Chile. — 27) Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Herausgegeben von Prof. Dr. Umlauft. — 28) Aus allen Weltteilen. Herausgegeben von Gustav Uhl.

Möge das Buch freundliche Aufnahme und weite Verbreitung finden!

Bensheim, im August 1894.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

I.

Im hohen Norden.

Um die hehre Majestät, aber auch die grausigen Schrecknisse der Polarwelt kennen zu lernen, denken wir uns auf ein seetüchtiges Schiff versetzt, das dem fernen Grönland zusteuert.

Lustig streicht unser Fahrzeug durch die blauen Fluten; die Farbe der reinen, durchsichtigen Wasser verrät uns, daß wir uns noch im Gebiete des warmen, für unsern Weltteil so überaus wichtigen Golfstromes befinden. Weiter, rastlos weiter dringt das Schiff nach Nordwesten. Allmählich ändert sich die Färbung des Wassers, bis sie endlich in entschiedenes Grün übergeht. Der erfahrene Kapitän belehrt uns, daß wir in den Bereich einer von Norden, also aus der Polarwelt, kommenden Strömung geraten sind. Die schmutziggrüne Färbung rührt vorwiegend von einer Unzahl winzig kleiner, mit dem bloßen Auge gar nicht wahrnehmbarer Algen und niederer Tiere her; der freundliche Befehlshaber läßt eine Portion davon auffischen, und leicht erkennen wir, daß jene niederen Pflanzengebilde einen üblen Geruch verbreiten und schleimige Beschaffenheit besitzen. Überraschend schnell ist der Wechsel in der Wasserfärbung vor sich gegangen; aus blauem Wasser gelangten wir in olivengrünes, dann in blaßgrünes. Im Bereich des Golfstromes zeigte das ins Wasser gehaltene Thermometer noch 4° Wärme, hier, im eisigen Polarstrom, kündet der Wärmemesser nur noch 0° Wassertemperatur.

Da ruft der Mann im Mastkorbe plötzlich: „Segel ahoi!“ und deutet mit dem Zeigefinger der ausgestreckten Rechten nach Nordwesten. Es ist bereits so furchtbar einsam in diesen Gebieten, wir haben uns schon so an das Gefühl ungeheurer Entfernung von menschlichen Wesen gewöhnt, daß wir den Kapitän fragend ansehen. „Sicher ein Walfischfänger“, erklärt der alte Seebär. „Treiben sich gerne in diesen Gegenden herum. Sind hier die besten Jagdgründe auf das Riesenwild.“ Er giebt sodann mit ruhiger Stimme Befehl, auf das einsame Schiff zuzusteuern. „Ist jetzt nicht viel mehr von Walen hier zu sehen,“ erzählt der wackere Kapitän. „Gab eine Zeit, da fuhren jedes Jahr von Bremen mehr als zwanzig, von den Weser- und Elbhäfen insgesamt zwischen fünfzig und sechzig stattliche Schiffe in die nördlichen Gründe aus und erlegten vier- bis fünfhundert der specktragenden Ungeheuer. Von 1770—90 brachten deutsche Schiffe die Ausbeute von 2200 Walen heim. Haben sich durch unvernünftige, rücksichtslose Ausnutzung selbst den

größten Schaden gethan. Sind erschöpft, die guten Jagdgründe, oder die Wale haben sich in unzugängliche Gegenden zurückgezogen. Selten wird mal solch' ein Kapitalkerl mehr erlegt. Nur das armselige Bißchen Robbenschlag ist geblieben."

Eilig nähert sich unser gutes Schiff dem fremden Fahrzeuge, von dem aus deutsche Landsleute herzlich, aber eilfertig grüßen. Wir kommen gerade recht, denn eben hat die mit Fernrohr bewaffnete Wache einen Wal erblickt. Auf Befehl des Kapitäns werden die Boote des Walfischfängers schnell hinabgelassen; Nahrungsmittel und die nötigsten Instrumente zur Orientierung werden hineingebracht, damit die Besatzung das zurückbleibende Schiff im Falle des Verschlagenwerdens wieder auffinden kann. In jedem Boote befinden sich 6 Mann: ein Bootssteuermann, ein Harpunier und vier andere zum Rudern und zur Bedienung der Segel bestimmte Matrosen. An Bord des Schiffs bleiben nur die Leute zurück, die unbedingt notwendig sind.

Mit voller Kraft streben die Boote auf den sich sorglos tummelnden Wal zu, immer bemüht, sich so zu halten, daß er sie nicht sehen kann und daß man dem gefährlichen Schwanze nicht zu nahe kommt. Jetzt sind die verwegenen Jäger auf etwa 4 Meter herangeflogen. Schon hebt der Harpunier seine schwere Waffe; da wird der Fisch plötzlich unruhig, und der Bootssteuermann befiehlt, die Kanonenharpune aus dem vorn im Fahrzeuge befindlichen kleinen Geschütz auf das Tier abzuschießen. Die Harpune sitzt; das verwundete Wild sucht sich durch rasend schnelles Fortschießen und Untersinken vor den Feinden zu retten; mittelst der Leine an dem Wurfgeschoß schleppt das Ungetüm das kleine Boot mit der Geschwindigkeit eines Eisenbahnzuges hinter sich drein. Meilenweit geht die Hatz; immer wieder werden neue Angriffe auf den Riesen gemacht, auch von den anderen Booten, bis endlich noch eines davon festgekommen ist. Wehe dem unvorsichtigen Fahrzeuge, das gegen das grimmige Geschöpf nicht auf seiner Hut ist! Ein Schlag des mit gewaltiger Kraft ausgerüsteten Schwanzes zerschmettert das Boot und giebt die Insassen nicht selten dem Tode im eisig kalten Wasser preis. Gleicher Gefahr sind die Verfolger ausgesetzt, wenn ein Zusammenstoß mit dem Ungeheuer erfolgt. Aber die Mannschaft der „Polaris" hat Erfahrung in dieser Art von Weidwerk; klug weicht sie aus, wo nötig; aber unablässig folgt sie dem verwundeten Tiere. Endlich ist der Wal ermattet; weithin färbt er das Meer mit seinem Blute, Ströme mit Blut gemengten Wassers spritzt er aus seinen Nasenlöchern empor. Ganz nah und völlig unbemerkt schafft sich das eine Boot heran; um sicher zu gehen, stößt der Steuermann dem Tiere nicht, wie früher allgemein üblich, die Handlanze durch Herz und Lunge, sondern er läßt die Bombenharpune in die Herzgegend abschießen. Rasend wehrt sich das Ungetüm gegen den Tod; doch endlich wird es völlig kraftlos und fällt den sich vorsichtig von dem sterbenden Riesen fernhaltenden Jägern zur Beute. Nun schleppen die Fahrzeuge ihr Opfer ans Schiff und legen es längs desselben fest. Der

riesige Kopf wird zuerst an Bord genommen; wahrlich kein leichtes Stück Arbeit, denn allein das am Nasenbein befindliche Fischbein wiegt 3800 Pfund! Die Fischbeinbarten werden vorsichtig ausgebrochen, sorgsam getrocknet und in Bündel gebunden, worauf man sie wegpackt. Dann wird der Speck abgetrennt, indem man den Fisch mittelst eines Flaschenzuges beständig um seine Achse dreht, sodaß 60 Centimeter breite Streifen abgewickelt werden. Beim Auslassen müssen die immer noch sehr fettreichen Grieben (Speckschlacken) das Feuerungsmaterial abgeben, und da sie vortrefflich brennen, entwickeln sie eine ungeheure Glut. Wenn der Thran recht durchsichtig und blank ist, kühlt man ihn in zwei großen Behältern. Nun erst wird er in die Fässer, die schon im unteren Raume des Schiffes bereit liegen, abgefüllt.

Doch hinweg von dem Fahrzeug, auf dem der Aufenthalt wahrhaftig nicht besonders verlockend ist! Überall riecht man Thran, nichts als Thran; alles ist schlüpfrig davon, und die Mannschaft sieht auch nichts weniger als appetitlich aus. Wir sagen den Landsleuten freundlich Lebewohl und wünschen ferneren guten Erfolg; dann geht's an Bord unseres „Nordstern" zurück, wo uns der Kapitän schmunzelnd empfängt. Er wußte, daß wir bald „aus der Thrankambüse" wiederkehren würden.

Wieder streben wir im alten Kurs dem rauhen Grönland zu, dem sein erster Entdecker Erich Rauda 982 den Namen (Grünland) gab, weil er zur Sommerszeit weite, grüne Flächen darauf erblickte. Bald merken wir, daß wir in jene Regionen gelangen, die von den Schiffern so sehr gefürchtet werden.

Eine eigentümliche Masse treibt unserem Schiffe im grünen Wasser langsam entgegen, sie gleicht einem riesigen Marmorblocke von reinster Weiße. Aber unser alter Kapitän belehrt uns, daß dieser schwimmende Körper unserm „Nordstern" Gefahr bringen könne, wenn man ihm nicht vorsichtig ausweiche. Es ist der erste schwimmende Eisberg, den wir zu Gesichte bekommen. Im Vorüberfahren bemerken wir, daß seine Oberfläche rauh ist, und unser alter Freund belehrt uns, er bestehe wie alle seinesgleichen aus dünnen Platten, sei porös und schwammig. Der in ihm enthaltenen Menge starken Salzwassers wegen sei das Polareis sehr schwer und rage schwimmend nur den fünften Teil aus dem Wasser hervor.

Eben hat der Schiffer in diesen Gegenden weniger Sorge um feindlichen Zusammenstoß mit den Riesenblöcken, denen niemand auf den ersten Anblick anzusehen vermag, wie groß und wie gefährlich sie sind. Ist's doch Juli, der Beginn jener bis zum September dauernden Zeit, während deren die unheimliche Nordlandsnatur dem Vorwitzigen gestattet, im Eismeere neugierige Streifzüge zu unternehmen. In der übrigen Zeit des Jahres sperrt sie ihre Geheimnisse durch kleinere Eisflächen wie durch riesenhafte Eisfelder trotzig ab. Wehe dem Kecken, der sich über diese unheimliche Schranke hinaus-, ja, nur auf sie wagt!

Jene weltfernen, in starrem Eis vergrabenen Einöden kennen nur zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter. Je näher sie unseren Gegen-

den liegen, desto mehr haben ihre Jahreszeiten Ähnlichkeit mit den unseren; aber am Pol dauert jeder Tag 4386 Stunden und ebenso lange jede Nacht. So lange der Tag währt, ist Sommer, sobald die Nacht einbricht, beginnt der Winter. Ähnliche Verhältnisse herrschen in allen Ländern des höchstens Nordens.

Sicher und schnell bringt uns der „Nordstern" an Grönlands Westküste; dieser Landstrich allein ist dauernd von Europäern bewohnt, ja er erfreut sich sogar eines verhältnismäßig milderen Klimas als das Innere des nördlichen Festlandes von Amerika. Dänemark hat die Obergewalt über die wenigen Siedelungen, die sich auf dem schmalen Küstenstreifen finden. Bei einem der freundlichen dänischen Beamten in Julianehab finden wir gastliche Aufnahme. Unser Schiff aber wendet sich zur Erledigung von Handelsgeschäften wieder südwärts.

Es ist Sommer auf Grönland, also gute Zeit. Längst ist das riesige Leichentuch, das Hügel und Thäler so lange vollständig bedeckte, vor den wohlmeinenden Sonnenstrahlen gewichen. Da ist auch die Pflanzen- und Tierwelt zu neuem Leben erweckt worden. Wer Grönland im Banne des furchtbaren nordischen Winters kennen lernt, der hält es kaum für möglich, daß aus dem scheinbar für immer erstarrten Boden solche reizende Blumen, so hübsche Flechten, so zierliche Moose und Zwergbäumchen hervorwachsen könnten, wie wir sie bei unseren Wanderungen in Menge finden. Aber diese hübschen Pflanzen haben Eile, ihr Lebenswerk zu vollbringen, denn ihre gesamte Entwickelung vom Treiben des ersten Keimchens bis zur Blüte und vollen Ausbildung des Samens muß binnen wenigen Wochen vollendet sein. Überraschend deutlich erkennen wir hier, welchen gewaltigen Einfluß die Sonne auf die Gewächse ausübt. Wundervoll hell und klar ist das Wetter; die dicken Nebel, die ostwärts von Grönland die Aussicht über den atlantischen Ocean oft tagelang verhüllen, schwinden hier während der schönen Jahreszeit. Dreimal schon hat die Sonne ihren Kreislauf um den Horizont herum jetzt vollendet, ohne daß die geringste Wolke am lichtblauen Firmament wahrzunehmen war. Die Hitze ist geradezu drückend, was uns nicht wundernehmen kann, da die Sonne beständig auf das aus starrem Winterschlaf erwachte Land wirkt. Sie übt daher auch eine erstaunliche Wirkung auf die Pflanzenwelt aus. Viele Gewächse, die wir antreffen, sind schon in Samen gegangen, einzelne sogar bereits ganz trocken und verwelkt.

Lassen wir uns durch die Glut der fast immer unbewölkten Sonne nicht abschrecken, einen längeren Streifzug zur Erforschung des einheimischen Tier- und Pflanzenlebens zu unternehmen! In dem Gärtchen unseres liebenswürdigen Gastfreundes konnten wir uns durch den Augenschein überzeugen, daß der Boden reichlich $^1/_2$ Meter tief aufgetaut war; die Gewächse können also ihre Wurzeln ausreichend lang ins Erdreich hinabtreiben. Überall grünt und blüht es lustig; selbst auf der Spitze des 2000 Meter hohen Berges finden wir noch dicke Moospolster. Daß

die Luft reich an Feuchtigkeit ist, begünstigt die Entwickelung der Pflanzen natürlich gleichfalls. Höchst selten finden wir völlig kahle Strecken; wenigstens einige Grashälmchen, einige verkrüppelte Weiden oder ein kleines Lichtnelkenpolster treffen wir fast überall. In den warmen und geschützten Thalgründen leuchtet allerorten freudiges Grün; Moose und Gräser, unter denen auch bei uns heimische Arten vertreten sind, bilden die hübsche smaragdne Decke. Da finden wir unser Woll-, Fuchsschwanz- und Schwingelgras nebst verschiedenen Seggen; da steht der nordische Mohn, der Löwenzahn, die Ranunkel, der Steinbrech, die Glockenblume und eine Art Immergrün; da wachsen fettes Löffelkraut und Sauerampfer, und Heidegewächse wuchern in Menge. Die Rauschbeere, die Moos- und Heidelbeere werden gern gepflückt und liefern eine sehr erwünschte Abwechselung im nordischen Küchenzettel. Auch Alpenrosen erfreuen uns auf unserer Streife, und mit Ergötzen betrachten wir die winzigen Zwergbirken und Kriechweiden, die das Reich der Bäume hier vertreten sollen. Sie sind ohne Ausnahme so klein und niedlich, daß wir dem Polarforscher Hayes lächelnd recht geben müssen, der von diesen Knirpsen behauptete, man könne einen ganzen daraus bestehenden Wald mit einer Mütze zudecken.

Die eingewanderten Europäer haben auch allerlei Nutzpflanzen eingeführt. Aber welche Mühe erwächst ihnen aus dem Anbau der meisten unter diesen Pflanzenfremdlingen! Rüben und Radieschen gedeihen leidlich; Grünkohl, Spinat, Salat, Kerbel und Petersilie aber entarten völlig, sie schmecken grasartig und erinnern in dieser Hinsicht gar nicht mehr an das ursprüngliche Gewächs. Möhren werden nicht viel länger als 4 cm, die Kartoffeln erreichen die Größe von Haselnüssen. In Treibbeeten allerdings werden als besondere Leckerbissen auch Erdbeeren und Gurken gezogen. Die Frauen der Einwanderer pflegen im Schutze der Häuser auch allerlei Blumen, z. B. Geranien, Fuchsien und Rosen; aber im Freien würden solche zartere Gewächse zu Grunde gehen.

Einst war Grönland anders beschaffen als heute; das Klima hatte in jenen glücklicheren Tagen den Charakter des im südlichen Deutschland herrschenden; die Temperatur muß damals 16° des hundertteiligen Thermometers höher gewesen sein. Unser freundlicher Wirt erzählt uns als Beweis dafür, daß der gelehrte Schweizer Oswald Heer einen an der Westküste bei Atanakerdluk gefundenen versteinerten Wald beschrieben habe, der jene Behauptung zur vollen Gewißheit mache. Es finden sich 66 verschiedene Pflanzenarten darin. Da, wo gegenwärtig Eis, Gletscher und Schnee einen großen Teil des Jahres hindurch den Boden vollständig bedecken, wölbten einst mächtige Bäume ihre Kronen. Es befand sich eine Riesenfichte, die dem höchsten Gewächse der ganzen Erde, dem kalifornischen Mammutbaume, nah verwandt ist, unter ihnen. Eine andere Art Nadelholz ist jetzt nur noch im milden Japan anzutreffen. Immergrüne Eichen, Magnolien, Platanen, Pflaumenbäume mit immergrünem Laube, Wallnüsse, Haselnußsträucher, von Epheu umwunden,

prangten voreinst an dieser jetzt so wenig wirtlichen Küste; dazwischen wucherte Brombeergesträuch, nickten zierliche Farnwedel am Boden.

Doch wir kehren zur Gegenwart zurück! Unser dänischer Freund führt uns weiter ins Innere des Landes, denn wir sollen auch die Tierwelt seiner gegenwärtigen Heimat kennen lernen. Da finden wir den weißen Polarhasen, der sich jetzt, nach langer Entbehrung im erbarmungslosen Winter, am jungen Grün weidlich labt; während jener Schreckenszeit zog er den Renntieren und Moschusochsen nach, da, wo diese starken Tiere den Schnee weggescharrt hatten, auch seine Nahrung noch findend. Auch die Knospen und der Bast von Weiden und Birken mußten dem armen Schelm sein Leben fristen helfen. Das hübsche Schneehuhn, das sich drüben vor uns im Geklüft verliert, hat sich auf gleiche Art mühselig durchgeschlagen. Dort schaut von ragender Felsklippe ein blauer Eisfuchs neugierig auf uns herab. Wie sein weißer Vetter hat er jetzt gute Tage. Wahrscheinlich strich er dem hübschen Schneehuhn nach, und wir haben ihn durch unser Erscheinen um einen guten Braten gebracht. Vielleicht glückt es dem zierlichen Burschen, auf seiner weiteren Streife mit geschicktem Sprunge einen feisten Hasen zu erhaschen. Überdies hat er jetzt immer gedeckte Tafel, denn die Nester der Vögel liefern ihm wohlschmeckende Eier. Die Grönländer glauben, die vorsichtigen Tiere trügen ungeheure Mengen dieser nahrhaften Speise als Vorrat für den Winter zusammen. Übrigens ist der Polarfuchs kein so arglistiger Bandit, wie unser einheimischer Reineke. Ja, er sucht sogar völlig harmlos die Nähe des Menschen, weil er Vorteil von ihm zu ziehen hofft. Diese Zuthulichkeit hat freilich auch ihren Haken, denn der dreiste Geselle visitiert, wenn die Reisenden schlafen, gewöhnlich deren Vorratssäcke und plündert die mitgeführten Lebensmittel gründlich. Um die eingeeisten Schiffe streift er, Abfälle suchend, Tag und Nacht; nicht selten wird es sogar schwer, sich seiner Zudringlichkeit zu erwehren.

Bei einem Jagdausfluge mit dänischen Beamten lernen wir auch ein größeres, höchst interessantes Wild kennen, das leider ziemlich selten geworden ist: den Moschusochsen oder Bisamstier. Der wilde, zottige, auf niedrigen Beinen stehende und mit lang herabhängenden dunklen Haaren bedeckte Gesell hat zwei kolossal dicke, am Grunde miteinander verwachsene Hörner und erreicht etwa die Größe eines jährigen Rindes. Herdenweise lebend, scharren sich die Tiere im Winter ihre Nahrung unter der Schneedecke hervor. In einem trockenen Thale weidet eine kleine Herde; wir schleichen uns vorsichtig an sie heran, legen uns, dem Beispiele der dänischen Herren folgend, platt auf den Boden und warten der Dinge, die da kommen sollen. Die Tiere teilen sich in zwei Abteilungen, galoppieren, von starken Bullen geführt, so schnell und regelrecht wie manövrierende Reiterei im Thalgrunde umher. Dann jagt eine der Abteilungen direkt auf uns los und bildet eine ganz gerade Linie mit furchtbaren Hörnern. Jetzt kommen sie sogar auf etwa 200 Fuß nah, schnaufen heftig und wühlen den Boden auf. Einer unserer Begleiter schießt: der stärkste Bulle ist durch die Lunge

geschossen; der übrige Teil der Herde macht Kehrt und ergreift die Flucht. Das getroffene Tier steht trotzig da, augenscheinlich von Wut erfüllt und doch unfähig zum Angriff. Das Blut strömt aus den Nasenlöchern auf den grünen Grund, zornig blitzen die kleinen, feurigen Augen unter dem buschigen Haar hervor. Ohne einen Laut von sich zu geben, stirbt das stolze Geschöpf.

Das Jagdglück ist uns günstig; nach nicht allzu langer Streife erblicken wir auch ein Rudel weidender Renntiere. Es ist Wild von der Größe eines Damhirsches mit jetzt braungrauem (im Winter weißem) Felle und starkem, an der Spitze handförmigästigem Geweih. Aber wie plump und unschön sind diese Geschöpfe im Vergleich zu unserem stolzen Edelhirsch! Wie ungelenk sind alle ihre Bewegungen! Wir sind ihnen, durch den Wind begünstigt, ganz nah gekommen und hören nun bei jeder Bewegung der so nützlichen Geschöpfe jenes höchst eigentümliche Knacken, das den Fremdling, der zum ersten Male in die Nähe einer Renntierherde kommt, nicht wenig in Erstaunen setzt. Jetzt giebt einer unserer Begleiter ein Zeichen — donnernd entladen sich die Gewehre, und drei der Geweihträger wälzen sich sterbend am Boden, indes die übrigen flüchten. Erfreut eilen wir hinzu, dem Todeskampfe der Getroffenen schnell ein Ende machend.

„Eine gute Jagd," rufen die Dänen einander fröhlich zu, und belehren uns auf unsere Frage, daß das Fleisch des Tieres einen überaus wohlschmeckenden Braten liefere, während sich das Fell vortrefflich zu Bettvorlagen und ähnlichen Dingen eigne.

„Schade," meint der alte Warfredson halb ärgerlich, „daß auf so schauerliche Art von den Eingeborenen gegen die Renntiere gehaust wird! Sonst wurden jeden Sommer 10—20000 Stück auf den Markt gebracht, es gab köstliches Wildpret in Menge. Jetzt erlegen die Eskimos in Mittelgrönland zuweilen in einem Jahre nur noch 20—30 Stück. Die Thoren töten das treffliche Wild nicht selten nur aus Vergnügen oder der Zunge wegen. Im Süden sind die Tiere noch häufiger, namentlich in den Thälern, die von den Fjords aufwärts ziehen. Sie haben sich aber in Menge nach der Ostküste zurückgezogen, weil sie dort von ihrem größten Feinde, dem Menschen, weniger zu leiden haben."

„Wie mag's wohl kommen, daß die Eingeborenen das Renntier nicht gezähmt haben, wie es die Lappen mit bestem Erfolge thun?" fragen wir.

„Es würde ihnen gezähmt wenig nützen," lautet die Antwort des freundlichen alten Herrn. „Das Tier kommt nämlich auf dem Eise nicht gut fort, auch würden die Eskimos bei ihren Reisen auf dem Eise Not haben, Futter für die Rens zu schaffen. Wenn Sie den Winter über in Grönland bleiben, werden Sie erkennen lernen, daß sich der Hund viel besser zu Schlittenfahrten auf dem Eise eignet. Übrigens wird eine höchst eigentümliche Liebhaberei der Eskimos Ihre Aufmerksamkeit noch erregen. Sie essen das magere Fleisch des Renntiers sehr gern in fauligem Zu-

stande, und als ein ganz besonders leckeres Gericht gilt ihnen — der halbverdaute Inhalt des Magens mit Walfischspeck. Aus der Haut und den Sehnen bereiten sie sich Kleider und Zwirn, aus dem Geweih machen sie allerlei Werkzeuge."

Um mancherlei interessante Anschauungen reicher, kehren wir mit den Jägern heim; inzwischen herzugekommene Eingeborene bringen, geschwätzig und lebhaft wie Südländer, die Beute nach der Niederlassung.

Am nächsten Tage entsteht ungewöhnliches Leben am Strande: ein Schiff ist angekommen; das bedeutet ein großes, seltenes Ereignis in diesen einsamen, weltfernen Gegenden, in denen sogar der dänische Gouverneur seine amtliche Zeitung ein Jahr zu spät erhält. Aus allen Richtungen strömen die Eingeborenen dorthin, den unerwarteten Besuch anstaunend. Langgezogenes Hundegeheul, wie es nur der Eskimohund hervorzubringen vermag, begrüßt die Ankömmlinge. Dann erklingt ein wildes, seltsames, süß-trauriges Willkommlied der Eskimos, das, obwohl die Worte unverständlich sind, den Fremdling doch immer tief rührt.

Geduldig, von brennender Neugierde geplagt, bleiben die Eskimos, Männer, Frauen und Kinder, den langen Vormittag am Ufer stehen, alle Bewegungen des Schiffes und der Mannschaft mit größtem Staunen betrachtend. Zum Strande hinabschlendernd, betrachten wir sie uns genau. Frauen und Männer sind fast vollkommen gleich gekleidet, sodaß man die Geschlechter in der Kleidung nur sehr schwer unterscheiden kann. Sie tragen Beinkleider aus Seehundsfell, Jacken aus Renntier- oder Robbenfell und wasserdichte Stiefel. Eine große Kapuze verhüllt den Kopf. Im Winter verdoppeln sie diese Gewandungen und trotzen dann der grimmigsten Kälte. Aus den Därmen der Robben- und Walrosse bereiten die Frauen mit großem Geschick wasserdichte Hemden; diese ersetzen jetzt, im heißen Sommer, die schweren Überkleider und leisten den Leuten bei ihrer fast amphibischen Lebensweise treffliche Dienste. Die Statur der Eskimos ist nicht groß, aber zwerghaft sind sie nicht; sie sehen nur deswegen verhältnismäßig klein aus, weil sie ziemlich beleibt sind und sehr dicke, schwere Gewandung tragen. Die Hautfarbe ist dunkelgrau oder dunkelbraun, die Gesichter sind breit, haben stark entwickelte Backenknochen und meist plumpe, selten hübsche Formen. Das Haar ist schwarz, die Augen sind dunkel und schief geschlitzt, der Bartwuchs ist bei allen Männern schwach. Der Körperbau ist bei allen stark und fest, der Rumpf ungemein breitschulterig. Thatsächlich gebieten diese Nordlandssöhne, obwohl sich ihre Muskeln weich anfühlen, über eine gewaltige Körperkraft, sodaß sie in dieser Hinsicht alle anderen Ureinwohner Nordamerikas übertreffen. Manche dieser untersetzten Männergestalten könnten dreist mit dem Eisbären oder dem Walroß ringen. Auffallend ist die Kleinheit der wohlgebauten Hände und Füße, der ersteren namentlich deswegen, weil sie zu recht anstrengenden, harten Arbeiten gebraucht werden. Ihrer Hautfarbe, ihrem üppigen, pechschwarzen Haupthaar, ihrer Lebhaftigkeit und Geschwätzigkeit wegen könnte man diese Kinder des hohen Nordens fast für Südländer halten. Ein

unaufhaltsamer Redestrom ergießt sich, von ungemein lebhaften Handbewegungen begleitet, über ihre Lippen.

Der Besitzer des stattlichen Dampfers „Albatros“, ein reicher, reiselustiger Amerikaner, läßt sich endlich mit den Schiffsoffizieren und einer Anzahl beurlaubter Mannschaften ans Land rudern. Zwischen zwei Reihen lachender und schwatzender Frauen schreiten die Fremden den Strand empor. Wir begrüßen sie in ihrer Sprache und empfangen kurzen, aber artigen Gegengruß. Bald sind wir mit den Söhnen der großen Republik genauer bekannt, in ihre Pläne eingeweiht, und gern gewährt uns Master Murphy, der Schiffseigentümer, auf unsere Bitte die Erlaubnis, ihn auf seiner weiteren Nordlandsfahrt zu begleiten.

„Ein wenig angenehmes Nest, solch' ein Eskimodorf,“ meint der Herr, während wir gemütlich beim Kaffee zusammensitzen. „Wo man die Nase hinstreckt, wird sie beleidigt. Aus Salzwasser, engen Wohnungen und wunderseltenem Kleiderwechsel entsteht da ein Düften, das unbeschreiblich ist. Kenne das schon von Labrador her, von wo wir eben kommen. Und dieser Atmosphäre ist nicht zu entrinnen, denn der Duft rührt nicht allein von den Leuten her; der ganze Hafendamm ist mit Fischen bestreut, sogar die Luft scheint von Fischen erfüllt zu sein. Thran, nichts als Thran, wohin man riecht. Haben Sie schon einen Eskimoball mitgemacht, wie er bei Ankunft eines Schiffes in den grönländischen Häfen üblich ist?“

„Nein, der „Polarstern“, der uns hierher brachte, durfte sich nicht aufhalten; er steuerte gleich wieder südwärts.“

„Nun, dann werden Sie noch ein höchst eigentümliches Stückchen grönländischen Lebens kennen lernen,“ meint Murphy lächelnd, „denn ohne den Ball kommen wir nicht davon; ich weiß das von früher her.“

Tagsüber sehen wir mit den Fremdlingen einmal dem Bootbau der Eingeborenen zu. Das Männerboot nennen die Eskimos Kajak, das Frauenboot Komiak. Beide werden mit außerordentlicher Geschicklichkeit von den Frauen hergestellt. Ein leichtes Geripp von Holz oder Fischbein wird rundherum, auch auf der Oberseite, mit gegerbtem Seehundsfell vollkommen wasserdicht überzogen. Die Frauen verstehen die derben Häute schon so fest zusammenzunähen, daß kein Wasser einzudringen vermag. Zum Überfluß wird die schützende Decke des etwa 6 Meter langen und sehr schmalen Fahrzeuges noch gefirnißt. Der Kajak läuft nach hinten und vorn spitz zu und ragt, wenn ein Mensch darin sitzt, nur ganz wenig über den Wasserspiegel empor. Das Boot wiegt kaum 30 Pfund und kann deswegen bei Märschen über Land leicht auf dem Rücken getragen werden. Wir bewundern die fabelhafte Kühnheit und Geschicklichkeit der Männer bei Benutzung dieser Kähne immer wieder. Eben macht sich am Strande der wohlbeleibte Kalutunah, der die Jagdbeute gestern heimbringen half, zur Abfahrt bereit. Gewandt schlüpft er in die runde Öffnung in der Mitte der Oberseite mit den Beinen, setzt sich, indem er die Untergliedmaßen gerade vor sich hinstreckt und bindet

einen losen Lederrand, der den Rand des Loches umgiebt, mit Schnüren an seinem mit wasserdichtem Seehundsfellrock bekleideten Leibe fest. Er hat seinen Kajak sozusagen angezogen, ist eine Art Wassertier geworden, das von einer Schwimmblase umgeben ist. Wie schlau weiß sich der gutmütige Bursche, der uns wiederholt freundlich anlacht, aufrecht zu erhalten! Wahrlich, das ist keine kleine Kunst in einem Fahrzeug, an dem das Leichte unten, das Schwere oben ist! Man kann unsern Kalutunah mit einem Menschen vergleichen, dem Schwimmblasen unter die Fußsohlen gebunden werden und der dann die Aufgabe erhält, auf dem Wasser zu gehen. Sein auf beiden Seiten mit Schaufeln versehenes Ruder klug gebrauchend, stößt er jetzt in die Flut hinaus. Überaus behend benutzt er das Ruder eben als Flosse, dann als Balancierstange. Sobald das Schifflein die geringste Neigung zum Umschlagen zeigt, erfolgt ein klug berechneter Gegendruck, und das Unheil wird vermieden. Um uns eine Freude zu bereiten, vollbringt der seetüchtige Mann jetzt einige staunenswerte Kunststücke; eben schlägt er mit seinem Kajak einen regelrechten Purzelbaum auf dem Wasser, wie ihn ein Seiltänzer auf dem Lande nicht besser fertig brächte. Nun zieht er seine Kapuze so fest um das Gesicht, daß kein Tropfen Wasser einzudringen vermag, ebenso macht er die Ärmel wasserdicht; dann zieht er seine Jacke über die Öffnung, worin er sitzt, damit das gefährliche Naß nicht in das Boot dringe. Jetzt eine pfeilschnelle Bewegung mit dem Ruder, und — o Schrecken! — der gute dicke Kalutunah ist unter dem Wasser verschwunden, der Kiel des Bootes schwimmt oben. Wir sehen den Amerikaner voll Sorge an, er lächelt und deutet nach dem Kajak. Eben erfolgt eine blitzschnelle Bewegung mit dem Ruder, und hurtig ist der gewandte Eskimo wieder obenauf. Nun ruft er seinen Bruder Kookmokno, der eilfertig in seinen Kajak schlüpft und Kalutunah entgegenrudert. Jetzt setzt letzterer sein Boot in rasche Bewegung, und plötzlich ist er über das Fahrzeug Kookmoknos weggesetzt wie ein Pferd oder ein Hirsch über ein Hindernis springt. Gern verabfolgen wir den beiden gutherzigen Burschen ein kleines Geschenk, für das sie in ihrer lebhaften Art wortreich danken. Dann rudern beide ins offene Meer.

„Es waren nicht die größten Kunststücke, die von diesen tapferen Burschen vollbracht werden," meint unser neuer Bekannter. „Das schwerste ist sicher, daß sie in solcher armseligen Nußschale weit in das offene stürmische Meer hinausfahren, in einem Tage 20 bis 24 Stunden Weges zurücklegen und daß sie den schwersten Orkan glücklich überstehen, so lange sie ihre Ruderstange in der Gewalt behalten. Verlieren sie diese freilich, so sind sie augenblicklich verloren. Sehr drollig ist's, wenn ein Eskimo den entfernt wohnenden Nachbar mit Familie besucht. Dann legt sich die Frau regungslos platt hinter den Mann, das kleine Kind wird in dem Loche untergebracht, worin auch der Lenker des Fahrzeuges sitzt. Es sind wackere, todesmutige, gutherzige Leute, die ein besseres Los verdienten, als hier in dieser eisigen Öde einen unablässigen Kampf

gegen Hunger und Frost zu führen. Sehen Sie nur, wie die beiden Männer mit ihren Kajaks pfeilgeschwind die grünen Fluten durchschneiden! Jetzt sind sie ganz Feuer und Leben, und wenn die Jagd gut ausfällt, fehlt ihnen nichts zum vollkommenen Glücke. Eben erlegt Kalutunah ohne auch nur eine Sekunde anzuhalten mit dem leichten Wurfspeer einen Seevogel im Fluge, sein Bruder einen andern im Augenblick des Tauchens. Aber ihr Hauptwild bleibt doch der Seehund; ihn zu überlisten und zu erlegen, ist ihre größte Lust. Freilich kommen sie dabei zuweilen in schwere Gefahr, wenn nämlich das gefangene Tier sehr stark schlägt und den Kajak dadurch zum Umkippen bringt. Die Geschicklichkeit und Umsicht der Eskimos ist aber so groß, daß solche Unfälle äußerst selten vorkommen."

Im Hause des Zimmermanns beginnt später der unvermeidliche Ball in einem Raume von etwa 10 Meter Länge. Schon ist das Gemach überfüllt, und ein wahrhaft schrecklicher Duft schlägt uns beim Eintritt entgegen. Die ganze Kapelle besteht aus drei Musikern; zwei davon spielen Geige, einer schlägt herzhaft die Trommel. Die Ausschmückung des Saales, die Beleuchtung und die Bewirtung der Teilnehmer liegt nach Landessitte den eingeladenen Gästen ob. Deswegen sind vom Schiffe Flaggen, Lichter, hartes Brot, Ochsen- und Schweinefleisch und ein Sack Kaffee herübergeschafft worden. Emsig brennen und mahlen die eingeborenen Frauen die braunen Bohnen und bereiten dann sorglich den würzigen Trank. Es wird herzhaft geschmaust und mit Wohlbehagen das braune, duftende Naß geschlürft. Nun beginnt die Musik; sie klingt nicht gerade besonders rein, wird auch nicht ganz taktmäßig ausgeführt, aber die anspruchslose Ballgesellschaft ist so von Herzen fröhlich, wie wenn die Hofkapelle Seiner Majestät des Königs von Dänemark ihr zum Tanze aufspielte. Es ist ein überaus ergötzlicher Anblick für den Fremdling, in das harmlose, aber recht geräuschvolle Gewühl zu schauen. Die Eskimos tragen ohne Ausnahme ihre gewöhnliche Kleidung: Beinkleider, Jacken und Stiefel aus Seehundsfell; aber sie haben sich zu Ehren des Festes überreich mit hellen Bändern herausgeputzt; weiße, rote und gelbe Farbentöne stechen besonders hervor. Da Männlein und Weiblein fast vollkommen gleich gekleidet sind, entstehen bei der Aufforderung zum Tan nicht selten drollige Irrtümer, indem die unkundigen, aber überaus tanzlustigen Matrosen statt einer Eskimojungfrau einen derben Eskimojüngling erwischen, was dann immer große Heiterkeit unter der eingeborenen Männerwelt erregt. Die Schönen lösen übrigens ihre Aufgabe beim Tanzen vortrefflich, namentlich walzen sie gut und entwickeln auch bei der Polka große Fertigkeit, in allen Tänzen ohne Ausnahme aber rühmliche Ausdauer. Uns läßt die drückende, unangenehm riechende Luft nicht lange im Ballsaale ausdauern; weniger wählerisch ist die Mannschaft. Sie freut sich, nach der Einförmigkeit einer langen und nicht ungefährlichen Seefahrt wieder einmal am festen Lande lustig sein zu können, und so dauert die laute Fröhlichkeit denn fast zehn Stunden hindurch.

Zwei Tage später dampft der „Albatros" die Küste entlang weiter nach Norden, und wir nehmen gern Teil an der Fahrt. Zahllose Eisberge schwimmen in den grünen Fluten, und es gilt die größte Vorsicht, um das stolze Schiff vor Schaden zu behüten. Diese schimmernden Massen sind die gefährlichsten Feinde der Fahrzeuge, welche in die Gewässer des hohen Nordens vordringen. Ein eigentümlicher weißer Glanz am Himmel, der sogenannte Eisblink, verrät dem Kundigen das Anrücken größerer Treibeismassen schon in beträchtlicher Entfernung. Jener warnende Schein ist nichts anderes, als das von Schnee oder Eis am Horizonte zurückgeworfene Licht. Seine Färbung ist sehr verschieden; wenn er auf Schnee am Lande hindeutet, ist er tiefgelb, über Eisfeldern hellgelb und sehr blaß, über sogenanntem Packeis (durch neugebildetes Eis fest verbundenen Blöcken) reinweiß, über jungem Eise leicht graulich. Wenn sich dagegen eine eigentümliche Dunkelheit am Gesichtskreise bemerkbar macht (ein sogenannter Wasserhimmel), darf der Reisende zuversichtlich auf eisfreies Wasser hoffen. Behutsam arbeitet sich der „Albatros" durch die Eisberge, die bald weite, regelrechte Gassen bilden, bald sich wild durcheinander schieben, je nachdem Wind und Wellen auf sie einwirken. Plötzlich tritt vor dem Hauche der Luft starker Frost ein; ein leichter Schneefall beginnt, schwere Nebel lagern sich auf dem Meere. Ohne Unfall erreichen wir trotzdem den Hafen der wichtigen kleinen Stadt Godhaven auf der Insel Disko. Hier machen alle Grönlandfahrer Halt, und deswegen ist das Nestchen auch besonders bekannt.

Wie in anderen Kolonien, so gehören auch hier die wenigen hölzernen Häuser den Europäern, und das Baumaterial dazu wird mit schweren Kosten aus Dänemark herbeigeschafft. Diese Behausungen sind ohne Ausnahme nur ein Stockwerk hoch, und um sie einigermaßen gegen den Einfluß der furchtbaren Winterkälte zu sichern, erbaut man sie mit doppelten Wänden und verklebt die Außenseite sorgsam mit Pech. Das verschönert den Anblick allerdings nicht, aber es ist praktisch. Die dänischen Beamten sind in Bezug auf die Wohnungen ziemlich anspruchslos; das Haus des Gouverneurs, der uns freundlich bewillkommnet, besteht z. B. nur aus einem größeren und einem kleineren Wohnzimmer und einem Eßzimmer, sowie den sonstigen unentbehrlichen Räumlichkeiten. Aber es genügt seinem Zwecke als öffentliches und privates Gebäude vollkommen, und die sinnige Gattin hat es gar traulich und behaglich für die lange, bange, starre Winternacht einzurichten gewußt. Gerade hier, wo die Menschen einen großen Teil des Jahres hindurch fast ausschließlich auf den Aufenthalt im schützenden Hause angewiesen sind, wird wohlthuende Behaglichkeit im Heim doppelt angenehm empfunden. So schmücken denn in dem kleinen Hause Abbildungen von Blumen und Früchten die Wände des Speisezimmers, im Wohnzimmer finden sich Bücher, Bilder und Noten in Menge, und das Piano in der Ecke erfreut sich offenbar eifriger Benutzung. Ganz besonders freundlich mutet uns aber der Anblick der bunten Blumen an, die, sorgfältig von zarten Händen gepflegt, am Fenster blühen. Sie sind

den Bewohnern der bequemen und angenehmen, wenn schon unscheinbaren Behausung eine wohlthuende Erinnerung an die glücklichere Heimat. Dort verursacht die Pflege dieser Kinder Floras keine besondere Mühe; hier erheischt sie die äußerste Sorgfalt; einen einzigen Tag der freien Luft ausgesetzt, würden die empfindlichen Gewächse schweren Schaden leiden, wenn nicht ganz zu Grunde gehen. Einen gar freundlichen Eindruck macht es, daß kein einziges dänisches Haus des Blumenschmuckes entbehrt.

Außer dem Hause des Gouverneurs sind hier, wie in allen Kolonien, die Vorratshäuser, die Wohngebäude für den Arzt, den Missionar und den Pfarrer, sowie die saubere, freundliche Kirche bemerkenswert.

Auch in Godhaven muß der übliche Ball mit durchgemacht werden, dann dampft der „Albatros“ weiter nach Norden. Zwischen schwimmenden Eisbergen arbeitet sich das gute Schiff tapfer durch. Vor uns liegt endlich der vielgerühmte **Arsutfjord**; er ist ziemlich eng, aber sehr tief; seine silberschimmernden Wasser schlängeln sich durch großartige, wunderbar schöne Felsen von 1000—1500 Meter Höhe hindurch. Vorsichtig nähern wir uns dem Eingange und dringen ein; aber bis zum Ende der Bucht zu gelangen, ist wegen der unter dem Wasser lauernden Klippen unmöglich. Ein murmelndes, eigentümliches Geräusch, wie es ferne brausendes und schäumendes Wasser hervorbringt, hat unsere Aufmerksamkeit schon lange erregt. Je näher wir fahren, desto lauter wird es; jetzt, da wir dem 750 Meter hohen Arsutfelsen, der fast senkrecht aus dem Wasser aufsteigt, nahgekommen sind, ist der sonderbare Lärm zu einer Stärke angewachsen, die uns zum Schreien nötigt, wenn wir uns mit einander verständigen wollen. Und nun erkennen wir auch die Ursache des wundersamen Naturlautes. Millionen von Seevögeln, die des Felskolosses Oberfläche völlig bedecken, bringen ihn durch ihr lautes, häßliches Geschrei hervor. Einige abgefeuerte Flintenschüsse erregen panischen Schrecken unter der lärmenden Gesellschaft; gleich einer schwarzen, drohenden Wolke rauscht sie unter unbeschreiblichem Getöse vom Felsen auf. Wie ganz Grönland im Sommer reich an nordischen Vögeln ist, so auch diese Gegend. Die Tiere nisten in der besseren Jahreszeit hier, erziehen ihre Brut und wandern dann meist nach Süden in wärmere Gegenden; nur das Schneehuhn dauert auch im Winter der Polarwelt aus. Alle Seevögel, die sich in diesen Einöden finden, sind widerwärtige Schreier. Ein einziges Vögelchen erfreut den Reisenden durch seinen sanften Gesang: die niedliche Schneeammer.

Einer der auffallendsten Vögel im Polarmeere ist der Sturmvogel, den die Seeleute auch Mallemuck oder Seepferd nennen. Er gehört zum Mövengeschlecht und folgt unserem Schiffe lange Zeit mit unbewegten ausgespannten Flügeln, kommt ihm aber niemals zu nahe. Bald senkt er die eine, bald die andere Schwingenspitze gegen die Wellen; nur selten ruht er einen Augenblick in dem Schaume, gleichsam mit ausgebreiteten Flügeln auf der Flut schwebend. Ohne einen Schlag mit den Schwingen zu thun, schnellt sich der listige falsche Bursche dann plötzlich wieder in

die Höhe. Alles vom Schiffe Geworfene erhascht er mit erstaunlicher Geschicklichkeit. Indem wir den Fjord verlassen und die Fahrt nach Norden fortsetzen, haben wir Gelegenheit, den listigen Vogel von den Matrosen fangen zu sehen. Die Männer werfen ein Stück Speck an einer Angelleine aus; wie besessen stürzen die sämtlichen uns folgenden Sturmvögel auf den lockenden Köder, wildes Geschrei, Schnattern und wogendes Getümmel entsteht, einer sucht den anderen zu vertreiben — da hat einer den heißbegehrten Leckerbissen erhascht und sich gefangen. Der sich heftig Sträubende wird heraufgezogen, aber mit Ekel bemerken wir, daß er einen erstickenden Aasgeruch verbreitet, der sogar an dem Platze haftet, auf dem er sitzt. Einer der Matrosen ist bei dem Versuche, den übelriechenden Burschen zu fassen, unvorsichtig; da spritzt ihm dieser eine widerliche thranige Flüssigkeit aus dem Schnabel entgegen. Der Sturmvogel gehört zu den gefährlichsten Feinden der übrigen gefiederten Bewohner des hohen Nordens, denn er frißt ihnen Eier und Junge weg.

Wieder gelangen wir zu einem Vogelberge. Während sich unser Schiff in dem hier ungefährlichen Wasser nähert, können wir uns das höchst eigentümliche Bild einmal mit Muße und genau betrachten. Den Stamm der Niederlassung bilden die Alken; in langen Reihen, dicht aneinandergepackt, sitzen sie auf den unzugänglichsten Vorsprüngen der Felsenwand. In allen Klüften, auf allen Absätzen drängt sich Brust an Brust; nur den äußersten Rand haben die Vögel aus Furcht vor dem Polarfuchse freigelassen. Auf den niedrigen, leichter zugänglichen Absätzen des Berges hocken Schwärme anderer Vögel: Taucher, Lummen, Enten, Möven u. s. w. Ebenso unermeßlich wie die Zahl der ruhenden ist die der umherschwärmenden Segler. Sobald eines der Tiere sein Nest nur einige Augenblicke unbewacht läßt, stürzt der Sturmvogel in räuberischer Absicht herzu; ein blutiger Streit beginnt, gewöhnlich mit Vertreibung des Räubers endend. Um die gesamte Masse der gefiederten Felsbewohner in Bewegung zu bringen, werden einige Schrotschüsse hineingefeuert. Mit ohrbetäubendem Geschrei brausen die Myriaden empor; ihre Menge ist so ungeheuer, daß sie thatsächlich nicht nur das Antlitz der Sonne, sondern den ganzen Himmel verdunkeln. Wie leidenschaftlich, wie aufgeregt klingen alle diese Stimmen! Tiefe Laute, fast denjenigen menschlicher Stimmen vergleichbar, heisere Angstrufe, jämmerlich wehklagende Laute mischen sich zum höllischen Concert. Plötzlich trifft ein neuer, gellender, überaus seltsamer Ton unser Ohr; unwillkürlich fahren wir bei seinem Erklingen zusammen. „Der Polarfuchs," erklärt Freund Murphy. „Hören Sie, wie er den Vogelberg wieder und wieder begrüßt!" Richtig, noch mehrmals ertönt der seltsame Naturlaut, bald wie höhnendes Lachen, bald wie klagender Angstruf. Was Wunder, daß die alten holländischen Walfischfänger dies Geschrei für den Ruf des Teufels hielten und ihn als übles Vorzeichen betrachteten?

Weiter! Wir landen in Upernivik, auf dem nördlichsten Fleckchen

Erde, wo noch Gesittung heimisch ist. Auch hier werden wir von den europäischen Beamten mit der liebenswürdigsten Gastlichkeit empfangen.

Es ist eine neue Welt, in die wir vorgedrungen sind: das Reich der nicht auf- und nicht untergehenden, beständig um den Horizont herumschwebenden Mitternachtsonne. Fortwährende Helle umstrahlt uns; die Lampe ist überflüssig geworden, man lebt nicht mehr nach der Sonne, sondern nur nach der Uhr; weder Morgen, noch Mittag, noch Nacht ist zu unterscheiden. Wer noch niemals im hohen Norden lebte, noch niemals die Mitternachtssonne sah, auf den macht sie einen höchst eigentümlichen Eindruck. Aber Änderungen in unseren Lebensgewohnheiten, die wir uns als unausbleiblich vorgestellt hatten, bringt sie nicht hervor, am allerwenigsten Schlaflosigkeit. Sicher kommt dies besonders daher, daß wir ganz allmählich, nicht mit einem Schlage in den monatelangen Tag hineinversetzt worden sind. Für unsere Seeleute ist die Möglichkeit, die so notwendige Nachtwache im vollen Tageslichte abhalten zu können, sogar äußerst angenehm, denn viel sicherer läßt sich so den Gefahren einer unbekannten, stürmischen, mit Eis bedeckten See wehren. Wie sollten sich die wetterharten Bursche also nach der unheimlichen Nacht sehnen, die keines Menschen Freund ist, am allerwenigsten der ihrige? Keine andere Zone bietet etwas, das sich der Mitternachtsonne an die Seite stellen ließe. Es ist uns, als seien wir frei vom Joche der Stunden, als stehe der ungestüme, rastlos, unaufhaltsam enteilende Strom der Zeit hier still. Berauschend, wie eine zwingende Zaubermacht, wirkt der fremdartige Reiz auf unser Gemüt. Groß, aber matt und strahlenlos schwebt der nie versinkende Sonnenball über dem Horizonte. Seltsam ist sein Schein, nie haben wir bisher Ähnliches erschaut. Es ist ein düsteres, dämonisches Glühen, das an die uralten Sagen der nordischen Völker von der Weltbrandsdämmerung erinnert. Magisch bestrahlt dieser müde Schein die grünen, fast immer bewegten Wasser, in seltsame Glut taucht er die Eismassen und Schneefelder, wundersam leuchten die Felsenleiber und -stirnen darin; selbst die Schatten färbt er blutrot. Es ist ein gar wunderbarer, unbeschreiblicher Anblick, den wir von der Mittagstafel beim gastfreundlichen Gouverneur aus haben. Rauhe, dürre Felsen heben sich trotzig aus den heute vollkommen ruhigen Fluten der Baffinsbai; Hunderte von festliegenden und sich bewegenden Eisbergen der verschiedensten Gestalt und Größe baden sich, goldig schimmernd, im Glanze der Mitternachtssonne. Der Himmel ist klar und eigentümlich weich, die Berge glitzern wie Massen von poliertem Golde. Und doch weicht das Gefühl freudigen Staunens in unserem Herzen bald demjenigen einer dunkeln, unbestimmten Sehnsucht; es wird uns zu Mute, als könnten wir solchen Tag ohne Ende nicht durchleben; heiß verlangen wir, wenn wir wochenlang in der Helle des Polarsommers gelebt haben, nach dem wohlthuenden Dunkel der Nacht, das uns für Stunden die Widerwärtigkeiten des Lebens vergessen läßt.

Nun unternehmen wir mit den dänischen Freunden einen Ausflug, zunächst nach dem Begräbnisplatze von Upernivik. Wie öde, wie unbe-

schreiblich traurig und verlassen liegt er oberhalb der Stadt am Berges-hange! Auf einer Anzahl von Felsenstufen stehen die rohen Särge, nur mit Steinhaufen bedeckt. Wer keine teuren Bretter zum letzten hölzernen Häuslein für den gestorbenen Verwandten zu kaufen vermag, der wickelt den Leichnam in Felle und begräbt ihn unter einem Steinhaufen von 1—1½ Meter Höhe und Breite. Auf manchen dieser schwerlastenden Hügel ruht ein Gegenstand, der dem Abgeschiedenen besonders lieb war, Jagdgerätschaften auf den Gräbern der Männer, Haushaltungsgegenstände auf denen der Frauen. So ruhen sie einsam im Eissturme des Polar-winters, im rätselhaften Glanze des Nordlichts, im matten, düstern Scheine der Mitternachtssonne auf ragendem Felshange, umfangen vom bleiernen, ewigen Schlafe.

Der Gouverneur führt uns auf unsern Wunsch auch in die Be-hausungen der Eingeborenen. Eben bewohnen sie die für den Sommer berechneten Fellhütten, Taupeks genannt; bei Jagdzügen an den Küsten dienen sie auch als Nachtquartier. Die Winterhütten sind aus Felsen und Rasenstücken erbaut; meterdicke Wände sind bestimmt, den etwa 4 Meter im Quadrat haltenden Raum vor dem grauenhaften Froste des Polarwinters zu schützen. Durch einen ungefähr 4 Meter langen und nur 1 Meter hohen Gang gelangt man ins Innere; aber das Vordringen ist mühselig, denn wir müssen auf allen vieren vorwärts kriechen. Die Wände sind, wie wir beim Scheine der mitgenommenen Laterne sehen, innen mit Seehundsfell austapeziert; die Feuerung wird, wie wir's draußen im Taupek sehen, nur mit getrocknetem Moos und Seetierspeck unterhalten. Über der Flamme schmort der Braten aus Walroß- oder Seehundsfleisch.

Obwohl die ihn umgebende Natur verdüsternd auf sein Gemüt ein-wirken müßte, ist der Eskimo doch ein Freund heiterer, lebhafter Ge-selligkeit. Bei unserem längeren Aufenthalte in Upernivik lernen wir alle seine Wesenseigentümlichkeiten, sein ganzes Dasein ziemlich genau kennen. Gern plaudert er mit seinesgleichen, gern unterhält er sich mit anderen durch Spiel und Tanz. Ein Ball nach europäischer Art, wie er bereits von uns geschildert wurde, versetzt ihn in einen Rausch von Entzücken. Gastfreundschaft wird gegen die Stammesgenossen wie gegen den Fremd-ling geübt. Kaum sind wir in eine Fellhütte eingetreten, so werden wir freundlich willkommen geheißen, und eifrig bereitet uns die Hausfrau ein Täßchen „Mokka" als Willkommtrunk. In Zeiten der Not teilen diese Naturmenschen den letzten Bissen miteinander; besondere Rücksicht wird bei Austeilung von Lebensmitteln auf Witwen und kranke Personen ge-nommen. Ist durch Kauf oder Verkauf ein Geschäft gemacht worden, so folgt eine kleine Mahlzeit zum Beschluß. Die Ehen werden frühzeitig abgeschlossen; im allgemeinen behandeln die Männer ihre Frauen mit Schonung, ja mit Zärtlichkeit. Die Zahl der Kinder in den einzelnen Familien ist gering; viele der Kleinen werden, zum tiefsten Herzeleid der Alten, vom Tode hinweggerafft. Mit überaus großer Liebe hängen die Eltern an dem jungen Nachwuchs; sie geben z. B. die Aussicht auf ein

besseres, sorgenfreies Leben sofort unbedenklich auf, wenn sie dadurch genötigt würden, ihre Kinder zu verlassen. Elternlose Waisen oder Kinder von Leuten, die nicht imstande sind, ihre Pflichten gegen die Kleinen zu erfüllen, werden fast immer von anderen Familien an Kindesstatt angenommen. Das Alter erfreut sich bis zum Tode der höchsten Achtung und der aufmerksamsten Fürsorge; erst wenn das Ende naht, wird der Greis oder die Matrone aus abergläubischer Furcht sich selber überlassen. Die zum Christentume Bekehrten nehmen es sehr ernst mit ihrem neuen Glauben, und Reisende rühmen immer wieder den schönen Choralgesang der Eskimofrauen beim Gottesdienste.

Die Männer beschäftigen sich mit Jagd und Fischfang, sie stellen die Waffen und Geräte her und schnitzen die Holzteile der Kähne. Die Frauen dagegen kochen, gerben Leder, nähen die Kleider, bessern Häuser, Fellhütten und Fahrzeuge aus. Als Werkzeuge der Männer sind folgende in Gebrauch: Bogen, Pfeil, Harpune, Speer, Angel, Angelschnur, Netze, Messer, Eishacke, Schaufel, Bohrer. Jagd und Fischfang liefern dem Völkchen die Nahrung. Das Renntier und der Seehund ermöglichen den Eskimos, in der nordischen Öde auszudauern. Aus ihren Fellen stellt man die überaus zweckmäßige Kleidung her, baut man die Sommerhütte; ihr Fleisch muß die Nahrung liefern, der Speck dient im langen, furchtbaren Winter als Heiz- und Beleuchtungsmittel. Die Erlegung dieser nützlichen Tiere füllt daher auch das ganze Dasein der Männer aus, die Seehundsjagd namentlich ist ihre größte Lust. Die Renntierjagd beginnt erst im August und September, denn vom März bis Juli sind die Felle der Tiere ganz unbrauchbar. Die Jagd auf die Kälber hingegen ist jetzt, Ende Juli, bereits in Gang; ihre Fellchen liefern ausgezeichnetes Material zur Bereitung der inneren Pelzjacken. Auch Bartrobben und Walrosse müssen während des kurzen Sommers erlegt werden, denn diese Geschöpfe verlassen, sobald sich neues Eis zu bilden beginnt, die Nähe des Landes. Ihre Felle finden vorzugsweise zur Herstellung von Seilen und Harpunenleinen Verwendung. Auch genügender Vorrat von Vogelbälgen, deren man zur Herstellung eines Teiles der Fußbekleidung bedarf, ist in der guten Zeit zu beschaffen. Dem Lachs, der im Frühjahr die Wasserläufe hinaufzieht, um seinen Laich abzusetzen, lauert der Eskimo an schmalen Stellen des Gewässers auf. Mit gespreizten Beinen steht er ruhig im Wasser, die Tiere listig durch künstlichen Köder herbeilockend. Plötzlich fährt die dreizackige Harpune nieder, und der schöne, wohlschmeckende Fisch ist gefangen. Wie verwegen die Jäger sind, erhellt aber besonders daraus, daß sie sogar dem riesigen Walfisch zu Leibe gehen. Mehrere Kajaks ziehen gemeinschaftlich zu solchem Wagnis aus, und mit dem Wurfspeer allein gelingt es den Eskimos oft, das Ungetüm zu erlegen. Nun ist große Freude in allen Hütten, denn von solchem Ungeheuer kann eine ganze Niederlassung lange zehren; alles schwelgt dann, und welche unglaublichen Mengen an Nahrung ein Eskimo zu sich nehmen kann, tritt bei solcher Gelegenheit überraschend zu Tage.

Wählerisch ist dieses Volk des hohen Nordens in Bezug auf seine Speisekarte nicht; es ißt alles, was die Jagd liefert. Dem Fremdling aber graut vor Eskimogerichten, als da sind: geronnenes Blut, Seehundseingeweide, Fisch und — als Getränk — Thran. Von Pflanzenstoffen werden fast nur Moosbeeren genossen, unter den Eiern bevorzugt man die bebrüteten. Die meisten Speisen werden roh vertilgt — für den gesitteten Europäer ein greulicher Gedanke; zuweilen kocht und brät man auch, Mehl und Zucker verwendend, wenn sie vorhanden sind. Gegen Salz aber hegen die Eskimos eine gewisse Abneigung.

Die Bekehrung des gutmütigen, munteren, dem Trunk und Hader abgeneigten Völkchens erfolgte zu Anfang vorigen Jahrhunderts durch den verdienstvollen norwegischen Prediger Hans Egede. Mancherlei nützliche Kenntnisse sind gegenwärtig unter den in der Nähe der europäischen Ansiedelungen wohnenden Eskimos heimisch; sie alle können z. B. lesen und schreiben. Seit sie in geordneten bürgerlichen Einrichtungen leben, hat auch ihr Dasein mehr Sicherheit gewonnen, indem sie ihre Nahrung jetzt leichter gewinnen. —

Durch schwimmende Eisberge dampft der „Albatros" endlich weiter bis zu dem 50 Meilen nördlich von Upernivik liegenden Hafen von Tessuisak. Ein einziges Haus, das nördlichste der Welt, steht hier am Gestade. Ein großer Walfischfänger liegt vor Anker, besetzt von einer wortkargen, düsteren, in Felle gekleideten Mannschaft.

Hier wird uns zum ersten Male Gelegenheit geboten, einen grönländischen Hundeschlitten zu betrachten. Er ist eben zur Abreise fertig geworden. Das leichte Fuhrwerk besteht aus 2 hölzernen Kufen, die an der Unterseite mit Walfischknochen belegt sind; vor dem Gebrauche bespritzt sie der Eskimo mit Wasser. Querhölzer mit Riemen halten die Kufen zusammen. Die Hunde sind unansehnlich und nicht groß; in der Bildung des Kopfes ähneln sie unserm Spitz; ihre Ohren stehen aufrecht, der Schweif ist buschig. Die Kälte hat einen äußerst ungünstigen Einfluß auf den grönländischen Hund ausgeübt; er ist so wenig gelehrig, daß er nicht mehr zur Jagd abgerichtet werden kann, das Bellen hat er völlig verlernt, er stößt nur ein jämmerliches, langgedehntes, unbeschreibliches Geheul aus. Jeder Hund zieht an einem besonderen, ledernen Strange, der im Notfalle sofort losgemacht werden kann; der vorderste, der Leithund, ist 6—8 Meter vom Schlitten entfernt. Das ganze Gespann breitet sich fächerartig aus, sodaß der Führer den Mittelpunkt bildet. Jetzt sitzt der Eskimo fest, und auf seinen Zuruf geht die wilde Jagd los. Die Lenkung erfolgt durch Rufen und — wenn dies nicht genügt — durch empfindliche Hiebe mit der Peitsche, die aus einem etwa 75 cm langen Stiele und einer 4—6 m langen Lederschnur besteht. Der Eskimo gebraucht sie mit großer Geschicklichkeit und furchtbarer Kraft; mit nie fehlender Sicherheit trifft er den ungehorsamen Köter, und so groß ist die Gewalt des Hiebes, daß er dem Unfolgsamen nicht selten ein Ohr abhaut. Bald ist das Gefährt in sausendem Dahinjagen entschwunden.

Beim weiteren Vordringen nach Norden nimmt die Masse des treibenden Eises beständig zu; die drohende Gefahr vergrößert sich damit noch, fortwährend muß sorgsam Wache gehalten werden, damit uns nicht Tod und Verderben ereile in diesen Gefilden des Schreckens. Nicht selten wird donnerähnliches Rauschen und Krachen hörbar; so angestrengt wir spähen und lauschen, vermögen wir doch nicht zu unterscheiden, ob es aus dem weiten Luftmeere, oder aus der eisigen Tiefe der Oceans dringt. Stärker und schrecklicher wird das unheimliche Geräusch; lockeres Grundeis schlägt an das Schiff, es kündet die nahenden größeren Massen. Bald ist der „Albatros" auf allen Seiten von größeren und kleineren Schollen umringt, in allen nur erdenkbaren Größen und Gestalten nähert sich der unheimliche Feind, dem jeder Schritt vorwärts mit äußerster Behutsamkeit und Entschiedenheit abgewonnen werden muß. Doch jetzt nahen die Riesen der Eiswelt, der Schrecken aller nordischen Seefahrer. Diese Riesenschollen sind so gewaltig groß, daß man sie früher wohl für Inseln hielt; auf mancher von ihnen fände ein kleines deutsches Land vollkommen Platz. Eben legt sich der Wind, und wie verzaubert lagern sie plötzlich gleich Herden von Gletschern. Aber bald bläst es wieder herzhaft aus Norden, auch unterseeische Strömungen scheinen sich mit erneuter Gewalt geltend zu machen; durch beide Naturkräfte wird wieder Bewegung in die ruhigen Giganten gebracht. Rastlos treiben sie umher; ein wundersames Farben- und Lichterspiel geht von den schimmernden Massen aus. Die Eigentümlichkeit ihrer Schichtung, die großartige, unbeschreibliche Schönheit ihrer tausendgestaltigen Formen tritt infolge davon noch deutlicher hervor. Man weiß, so sehr dem Neuling vor den schwimmenden Kolossen graut, doch nicht, wohin man den bewundernden Blick richten soll. Sieh dort die Riesenmasse! Sie gleicht einem majestätischen Dome; die andere da drüben hat Ähnlichkeit mit einer zerfallenen Burg; hier scheint ein segelndes Schiff zu nahen, während von jener Seite ein stolzer Bau mit ragenden Zinnen und luftigen Minarets herantreibt. Senkrecht hebt jener Gewaltigste unter den Gewaltigen die eine Seite aus den Fluten empor; die andere dacht sich allmählich ab. Da drüben ruht eine große Eistafel auf einer einzelnen Säule; an diesen Eisbergen hat der Wellenschlag so lange und so unermüdlich gearbeitet, daß wunderbar gestaltete Grotten und Thore entstanden sind, während andere aussehen wie tausendfältig durchbohrte ragende Türme. Die Mitternachtsonne gießt über all' dies Getriebe ihr eigentümliches Licht, und unter seinem Einflusse entsteht ein Schimmern und Leuchten, eine so reiche Farbenpracht, daß wir uns in ein Märchenland versetzt glauben könnten.

Verschieden wie die Gestalt der Eisberge ist auch ihre Färbung. Die meisten sehen mehr oder minder dunkelgrün aus; das ist namentlich bei denjenigen der Fall, die längere Zeit von den Fluten auf ihrer Oberfläche bespült worden sind. Auf anderen haben sich Schnee oder Reif gelagert; sie gleichen mattem weißen Marmor. Noch andere haben

dunklere Farbe und sind vollkommen undurchsichtig; ihre Masse besteht nicht aus reinem Eis, sie ist mit fremdartigen Stoffen vermischt. Immer wieder müssen wir mit Staunen und Grauen auf diese leblosen, ungeheuerlichen Gebilde der Polarwelt hinschauen. Langsam bewegen sie sich vor dem Odem des Windes wie segelnde Flotten; eine unbeschreibliche Majestät liegt in ihrem Vordringen, ihrer leuchtenden Starrheit, ihrer Lautlosigkeit, wenn sie sich zu unabsehbaren, wie nach der Schnur gezogenen Durchfahrten ordnen. Aber Entsetzen faßt uns, indem sie jetzt vor dem Sturme in wildem Durcheinander zu drängen und zu hadern anfangen; ein schreckliches Schieben, Reiben und Stoßen beginnt, der eine Koloß wird auf die Kuppe des anderen hinaufgetrieben, wieder andere klimmen darauf, eine Grausen erregende Eissäule entsteht und bricht endlich unter der eigenen Last zusammen. Dann dröhnt und tost es unbeschreiblich, daß wir uns im Gefühle unserer Ohnmacht gegenüber solchen Gewalten mit angstbleichen Gesichtern entsetzt anschauen. Und jetzt wieder beginnen sie, sich in wuchtigem Zusammenstoß zu zerschmettern; es ist uns zu Mute, wie wenn eine Fehde vorsündflutlicher Mächte vor unseren Augen ausgefochten würde. Wir meinen, die rasenden Ungeheuer müßten einander vollständig zerstören. Aber nun besänftigt sich ihr Groll, sie trennen sich, und mit größter Überraschung gewahren wir, daß sie sich nicht zermalmt, sondern in neue, zuweilen noch schönere Formen gebracht haben. Welches Glück, daß wir von einer geschützten Bucht aus das unbeschreiblich großartige Schauspiel ungefährdet betrachten können, daß wir den im Sturme hadernden Massen noch rechtzeitig auszuweichen vermochten!

Endlich ist wieder vollkommene Ruhe in der Atmosphäre eingetreten, wir können an Fortsetzung der Reise zwischen den jetzt ruhig treibenden Eismassen denken. Rüstig arbeitet sich der „Albatros“ durch wechselvolle, aber immer noch sehr gefährliche Eisgeschwader hindurch. Da taucht ein Eisberg vor uns auf, der infolge der Einwirkung des Wellenschlages nah daran ist, in sich selber zusammenzubrechen. Die kleinste Erschütterung durch eine stärkere Bewegung des Wasser kann die Katastrophe herbeiführen. Auf Befehl Mr. Murphys mäßigt das Schiff daher seinen Lauf, und unter Anwendung der größten Vorsicht kommen wir glücklich an dem gefährlichen Hemmnis vorüber. Nach einiger Zeit schwimmen uns zwei Eisberge, sich immer in auffallend gleicher Entfernung voneinander haltend, entgegen; vorsichtige Untersuchung ergiebt, daß sie unter der Oberfläche zusammenhängen, und da der Zwischenraum etwa 24 m breit und das Wasser darin ausreichend tief ist, dampfen wir hindurch. Jetzt biegen wir in eine schnurgerade offene Gasse zwischen schwimmenden Eisbergen ein; je weiter wir darin vordringen, desto schmäler wird sie, und endlich ist sie durch Treibeis geschlossen. Was nun? Die lange Strecke zurückfahren? Das ist nicht nach Murphys Geschmack. Prüfend überschaut er die hemmende Masse, dann befiehlt er ruhig: „Vorwärts!“ Mit einem starken Krach durchschneidet der festgebaute „Albatros“ das

Eis und schwimmt nun wieder in freiem Wasser, durch all' die Herrlichkeit und all' die Schrecknisse der Polarwelt. Vorbei geht's an düsteren Felsmassen, auf deren Höhen ewiger Schnee lagert, an riesigen Gletschern, deren untere Enden immer wieder losgelöst werden und ins offene Meer hinausschwimmen als tausendgestaltige Eisberge, vorbei an tiefen Buchten, in die rauschende und polternde Bergflüsse ihre Wasser ergießen. Alles um uns wird überstrahlt von dem düstern Lichte der Mitternachtsonne, die uns immer wieder neue Reize enthüllt.

Eben, um die Mittagszeit, lernen wir ein solches bisher noch nicht geschautes Wunder kennen. Am Morgen lag zeitweise Nebel auf dem Meere; jetzt hat er sich verzogen, und nun beginnt die Sonne ein seltsames, phantastisches, trügerisches und doch unendlich reizvolles Spiel; die Gegend um uns her wird dadurch in fast gespenstischer Weise belebt, man glaubt, unbekannte Geister trieben ihr Spiel mit dem fremden Eindringling. In beständigem Wechsel ziehen sich ewig wandelnde Bilder an uns vorüber. Der Raum, in dem der „Albatros" schwimmt, scheint ein riesiges Amphitheater zu sein, dessen Coulissen von starren Eisbergen und düsteren, schneebedeckten Felsenmassen gebildet werden. Wir meinen, plötzlich eine alte Stadt von ungeheurer Ausdehnung mit Trümmern von Schlössern, Kirchen und Säulen vor uns zu sehen. Kaum haben wir einen Gegenstand deutlich erkannt, da verwandelt er sich durch Zauberkraft in einen neuen. Eben war er ein Schloß; jetzt erscheint er als ehrwürdige Domkirche, dann als stolzer Obelisk, und nun verfließt er seltsam in die Breite, in einem einzigen prachtvollen Bogen ein weites Thal überspannend. Jene Eisblöcke vor uns sind urplötzlich zu architektonischen Figuren von außerordentlicher Höhe emporgewachsen; der weit entfernte, tiefausgezackte Eisrand gleicht jetzt einer ungeheuren Menge von spitzen Türmen und Minarets, im nächsten Augenblicke einem dichten Walde völlig kahler Bäume. Ein fernes Schiff, wohl ein Walfischfänger, scheint ganz vom Meere losgelöst zu sein und hoch droben frei in der Luft zu schweben; mit einem Schlage hat es seine Stellung geändert und zeigt mit den Mastenspitzen nach unten, während der Kiel nach oben gerichtet ist. Eben wieder sieht es aus, als schwebten die Masten, losgelöst vom Rumpfe, frei in der Luft; nun sehen Segel und Rahen ungemein verlängert, dann wieder verkürzt, ja, auf einige Zeit sogar vervielfacht aus. Das Eisfeld vor uns scheint auf einmal in der Luft zu schwimmen; die unbedeutenden Zacken und Spalten dort drüben wandeln sich in himmelhohe Zinnen und gähnende, furchtbare Abgründe. Plötzlich beginnt die rätselhafte Gewalt, welche all' diese Wunder hervorbringt, ihr Spiel auch am Himmel. Sie zaubert gedankenschnell einen Hof um die Sonne, dann verdoppelt sie das Bild derselben und erzeugt so einen neuen, wundersamen Reiz.

„Das ist die Kimmung oder Luftspiegelung," erklärt unser mit den Verhältnissen des hohen Nordens vertrauter amerikanischer Freund. „Es ist ganz dieselbe Erscheinung, die man in heißen Ländern unter

dem Namen Fata Morgana kennt. Sie rührt von der ungleichen Strahlenbrechung her, die zweifellos durch die verschiedene Erwärmung und Dichtigkeit der einzelnen atmosphärischen Schichten über den Gewässern dieser Gegenden hervorgebracht wird. Manchmal hält solches verwirrendes Gaukelspiel sechzig, ja siebzig Stunden an. Alles wird dadurch gehoben, verdreht, vergrößert, verzerrt; was die Kimmung in diesen eisigen Regionen fertig bringt, ist noch großartiger und bewunderungswürdiger, als das Blendwerk der Fata Morgana. Aber dem Seefahrer ist dieser reizvolle Trug lästig, denn die dadurch hervorgezauberten zitternden Umrisse der Dinge hindern ihn, ganz nahe Gegenstände deutlich zu erkennen; das aber kann sehr nachteilig, ja, verhängnisvoll für ihn werden."

Noch dauert der Spuk, da — ein neues Schauspiel! Eine alte Eisbärin schleicht mit ihren beiden Jungen langsam und vorsichtig über das Eis zu dem Schiffe heran. Der „Albatros" ist für sie nur ein Gegenstand der Neugierde, den sie genauer betrachten wollen. Vorsichtig schnuppert die Bärin beständig in der Luft, um sich zu vergewissern, daß die Luft auch rein sei; langsam kommen die Jungen hinter ihr her. Plötzlich merkt die Mutter Unrat; sie wirft den Kopf in die Höhe und schaut wie hilfesuchend um sich. Nun stößt sie ein furchtbares Brummen aus und wendet sich zum Rückzuge; ihre Furcht steckt die Kleinen an, sie eilen nach der entgegengesetzten Seite dem offenen Wasser zu. Das Schiff aber kommt ihnen zuvor; Flintenschüsse krachen, eines der Tierchen wälzt sich sterbend auf dem Eise. Die beiden anderen entkommen; aber Murphy läßt sich mit zwei beherzten Matrosen an einem Seile auf das Eis nieder, um sie am Entkommen aufs Land zu hindern. Wieder wenden sich die Tiere nach dem Wasser; da streckt ein wohlgezielter Schuß das Junge nieder; trotz der Lebensgefahr verläßt die Mutter ihr Kleines nicht. Sie bleibt bei ihm stehen, bis die nahenden Männer auch ihrem Leben ein Ende machen.

Auf der Weiterfahrt gewahren wir schon nach 6 Stunden einen gewaltigen Eisbären. Er steht auf dem Eise und lauert den Robben auf, die er mit unermüdlicher Ausdauer verfolgt. Ganz deutlich vermochten wir zu beobachten, wie die vereinzelten Seehunde auf dem schimmernden Eisrande plötzlich beim Erscheinen jenes Königs der Polarwelt voll wilder Angst in die Flut stürzten. Lärmend und schreiend sind die Vögel aufgestoben und kreisen ängstlich in der Luft. Der Gewaltige schreitet mit langsamen, schwerfälligen Schritten über das Eis. Schnell ist ein Köder daraufgeworfen; mit Murphy und drei anderen Männern lassen wir uns hinab und verbergen uns hinter einer Eiswand, das Schiff aber entfernt sich. Schnell hat Meister Petz den Leckerbissen gewittert; mißtrauisch kommt er näher und näher — da kracht eine Salve; aber der Bär ist nicht tödlich verwundet; mit weitgeöffnetem Rachen, heraushängender Zunge, dampfendem Atem und rollenden Augen wendet er sich in blinder Wut gegen uns, schrecklich anzuschauen, der verkörperte Rachedurst. Bald auf den Hinterbeinen schreitend, bald schwer auf die Vorderfüße

niederfallend, naht der Schreckliche. Wieder kracht ein Schuß, aber noch ist der Bär nicht kampfunfähig; da greifen ihn zwei der Matrosen von den Seiten her mit Lanzen an, und indem er sich rasend, mit dem Aufgebote der letzten Kraft gegen den einen wendet, stößt ihm der andere den Stahl ins kampfmutige Herz, daß er verröchelnd stürzt.

„Ein kapitaler Bursche," meint Murphy, die Beute wohlgefällig betrachtend. „Schade, daß wir ihn nicht lebendig als Andenken mitnehmen konnten! Solcher Kerl wird von den zoologischen Gärten gern mit 100 Dollars und mehr bezahlt. In Westgrönland erlegt man jährlich etwa 60 Stück dieser gewaltigen Tiere; für solch' herrliches Fell zahlt der Händler dem Eskimo etwa 3 Dollars (ungefähr 12 Mark); in gesitteten Ländern aber verkauft er es für den zehnfachen Preis."

„Greift der Eisbär den Menschen an?" fragen wir, während die Männer das erlegte Tier abhäuten.

„Höchst selten," lautet die Antwort. „Vieles, was von ihm erzählt wird, ist wohl überhaupt erdichtet. Wenn er Hunger hat oder gereizt, vielleicht gar verwundet wird, ist er allerdings ein gefährliches, grimmiges Tier, wie schon manche Schiffsmannschaft mit Schrecken erfuhr. Mit Geschick und Mut und einem guten Gewehr wird man des Gewaltigen aber leicht Herr."

Noch zwei weitere Eisbären werden innerhalb der nächsten 36 Stunden die Beute der Schiffsmannschaft. Und jetzt haben wir auch Gelegenheit, eine Jagd auf Walrosse mitanzusehen. Das sind fürchterliche und gefährliche Tiere, weit gefährlicher als der Eisbär, der vor der Gefahr leicht die Flucht ergreift. Die zähe, fast haarlose, faltige und runzelige Haut des Walrosses ist etwa 3 cm dick und wird nicht mit Unrecht einer Eisenplatte verglichen. Die beiden ungeheuren Hauzähne sind eine schreckliche Angriffswaffe, geeignet, die Plankenbekleidung eines Bootes zu vernichten. Grauenvoll, scheußlich sieht das Gesicht des Tieres aus; platt ist die Nase, umgeben von einem feisten Barte, dessen einzelne Borsten mit Stachelschweinsborsten verglichen werden können. Das Ungeheuer ist ungefähr 4 Meter lang und hat ziemlich ebenso großen Umfang. Der Kopf ist verhältnismäßig klein und sitzt fast ohne Hals an dem sackartigen Körper fest. Die Beine sind höchst unvollkommen und flossenartig und wenig zur Fortbewegung auf dem festen Lande oder dem Eise geeignet; hier wälzt oder rollt sich das Walroß mehr, als es geht. Im Wasser schwimmen die gewaltigen Tiere in dicht aneinandergeschlossenen Scharen und heben die Köpfe gleichzeitig empor, um Atem zu holen. Wie die Delphine stoßen sie ein weithin vernehmbares Schnauben aus.

Zwei riesige Walrosse liegen vor uns auf einer Eisscholle; schnell wird ein Boot hinabgelassen, mehrere Matrosen steigen mit Murphy hinein. Rasch fliegt das Fahrzeug auf die ruhenden Ungetüme los, jetzt legt es an. Die gewaltigen Tiere erheben sich auf den kurzen, halbzurückgebogenen Vorderfüßen und nehmen eine trotzige, Furcht einflößende Haltung an, indem sie den heranschreitenden beiden Harpunieren die ge=

wölbte Brust frei bieten. Obwohl sie sich in ruhender Lage befinden, sind sie mit den runden Köpfen doch mindestens ebenso hoch wie die Männer. Diese schreiten dreist auf die Ungeheuer los und stoßen ihnen das scharfe Eisen tief in die Brust, dann springen sie schnell zurück. Einen Augenblick noch liegen die beiden Tiere ruhig da, mit trotzigen Augen auf die verwegenen Angreifer herabblickend; dann wälzen sie sich ins Meer. Die Leute im Boote lassen die Harpunenleinen jetzt fahren, ziehen sie aber, je nach den Bewegungen und dem Widerstand der Tiere unter dem Wasser, wieder an sich. Die Ruderer haben nun vollauf zu thun, das Boot zurückzuhalten, wenn es die verwundeten Riesen hinter sich herziehen. Scharf giebt Murphy acht, daß keines der wütenden Geschöpfe unter das Fahrzeug oder an seine Seite gerät; ist das furchtbare Tier doch stark genug, eine Schaluppe umzuwerfen und seine Hauer durch die Planken eines Bootes hindurchzuschlagen. Von dem Riesengespann gezogen, saust das Schifflein mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles etwa 5 Minuten dahin; da taucht eines der Tiere vor dem Boote auf. Der eine Harpunier empfängt es mit einem Lanzenstoße in die breite Brust, ein dampfender Blutstrahl schießt empor, unter krampfhaften Zuckungen taucht das Walroß wieder unter. Jetzt kommt es wieder ans Licht und haut seine Zähne wie rasend in eine Eisscholle, auf die einer der Jäger gesprungen ist, um dem Tiere von dort aus mit der Lanze beizukommen. Dann ist der Kampf zu Ende, das Ungeheuer stirbt; das andere ist entkommen, nachdem es die Leine zerrissen hat. Es ist ein entsetzlicher Anblick, wenn es wieder über das Wasser hervortaucht und Blutströme aus dem hochgehobenen Rachen spritzt. —

Immer tiefer gerät der „Albatros“ auf der Weiterfahrt ins Eis hinein, immer dichter schließen sich die Schollen um ihn zusammen, denn in der vorgerückten Jahreszeit bildet sich unablässig neues Eis. Die freien Wasserstrecken verschwinden allmählich ganz, und trotz aller Vorsicht, aller Anstrengungen ist das gute Schiff endlich, zum Glück wenigstens in einer Bucht, eingefroren; wohin wir, dem Meere zugewandt, sehen, gewahren wir Eis, Eis, nichts als Eis ohne Ende.

Mit düsteren Stirnen schauen wir einander an, uns erinnernd, wie viele eingefrorene Schiffe früher zwischen den Eismassen zerquetscht wurden. Von aller Hilfe entblößt, würden wir, wenn uns solches Schicksal erreichte, ohne Obdach, ohne Lebensmittel mitten im grausigen Eismeere stehen. Solcher Möglichkeit muß kräftig vorgebeugt werden. Jetzt zeigt sich die Unerschrockenheit, Kaltblütigkeit und Thatkraft der Amerikaner im glänzendsten Lichte. Aus den ziegelförmigen Patentkohlen wird für den ärgsten Notfall ein Haus für die gesamte Mannschaft am Lande gebaut; als Mörtel dient Schnee, der mit Wasser vermischt wird und sofort gefriert. Das Dach wird aus Stangen und Brettern gebildet, und für einen dichten, wärmenden Schneemantel um das Ganze sorgt der Himmel selbst. Der Sturm tobt um die armselige Behausung, in der ein Kochherd Aufstellung gefunden hat und alles zum Leben Nötige an Kleidung, Speise und Trank untergebracht ist.

Immer unruhiger wird das Eis, immer wilder fegt der Sturm von Norden daher; vor seiner Gewalt beginnen die Eisfelder zu bersten und mit furchtbarer Wucht gegeneinander zu drücken. Das Klirren, Krachen, Tönen und Rauschen, das bei dem Aufeinandertreffen der kolossalen, meilenweiten Eismassen, bei ihrem Bersten und Spalten entsteht, ist sinnverwirrend. Keine Worte vermögen die Furchtbarkeit dieses Aufruhrs zu schildern, dessen Schrecklichkeit nur bei dem Ausbruche eines Vulkans ähnlich wiederkehrt.

Der „Albatros" bebt und stöhnt unter der Pressung durch das Eis und wird langsam von den drängenden Massen aufgehoben. Sorgenvoll stehen wir auf dem Verdeck, die Gesichter mühsam gegen den kalten, feinen Schnee schützend. So erwarten wir den Polarwinter mit seinen Schrecken und seiner erhabenen Herrlichkeit, immer schwankend zwischen Furcht und Hoffnung — der Furcht, das gute Schiff werde zerquetscht werden und versinken, und der Hoffnung, das Eis werde sich beruhigen, der „Albatros" verschont bleiben und uns im beginnenden Frühjahre die Rückkehr in glücklichere Gegenden ermöglichen.

Wie furchtbar der Polarwinter ist, erkennen wir deutlich an den Wirkungen der Kälte auf uns selber und auf die mancherlei Dinge, deren wir zum Leben benötigt sind. In das erforderliche Polarkostüm gekleidet, unternehmen wir einen kleinen Spaziergang. Das Thermometer zeigt 22° Kälte nach Reaumür. Steif kommt der Wind aus Norden; wir schließen die Lippen vorsichtig und atmen nur durch die Nase. Die Luft ist schneidend scharf und trocken. Bart, Augenbrauen, Augenwimpern bekommen eine zarte, weiße, vollkommen einhüllende Decke. Am Schnurrbart und an der Unterlippe bilden sich baumelnde Perlen von Eis. Wir strecken die Zunge nur ein wenig heraus, und sofort friert sie an diese eisige Verzierung an. Schleunigst müssen wir uns unter Zuhilfenahme der Hand bemühen, sie wieder loszubekommen. Das ist zugleich eine Warnung, sich vor dem Sprechen möglichst zu hüten. Auch die Augenlider auf einige Zeit zu schließen, ist gefährlich, denn unter der Einwirkung des Frostes werden sie fest zusammengeeist. Wir haben zwei Paare dicker wollener Fausthandschuhe angezogen; trotzdem fühlen wir, wie das Eisen an unseren Gewehren durch sie hindurch zu wirken beginnt und eine Empfindung hervorruft, wie wenn wir heißes Wasser anfühlten. Bisher gingen wir mit dem Winde, wurden dabei warm und begannen sogar zu schwitzen. Jetzt wenden wir uns gegen die Luftströmung und bemerken eine sehr unerfreuliche Veränderung. Weggeblasen ist alle Ausdünstung, schneidend rinnt die Kälte am Nacken herunter und dringt in die Taschen der Gewandung ein. Das kaum noch warme Messer in der Hosentasche ist plötzlich so kalt geworden wie Eis und fühlt sich doch wie Feuer an. Eine lähmende Betäubung überkommt uns; wir eilen, nachdem wir beide Backen erfroren haben, auf dem Eise nach dem Schiffe zurück, froh, die Gefährten überhaupt wieder zu erreichen.

Wie auf den Menschen, so wirkt die furchtbare Kälte auch auf alle

anderen Dinge ein. Die Büchsen mit eingemachten Speisen z. B. würden vortreffliche Geschosse für Kanonen abgeben. Alle Eßwaren sind zu lächerlich aussehenden festen Körpern von den verschiedensten Formen geworden, sodaß wir Mühe haben, mit ihnen umzugehen und sie wie vordem zu verwenden. Die getrockneten Äpfel sind zu einer festen Masse voll zusammengedrängter Ecken und Winkel geworden, ebenso getrocknete Pfirsiche. Es ist unmöglich, sie aus dem Fasse herauszubekommen; wir müssen den Behälter sowohl wie die Früchte mit Schlägen einer schweren Axt mühsam auseinander hauen und am Feuer auftauen. Sauerkraut sieht aus wie Talkschiefer und wird mittelst eines Brecheisens mit ciselierter Schneide in einzelnen Platten unter großer Mühe losgebrochen. Der Zucker ist zu einem höchst drolligen Gemengsel geworden; er muß mit der Säge losgearbeitet werden. Butter und Schweineschmalz erleiden weniger Veränderung, müssen aber doch mit Meißel und Schlägel behandelt werden; ihr Bruch ist eigentümlich muschelig. Schweine- und Ochsenfleisch sehen mosaikartig aus und gleichen in der Gestalt versteinerten Eingeweiden; Brecheisen und Hebebaum sind erforderlich, es in kleinere Stücke zu zerlegen. Der Klumpen Lampenöl, der aus den Faßdauben losgelöst wurde, sieht aus wie eine Walze aus gelbem Sandstein, bestimmt, den Kiesweg glatt zu walzen. Eis zum Nachtisch ist in allen Formen und Arten zu haben; einige Moosbeeren werden mit Zucker bestreut, mit etwas Butter und siedendem Wasser vermischt, und schnell ist wohlschmeckendes Beereneis fertig. Mit einem Stück cylinderförmigen Polareises können wir einen starken Ochsen niederschlagen, so fest ist es. Wehe dem, der sich von der Durchsichtigkeit eines Eiszapfens verleiten läßt, ihn durchbeißen zu wollen! Die Stücke frieren unmeidbar an Zunge und Lippen an und nehmen beim gewaltsamen Ablösen Hautstücke mit.

Der November ist herangekommen, die Sonne geht zum letzten Male für uns unter, die drei Monate lange Polarnacht tritt ein. Sie hat etwas ungemein Unheimliches für des Menschen Gemüt; in ewigem, reizlosem Einerlei schleicht die Zeit träge dahin, und wie düstere Schatten legt es sich dabei auf die Seele. Tot, in schauerlicher Öde liegt die in Schnee und Eis begrabene Gegend. Verhallt ist das Fließen und Rauschen, das Plätschern und Tosen der Bäche und Flüsse, verstummt sind die Stimmen der Vögel, verklungen ist das dumpfe Brüllen des Walrosses, das heisere Bellen des Fuchses. Die Brandung der Wogen rauscht nicht mehr schwellend und sterbend im ewig wechselvollen Spiel; erstarrt hängt der Wasserfall an der eisigen Felswand, alles Pflanzenleben scheint auf immer unter dem Schnee vergraben, für alle Zeit vernichtet zu sein. Kein Sonnenblick färbt die Eiskolosse mit magischem Lichte, kein Widerschein des lebenspendenden Gestirns schimmert goldig auf den Wassern. Gestalten und Farben sind schaurig verdüstert, ein riesiges Leichentuch verhüllt alles, so weit unser Auge schweift. Eisig liegt die Winternacht darüber; die Sterne senden, lebhaft zitternd wie vor den Einwirkungen des ertötenden Frostes, ihr bleiches, kaltes Licht hernieder; gespensterbleich leuchten

die Eisberge im Dunkel. Schneeflocken gleiten in endloser Menge auf das Schiff hernieder, in dem wir einstweilen noch Zuflucht finden — wer kann sagen, auf wie lange? Kohlschwarz ragen die Masten, strecken sich die Rahen, an den Tauen schimmert Eis, in Eisblöcken ist das Steuerruder begraben. Im schützenden Raume des Schiffes birgt sich alles, denn auch die Jagd hat nun ein Ende. Man vertreibt sich die einförmig rinnende Zeit, so gut es eben gehen will, mit Rauchen, Flicken, Lesen, Erzählen.

Draußen rast der Schneesturm — etwas unsagbar Grauenhaftes in dieser Öde. Wir schauen durch die Öffnung des auf dem Verdeck ausgespannten Segeltuchzeltes hinaus und gewahren ein Schneetreiben, nein, eine Schneeflut, die wie rasend vorbeitobt und worin auch das schärfste, geübteste Auge gar nichts sehen kann. Gut, daß wir vor seiner Wut geborgen sind! Er, der Wälder umzublasen vermöchte, würde ein armseliges Menschenkind wie eine Feder fortschleudern ins Grauen der Öde. Das Schiff bebt und ächzt vor seinen Stößen, die Rauchfänge rasseln, das Zeltdach ist gebläht wie ein Sturmsegel, eisiger Schneestaub dringt durch das Gewebe; er bildet mit den zur Thüre hereindringenden Massen knietiefe Wehen auf dem Verdeck. Unten im Schiffsraum macht das Rasen und Tosen des Sturmes einen unbeschreiblichen Eindruck; es ist, wie wenn draußen unausdenkbar schwere, unermeßliche Lasten auf stark ausgefahrenem Bahngeleise in einem Schnellzuge vorübersausten.

Je länger der Winter dauert, desto mehr macht sich der Mangel an Licht fühlbar. Wir bemerken, wie jedermann seine Verrichtungen schläfriger und langsamer vollzieht, wie der Körper in Frost und beständiger Nacht zu erschlaffen beginnt. Aber weit schlimmer ist der Einfluß, den die arktische Nacht auf unser Gemüt und unsern Willen ausübt. Die Finsternis, worin die Natur vergraben liegt, versetzt uns sozusagen in eine neue Welt, aber nur dürftig, langsam und unwillig bequemen sich ihr die Sinne an. Daheim erheiterte uns die Sonne durch ihren Aufgang und lud zur Arbeit ein; die Abenddämmerung beruhigte unser Gemüt und forderte zur Ruhe auf; der so unendlich wohlthuende Wechsel zwischen Tag und Nacht erleichterte dem abgestumpften Geiste, dem matten Körper die Last, er regte immer wieder die Hoffnung an und stärkte den Mut im schweren Kampfe ums Dasein. Hier fehlt das alles; eine verzehrende Sehnsucht nach Licht ergreift uns; hier, wo alles tote Ruhe ist, finden wir keine Ruhe mehr, denn der wechsellose Fortschritt der Zeit befriedigt uns nicht, er regt Körper und Geist auf. Wohl ist die Polarwelt auch jetzt noch überaus großartig, aber unser Gefühl ist bereits so abgestumpft, daß wir keine Freude mehr darüber empfinden. Nur in einem gewissen, wenn auch bescheidenen Wechsel ruht das Glück; drum können wir hier nicht glücklich werden. Die finstere, traurige Einsamkeit lähmt den Verstand; die Einbildungskraft findet in der schaurigen Öde umher nichts, womit sie ihr Spiel treiben könnte; die überaus traurige, tiefe, dunkle Stille wird zu einem Schrecknis.

Dennoch finden wir immer wieder vieles in der arktischen Nacht, was uns fesselt. Da lodert in unbeschreiblicher Herrlichkeit das Nordlicht vor unseren Augen; des Mondes bleicher Schimmer spielt zauberisch auf den Felsenhängen, auf Eis- und Schneemassen. In wundervoller Klarheit schaut der Sternenhimmel mit seinen Milliarden funkelnder Gestirne auf uns hernieder; endlos dehnen sich die Eisfelder, in ernster Majestät ragen die schneegekrönten Berge, lagern die Gletscher; in gewaltiger Sprache reden die grausigen Stürme dieser Einöden zu unseren Herzen. Aber alles, was diese Dinge, diese Gewalten zu uns sprechen, klingt kalt, rauh, hart, erbarmungslos.

Ja, gewaltig und schrecklich zugleich ist jetzt alles um uns her! Aus dem erstarrten Meere ragen düstere Klippen und schauen grimmig drohend über die Öde. Die glitzernden Bergspitzen scheinen sich trotzig in den Himmel zu bohren. Unermeßlichen kristallenen Strömen vergleichbar ergießen sich die Gletscher ins Meer. Die Luft scheint dem Weltall eine unendliche Durchsichtigkeit verleihen zu wollen, aber kalt ist der Glanz, womit Mond und Sterne sie erfüllen. Im luftigen Gewande der Polarnacht fehlen Wärme und Farbenschimmer. Im Schatten der beständigen Nacht verschmäht die Natur den Schmuck, der sie als Morgen- und Abendröte in glücklicheren Breiten so köstlich kleidet. Ins Sterbehemd gehüllt, mit einem Schleier auf dem starren Antlitz ruht sie in beängstigendem Schweigen.

Wieder und immer wieder zieht es uns trotzdem in diese Nacht hinaus. Wir bewundern ihre Größe und ihre Schrecknisse, wir staunen über ihre majestätische Ruhe, ihre hehre Einsamkeit. Jetzt rasen ihre dämonischen Gewalten um uns her; die Winde brausen über die Felsenhänge, durch die Schluchten und über die Eisgefilde; dann beginnen die starren Eisberge zu wanken und zu krachen, und nicht selten klingt es, wie wenn sie über ihre Fesseln murrten und klagten. Ein ander Mal unterbricht nichts die unheimliche Stille, als das dumpfe Knarren der Eistafeln, die träge mit der Flut steigen, mit der Ebbe fallen. Wir klettern auf die Gletscher, hören den Donner der fallenden Lawinen, das Klagelied des treibenden Schnees; wir wandern in einsame Thäler, wo es still und feierlich ist wie im Grabe. Und gerade hier wirkt die arktische Nacht am gewaltigsten auf unser Herz. Der Himmel über, die Erde unter uns zeigen uns das Bild endloser, unergründlicher Ruhe. Nirgends das geringste Zeichen von Leben und Bewegung; weltfern, verlassen stehen wir zwischen den Riesenleibern der Berge. Nirgends findet die Seele Ruhe auf diesen kahlen Wänden und Felsenstufen; wie von dunkler Rätselmacht angezogen, wandert sie hinaus in den unendlichen Weltraum. Der Mond geht, des langen Wachens müde, zur Rüste; die leuchtenden Sternbilder vermögen keinen Funken von Leben und Freude in der toten Luft zu wecken; ihre Lieblichkeit ist erstorben, sie schauen kalt, wie starre Augen hernieder. Müde senkt sich der Blick wieder zur Erde; gespannt, angstvoll lauscht das Ohr, ob nicht ein Ton die furcht-

bare, niederdrückende Stille unterbrechen werde. Aber kein Fußtritt eines lebenden Wesens läßt sich hören, kein wildes Tier heult oder brüllt in der grausigen Öde, kein Vogel schreit, kein Baumgezweig ächzt und seufzt im Winde. Nur den unruhigen Schlag des eigenen Herzens vernehmen wir; indem das Blut durch die feinen Gefäße des Ohres läuft, entstehen mißklingende Töne darin. Und nun scheint das Schweigen um uns her plötzlich hörbar, sichtbar, fühlbar zu werden. Wie ein schreckliches Gespenst, das die Seele mit dem überwältigenden Bewußtsein des allgemeinen Todes erfüllt, meinen wir es plötzlich neben uns zu fühlen, daß wir uns entsetzt umschauen. Es ist, wie wenn diese fürchterliche Stille das Ende aller Dinge, zugleich aber eine öde, traurige, nimmer erscheinende und nimmer endende Zukunft ansagen sollte. Wir springen, von Grauen geschüttelt, empor und treten herzhaft in den Schnee; und siehe, der eigentümliche knirschende Laut vertreibt das Gespenst, das ja nur in unserem krankhaft erregten Hirn bestand. Nichts im weiten Reiche der Schöpfung wirkt so schrecklich, so erdrückend auf das Menschenherz wie das tote, starre, unabänderliche Schweigen der arktischen Nacht; es kann den Einsamen, von aller Welt Verlassenen zum Wahnsinn bringen.

Sobald wir zu den Gefährten zurückkehren, verwischt sich jener Eindruck glücklicherweise, und nichts erweist sich auch hier so heilsam zur Beruhigung des erregten Seelenlebens wie — angestrengte Arbeit irgendwelcher Art.

Als Entschädigung für die ausgestandenen Schrecknisse zeigt uns die Polarnacht jetzt eine ihrer größten Herrlichkeiten: das märchenhaft schöne Nordlicht. „Heraus, ein großartiges Nordlicht!“ mahnt es von Deck, und eilig folgt alles der Mahnung. Ein unbeschreiblicher, mit Entzücken erfüllender Anblick zeigt sich dem staunenden Auge. Jetzt sehen wir nur einen einfachen, zerstreuten Schimmer, dann leuchtende Flecken auf dem Himmelsgrunde im Südosten. Nun huschen zitternde, blendend weiße Strahlen vom Horizont aus in fliegender Eile über das ganze Firmament; fast sieht es aus, wie wenn ein unsichtbarer Pinsel über das Gewölbe führe. Plötzlich hört die eigentümliche Erscheinung auf; aber sieh! dort schießt von einem anderen Punkte aus ein Strahlenbündel hervor, breitet sich in hehrer Herrlichkeit fächerförmig aus, erbleicht und erlischt. Und nun entwickelt sich das unvergleichliche Schauspiel noch unendlich ergreifender und großartiger. Lange, goldene Vorhänge wallen am Himmel, sie verschlingen sich tausendmal in sich selber und blähen sich auf, wie wenn der Wind hineinwehte. Sie reichen so tief herunter, daß man erwartet, das eigentümliche Geräusch, das beim Übereinanderstreifen von Geweben entsteht, müsse hörbar werden. Wieder wandelt sich das Bild; ein leuchtender Bogen, durch einen schwarzen Kreisabschnitt vom Horizont getrennt, wölbt sich am Himmel empor. Scharf sticht das Schwarz gegen den jetzt glänzend weißen, dann lebhaft roten Bogen ab, von dem die Strahlen ausgehen. Er dehnt sich aus, teilt sich und stellt urplötzlich einen leuchtenden Fächer dar, der den nördlichen Himmel

erfüllt. Allmählich steigt die Erscheinung bis zum Scheitelpunkt empor, die Strahlen vereinigen sich und bilden eine Krone, von der nach allen Seiten hin leuchtende Strahlen schießen. Nun scheint der ganze Himmel eine feurige Kuppel geworden zu sein; blaue, grüne, rote, gelbe und weiße Farben spielen in den zuckenden Strahlen des Nordlichts. „Wie schade!“ tönt's von Mund zu Mund, als das herrliche Schauspiel nach wenigen Augenblicken schon endet; anfänglich wirft die Krone keine leuchtenden Strahlen mehr, dann wird sie allmählich schwächer und erlischt. Ein breiter Schimmer erfüllt den Himmel; glänzende Flecken, die wie leichte Wölkchen aussehen, zeigen sich da und dort, sie dehnen sich mit unglaublicher Geschwindigkeit aus und ziehen sich ebenso rasch zusammen. Ihr Anblick erinnert an ein sich ausdehnendes und wieder zusammenziehendes Herz. Nun erblassen sie, alles verwischt und vermischt sich, man meint, das Nordlicht liege im Todeskampf. Bisher überstrahlte es die Gestirne — nun funkeln diese in erneutem Glanze. Und wieder ist die Polarnacht in ihre Herrscherrechte eingetreten.

Der Maler, der Dichter stehen wortlos bewundernd beim Anblick des Nordlichts; sie erklären sich außer stande, solche Herrlichkeit in Farben oder Worten auch nur annähernd darzustellen. Der Gelehrte aber hat durch sorgsames Studium herausgebracht, daß die großartige Erscheinung von elektrischen Strahlungen der Pole herrührt, denn die Bewegungen der Magnetnadel werden um so heftiger, je stärker das Nordlicht leuchtet.

In solcher Umgebung feiern wir das heilige Weihnachtsfest, Sylvester und Neujahr. Neue Hoffnung erfüllt die Herzen, denn die eine, unangenehmere Hälfte der langen Nacht ist nun vorüber; wir wissen, daß sich die Sonne dem so lange verlassenen Norden wieder zuzuwenden beginnt. Eine schwache Dämmerung, durch die die Mittagszeit allerdings kaum von den übrigen Zeiten des Tages unterschieden wird, beseelt uns mit Mut und Thatkraft. Heller wird dieser Schein im Laufe der Wochen, und endlich erscheint die Sonne zum ersten Male wieder, mit ihrem segenspendenden Lichte den düsteren Bann brechend, der unsere Seelen gefesselt hielt; das Unbehagen, die Unlust weicht — eine bessere Zeit, die uns Erlösung aus unserem Eiskerker bringen soll, naht ja heran. Schon im Januar wird die Tagesdämmerung gegen Mittag so hell, daß wir alles um uns her deutlich erkennen können. Ende des Monats vermögen wir um die Mittagszeit schon zu lesen; all' unser Denken und Reden dreht sich nur um das Wiedererscheinen des belebenden Himmelslichtes, das auch in diesen Öden eine glückliche Wandlung vollziehen soll. Von einem 250 Meter hohen Berge aus erwarten wir das Emporsteigen der Sonne. Vollständig wolkenleer wölbt sich der Himmel über uns, und nun hebt sich das herrliche Gestirn im Süden über den Eishorizont hinauf. Bis dahin lag die Landschaft in einem bleichen Dämmerlichte — jetzt wird sie wie durch Zaubergewalt mit einem Schlage erhellt. Unbeschreiblich prachtvoll und großartig ist der Anblick, der sich uns bietet; selbst der Himmel scheint zur Ver-

größerung dieser Herrlichkeit beitragen zu wollen, denn im Norden, wo noch dunkler Schatten liegt, entstehen an seinem ehernen Gewölbe die herrlichsten Farben: unten tiefes Indigoblau, das allmählich in Violett und Rot übergeht.

Unser ganzes Wesen ist Freude und Dank; niemals in unserem Leben empfanden wir es bisher so tief, was Sonne, Licht und Wärme bedeuten.

Und nun beginnt die Sonne ihr Werk; Eis und Schnee müssen ihre Gewalt empfinden, der Frühling zieht ein in Grönland und schmückt es wieder, daß es seinem Namen Ehre macht. Durch treibende Eismassen arbeitet sich der „Albatros“ endlich wieder ins Meer hinaus; noch einen Blick werfen wir auf die rettende Bucht, in der wir alle Schrecken des Polarwinters gründlich kennen lernten; dann geht's nach Süden, den besiedelten Küstenstrichen entgegen. Der Schneemantel ist gewichen; in Strömen stürzen die beim Tauen entstandenen Wassermassen durch die Schluchten nieder, hier und dort schöne Fälle bildend. Die Luft ist vom Geschrei der wiedergekehrten Zugvögel erfüllt; schon haben die Tiere ihre Brutplätze aufgesucht, oder in Mengen wandern sie weiter nach Norden. Auf den Bergspitzen und im Thale grünt, keimt und blüht es; die goldigen Blüten des nordischen Mohns leuchten brennend über dem Grün; daneben hebt der Löwenzahn seine lichte Blüte, prangen Ranunkel- und rote Perdikularisblüten, zahlreiche weiße und gelbe Blümchen von Steinbrecharten. Da und dort nickt ein blaues Glockenblümchen auf hohem Stengel, schimmert die zarte Blüte des Wintergrüns. Fettes Löffelkraut und Sauerampfer treten in Masse auf und liefern willkommene Gemüse. Auch die Alpenrose hat junges Grün hervorgetrieben.

Im wärmenden Strahle der Sonne regt sich nun auch wieder freudiges Tierleben. Renntier und Moschusochse weiden in den Thälern, Schneehühner suchen dort Nahrung, Fuchs und Bär streifen nach Beute.

Uns aber fesseln die wechselnden Bilder nicht mehr; wir haben genug von der Schönheit und den Schrecknissen der Polarwelt erschaut und durchlebt. Die Gefahren, die uns immer noch von schwimmenden Riesenblöcken drohen, sind groß genug, um die ganze, angestrengte Thätigkeit der Mannschaft unausgesetzt in Anspruch zu nehmen. Mehrmals noch werden wir förmlich von den unheimlichen Feinden eingeschlossen, und nur dem Umstande, daß völlige Windstille herrscht, haben wir die Rettung des Schiffes zu danken. Drei Wochen noch müssen wir uns im Eise herumtreiben — dann erreichen wir Upernivik, von der Einwohnerschaft, die uns schon verloren glaubte, mit Jubel begrüßt.

Die Eskimos hausen jetzt noch in ihren Winterhäusern; wenn wir sie darin aufsuchen, umgiebt uns drückend heiße, mit entsetzlichen Dünsten gefüllte Luft. Männer wie Frauen und Kinder sind der Hitze wegen fast gar nicht bekleidet. Die angebotenen Speisen können wir trotz des besten Willens nicht genießen, weil sie meist roh sind. Die braunen Leute aber lassen sich das Walroßfleisch, die ungekochten Eingeweide der

Schneehühner, den Magen der Renntiere vortrefflich munden. Wenn wir sie fragen, weshalb sie keine Gemüse ziehen, erklären sie es für äußerst ekelhaft, auf gedüngtem Boden gewachsene Pflanzen zu essen. Auch vom Fleisch des Schweins wollen sie nichts wissen, da sie das Tier allerlei Unrat fressen sahen. So ist der Geschmack verschieden: was dem einen Volke Ekel einflößt, weckt dem anderen beim Genusse Wohlbehagen.

Interessant ist in mancher Hinsicht die Erziehung der Kinder. Die Knaben erhalten frühzeitig ihrer Größe angepaßte Kajaks, Wurfspieße und Pfeile, und emsig üben sie sich vor den Augen des Fremdlings damit. Eifrig werden sie von den Eltern im richtigen Gebrauche unterwiesen, namentlich in dem so wichtigen und gefährlichen Kajakrudern. Mit der größten Aufmerksamkeit verfolgen die Alten die Fortschritte ihrer Sprößlinge in Anwendung der Jagdgeräte und des Bootes. Heute hat ein solcher jugendlicher Jäger den ersten Seehund erlegt und bringt seine Beute nun triumphierend heim. Freudig begrüßt ihn alles; bald sitzt die Familie bei einem Feste, dessen Mittelpunkt der junge Weidmann bildet. Um ihn zu ermuntern, lobt man das Fleisch des Wildes, das er erlegte, als besonders wohlschmeckend, preist seine Umsicht und Geschicklichkeit.

Den Mädchen verabreicht die Mutter schon im Kindesalter alle zum Nähen und Gerben erforderlichen Dinge. An ihre Arbeitskraft stellt man aber noch keine großen Anforderungen; bis ins Backfischalter hinein läßt man sie fast müßig gehen. Ihre Beschäftigungen sind Plaudern, Tanzen und Singen. Später beginnen sie, der Mutter bei ihren häuslichen Verrichtungen zu helfen und so die Arbeiten der Eskimofrauen zu erlernen; sie gerben und nähen und bereiten das Essen zu, so weit das eben üblich ist. Im Nähen erlangen sie bald große Geschicklichkeit und auch Geschmack; von beiden machen sie zunächst für sich selbst Gebrauch, denn das Eskimofräulein putzt sich gerade so gern, wie dies die Mädchen unter den gesitteten Völkern thun. Solch' ein festlich geschmücktes Dämchen sieht mit seiner gesunden braunen Gesichtsfarbe, seinen runden, glatten Wangen und dem höchst eigenartigen Anzuge gar nicht übel aus. Die Schöne trägt ein festanliegendes Gewand aus den besten Seehundsfellen, hübsche Stiefel mit hohen Stulpen und Perlenbänder um den Hals und im Haare. Was dem Fremden besonders an ihr gefällt, das ist ihre unveränderliche Heiterkeit, ihr fröhliches Plaudern, Singen und Lachen und ihre harmlose Gefallsucht.

So gewinnt die Jungfrau das Herz eines kühnen Seehundsjägers und wird sein Weib. Das junge Paar bezieht seine eigne Wohnung, im Sommer das Zelt, im Winter die Hütte. Nun geht der Mann auf die Jagd, die ja keine besonders großen Anstrengungen fordert, wohl aber häufig zum harten Kampfe mit dem schwimmenden Eise, dem tosenden Sturme, dem furchtbaren Froste nötigt. Das Ehepaar lebt jetzt wie alle Stammesgenossen in den Tag hinein; es sorgt nicht um die kommenden Zeiten, sondern genießt den Augenblick, so gut es gehen will. Liefert die Jagd reichen Ertrag, so schwelgt die Familie; kommen Zeiten der Not,

so hungert sie geduldig. Der Mann wird älter, sein Rücken zieht sich allmählich krumm, der Körper schrumpft endlich zusammen. Vielleicht erreicht ihn draußen auf dem weiten, wogenden Meere der Tod und bettet ihn sanft in der Tiefe der Wasser; vielleicht auch endet er am Lande und wird von den Seinen unter einem Steinhaufen bestattet. Aber der Gedanke an solche Grabstätte hat nichts Furchtbares für ihn; liegt doch der Ruheplatz in dem Lande, das er für das herrlichste auf Gottes weiter Erde gehalten hat. Die Frauen beginnen in der Ehe bald, ihr Äußeres weniger zu pflegen. Das harte Dasein beugt ihren vorher so kräftigen Körper, die Rundung desselben schwindet, er wird matt und welk, wacklig und unschön ist der Gang. An den Schläfen fällt das Haar aus, die beim Gerben zum Kauen der Häute gebrauchten Zähne sind bald bis auf die Wurzel abgenutzt. Niemand vermag in der häßlichen, schmutzigen Frau das frische Mädchen von einst noch zu erkennen. So verläuft das Leben der Eskimos von der Jugend bis zum Tode.

Wenige Tage angenehmen Aufenthaltes verbringen wir in den verschiedenen Ansiedelungen, die wir schon besuchten — dann geht es eilig südwärts; die letzte Bergspitze ist endlich vor den Blicken verschwunden.

Fahr wohl, hoher Norden!

II.

In Alaska und Britisch-Nordamerika.

Hoch im Nordwesten Amerikas dehnt sich ein wenig besiedeltes, früher den Russen gehöriges, 1867 aber mit der umgebenden Inselwelt in den Besitz der Vereinigten Staaten übergegangenes Gebiet aus: das Territorium Alaska. Obwohl das Klima hier, wie am ganzen Westgestade der weiten, nördlich von der Union gelegenen Räume, beträchtlich milder ist als unter gleicher Breite an der Ostküste, wird das Land doch kaum jemals Ansiedler in größerer Menge anziehen.

Ein Dampfer führt uns auf rascher und günstiger Fahrt von San Francisco in dem berühmten Staate Californien nordwärts in den Nortonsund; von hier aus schleppt uns ein kleiner Dampfer in einem angehängten Fellbote den riesigen Yukonstrom hinauf. Von seinem Thale brachten wir, auf Grund von Mitteilungen Reisender, eine günstigere Meinung mit, als von dem übrigen unwirtlichen Lande; doch der erfahrene Kaufmann, der im Auftrage der Firma Warren in San Francisco seinen Laden in dem ersten Dorfe der Eingeborenen aufgeschlagen hat und der uns in seiner Einsamkeit freundlich aufnimmt, belehrt uns schnell über die Unmöglichkeit, im Yukonthale Ackerbau zu treiben.

„Wie kann der Farmer hier Erfolg haben?“ sagt der zähe, energische Mann. „Noch im Juli kommen schwere Fröste vor — mit Sicherheit ist also niemals auf eine Getreideernte zu rechnen. Kluge Leute haben versucht, hier Fruchtbäume zu pflanzen; es ist nichts daraus geworden. Weiter drunten im Süden läßt sich die Kartoffel noch mit einigem Erfolg bauen; aber selbst auf Kadjak, der südlichsten Insel des ganzen Territoriums, mißrät sie in 5.—6 Jahren mindestens einmal. Die Aussichten für den Ackerbau sind also sehr trübselig, und nicht minder sind sie es für die Viehzucht. Woher wollte man genügende Futtervorräte für den Winter schaffen? Nein, mit Bodenanbau, mit Farmwirtschaft wird es hier niemals etwas werden. Wer hier leben will, der bleibt auf Jagd und Fischerei angewiesen.“

Südlich vom Yukonstrome mündet der zweitgrößte Fluß Alaskas, der Kuskoquim-River. Wir dringen mit einigen reise- und jagdlustigen Amerikanern in das weite, völlig ebne, von zahllosen Wasseradern durchzogene und mit größeren und kleineren Wasserflächen erfüllte Gebiet zwischen beiden Gewässern ein. Es ist eine Landschaft, die in vielen Be-

ziehungen an die öde nordsibirische Tundra erinnert. Eskimostämme hausen auf beiden Seiten des Kuskoquim-River wie an der ganzen Westküste von der Behringsstraße ab südwärts und wie am Südgestade des Territoriums. Wandern wir vom Kuskoquim südwärts zum Iliamnasee! Dort, wo der noch thätige Vulkan Iliamna raucht, soll nach Aussagen der Eingeborenen ein Paradies für Jäger sein und, wie weiße Kaufleute uns versichern, die Gegend zugleich eine Fülle landschaftlicher Schönheiten bieten.

In der That, wir wurden nicht getäuscht! Eine wilde Gebirgsgegend voll kühner Felsbildungen umgiebt uns. Dort der tobende Vulkan, der seinem verhaltenen Groll in großartigen Ausbrüchen Luft macht; hier Grotten und Höhlen in allen Größen und von den verschiedensten Formen; überall rauschende Flüsse und Bäche, die prächtige Wasserfälle bilden. Und dazu eine Fülle des Tierlebens, wie wir sie nie zuvor erschauten. In den Flüssen wimmelt es von Lachsen und anderen köstlichen Fischen; der Bär streift in Menge nach Beute, Elentiere und Renntiere weiden in Rudeln und liefern treffliche Braten. Wen es gelüstet, der kann zu stets erfolgreicher Jagd auf das Meer hinausfahren, um den Seehund zu erlegen. Die Felsen sind an vielen Stellen mit unzählbaren Mövennestern bedeckt; darauf sitzen die brütenden Weibchen, während die Männchen in sausendem Fluge die Luft durchschneiden und einen solchen Lärm verursachen, daß wir uns nur mühsam miteinander verständigen können. Eine Wolke spektakelnder Vögel schwärmt beständig um den Nistplatz. Auch der Reiz des Pflanzenlebens fehlt der Gegend in der günstigen Jahreszeit nicht. Die Gründe sind mit saftigem Grün bedeckt, worauf rote und blaue Blumen in Fülle leuchten. Tiefe, düstere Fichtenwälder, unterbrochen von Sümpfen, füllen weite Striche des einsamen, nur von eingeborenen Jägern durchstreiften Landes.

Nach Osten wandernd, gelangen wir in das Gebiet eines etwa 4000 Seelen zählenden Indianerstammes, der Athabasken oder Tinneh, die nur an einer einzigen Stelle bis zur Küste vorgedrungen sind. Sie teilen sich in viele Stämme und gleichen ihren Brüdern im Britischen Nordamerika in verschiedenen Beziehungen vollkommen. Bald merken wir, daß die trotzigen Krieger den „Blaßgesichtern“ wenig freundlich gesinnt und stets zum Kampfe gegen sie geneigt sind; die Russen können ein Liedlein von harten Kriegen mit diesen wilden Jägern singen. Wohl haben sie mancherlei nützliche Einrichtungen von den verhaßten Eindringlingen angenommen; so bauen sie sich Holzhäuser mit festen Dächern. Daran gehängte kleinere gedielte Räume dienen im Winter als Schlafzimmer. In der kleinen Festung Nikolaus am Cooks-Sund wurde uns erzählt, die Tinneh seien Christen; hier in ihren Dörfern bemerken wir bald, daß es mit ihrem Christentum nicht weit her ist, daß sie noch von dem alten heidnischen Aberglauben beherrscht werden. Reiche Geschenke, die wir an die einflußreichsten Krieger gespendet haben, sichern uns keineswegs vor Gefahr; an finsteren Mienen und Blicken, an heimlichen Unter-

redungen der Männer merken wir, daß wir nicht viel Gutes zu erwarten haben, und so wenden wir uns denn wieder nach Süden. Aber nur sehr entschiedenes Auftreten und ernste Drohungen mit der Rache der weißen Krieger schützen uns vor Beraubung.

Unsere Streifereien belehren uns bald, wie erstaunlich reich Alaska an Pelztieren und Wild aller Art ist. Und so wundern wir uns denn nicht, daß uns der Kommandant in Fort Nikolaus auf Grund zuverlässigster Zusammenstellungen folgendes mitteilt: Im Territorium werden alljährlich durchschnittlich erlegt: 1200 Seeottern, 1500 Fischottern, 900 schwarze Füchse, 1300 schwarzbraune Füchse, 2200 rote Füchse, 660 weiße Eisfüchse, 2430 dunkle Eisfüchse, 8000 Biber, 250 Bären, 200 Luchse. Im Jahre 1852 sind sogar 13 300 Biber gefangen worden. Diese Zahlen beweisen, daß das sonst so wenig verlockende Gebiet in der That ein Eldorado für Jäger ist.

Der harte Winter kommt inzwischen heran; weitum ist alles vereist und verschneit, der Hundeschlitten bildet das einzige Verkehrsmittel. Auf ihm werden die Felle der erlegten Pelztiere nach den Forts geschafft, auf ihm die Lebensmittel zugeführt. In tiefen Schnee vergraben liegt die kleine Festung, über der auf hochragendem Flaggenstock als Zeichen des Herrscherrechtes und der Herrschermacht das Sternenbanner weht, den umwohnenden Wilden zugleich eine ernste stumme Warnung zurufend: sich keinerlei Frevel und Gewaltthat gegen den einsamen Weißen zu schulden kommen zu lassen. Die einstöckigen unansehnlichen Häuschen sind jetzt der beständige Zufluchtsort aller derer, die nicht durch den Dienst oder durch Handelsinteressen gezwungen sind, sich draußen im bittern Froste aufzuhalten. Da kommt ein Hundeschlitten an; er ist von nur einem, in dicke Pelzgewandung gehüllten Manne geleitet, fünf Hunde der Eskimorasse bilden das Gespann. Außer Warenballen mit Inhalt verschiedenster Art bringt der Führer des festen, aus Holz erbauten Fahrzeuges auch Nachrichten von „draußen" in die einsame, von Pallisaden umschlossene Siedelung. Aber bald sind seine Neuigkeiten erschöpft, und die neugierig herzugeeilten Leute vergraben sich wieder in die Blockhäuser, denn es ist „nicht kommlich, hier zu hausen". Nur die Männer, denen die Unterbringung der Waren zukommt, bleiben bei dem Schlitten, aber eben auch nur so lange, bis ihre Arbeit gethan ist. Dann tritt das frühere Stillleben wieder ein.

Jene Warnung, die das Banner der Union den Eskimos und Indianern des weiten Territoriums zuruft, wird wohl verstanden, aber leider nicht immer gehörig respektiert, zumal im harten Winter nicht, wenn das tiefverschneite, von eisigen Stürmen durchtobte Land die Bestrafung begangener Frevel fast unmöglich macht. Das erfahren wir auf einer Reise nach der Behringsstraße, die das Nördliche Eismeer mit dem Großen oder Stillen Ocean verbindet. Auf Hundeschlitten verlassen wir das schützende Fort Nikolaus, durch das Gebiet am Iliamnasee geht die Fahrt. Aber wie ungünstig hat sich hier alles verändert! Die Felsen sind mit Schnee

beladen, die Flüsse fest zugefroren; der Wasserfall hängt starr an der Felswand, die Eingänge der Grotten und Höhlen hat der treibende Schnee verweht. Das Elen- und Renntier streifen hungernd nach Nahrung, bedroht vom durch Hunger gereizten Bären, vom lauernden Luchse, der ihnen von oben her auf den Nacken springt; die Milliarden der lärmenden, ewig in Bewegung befindlichen Seevögel sind in wärmere Gegenden gezogen. Noch öder ist die weite Ebene, in die wir, dem Yukon zustrebend, nun gelangen. Im Sommer fanden wir hier unzählige Seen und Teiche, silbern blinkende Flüsse und Bäche. Danach sowohl wie nach dem Stande der Sonne konnten wir uns beim Bestimmen der Richtung zurechtsuchen. Jetzt bedeckt eine unendliche weiße Decke, einem riesigen Leichentuche vergleichbar, auf Hunderte von Meilen hin ein Gebiet ohne jede Spur von Erhöhungen; Land wie Wasser sind davon eingehüllt. Gleichmäßig dehnt sich diese Decke nach allen Seiten hin bis zum Rande des Horizontes. Der Himmel ist fast immer in dichte graue Wolkenschleier gehüllt und breitet sich wie eine einfarbige graue Glocke über der unwirtlichen, unwegsamen Landschaft aus. Keine Spur einer Erhöhung ist zu entdecken, so weit unser Auge auch schweifen mag. Die Höhe des eigenen Körpers bildet den höchsten Aussichtspunkt, und so können wir denn, da die Erdoberfläche gewölbt ist, nach allen Richtungen hin nur eine geringe Strecke überschauen. Kein Baum, nicht einmal ein Strauch weist uns in dieser Öde den Weg, noch weniger lädt ein Haus zu willkommener Rast ein. Die flachen, rundlichen Eskimohütten ragen nur wenige Fuß über die Ebene hinaus, und oft genug kommt es vor, daß sie vom Schnee einer einzigen Nacht vollkommen und ganz gleichmäßig überdeckt werden. Um uns hier zurecht zu finden, bedürfen wir einer ausgezeichneten Ortskenntnis und einer vorzüglich ausgebildeten Orientierungsgabe, denn die halbverwehte Schlittenspur des Wanderers allein giebt uns einen Anhalt zur Bestimmung der Richtung. Überdies wird die kleine Fläche, die unser Auge bei Tage zu überschauen vermag, an gar vielen Tagen durch undurchdringliches Schneegestöber bis auf etliche Schritte rings um den Schlitten her eingeschränkt.

Doch glücklich gelangen wir ins nächste Fort, erholen uns hier etwas und dringen hierauf bis zur Behringsstraße und dem Kotzebuesund vor. Und an dieser großen, schon zum Eismeer gehörigen Ausbuchtung müssen wir in der Wintereinöde erfahren, wie wenig die dort ansässigen Eskimos das Ansehen der Regierung scheuen. Unablässig mit Beschwerden und Gefahren aller Art ringend, erlangen diese plump gebauten Männer eine erstaunliche Kraft. Sie erkennen nur das Recht des Stärkeren an und sind daher sehr geneigt, einen körperlich schwachen weißen Mann zu betrügen, ja zu berauben. Hier wie unter den Tinnehindianern können wir uns nur durch sehr entschiedenes persönliches Auftreten schützen; breite Schultern und kräftige Gliedmaßen sind diesen Wilden gegenüber der beste Sicherheitsbrief. Eigentümliche Scheu haben sie auch vor dem Notizbuche des Reisenden. Sobald man merkt, sie hegen die Absicht groben Betruges,

braucht man dieses Büchlein nur herauszuziehen und zu drohen, man werde ihr schändliches Verhalten sorgsam einzeichnen und später allen Weißen zeigen, damit keiner von ihnen mehr komme, mit solchen Wichten Handel zu treiben. Oft lassen sie dann von ihrem schlimmen Vorhaben ab.

Doch wir verlassen die ihren Brüdern in Grönland so unähnlichen Eskimos und kehren nach Süden zurück, um mit dem Beginn des Frühjahrs an der Westküste von Britisch-Nordamerika zu sein, an der sich um diese Zeit ein äußerst interessantes Jagdleben zu entfalten beginnt.

Der Februar ist herangekommen; ein amerikanisches Schiff hat uns mit nach Süden genommen und in einem der kleinen Indianerdörfer an jener Küste abgesetzt. Wir sind im Besitze eines Empfehlungsbriefes an den weißen Kaufmann, der hier einen Laden unterhält, und werden von seinem Vertreter, einem landeskundigen, erfahrenen Manne, freundlich aufgenommen.

„Sie kommen gerade zu rechter Zeit, wenn sie das Jagdleben hier kennen lernen wollen," erklärt uns der Wirt, ein in Canada geborener Engländer. „Jetzt beginnt die Fangzeit, und in der Mitte des Sommers endet sie. Besonders lebhaft ist die Jagd auf Seeottern und Pelzrobben; sie bildet thatsächlich den Haupterwerbszweig der Eingeborenen. Die Bewohner der großen Insel Vancouver, ja, fast der ganzen Westküste haben daher alles, was mit dem Fischfang und der Jagd der Pelztiere zusammenhängt, auf das genaueste geregelt und betreiben beide bis in die kleinsten Einzelheiten hinein wie eine Art heiliger Förmlichkeit. Heute erledigen wir unsere Geschäfte mit ihnen fast genau so, wie es anderwärts unter gleichen Verhältnissen geschieht. Die Indianer jagen und fischen ganz in der althergebrachten, streng von ihnen beobachteten Art; wir Handelsleute dagegen überwachen den Fang mit größeren Fahrzeugen an Ort und Stelle und kaufen die Beute sogleich auf. So arbeitet auch unser Geschäft Spring & Frank in Victoria auf Vancouver. In fast jedem Dorfe an der Westküste finden Sie einen Laden wie der meinige; darin erhalten die Eingeborenen für den Ertrag ihrer Jagd, was Sie hier sehen: Lebensmittel verschiedenster Art, Decken, Werkzeuge, Gebrauchsgegenstände für ihre einfache Wirtschaft, auch bares Geld."

„Wie vermögen die Leute aber während des kalten Winters in diesen armseligen Wohnungen auszudauern?" fragen wir. „Im ganzen Dorfe ist kein einziges wohnliches Gelaß."

Der Gefragte lächelt. „Diese Dörfer sind nur für den Sommer gebaut," belehrt er. „Die Winterdörfer liegen fast alle tief landeinwärts an den Enden der Fjorde und Meeresarme. Hier halten die Rothäute weder Festlichkeiten, noch finden hier Beratungen über wichtige Angelegenheiten statt. In die primitiven Sommerdörfer auf den Inseln und an der Küste ziehen sie nur des Erwerbes wegen. Unsere Schooner, fast sämtlich kleine Dampfer, unterhalten nicht nur ununterbrochenen Verkehr mit den Jägern, sondern sie unterstützen sie auch ganz bedeutend bei der

Jagd. Sie werden das bald sehen, denn morgen kommt eines unserer Schiffe hierher, um mit der Jagd zu beginnen."

Am frühen Morgen des nächsten Tages erscheint der kleine Dampfschooner pünktlich am Dorfe. Die Indianer kommen herzu, und etwa 50 von ihnen, die 25 Kanoes (Boote) in Besitz haben, vereinigen sich zu gemeinsamem Werke mit der Besatzung, die nur drei bis vier Mann stark ist. Die Eingeborenen werden mit ihren Fahrzeugen an Bord genommen, und nun geht die Fahrt, da die Witterung günstig ist, in das offene Meer hinaus. Nehmen wir einmal an einem solchen Jagdzuge teil!

Eilig durchschneidet das Schiffchen die Fluten; das Land entschwindet unseren Blicken allmählich, der Führer des Fahrzeuges belehrt uns, daß wir wohl schon 200 Kilometer vom Gestade entfernt sein mögen. Vom Wachtkorb aus späht die Wache sorgsam nach Beute aus; endlich giebt sie das ersehnte Zeichen: eine Herde Pelzrobben ist von ihren scharfen Augen entdeckt worden. Leise, fast unhörbar nähert sich der Schooner dem wertvollen Wilde. Dann werden die Kanoes möglichst geräuschlos in die See hinabgelassen und mit je 2—5 Indianern bemannt. Ihr Jagdgerät besteht aus 3—4 Meter langen hölzernen Stangen, die in Gabeln endigen; an jedem Gabelarme ist eine Harpune aus Knochen, Eisen oder einer geschliffenen Muschel befestigt. Eine lange, starke, aus Cedernbast gedrehte Leine ist an der Harpune festgemacht und mit dem entgegengesetzten Ende am Kanoe angebunden. Die Robbenherde bietet einen überaus ergötzlichen Anblick; wie es bei stillem Wetter ihre Gewohnheit ist, schläft sie auch heute auf dem Meere schwimmend. Auf dem Rücken liegend, haben sich die Tiere mit den flossenähnlichen Vorderfüßen das Gesicht und die Augen zugedeckt.

Im tiefsten Schweigen nähern sich die Indianer in ihren Fahrzeugen der Herde; jetzt sind sie den Tieren auf etwa 20 Schritte nahegekommen, der am Vorderende sitzende Mann erhebt sich, ergreift die Doppelharpune und schleudert sie dem zunächst befindlichen schlafenden Tiere mit Kraft und erstaunlicher Sicherheit in den Leib. Beide Harpunen, bei einzelnen Jägern auch wohl nur eine, dringen durch Fell und Fleisch und stellen sich durch die Widerhaken fest, die hölzerne Gabel dagegen löst sich los. Aufs furchtbarste erschrocken, ergreift die Pelzrobbe, das Boot hinter sich herziehend, die Flucht. Jetzt taucht sie unter, dann kommt sie, um Atem zu holen, wieder an die Oberfläche; ihre ganze Kraft zusammenraffend, schwimmt sie vorwärts, und der Indianer am Steuer hält sorglich die von ihr eingeschlagene Richtung ein. So erwartet der Harpunierer den Augenblick, in dem es ihm möglich wird, das immer matter werdende Tier mit der Leine ganz nah ans Boot heranzuziehen, sodaß er ihm mit einem großen, schweren Prügel den Schädel einschlagen kann. Häufig setzt sich die Robbe, zur Verzweiflung gebracht, beim Heranziehen an das Boot aufs grimmigste zur Wehr, ja, einzelne Fahrzeuge haben schon auf Abwehr zu denken, sobald ihre Beute harpuniert ist. Mit ihrem scharfen Gebiß reißen solche zornige Tiere große Stücke Holz aus der Bordwand

des Kanoes. Endlich haben die Robben ihr Leben unter den wuchtigen Streichen der Harpunierer ausgehaucht; mit großer Anstrengung werden sie in die Boote gezogen, dann an Bord des Schooners gebracht. Hier zieht man den Tieren die Felle ab, salzt diese ein und schafft sie später nach England.

Ein überaus kostbares Pelzwerk liefert auch die in den Gewässern des Großen Oceans heimische sammetschwarze oder kastanienbraune Meerotter, ein äußerst mißtrauisches Geschöpf, das schwer zu bekommen ist.

Die Indianer dieser Küstendistrikte und der vorliegenden Inselwelt lernen wir als friedfertige, zu seßhaftem Leben geneigte Stämme kennen. Sie führen sehr verschiedene Namen, und auch die Sprachen, die sie reden, weichen stark voneinander ab. Ihr Äußeres, ihre Sitten und Gewohnheiten stellen sie den Nordostasiaten nah, und ein hervorragender Gelehrter faßt sie deswegen mit diesen unter dem gemeinsamen Namen Behringsvölker zusammen. Sie sind mittelgroß, ja, zuweilen sogar sehr hoch und haben gute Gestalt. Die Gesichtszüge sind markiert, die Haut ist so hell wie bei südeuropäischen Völkern; das Haar ist straff und schwarz, der Bartwuchs spärlich, doch ist derselbe bei einigen Stämmen stärker entwickelt. Meist sind die Backenknochen stark ausgebildet wie bei den Mongolenvölkern, die Nasen fleischig und aufgestülpt. Auch schiefgeschlitzte Augen, wie sie jenen Völkern eigen sind, finden sich, doch nicht bei allen Völkerschaften. Auf der Insel Vancouver treffen wir Leute, denen, einer alten Sitte gemäß, der Schädel in der Jugend flach oder lang gedrückt worden ist. Viele gehen bereits in europäischer Gewandung, der Hauptteil der Kleidung ist aber immer eine wollene Decke. Die aus Fellen verschiedener Tiere zusammengenähte Pelzdecke ist längst außer Gebrauch gekommen. Bei Festlichkeiten bemalen diese Leute den Körper mit Zinnober, Ocker und Kienruß. Die Frauen schmücken sich gern mit Ohrgehängen aus Steinen und Haifischzähnen, sie bohren Silberringe durch die Nasenscheidewand, legen Perlenschnüre um den Hals und vervollständigen ihren Putz durch silberne Armbänder aus amerikanischen Dollars. Ein ganz besonders eigentümliches Schmuckstück aber ist der Holzpflock, den sie sich durch die Unterlippe stecken. Dem 12—13 Jahre alten Mädchen wird die Lippe durchstochen; in die entstandene Öffnung schiebt man einen Stift aus Knochen, Holz oder Silber. Nach der Verheiratung wird ein Holz- oder Knochenpflock an Stelle jenes Stiftes gesetzt; man vergrößert Länge und Durchmesser desselben allmählich, sodaß Pflöcke von 3—4 cm Breite und 5—8 cm Länge nicht selten sind. Doch kommt die häßliche Sitte neuerdings mehr und mehr in Abnahme.

Die Dörfer bestehen aus nur 4—12 Häusern, die aus Cedernplanken an der Meeresküste erbaut sind. Nach der Wasserseite hin befindet sich an fast allen eine Plattform, die 1—2 Meter über den Hochwasserstand hinausragt. Dort können wir die Männer jeden Tag mehrere Stunden träge hocken sehen, und hier werden auch die Mahlzeiten eingenommen. Neben den meisten Häusern stehen Wappenpfähle von 8—20

Meter Höhe, an deren zierlichem Schnitzwerk der Kundige leicht zu erkennen vermag, zu welchem der vier Teile in die der Stamm zerfällt, der Hausbesitzer gehört.

Das Hauswesen wird von den Frauen besorgt; die Männer gehen der Jagd und dem Fischfange nach, treiben wohl auch etwas Handel. Wie die weiblichen Glieder der Familie große Gewandtheit in den verschiedensten Handarbeiten besitzen, so z. B. in Anfertigung äußerst dauerhafter Fischnetze aus Tiersehnen, im Nähen zierlicher Mokassins, im Flechten von Körben und Hüten aus Stroh oder Wurzelfasern, von Matten aus dem Baste der roten Ceder, so die Männer im Schnitzen. Die in Britisch-Columbia und auf Vancouver wohnenden Kowitschen sind wohl die regsamsten und fleißigsten unter diesen Indianern; überall gewahren wir, daß sie als gute Farmer und Viehzüchter, als vorzügliche Fischer geschätzt sind. Auf Dampfschiffen, in Sägemühlen, ja, sogar in Fabriken sind Hunderte von ihnen thätig, und nur wenn der unheilvolle Branntwein für sie erreichbar ist, geben sie Anlaß zur Unzufriedenheit.

Gewaltigen Respekt empfinden alle Küstenstämme vor den Kanonen der britischen Kriegsschiffe, die in den anstoßenden Gewässern kreuzen. Und doch haben die so gefürchteten Fahrzeuge Mühe, die rohe Bevölkerung an der Nordküste von Vancouver einigermaßen in Ruhe und Zucht zu erhalten. Dieser verkommene, unheimliche Stamm heißt die Quakult; bei ihnen gehören Mord und Totschlag zur Tagesordnung. Sie haben eine ganze Reihe von gesellschaftlichen Rangstufen unter sich, und die erste darunter nehmen die Hametze oder Menschenfresser ein. Einst verspeisten sie Sklaven und Kriegsgefangene; da das jetzt nicht mehr möglich ist, entschädigen sie sich durch Verzehrung von Leichen. Nur die Nachkommen von Häuptlingen und sonst berühmten Männern können Hametze werden. Schwierige, vier Jahre währende Vorbereitungen gehen der Aufnahme in den Bund voraus. Wer ein Glied der abscheulichen Körperschaft werden will, muß vorher Menschenblut genossen haben; er stürzt sich zu diesem Zwecke unvermutet auf jemand, beißt ihn in den Arm oder das Bein und saugt ihm den roten Lebenssaft aus. In den letzten vier Monaten vor dem Eintritt lebt der Aufnahme Begehrende fern von den Seinen in tiefer Waldeinsamkeit; dort bereitet er sich unter körperlichen Entbehrungen aller Art auf die große Feierlichkeit vor, die in tiefster Abgeschlossenheit begangen und bei der Menschenfleisch genossen wird.

Die Missionare haben in ihren Bekehrungsversuchen wenig Erfolg unter den Küstenstämmen. Treten wir in ein Dorf, so begegnen wir nicht selten einem sonderbar aufgeputzten Burschen; er trägt eine Maske vor dem Gesichte, schlägt die Trommel lebhaft und verursacht einen eigentümlichen Lärm mit seinen Klappern. Das ist der Priester, der Schamane oder Medicinmann, der Gewaltige, der nach dem Glauben der thörichten Leute die Macht der in ihr Leben eingreifenden Geister bricht. Heute heilt der Gaukler einen Kranken — d. h. die Natur thut es für ihn; morgen gebietet er den Fischen, in großen Zügen in den Flüssen emporzusteigen;

übermorgen vielleicht beschwört er den tobenden Sturm, die rollende See. Nicht mühelos ist der Betrüger zu seiner Würde gelangt; er mußte langwierige Vorbereitungen durchmachen, ehe man ihn derselben wert erachtete.

Himmelweit verschieden von diesen Küstenstrecken ist die jenseits der gewaltigen Mauer der Felsengebirge gelegene arktische Tiefebene. Um uns her breitet sich, wenn wir in sie eindringen, sanftgewellte, flachgehügelte Gegend; wo wir auch wandern mögen — überall treffen wir auf Seen und Flüsse. In der nassen Jahreszeit verschwinden die Wasserscheiden zwischen einzelnen unter ihnen häufig vollständig. Dann ereignet es sich gar nicht selten, daß die großen Seenbecken ihre Abflüsse zu mehreren Stromgebieten entsenden, wie der Hirsch- oder Deersee zum Mississippi und Athabaska. Hierdurch wird der Verkehr in den öden Gegenden ungemein befördert, denn der leichte Kahn trägt uns ohne Schwierigkeiten aus dem einen Seen- und Flußgebiet in das andere. Doch müssen wir dabei immerhin auf unserer Hut sein, denn die wellige Beschaffenheit des Landes zwingt die fließenden Gewässer, sich durch allerhand Hemmnisse hindurchzuarbeiten. So entstehen Wasserstürze und Stromschnellen in Menge, und leicht kann der unvorsichtige Reisende in dieselben hineingeraten und damit in die größte Lebensgefahr kommen. Der Große Fischfluß allein hat 80 solcher Stellen, die auf den sogenannten „Tragplätzen" umgangen werden müssen. In dem ganzen ungeheuern Gebiete von 120 000 Quadratmeilen Flächeninhalt ist nirgends eine entschiedene Abdachung nach einer Seite vorhanden; daher kommt es, daß die Strom- und Flußentwickelung überall den Eindruck des Unfertigen macht. Viele der zerstreut auf der Ebene liegenden Seen sind durch Flußläufe miteinander verbunden; aber nicht selten treffen wir Rinnsale, deren Richtung nur durch eine Reihe stehender Lachen bezeichnet ist; erst wenn starke Regen niedergehen, entsteht ein strömendes Gewässer darin. Die größten Wasserstraßen finden wir, wenn wir von den canadischen Seen aus eine gerade Linie nach Nordwesten ziehen. Vom Oberen See stoßen wir in dieser Richtung auf den Winipeg-, Deer-, Wollaston-, Athabaska-, Großen Bären- und Großen Sklavensee — eine Reihe von Namen, die den ungemein großen Reichtum des Landes an Seen beweist. Die Gewässer des Athabaska-, Großen Sklaven- und Großen Bärensees führt der riesige Mackenziestrom ins nördliche Eismeer ab. Der eigentliche Quellfluß dieses Stromes, der Athabaska, kommt aus dem Felsengebirge, aus einer Gegend, die reich an Schönheiten aller Art, an wilden, kahlen Bergmassen, an Wäldern und rinnenden Wassern ist.

Ohne Schutz dem Einfluß der eisigen Nordostwinde preisgegeben, gegen die milden Luftströmungen von Südwesten her durch die Riesenmauern der Gebirge abgeschlossen, hat die arktische Tiefebene ein viel rauheres Klima als die Länder unter gleicher Breite in unserem Weltteil. Daher finden wir in ihren nördlichen Strichen auch eine sehr dürftige

Vegetation. Neben Zwergweiden, Zwergbirken und zwerghaften Tannen treffen wir niedrige Alpenpflanzen, deren Blüten allerdings in der herrlichsten Farbenpracht leuchten, Moose und Flechten. Erst südlich von der Hudsonsbai beginnen große Nadelwälder, aber der Laubwald fehlt auch hier noch.

In den Winipegsee tritt von Süden her der Red River, der nicht allzuweit vom Mississippi entspringt. In zahlreichen Windungen strebt der Fluß seinem Ziele zu, überall von tiefen, dunkeln Wäldern umgeben. Vor seiner Mündung bildet er ein Delta; in dieser Gegend brütet düstere, unaussprechlich tiefe Einsamkeit über dem Gewirr von Wasserarmen und Sümpfen, über dem Meere von Rohr und Schilf. Seufzend streicht der Wind durch die melancholisch rauschenden Halme, Raubvögel und Wassergeflügel schweben kreischend über der Öde. Der See selber ist ungeheuer groß, muß aber vorzeiten noch viel beträchtlichere Ausdehnung gehabt haben; die Ebenen, von denen seine Fluten gewichen sind, bilden jetzt eine herrliche, reiche Prairie. Von der Größe der fließenden Gewässer, die dem Seebecken zugehen, bekommen wir eine Vorstellung, wenn wir erfahren, daß der Saskatschewan länger ist als die Donau und der Winipeg doppelt so wasserreich wie unser Rhein. Und außer diesen beiden Strömen gehen von allen anderen Seiten her mächtige Flüsse in den See. Pfadlose Wälder umschließen seinen Strand an vielen Stellen.

Um die Eigentümlichkeiten dieser nordischen Flüsse kennen zu lernen, betrachten wir den Winipegfluß auf seinem Laufe einmal kurz. Er bildet beständig Strudel und Wirbel, Schnellen und Stürze, erweitert sich jetzt zu einsamen, fichtenumkränzten Seen, dann zu breiten Buchten, in denen zahlreiche Inseln lagern; nun verbirgt er seine Fluten unter riesigen, glattgewaschenen Felsen. Jetzt schießt er in wildem Laufe dahin; dann stürzt er brausend und polternd über eine Felsenbank, und nun zieht er wieder friedlich und ruhig seine Bahn in der weiten Einöde. Auf der Strecke zwischen dem Wälder- und Winipegsee fällt er nur 120 Meter; aber sein Bett ist nicht beständig und gleichmäßig geneigt, er hat vielmehr eine Reihe von Terrassen hinabzuspringen; zwischen ihnen geht das Gewässer nach und nach durch Schnellen und senkrechte Fälle in ungezählte Seen und weite Buchten über. Die Wasser des Wäldersees tosen mit grauenhafter Gewalt durch eine tiefe Felsenschlucht abwärts. Im Süden bildet dieser See ein weites, offenes Wasserbecken, in dem es einstmals von Bibern und Fischottern wimmelte; die Ufer bergen hier ergiebige Metalladern. Weiter nach Norden hin gelangen wir in ein höchst eigentümliches Wirrsal von Felsen und Inseln aus weichem Pfeifenstein; aus den polierten Felsmassen schimmern uns hier nicht selten Erze entgegen. Zahllose Kanäle winden sich zwischen den Inseln hindurch; von den Ufern dieser Eilande breiten Fichten und Pappeln ihre Zweige über der Flut aus, Pflaumenbäume, wilde Kirschen, wilde Rosen, Himbeersträuche, Moose und Farne wuchern in üppiger Fülle auf diesen einsamen Gestaden.

Betrachten wir nunmehr, nachdem wir uns im Vorstehenden ein allgemeines Bild von der ungeheuern arktischen Tiefebene entworfen haben, die Gebiete Britisch-Nordamerikas, soweit dieselben östlich von den Felsengebirgen gelegen sind, im einzelnen nach ihren Eigentümlichkeiten und den Lebensverhältnissen ihrer Bewohner!

Canada — ein eigentümlicher Klang liegt in dem Worte. Wir denken dabei unwillkürlich an den Jäger und Fallensteller französischer Abkunft, der in tiefer Wälderöde, bedroht von Gefahren aller Art, seinem eigentümlichen, reizvollen und entbehrungsreichen Handwerke nachging. Heute ist das weite Gebiet, das Voltaire einst verächtlich mit dem Ausdrucke „wenige Morgen schneebedeckten Landes“ bezeichnete, nicht mehr der ausschließliche Tummelplatz des Jagdindianers und des weißen Jägers, des Wildes und der Pelztiere. Das ungeheure Land, 18mal so groß wie ganz Frankreich, sein einstiges Mutterland, und 10mal so viel bewohnbaren, ertragfähigen Bodenraum bietend wie dieses, wird ohne Zweifel noch eine sehr bedeutsame Rolle in der Welt zu spielen berufen sein.

Wir kamen in diese weite Landschaft mit dem Gedanken, eine noch ziemlich dünnbevölkerte und wenig angebaute Einöde zu treffen und finden uns nun überaus angenehm enttäuscht, denn schon hat die fleißige Hand der Kolonisten 170 Millionen Hektar des fruchtbarsten Bodens unter den Pflug genommen, und wenn die allerdings viele Monate dauernde rauhe Jahreszeit mit Eis und Schnee einzieht, dann findet der regsame Ansiedler heute noch Gelegenheit zu lohnender Jagd, namentlich auf die Pelztiere, von denen es jetzt noch in den Wäldern und Gewässern wimmelt und mit deren Häuten ein ungemein ertragreicher Handel getrieben wird.

„Übrigens ist unser Winter gar nicht so schrecklich, wie viele Leute glauben,“ erklärt uns einer der Herren, die mit uns auf dem stolzen Dampfer auf dem St. Lorenzstrom hinauffahren wollen. „Viele Unkundige meinen, Sibirien und Canada seien in ihren Witterungsverhältnissen gar nicht von einander verschieden. Wir haben das den lügnerischen Ausstreuungen der Agenten aus den Vereinigten Staaten zu danken, die im Auftrage von Eisenbahngesellschaften umherreisten und unser Klima in den schrecklichsten Farben schilderten. Und warum sprengten sie überall aus, bei uns herrsche neun Monate Winter, und während der übrigen drei Monate sei es kalt? Ganz allein deswegen, um die Ansiedler aus unserm schönen Lande fernzuhalten und sie nach den großen Ländereien der amerikanischen Eisenbahngesellschaften hinzulocken, damit sich diese an der Armut und dem Fleiße der Leute bereicherten. Manche falsche Vorstellung mag wohl auch durch die Schilderungen entstanden sein, die Reisende von den Gegenden am Eismeer entwarfen; man hat solche Beschreibungen einfach auf unsere Landschaften übertragen, ohne zu überlegen, daß Canada und jene arktischen Gebiete mindestens so verschieden sind, wie Ihr Norddeutschland und die Gegenden um das Nordkap oder im nördlichen Rußland. Wohl ist unser Winter kälter, unser Sommer

wärmer als bei Ihnen daheim, namentlich im Innern; aber wir empfinden Hitze und Kälte weniger, als sie bei gleichen Graden in Europa gefühlt werden würden, denn die Luft ist hier außerordentlich trocken; jenes widerliche naßkalte und der Gesundheit so nachteilige Schlackwetter, das anderwärts oft monatelang herrscht, kennen wir fast gar nicht. Als ungünstige Witterung können wir eigentlich nur den heitern, kalten, schneereichen Winter bezeichnen. Sie werden staunen, wenn sie unsere unbeschreiblich schönen Winternächte kennen lernen, Nächte voll hehren, köstlichen Reizes, wie man sie nicht überall findet. Mond und Sterne strahlen in lebhaftem Glanze, die Blitze des Nordlichts schießen strahlen- und fächerförmig am nördlichen Horizonte herauf, eigentümlich nebelhaft, aber unvergleichlich schön. Und die so beleuchtete Landschaft sieht fast aus wie eine der Mondlandschaften unter dem Riesenfernrohr — magisch, unbeschreibbar."

„Die einzelnen Gebiete Ihres weiten Landes müssen doch auch in klimatischer Hinsicht verschieden sein," bemerken wir.

„Gewiß," lautet die Antwort. „Auf die Ost- und Westküste wirken z. B. der Golfstrom und der Kuro-Schio sehr günstig ein. Wie lächerlich falsch die Ansichten mancher Leute über unser Klima sind, können Sie auch aus den Erträgnissen und Erfolgen unseres Obstbaues sehen. In Südontario z. B. reifen die köstlichsten Trauben, gedeihen Äpfel und Birnen von außerordentlicher Güte. Der Apfel, den unser Land erzeugt, gilt als der beste in der ganzen Welt, und jetzt schon werden beträchtliche Mengen davon ausgeführt, namentlich nach den doch selber obstreichen Vereinigten Staaten und nach England. Doch ich will Ihnen nicht bloß Canadas Lichtseiten zeigen, auch auf seine Schatten sollen Sie aufmerksam gemacht werden. Schrecklich sind unsere Schneestürme, die „Blizzards", die oft tagelang mit unaussprechlicher Wut toben und nicht wenige Menschen im wirbelnden Gewoge begraben. Überaus lästig sind im Sommer die Schwärme geflügelter Blutsauger, der Moskitos, die den Ansiedlern das Leben namentlich in der Prairie sauer machen; empfindlichen Schaden richten auch die zuweilen vorkommenden Spätfröste an. Aber alle diese Übelstände verschwinden gegenüber dem vielen Guten, das unser reiches, schönes Land bietet. Gegen die Frostgefahr sichert sich der Landmann, indem er entsprechendes Saatkorn wählt."

„Wie wirkt das Klima auf die Gesundheit der Bewohner?" fragen wir.

„Vortrefflich, wie Sie selber sehen," antwortet der höfliche Mann lächelnd. „Betrachten Sie uns nur recht genau — Sie werden fast nur gesunde, frische Leute sehen. Man wird hier sehr alt und bleibt verhältnismäßig rüstig dabei. Lehrreich ist es sicher auch, daß die neugeborenen Kinder in Canada durchschnittlich schwerer wiegen als in Europa."

Unser Dampfer steuert keuchend durch den weiten Golf an der Mündung des St. Lorenzstromes, ein herrliches Gewässer, im Norden und Osten von Labrador und Neufundland, im Süden und Westen von der Insel Cap Breton, Neuschottland und Neubraunschweig umhegt.

„Auch dieses Binnenmeer enthält einen Schatz Canadas: unzählige

„Bänke“ von Heringen und Stockfischen,“ bemerkt unser gefälliger Bekannter. „Sehen Sie sich die Leute auf den Inseln und Küsten hier einmal genau an — Sie werden erkennen, daß es ihnen an Nahrung nicht fehlen kann!“

In der That, die Fischer in den uns begegnenden Fahrzeugen, die Leute an den Landungsplätzen des Dampfers, die Landleute, die wir zu Gesicht bekommen, sind ungewöhnlich große, kräftige Menschen. Auf der Prinz Eduards-Insel, der Perle des Lorenzogolfes, zeichnen sich auch die Frauen durch Stattlichkeit aus, und viele von ihnen sind, so lange die Arbeit auf dem Felde im Sonnenbrande ihre Haut nicht gebräunt hat, auffallend schön — wieder ein Beweis, daß das „eisige, arme Canada“ seine Kinder nicht stiefmütterlich behandelt.

Das Schiff dringt in die wunderbar schöne „heiße Bucht“ ein; anmutige, tiefgrüne Ufer umrahmen sie, und weithin rühmen alle Feinschmecker die Güte der hier gefangenen Austern; überdies ist der Boden in den anstoßenden Landschaften ungemein ertragsfähig.

Längst schon befindet sich der Dampfer im St. Lorenzstrome, während wir noch auf offener See zu sein glauben. Schon sind wir 60 Meilen aufwärts gefahren, und noch immer sind die Ufer 180 Kilometer von einander entfernt. Er ist thatsächlich ein Riese unter seinen Brüdern, dieser stolze Strom; noch in Quebec, wo seine Breite auf 15 Kilometer zusammengeschrumpft ist, bildet er ein ungeheueres Becken, in dem 2000 Schiffe ihre Bewegungen bequem und ohne einander irgendwie zu hindern ausführen können.

Während wir auf der weiten Wasserfläche des stolzen Stromes dahinfahren, betrachten wir mit immer neuem Entzücken die herrlichen Gestade, die auf der ganzen Erde kaum ihresgleichen finden. Der Dampfer hält sich beständig in der Mitte des Gewässers; trotzdem können wir die sich allmählich bis auf ungefähr 5000 m erhebenden Höhen des Südufers deutlich erkennen und ihre wechselnden Reize immer wieder bewundern. Einen höchst eigentümlichen Anblick gewähren die Häuser an diesem Gestade; es scheint, als ziehe sich eine endlose Reihe weiß angestrichener Gebäude, die sich grell gegen die tiefsatten Farben der ausgedehnten Waldungen und der üppig grünen Felder abheben, den Strom entlang, ja, zuweilen leuchtet über der ersten Reihe noch eine zweite oder dritte, höhergelegene. Auf unsere Frage nach der Ursache dieser Anlage erfahren wir, daß die Leute in Canada nicht in geschlossenen Dörfern wohnen, sondern daß jeder auf seinem eigenen, im Verhältnis zur Länge ziemlich schmalen Grundstücke haust; weil die Häuser sämtlich an der großen Fahrstraße erbaut werden, die an der Vorderseite des Besitztums vorüberläuft, entsteht jener fesselnde Anblick, durch den die Landschaft etwas ungemein Belebtes erhält.

Steigen wir an einem der Halteplätze des Dampfers einmal aus, um canadische Landleute und canadisches Landleben kennen zu lernen! Wo wir eintreten, werden wir freundlich empfangen, ja, wir sind an=

genehm überrascht durch die feinen Manieren, das gebildete Benehmen der Bewohner. Man bewirtet uns in ausgesucht höflicher, wohlthuender Art und giebt auf alle Fragen, die wir stellen, die gründlichste Auskunft. Diese liebenswerten Menschen sind, wie wir schnell herausfinden, nicht nur wohlhabend, sie fühlen sich in der schönen Gegend, in ihrem ländlichen Stillleben auch so zufrieden und glücklich, wie der Mensch es überhaupt sein kann. Dem freundlichen Äußern der Häuser entspricht das Innere; sie sind ungemein sauber gehalten, und deswegen haben auch Krankheit und Elend keine Heimstätte in ihnen. Es sind kräftige, schöne Leute, die hier der Erde ihren Unterhalt abringen; Männer wie Frauen sind unermüdlich fleißig, glücklich im Kreise zahlreicher, gut erzogener Kinder. Nüchternheit und streng sittlicher Lebenswandel zeichnet die canadische Landbevölkerung ebenso vorteilhaft aus wie jene feine Sitte, die man anderwärts nur in den Häusern der Gebildeten findet. Hier schon lernen wir einen großen Unterschied zwischen den canadischen Frauen und den Frauen in den Vereinigten Staaten herausfinden; ein schrofferer Gegensatz, als der zwischen ihnen bestehende, ist nicht leicht auszudenken. In der Union sind die Frauen meist träge und lässig, sie wälzen dem Manne alle Sorge für des Lebens Nahrung und Notdurft, ja, sogar nicht selten für den Haushalt zu; sie liegen halbe Tage lang im Schaukelstuhl, mögen nicht einmal gern eine Treppe steigen, fahren oder reiten spazieren, statt zu gehen, naschen Süßigkeiten in Menge und trinken Limonaden, statt kräftige Nahrung zu sich nehmen; sie können Hitze ebenso wenig wie Kälte ertragen, thun aber auch nichts, um ihren Körper zu stärken und widerstandsfähiger zu machen; all ihr Sinnen und Trachten ist Abwechselung, Genuß, prickelnder Reiz, und infolge dieser thörichten Lebensweise werden die unklugen Geschöpfe genau so ruhelos, aufgeregt und nervös wie die Männerwelt. Wie ganz anders die Canadierin! In ihrem ganzen Benehmen ruhig, einfach, anspruchslos, findet sie ihr größtes Glück in ihrem Hause, im Schoße ihrer Familie; arbeitsam und rührig von früh bis spät, hilft sie dem Manne die Last des Lebens wesentlich erleichtern; ihren Körper härtet sie ab gegen Regen, Sturm und Kälte, und so dürfen wir uns denn nicht wundern, daß die meisten Canadierinnen gesunde, kräftige, schöne Frauen sind. Je mehr wir Land und Leute kennen lernen, desto wohler fühlen wir uns hier, denn auch die Männer zeichnen sich durch viele Vorzüge gegenüber dem Yankee aus. Dieser stattliche, gesunde, frische canadische Mann hat etwas Eigenartiges an sich, das kaum so wiederzufinden sein dürfte. Seine Art zu reden und zu handeln, seine Lebensführung, seine Weise, sich Vergnügen zu bereiten, erinnern an längst vergangene Zeiten mit patriarchalischen Verhältnissen; wir meinen oft, ein Stück der vielgerühmten „guten alten Zeit“ sei hier wieder lebendig geworden. Der Yankee hat wenig Liebenswertes in seinem Wesen; er ist ein rast- und ruheloser, zäher, dreidrähtiger, ungestümer Bursche, der nur eine Gottheit kennt: den klingenden Dollar, ein Mensch, der in seinem Goldhunger auch vor den schlechtesten

Mitteln zur Bereicherung seines Geldsäckels nicht zurückschreckt und der den reich gewordenen Spekulanten, Schelm und Betrüger als einen schlauen, anschlägigen Kopf bewundert, ohne die sittliche Verwerflichkeit der von einem solchen raffinierten Emporkömmling angewandten Mittel irgendwie in Anschlag zu bringen. Ganz anders der Canadier; welchen Ursprungs er auch sein mag: er ist ein ruhiger, biederer, rechtlicher Mensch, bedachtsam in all seinem Thun und Lassen; was er sorgsam überlegt hat, das bringt er dann mit stiller Stetigkeit zur Ausführung. So mag der Yankee bei seiner brutalen Rücksichtslosigkeit wohl schneller zum Ziele kommen, aber der unparteiische Beobachter wird den biederen Canadier unter allen Umständen höher stellen.

Noch eine Eigentümlichkeit im gesamten Volksleben fällt uns angenehm auf. Die Bevölkerung ist ein Gemisch von Abkömmlingen französischer und englischer Ansiedler, wozu jetzt noch zahlreiche Deutsche und Splitter anderer Völker kommen; aber alle fühlen sich mit edlem Stolze als Glieder eines großen staatlichen Gemeinwesens, als Kinder einer Nation. Und stolz sind die Canadier auch auf ihre Freiheit: auf ihren freien Boden, ihre freie Verfassung, ihre freie Kirche. Obwohl die Verfassung derjenigen Englands nachgebildet ist, genießt das Land, genießt der einzelne Bewohner doch thatsächlich die größte Freiheit. Die Krone ernennt den General-Statthalter, der die Statthalter der verschiedenen Provinzen auf je 5 Jahre einsetzt. Jede Provinz hat eigene Gesetzgebung; für das ganze weite Gebiet bestehen zwei gesetzgebende Körperschaften: das 78 Mitglieder zählende Oberhaus, in das der General-Statthalter auf Lebenszeit beruft, und das Unterhaus (Haus der Gemeinen), dessen Mitglieder, 206 an Zahl, von der Bevölkerung gewählt werden. Die Gesetze sind gut, die Richter haben meist eine harte Schule des Lebens hinter sich und sind infolge davon gerecht und unbestechlich, frei von allem Rassen- und Klassenhaß, was von den amerikanischen nicht behauptet werden kann. Die Verhältnisse des Landes zwingen jeden Bürger für die öffentlichen Angelegenheiten Interesse zu zeigen, da der Selbstverwaltung so breiter Raum gestattet ist; sehr wohlthuend muß es aber sein, daß man sich von allem wüsten Parteitreiben, von allem gehässigen politischen Hader fernhalten und in beglückender Stille und Unabhängigkeit seinen Neigungen leben kann. In der Union ist das unmöglich.

Indem wir unsere Fahrt auf dem Strome fortsetzen, erstaunen wir uns immer wieder über die riesige Breite dieses Gewässers; sogar auf der Strecke von Quebec bis Kingston ist der St. Lorenzstrom der breiteste von allen bekannten Flüssen. Nur an zwei Stellen verengert er sich auf $1^1/_2$ Kilometer, aber hier ist er auch 60 Meter tief. Wieder anderswo bildet dieser Riese unter den fließenden Gewässern gewaltige Seen von 40, 15 und 12 Kilometer Breite. Doch diese kleineren Wasserbecken sind armselige Zwerge gegenüber den 5 großen canadischen Seen, aus denen der Strom hervorkommt; 3 davon kann man mehrere Tage mit einem Dampfer befahren, ohne die Ufer nur zu Gesichte zu bekommen.

Die größten Seedampfer können heutzutage bis Chicago hinaufgelangen, müssen aber von Montreal ab einen Kanal benutzen, weil sich höher hinauf gefährliche Stromschnellen finden. Eine derselben hat eine so reißende Strömung, daß das Wasser, eingeengt zwischen niedrige Felswände, in einer Stunde 20 Kilometer zurücklegt. Der Reisende, der diese Strecke in einem Flußdampfer mit schwindelerregender Schnelligkeit durcheilt, wird von eigentümlicher nervöser Erregung ergriffen. Andere bedeutende Stromschnellen sind mittelst riesiger Kanäle umgangen worden, und hier können auch die größten Seedampfer ungehindert fahren. Den Reisenden aber fesselt gerade das wunderbare Bild, das die Strudel und Schnellen des Stromes seinem entzückten Auge bieten; darum vertraut er sich einem der kleinen Dampfer an, die sich in die wilden Wasser hinein wagen, weil man derartige Fahrzeuge durch Verminderung ihrer Schnelligkeit zu regieren vermag. Segelschiffe würden von der Gewalt der Strömung rettungslos an den Klippen zerschmettert werden. Das Schauspiel aber, das sich den Augen auf solcher Fahrt zeigt, erfüllt auch immer wieder mit der größten Aufregung, mit Staunen und Grauen, und wir werden nicht müde, es immer wieder zu betrachten. Mit rasender Geschwindigkeit schießen die Wasser dahin; sie sprudeln und zischen, sie strudeln und rauschen; indem sich die ungeheure Wassermasse in den engen, tiefen Schluchten verfängt und wieder frei zu arbeiten sucht, erzeugt sie gewaltige Wogen, die ihren Schaum bis auf die Brücke des Schiffes hinaufschleudern. Einst betrachtete man die Fahrt durch die Schnellen des Stromes für ein wahnwitziges Unterfangen; aber die Reise auf den Kanälen war ermüdend und langweilig, und der Gedanke, eine Kraft zu benutzen, die in der Stunde 12—15 Kilometer zurückzulegen ermöglichte, ließ dem gern rasch reisenden Amerikaner keine Ruhe. Geschwind wie in einem Eisenbahnzuge dahinzusausen und dabei noch den malerischen Reiz des wilden Wassers und der starren Felsen zu schauen — dies erschien äußerst verlockend. In der neuen Welt ist vom Wunsche zur That meist nicht weit; der Stromlauf ward, nicht selten mit großer Gefahr, genau untersucht. Man erkannte, daß nur einige hier und dort verstreute Klippen zu beseitigen seien, um eine ausreichend breite Fahrstraße herzustellen. Das Pulver ward zu Hilfe genommen, und in nicht ganz drei Jahren war den Flußdampfern der Weg gebahnt.

Der Lorenzstrom übertrifft an Herrlichkeit und Großartigkeit alle Ströme und Flüsse der Welt; er bildet den Niagara, er hat die eben beschriebenen gewaltigen und doch schiffbaren Wasserschnellen. Vom Niagara sei nur gesagt, daß er seinen indianischen Namen Niagara, d. h. Wasserdonner, mit vollstem Rechte führt. So gewaltig ist das Tosen dieses Riesensturzes, daß man es über den ganzen Ontariosee hinweg noch in Toronto vernimmt.

Und der St. Lorenzstrom ist nicht das einzige fließende Gewässer Canadas, das den Fremdling durch seine Reize anzieht; viele seiner Nebenflüsse schon sind es wert, daß man ihren Lauf verfolgt, denn sie

bilden wunderbare Wasserfälle. Mit kluger Berechnung haben sich die Bewohner des Landes die ungeheure Kraft solcher Wasserstürze zu nutze gemacht, indem sie dieselben zwingen, ihre zahlreichen und bedeutenden Sägewerke zu treiben.

Die erste Stadt von Bedeutung, die wir auf unserer Fahrt stromaufwärts treffen, ist Quebec, in dem früher Unter-Canada genannten Teile des Landes. Dieses Gebiet erfreut sich äußerst gesunden Klimas; seine Winter sind allerdings lang und kalt; aber der Sommer gleicht demjenigen Frankreichs, nur daß hier die Nächte kühler sind. Dem kurzen Frühjahr folgt ein heißer Sommer. Die Stadt, gegründet im Jahre 1608, liegt herrlich auf einer Halbinsel, die von dem Lorenzstrome und dem St. Charlesflusse gebildet wird. Sie ist an der Nordseite eines Vorgebirges erbaut, das sich einige Meilen weit am linken Ufer des Stromes hinzieht. Das Gestade erhebt sich hier bis zu 170 Meter über den Spiegel des Flusses und ist von einer stark befestigten Citadelle gekrönt, die 40 Acker Flächenraum einnimmt und für uneinnehmbar gehalten wird; mit Rücksicht darauf nennt man die Stadt wohl auch das „amerikanische Gibraltar.“ Enge, gewundene, meist ungepflasterte und mit hölzernen Fußsteigen versehene Straßen führen aus der Unterstadt in die Oberstadt. Letztere enthält die öffentlichen Gebäude, den Residenzpalast des General-Gouverneurs, die Residenz des Erzbischofs, die 4000 Menschen fassende Kathedrale, das Theater, Hospital, Stadthaus u. s. w. Große und schöne öffentliche Plätze gereichen diesem Teile der Stadt zur besonderen Zierde. Die Unterstadt liegt um den Fuß des Vorgebirges her; in ihr regt sich das rührige Handels- und Geschäftsleben. Ganz im Süden gewahren wir den Hafen mit seinen riesigen Warenhäusern, seinen Werften und Docks.

Daß in Canada für Bildungszwecke viel geschieht, erkennen wir schon in der unvergleichlich schön gelegenen Hauptstadt von Untercanada; eine stattliche Anzahl von Lehranstalten aller Art ermöglicht dem Strebsamen, ganz wie in Europa, sich allerlei nützliche Kenntnisse und Fertigkeiten anzueignen. Von der Volksschule bis zur Universität hinauf sind alle Schulanstalten vorhanden. Nach der letzten Volkszählung waren in Ober- und Untercanada allein 8500 Gemeindeschulen mit 500,000 Schülern vorhanden — gewiß ein gutes Zeichen für den Bildungstrieb der Bevölkerung. Auch mancherlei andere Thatsachen beweisen uns, daß wir es mit einem regsamen, fortgeschrittenen Gemeinwesen zu thun haben. Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Seehandel, Holzhandel, Schiffsbau werden eifrig, mit Geschick und Erfolg betrieben; ja, die Stadt besitzt sogar bereits eine stattliche Anzahl Fabriken, in denen Holz- und Schuhwaren, Maschinen und Eisengußwaren von hervorragender Güte hergestellt werden.

Um die herrliche Lage der Stadt ganz zu würdigen, begeben wir uns auf die nach einem früheren Gouverneur genannte Durham-Terrasse, eine sich 60 Meter über dem Lorenzstrom hinziehende Plattform. Eine entzückende Aussicht öffnet sich stromauf und stromab vor unseren Augen.

Wir sehen den schönen Hafen mit seiner Menge von Schiffen, die gegenüber auf Felsen erbaute Stadt Levis mit ihren drei Forts, die Unterstadt, das Leben auf dem stolzen Gewässer und an seinen Ufern.

Im schönen Quebec haben wir auch Gelegenheit, das gesellschaftliche Leben und die Beziehungen der verschiedenen Völkerschaften zueinander kennen zu lernen. Die Häuser der vornehmen Leute zeigen hier nicht die verschwenderische Pracht, die selbstgefällige, großthuerische Prunksucht, die wir in den großen Städten der Union, namentlich in New-York, so aufdringlich und nicht selten protzenhaft entfaltet finden. Um so wohlthuender aber berührt uns die Behaglichkeit, der feine Umgangston, die echte, wirkliche Vornehmheit, der ungezwungene liebenswürdige Verkehr in den Häusern der Gebildeten. Wie lebhaft und geistreich unterhält man sich bei Besuchen und geselligen Zusammenkünften! Wie kommen gerade dabei die wirtlichen und geselligen Tugenden der Frauen zur Geltung! Wie gesund und anregend sind die Vergnügungen, denen sich alt und jung, Mann wie Frau mit ganzer Seele hingiebt! Im Sommer sind die Reit-, Jagd-, Fischfang-, Ruder-, Cricket- und ähnliche Clubs bemüht, ihre Mitglieder zu anregenden und zuträglichen Vergnügungen zu vereinigen. Im Winter verwandelt sich das Bild, wie wir später sehen werden. Und bei all' den mannhaften, man möchte sagen ritterlichen Übungen der Männer bleiben die Frauen keine müßigen Zuschauerinnen, im Gegenteil, sie tummeln sich ebenso rüstig wie die jungen und alten Herren. Dieselbe Dame, die uns im Gesellschaftssaal durch ihre herzgewinnende Freundlichkeit, ihr geistreiches Geplauder einnahm, ist eine frohe Jägerin, eine sattelfeste Reiterin; sie rudert das Boot mit Geschick und Ausdauer, sie schwimmt vortrefflich und lacht aller Unbilden der Witterung, wovor sich die Frauen anderwärts so sehr scheuen. Wer diese Frauen in ihrer Frische und Rüstigkeit sieht, wer ihre Geschicklichkeit in allerlei Künsten der Männer bewundert, den erinnert ihre Erscheinung an die Märchen von den Amazonen, jenen kriegsfrohen Frauen, von denen einst so viel gefabelt ward. Und doch ist nichts Unweibliches im Wesen der Canadierin; wenn wir sie im Hause unter den Ihren, im geselligen Kreise treffen, ist sie ganz Hausfrau, Mutter, Dame von Takt und Anmut; wie die Frau des schlichten Landmannes, so sucht auch sie ihr Glück vorwiegend im trauten Heim, ist aber trotzdem den Freuden des geselligen Verkehrs durchaus nicht abhold. Anmutig und graziös ist ihre ganze Erscheinung, ihr ganzes Wesen; die stattlichere Erscheinung, der kühnere Wuchs, die blühende Kraft und Frische, wodurch sie sich vor den Gesellschaftsdamen unserer Großstädte auszeichnet, sind nur geeignet, jene Vorzüge noch mehr hervorzuheben. Den Amerikanerinnen in der Union gegenüber besitzt sie noch eine weitere rühmenswerte Eigentümlichkeit: sie verkehrt, wie schon erwähnt, gern in geselligen Kreisen, aber von den Ausschreitungen der New-Yorkerinnen hält sie sich mit richtigem Gefühle für frauenhafte Würde fern.

Auffallend wird uns bei längerem Aufenthalt im Lande das eigen-

tümliche Verhältnis zwischen den beiden Hauptstämmen der Bevölkerung den Franzosen und Engländern. Wie kommen diese beiden Völkerschaften in so großer Anzahl hier zusammen? Einst — bis zum Jahre 1759 — war Frankreich im fast ausschließlichen Besitze Nordamerikas; von Labrador bis zum Westende des Oberen Sees, von New-Orleans bis zu den Quellen des Mississippi wehte gebietend das Lilienbanner der Bourbonen. Damals hatte es den Anschein, als werde das unermeßlich große und reiche Land zu einem Neu-Frankreich werden, einer Kolonie von dem zwanzigfachen Flächeninhalt des Mutterlandes. Canada war von streng monarchisch gesinnten Rittern, von starr rechtgläubigen Franziskanern und Jesuiten besiedelt worden. Der Boden war nach altfranzösischem Rechte in Herrschaften abgeteilt und an adelige Herren vergeben worden, in deren Händen die Gerichtsbarkeit lag, die alle Wasserkräfte als ihr Eigentum betrachten durften und denen, gegenüber diesen außerordentlichen Rechten, nur die zwei Verpflichtungen auferlegt waren, Mühlen zu bauen und Teile ihres Grundbesitzes an Erbpächter gegen mäßigen Zins abzugeben. Daß die Kolonie unter diesen eigentümlichen altfränkischen Verhältnissen eine recht langsame Entwickelung hatte, kann uns nicht wunder nehmen. Reibungen mit den an der Westküste der heutigen Vereinigten Staaten ansässigen Engländern blieben nicht aus, und endlich ließen sich die Franzosen sogar zu dem eigentümlichen Beginnen hinreißen, ihre englischen Nebenbuhler von dem weiteren Vordringen nach Abend hin abhalten, sie gewissermaßen an der Küste festnageln zu wollen. Zu diesem Zwecke begannen sie, im Rücken der englischen Niederlassungen eine Reihe von befestigten Blockhäusern und festen Plätzen anzulegen. Dadurch entstand ein zweijähriger Krieg, der am 13. September 1759 mit einer Niederlage der Franzosen bei Quebec endigte; Hungersnot und Erschöpfung hatten den Überwundenen ebenso sehr geschadet, wie die Tapferkeit der Engländer. In dem großen Garten am ehemaligen Residenzpalaste der Gouverneure steht heute noch ein 18 m hoher Obelisk, der zum Andenken an den englischen Führer Wolfe und an den französischen General Montcalm errichtet ward; die einfache Inschrift des Denkmals lautet: „Hier starb der siegreiche Wolfe den 13. September 1759.“ Im Friedensschlusse zu Paris ging Canada 1763 ganz an die Engländer über; schon 1764 führten sie das englische Recht und englische Gerichtshöfe ein. Aber die Verwaltung des Landes war die denkbar schlechteste, denn die höheren Staatsämter wurden an Günstlinge des Hofes vergeben, die gar nicht nach Canada kamen, sondern vergnügt daheim blieben und ihre Posten durch Schreiber verwalten ließen. Solche Verhältnisse mußten die in großer Zahl ansässigen Franzosen sehr erbittern, und um sie von der Beteiligung an der inzwischen ausgebrochenen Erhebung in den Kolonien an der Ostküste abzuhalten, führte man 1774 den alten Rechtszustand wieder ein, versprach volle Religionsfreiheit, gab dem Clerus Zehnten und Gefälle wieder, machte die Katholiken amtsfähig und richtete eigene canadische Regimenter ein. Aber zahlreiche französische Bewohner des Landes

hatten es seit der Eroberung durch die verhaßten Engländer bereits verlassen, ja, die Menge der Wegziehenden war größer als diejenige der Bleibenden. So tief war die Abneigung gegen die Sieger, daß z. B. die in Neuschottland ansässigen Franzosen lieber ihre Städte und Dörfer verbrannten, ihre Pflanzungen zerstörten und nach Louisiana und anderen französischen Teilen Amerikas auswanderten, als daß sie sich unter englische Herrschaft beugten. Im Jahre 1763 blieben nicht mehr als 65000 Ansiedler französischer Herkunft in Canada zurück, meist Normannen, Bretonen und Gascogner. Die Einwanderung aus Frankreich selbst hat vollständig aufgehört; trotzdem hat Canada gegenwärtig etwa $1^1/_2$ Millionen französische Bewohner unter seinen 4829000 Seelen. Die Hauptmasse davon sitzt in der Provinz Quebec; auch Neuschottland und die Prinz Edwardinsel haben eine starke Bevölkerung französischer Herkunft. Und doch läßt sich heute schon mit Bestimmtheit sagen, daß die französische Bevölkerung und die französische Sprache keine Zukunft im Lande haben; in dem Kampfe ums Dasein, der still zwischen den beiden Völkerschaften geführt wird, müssen die Franzosen dem übergewaltigen Strom englischen Wesens und englischer Macht erliegen. Schon jetzt erkennen einsichtige Abkömmlinge der ursprünglichen Besitzer diese Thatsache mit Schmerz und stiller Ergebung. „Der Rückgang unseres Volkes ist unleugbar", erklärt uns ein solcher weiterblickender Franzose. „Manitoba, die westlichen Distrikte Saskatschewan, Assiniboia waren noch vor 10 Jahren gut französisch; heute können Sie wochenlang in diesen Gebieten reisen, ohne ein einziges Wort Französisch zu hören. Vor einem halben Jahrhundert waren wir in der Provinz Ontario noch in der Mehrheit; heute zählt sie unter ihren 2 Millionen Bewohnern nur noch 100,000 meiner Nation. Sogar hier, in Quebec, wo wir unseren Einfluß und unsere Selbstständigkeit mit am längsten gewahrt haben, werden wir unmerklich, aber unaufhaltsam zurückgedrängt. Wohin ich sehe, muß ich mit tiefer Trauer erkennen, daß der Wettkampf um die Führerschaft in der Gesellschaft, im Staatsleben, in der Gemeindeverwaltung, in Handel, Gewerbe und Fabrikwesen längst zu Gunsten der Engländer entschieden ist. Treten Sie z. B. in eine Gesellschaft, die aus Leuten der gebildeten Klassen besteht ein! Wer glänzt hier, wer hat hier die Führung? Die canadischen Damen von englischer Herkunft! Achten Sie darauf, wenn Sie nach Montreal kommen, wer dort in den vornehmen Stadtteilen wohnt, in den wichtigsten Geschäftsvierteln herrscht überall der Engländer! Wenn Sie die Firmen an den großartigen Handelspalästen jener schönsten und vornehmsten Stadt in ganz Nordamerika durchmustern, werden Sie nur äußerst selten noch einen französischen Namen finden. Wir sind hinausgedrängt aus der vornehmen Gesellschaft, hinausgedrängt aus dem großen Geschäftsleben! Nur hier und da stoßen Sie noch auf ein Zeichen der Erinnerung daran, daß wir einst hier Herren waren und den ersten Grund staatlichen Lebens legten, etwa auf eine ehrwürdige Kirche, ein Hospital, eine Bildungsanstalt. Mit festen Mauern

umgeben, friedlich im Schatten alter Bäume ruhend, reden sie eindringlicher von dem Schicksal unserer Nation in diesem Lande, als es Worte vermögen. Die Tage der französischen Bevölkerung Canadas sind gezählt — sie wird sich auflösen, wird untergehen in dem großen Strome des alles verschlingenden englischen Wesens!“

So klagt der bewegliche alte Herr in der lebhaften Art seines Volkes, und je aufmerksamer wir beobachten, desto mehr erkennen wir, daß er Grund zur Trauer hat. Was hilft's, daß die Franzosen Canadas ängstlich bemüht sind, ihre vornehmen Gesellschaftskreise zu erhalten, daß sie sich geflissentlich gegen die Engländer abschließen, feste Vereinigungen bilden, eigene Gesellschaften, Clubs, Kirchen, Schulen, Zeitungen, Universitäten gründen und mit schweren Kosten erhalten, daß sie ihre eigenen Concerte und Theater, ja, ihre eigenen Karnevalsfestlichkeiten haben? Sie spielen trotzdem heute schon eine ziemlich untergeordnete Rolle im öffentlichen Leben, wie in Verkehr und Erwerb. Längst sind sie von den Engländern im geschäftlichen Treiben zurückgedrängt worden; sie können der unaufhaltsam andringenden Flut angelsächsischen Wesens nicht widerstehen und werden endlich darin untergehen. Am längsten werden sie sich in ihrer Selbstständigkeit als Volk noch in den ländlichen Bezirken erhalten, wo sie seit Jahrhunderten in Dorfschaften und auf einzelnen Farmen hausen.

Winterleben in Canada! Es zeigt uns eine Fülle des Neuen und Eigenartigen. Im November beginnen die Flüsse und Kanäle, sich mit einer Eisdecke zu überziehen, und so fest baut sie der Winterfrost, daß sie bis in den März hinein dauert. Die ganze Gegend ist mit tiefem Schnee bedeckt, frisch pfeift der Wind darüber hin. Doch die rüstige Stadtbevölkerung dieses Landes scheut die rauhe Jahreszeit nicht, sie freut sich im Gegenteil darauf, denn der Winter bringt hier eine Fülle eigenartiger Freuden. Die Clubs, welche das Schlittenfahren, das Laufen auf Schlittschuhen und die Ausflüge auf Schneeschuhen pflegen, treten jetzt in Thätigkeit; sie entfalten eine Lust und einen Eifer, die alles fortreißen und der lebhaftesten Teilnahme der ganzen Bevölkerung sicher sind.

Ein wunderbar klarer Wintertag liegt über der Gegend. Da zieht ein Schneeschuhclub zu gemeinschaftlichem Ausfluge hinaus. Ein fesselnder Anblick, diese kräftigen, frischen Gestalten in ihrer höchst eigentümlichen Tracht! Die Herren tragen lange, weiße Flanellröcke mit grellfarbigen Streifen und ebenso auffallendem Besatz; die kurzen, enganschließenden Beinkleider stecken in Gamaschen von gleicher Farbe und mit gleichem Ausputz und in indianischen Ledermocassins. Auf den Köpfen sitzen gestrickte Zipfelmützen, wollene Schärpen sind um den Leib gebunden. Ganz ähnlich sind die Damen gekleidet, nur tragen sie noch Flanellröckchen, die bis über die Kniee reichen. An den Füßen sind die nach indianischem Vorbild hergestellten Schneeschuhe befestigt, in ihrer Form etwa den Netzschlägern vergleichbar, die unsere deutsche Jugend beim Ballspiel verwendet. Die Länge dieser Schuhe beträgt etwa 90 cm, die Breite ungefähr

30 cm. Die Spitze der sonderbaren, aber zur Erfüllung ihres Zweckes vortrefflich geeigneten Beschuhung ist etwas aufwärts gebogen; Riemenwerk dient zur Befestigung. In solcher Ausrüstung traben die Mitglieder des Schneeschuhvereins mit rühmlicher Ausdauer stundenlang über den Schnee, sie unternehmen größere und kleinere Ausflüge in die an winterlichen Reizen reiche Gegend, ja, sie spielen allerhand Gesellschaftsspiele im Schnee und sind von Herzen vergnügt. Die Schneeschuhe werden dabei selbstverständlich niemals abgelegt. Daß der Eislauf in einem Lande, das die herrlichsten Flächen zur Ausübung dieser Kunst viele Monate lang bietet, viele eifrige Verehrer und Verehrerinnen hat, versteht sich von selbst.

Doch ein Vergnügen, dessen sich bei uns nur die muntere Schuljugend erfreut, übertrifft in Canada alle anderen an Beliebtheit: das Schlittenfahren. Man denke bei diesem Worte aber ja nicht an stolze Rennschlitten mit vorgespannten feurigen Rossen; der Canadier findet seine größte Lust darin, auf Handschlitten sitzend einen Abhang hinunterzusausen, ganz wie es bei uns die munteren Knaben lieben. Um den Fall noch rascher zu machen, bringt man auf dem Gipfel des Hügels nicht selten noch eine steil abfallende Strecke künstlicher Bahn an, die an den Seiten eingezäunt ist und zu deren höchstem Punkte, von dem aus abgefahren wird, die Rennlustigen an der einen Seite auf Stufen emporsteigen. Zahlreiche Zuschauer verfolgen die abwärts sausenden einfachen Gefährte mit derselben gespannten Aufmerksamkeit, mit der man anderwärts den um den Ehrenpreis ringenden Pferden in der Rennbahn zuschaut. Hier fliegt ein einzelner Mann vorüber; dort überschlägt sich ein anderer im vogelschnellen Fluge zum großen Ergötzen der Zusehenden, unmittelbar neben ihm fährt ein rüstiger junger Mann seine vor ihm sitzende blühende Frau sicher lenkend durch den Schnee. Seitwärts davon jagt ein Vater mit seinem wohlverwahrten Söhnlein abwärts. Und jetzt purzelt jener Schlitten, in dem ein älterer und zwei jüngere Herren sitzen; alle drei rollen in den Schnee, ohne die gute Laune zu verlieren, denn solche kleine Unfälle erhöhen das Vergnügen nur. Zu unserem Erstaunen belehrt man uns, der alte Herr sei einer der Minister, die zwei jüngeren Insassen ehrten ihn als Vater. Und jetzt erscheint sogar der mächtige Herr Generalstatthalter, um an der Lust des „Tobogganing“, wie diese Fahrt mit Handschlitten heißt, teilzunehmen. Die reichsten und vornehmsten Leute beteiligen sich mit der größten Freude an dieser so einfachen, gesunden und zuträglichen Volksbelustigung. Am tollsten ist solche Jagd im Schlittchen wohl auf den berühmten Montmorency-Wasserfällen. Etwa 4 Stunden von Quebec entfernt, stürzen die 15 Meter breiten Wassermassen tosend eine Höhe von 75 Meter herab, an den düsteren Klippen der Felswand zerstäubend und sie mit einem weißen Schleier umhüllend. Tritt starker Frost ein, so kristallisiert der Wassersturz durch den Anprall an die Felsen; unablässig fällt er als Schnee zurück und bildet endlich weiter abwärts eine ungeheure Eismasse. In Quebec bezeichnet man sie mit dem Namen „Zuckerbrot“ und benutzt sie zum

Toboganing. Von der Höhe saust man mit rasender Geschwindigkeit auf der gefrorenen Fläche abwärts, schleppt die Schlitten mühsam wieder empor und beginnt das lustige Spiel von neuem. — Ungemein reges Leben entwickelt sich namentlich zur Zeit des Karnevals; dann könnte man sich zu Zeiten in ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ versetzt denken. Auf den öffentlichen Plätzen sind großartige Monumente, Paläste, Bildsäulen aufgebaut, alles aus krystallhellen Eisblöcken. Mit Eintritt der Dunkelheit strahlen all' diese Bauten dann plötzlich im Glanze blendenden elektrischen Lichtes auf; eine unbeschreibliche Pracht, ein Glitzern und Funkeln, ein Leuchten und Schimmern, wie wir es nie zuvor geschaut, berückt unser Auge. Und nun kommt auch eigentümliches phantastisches Leben in diese Wunderwelt; durch die Menge, die jene schimmernde Pracht bewundert, drängen sich bunte Aufzüge, veranstaltet von Schlitten- und Schneeschuh-Clubs. Hochauf lodern die gewaltigen Freudenfeuer zum feierlichen, schweigsamen Nachthimmel; Canada ist reich an Waldungen, es kann sich den Luxus solcher hochlodernden Freudenzeichen noch gestatten; daher fehlt der freudige Schein auf keinem Eislaufplatz, auf keiner Toboganingbahn. Welches Leben an solchem Faschingsabend! Da trabt eine Schar hellgekleideter Schneeschuhläufer umher; jeder von den Männern hält eine brennende Fackel in der Rechten; dort fliegt ein Zug leichter Schlitten vorüber, gezogen von flinken Rossen und mit Fackeln und Lampions geschmückt. Nun erscheint ein überaus malerischer Jägerzug; rote Krieger aus der Tiefe der canadischen Wälder ziehen in phantastischer Kleidung, mit allerlei Zierart und wehenden Federn geschmückt, vorüber; ihre Ausrüstung scheint darauf hinzudeuten, daß sie zur Jagd ausrücken. All' der funkelnde Glanz wird dann noch erhöht, wenn auf den freien Plätzen prächtige Feuerwerke abgebrannt werden, deren Wirkung inmitten jener schimmernden Bauten aus Eis ganz unbeschreiblich ist.

Doch der Winter vergeht, der kurze Frühling zieht ins Land und wir können unsere Fahrt auf dem St. Lorenzstrom von Quebec aus fortsetzen. Zwei Wege stehen uns dazu zur Verfügung: eine Eisenbahn und die Wasserstraße des Stromes. Wählen wir die letztere! Sobald wir den Hafen verlassen haben, öffnet sich ein unvergleichlich schönes Panorama vor unseren Blicken. Mit immer neuer Freude betrachten wir die Ufer, auf denen hübsche Ortschaften, grüne Triften und Laubwälder mit einander abwechseln, während sich im Hintergrunde Gebirge und Felsenmassen erheben. So gelangen wir nach Montreal, einer der herrlichsten Städte der neuen Welt, die zugleich als Hauptstadt für den Handel des ganzen Landes bezeichnet werden kann. Die größten Oceandampfer mit $7^1/_2$ m Tiefgang können noch an den Quaimauern dieser schönen Stadt anlegen, die in ihrer Umgebung eine Fülle landschaftlicher Reize bietet. Hier lernen wir auch die großartigen Hilfsquellen kennen, die dem reichen und schönen Lande zur Verfügung stehen; ein ausgebreitetes Fluß-, Kanal- und Seenetz verbindet Montreal nach Abend hin mit dem Herzen des Festlandes. Mittelst eines ganzen Systems von künstlichen Kanälen sind die großen

Wasserstürze des St. Lorenz- und Ottowaflusses umgangen worden, ebenso die weltbekannten Fälle des Niagara. So empfängt die Stadt, die gegenwärtig 217000 Einwohner zählt, die Naturerzeugnisse des Westens von den am weitesten nach Abend hin gelegenen canadischen Seen ebenso, wie von den entferntesten Gegenden an den Nebenflüssen des Lorenzstromes direkt.

Wollen wir weiter nach Westen hin vordringen, so bedienen wir uns nunmehr der canadischen Pacificbahn. Früher gehörte ein großer Teil des ungeheuer weiten Britischen Nordamerikas der sogenannten Hudsons-Bai-Company, die unter anderem auch das überaus wichtige Vorrecht besaß, allein Pelzhandel und Jagd auf Pelztiere in dem Europa an Umfang fast gleichen Raume treiben zu dürfen. Die canadische Regierung erkannte jedoch, daß es thöricht und unrecht sei, einigen reichen englischen Spekulanten das ausschließliche Recht über die Hälfte des Festlandes zu lassen; durch Geld und Landentschädigung brachte man die Gesellschaft dahin, ihre Rechte aufzugeben. Hunderte von Millionen Acres fruchtbaren Landes, auf denen bis dahin nur Jagd und Pelzhandel betrieben worden waren, sind damit der Bodenkultur erschlossen worden; was sich dazu nicht eignet, paßt wenigstens vortrefflich zur Viehzucht. Die ungeheure Fläche ist nur wenig gehügelt, mit zahlreichen Seen und Teichen besetzt und von Strömen und Flüssen in Menge durchzogen, so z. B. vom stolzen Saskatschewan. Von Winipeg, der Hauptstadt Manitobas, bis zu den Felsengebirgen erheben sich nur unbedeutende Hügelungen; das Gebiet ist Prairie, ein Meer von Grün, zuweilen von kleinen Wäldern unterbrochen.

Was mit diesem ungeheuren Raume, der fast unbewohnt war, beginnen? Wie dieser Gegend und damit dem ganzen Britischen Nordamerika die glänzende Zukunft erschließen, die durch reiche Bodenfruchtbarkeit gesichert erscheint? Wie Ansiedler in die fruchtbaren Einöden ziehen? — Das waren die schwerwiegenden Fragen, die sich die Regierung vorlegte, als die Hudsonsbai-Gesellschaft von ihren Rechten zurückgetreten war und damit 400 Millionen Acres guten Bodens zur Besiedelung erschlossen wurden. Wollte man Ansiedler in jene Gebiete locken, so mußte man ihnen Beförderungs- und Verkehrsmittel beschaffen; die Regierung beschloß also, eine große Eisenbahn von Ocean zu Ocean durch den ganzen Kontinent zu bauen. Aber wie gewagt, wie kühn erschien dieser Plan, wenn man bedenkt, daß das ganze Land nur etwa 4 Millionen Einwohner zählt! Die Vereinigten Staaten mit ihren 50 Millionen Seelen hatten solche Unternehmungen wohl durchführen können; ob es aber in dem so viel schwächer bevölkerten Nachbargebiete möglich sein werde, das erschien sehr fraglich. Doch die Erkenntnis, daß der Nordwesten keine Zukunft habe, wenn man die große Eisenbahn nicht baute, schlug alle Zaghaftigkeit und Bedenklichkeit nieder. Das amerikanische „Go ahead!“ (Vorwärts!), das in der Union schon so häufig zur Ausführung der kühnsten Werke fortgerissen, ergriff auch die Gemüter der Canadier mit unwiderstehlicher

Gewalt. Man beschloß, das Riesenunternehmen zu beginnen, obwohl zu seiner Durchführung mindestens 130 Millionen Dollars erforderlich waren. Schon hatte die Regierung gegen 700 Meilen gebaut, da übertrug sie die Weiterführung des Werkes einer Privatgesellschaft, die eine Geldsubvention von 25 Millionen Dollars und 25 Millionen Acres Land bewilligt erhielt. Im Jahre 1891 sollte die Linie von Ocean zu Ocean eröffnet werden, so war es kontraktlich vereinbart; aber schon im Herbste 1885, also fünf Jahre vor Ablauf der festgesetzten Frist, war das großartige Werk vollendet, das ebenso für die klare Einsicht und Thatkraft der Canadier, wie für die Liebe zu ihrem reichen und schönen Lande zeugt.

Die canadische Pacificbahn bringt uns zunächst nach Ottawa, der politischen Hauptstadt des Landes. Hier lernen wir einen Naturreichtum kennen, der schier unerschöpflich zu sein scheint: den Reichtum an Holz. Ottawa ist der Mittelpunkt des canadischen Holzhandels, und es lohnt wohl der Mühe, dieser Seite des Erwerbslebens einige Aufmerksamkeit zu schenken. Die Wälder bilden einen Hauptplatz des Landes; das eigentliche Kanada allein besitzt 50 Millionen Hektar Waldland, wovon auf Quebec die volle Hälfte entfällt; Neu-Braunschweig ist zu vier Fünfteln seiner Gesamtfläche mit Urwald bestanden; unermeßliche Wälder bedecken ferner weite Gebiete des Nordwestens und Britisch-Columbien. Gerade in dem letztgenannten Lande finden sich Baumriesen von 35 m Umfang am Grunde und 135 m Höhe; wenn man in Betracht zieht, daß der Kölner Dom 160 m hoch ist, kann man sich eine Vorstellung von diesen Giganten der Pflanzenwelt machen. Die Gesamtausfuhr an Erträgnissen der Wälder erreicht in Canada zur Zeit die Summe von 400 Millionen Mark, sie macht ein Viertel des gesamten Exports aus. Der größte Teil davon geht nach England und den Vereinigten Staaten, die jetzt schon nicht mehr so waldreich sind, wie man vielfach annimmt. Millionen von Baumstämmen bringen der Ottawa und seine Nebenflüsse auf ihren Fluten alljährlich nach der Stadt Ottawa. Hier werden sie zersägt, zerkleinert, zu Bauholz verarbeitet. In den Mühlwerken rauschen und schrillen Sägen in allen nur denkbaren Formen und von den verschiedensten Größen. Wir sehen da z. B. gewaltige Kreissägen mit auffallend großen Zähnen, die sich ihren Weg kreischend durch die Leiber der mächtigen Stämme bahnen; wir erblicken aber auch winzige Block- und Bandsägen, bestimmt, die Miniaturlatten zur Herstellung der Zündhölzchen zu zerkleinern.

Begleiten wir einmal einen Trupp canadischer Holzfäller zu ihrem Arbeitsplatz im Walde! Wir müssen dazu allerdings den Winter abwarten, denn gerade in der rauhen Jahreszeit liegen diese herkulisch gebauten Männer mit den lebensfrischen Gesichtern ihrem Geschäfte ob. Der erste Schnee ist gefallen, die Holzfäller rücken in ihr Lager am See, Bach oder Fluß ein; dort haben sie keinen Wassermangel zu fürchten. Die Menschen finden Unterschlupf und Schutz vor dem Winterfroste in Blockhäusern, die unentbehrlichen Zugtiere in Baracken. Bald merken wir, daß die Mannschaft

des Lagers in wohlberechneter Absicht eingeteilt ist; ein Vormann gebietet als Haupt, ein Koch sorgt für Speise und Trank, ein Fuhrmann mit mehreren Gehilfen befördert die Lasten mittelst seiner 4—8 Tiere; 4—10 Holzfäller haben die Waldriesen niederzulegen; 5—12 Holzhauer müssen die Stämme in Quadratform nach Art unserer Zimmerleute behauen; 4—6 Mann sind zum Bau und der Erhaltung der Straßen bestimmt. Ein rühriges Leben beginnt in der kleinen Siedelung inmitten der schweigsamen, verschneiten Waldöde. Der Schlag der schweren Äxte hallt von früh bis spät durch die tiefe Stille; krachend stürzen die gewaltigen Bäume zu Boden, daß es zuweilen dröhnt wie bei einem Erdbeben. Die Holzhauer sind eifrig beschäftigt, die Äste zu entfernen und die Stämme regelrecht zu behauen; die Straßenbauer sind rüstig am Werke, ebenso die Fuhrleute, denen die Aufgabe zufällt, die zugerichteten Stämme an die Flußufer zu befördern. Dort sind die Flößer beschäftigt, die Stämme zu Flößen zu vereinigen, damit das Holz beim Eintritt des Frühlings, der die Eisdecken auf den Flüssen und Strömen sprengt, rechtzeitig auf der billigen Wasserstraße fortgeschafft werden kann. Einfach und streng geregelt ist das Leben der Holzfäller; beim Beginn des Tages nehmen sie ihr Frühstück ein, dann geht es an die Arbeit; mittags gestatten sie sich nur einen Imbiß; erst abends um 6 Uhr, also nach Vollendung des Tagewerkes, folgt die Hauptmahlzeit. Nun setzen sich die einfachen, biederen Leute gemütlich ums Feuer zusammen, plaudern von den Vorkommnissen während des Tages, von Jagdabenteuern, von gefährlichen Erlebnissen bei Floßfahrten und ähnlichen Dingen. Kommt der Sonntag heran, so wird bei geeignetem Wetter ein Jagdzug unternommen, der bei dem immer noch nicht ganz verschwundenen Reichtum des Landes an Wild manchen hochwillkommenen Beitrag für die Küche, wohl auch wertvolle Pelze liefert. Einmal sind wir auch Zeugen eines höchst eigentümlichen, dabei aber sehr harmlosen Wettkampfes. Zwei Lager erproben die Kräfte ihrer Pferde im Ziehen von Lasten; dabei wird regelrecht gewettet wie auf den Rennplätzen in England, und die Sieger im Wettstreit sind nicht wenig stolz auf die Kraft ihrer Tiere. Überaus wohlthuend ist die herzliche Gastfreundschaft, die uns, wie jedem ins Lager kommenden Fremdling, erwiesen wird. Das Beste, was die Küche zu liefern vermag, wird uns vorgesetzt, man ist in jeder Hinsicht freundlich und gefällig. — Rasch vergeht der Winter bei angestrengter, aber erfolgreicher Thätigkeit. Der Lenz zieht ein, die Flüsse werden eisfrei, und nun beginnen die Floßfahrten. Die Flöße gewähren einen gar eigentümlichen, fesselnden Anblick; sie erregen einen Eindruck in dem Fremdling, der wohl mit am längsten in seiner Seele haftet. Oft sind sie so groß, daß man sie mit ihren Hütten, ihren rauchenden Feuerstätten, ihren wehenden Fahnen recht wohl treibenden Dörfern vergleichen kann. Den ganzen Frühling und Sommer hindurch beleben sie die Wasserstraßen in höchst charakteristischer Art. Ein einziges derartiges Floß, das dort an uns vorübertreibt, mag wohl einen Flächenraum von 10 Acres bedecken und enthält nach Aussage der am

Floßplatz zurückgebliebenen Männer ungefähr 18 000 Stämme. „Wenn unsern Kameraden nur kein Unfall zustößt!“ wünschen die Braven. „Die Stromschnellen und Wasserstürze drohen ihnen mit gar mancherlei schweren Gefahren. Bleiben die Stämme zusammen, wenn die Fahrt einen Wasserfall hinabgeht, dann ist alles gut; reißen sie aber von einander los, dann wehe den armen Flößern! Sie gehen elend in der wilden Flut unter!“ Gute Fahrt wünschen auch wir den wackeren, mutigen Männern, die ihr Brot mit saurem Schweiß und unter mancherlei Gefahren verdienen.

Indem wir unsere Fahrt von Ottawa aus mit der Eisenbahn fortsetzen, gelangen wir in die überaus unwirtlichen Landschaften an den Nordgestaden des Huron- und Oberen Sees, der beiden größten unter den 5 canadischen Seen. Hier wird es uns klar, mit welchen fast unüberwindlich erscheinenden Hindernissen die Ingenieure beim Bau der Bahn zu kämpfen hatten. Die ganze Bahnlinie ist eine ununterbrochene Reihenfolge von Einschnitten und Viadukten, von Tunnels und Brücken; es erscheint uns fast unglaublich, daß man sie aus dem harten Basalt- und Granitgestein herauszusprengen vermochte.

„Geld genug hat es gekostet,“ versichert uns ein mitfahrender Beamter. „Die Gesellschaft, die unsere Pacificbahn baute, hat mehr als 2 Millionen Dollars für Dynamit und andere Sprengstoffe ausgegeben. Aber die Riesensummen, die Canada für Erbauung dieser Bahn aufgewendet hat, sind nicht verschleudert. Von Tag zu Tag erkennen wir mehr, daß der Bau eine Notwendigkeit war und daß er sich in absehbarer Zeit reichlich lohnen wird. Die Linie ist 4676 Kilometer lang und jetzt der kürzeste Landweg zwischen Europa und Ostasien, sowie Nordaustralien. Die Entfernung zwischen England und Westeuropa nach den großen Hafenplätzen in Ostasien, in China und Japan bis hinab nach Hongkong und Nordaustralien ist unter Benutzung unserer Bahn viel geringer, als die Wasserstraße durch den Suezkanal. Schon jetzt besteht eine regelmäßige 14 tägige Postverbindung zwischen England und Ostasien auf diesem Wege. Briefe, besonders wertvolle Güter, wie z. B. der japanische Thee, werden jetzt schon auf unserer Route versendet, und auch die Reisenden benutzen sie gern, namentlich im heißen Sommer, weil die Seefahrt durch kühlere Meeresteile führt. Die Pacificbahn ist aber auch zum Träger der Kultur geworden; unaufhaltsam, sprungweise dringt die Gesittung an der Strecke vor, wie Sie auf unserer bisherigen Fahrt schon sahen und wie Sie es weiter im Westen noch auffallender sehen werden. Städte sind in der Öde aus der Erde hergezaubert worden, in wenigen Jahren um die Stationen her entstanden. Um die Städte her aber sitzen auf dem fruchtbarsten Ackerboden der Welt die Ansiedler, den Schoß der Erde mit ihrem Fleiß erschließend und uns den Ausblick in eine nicht allzuferne, glänzende Zukunft eröffnend.“

Weiter und weiter saust der Zug nach Westen, wir dringen in die Provinz Manitoba ein und gelangen zunächst in die prächtigen Waldlandschaften am Regenflusse, dann bei Winipeg in die endlosen

Grasfluren der Prairien, dieses Meer von Halmen und Kräutern, das im Wesentlichen den großen Grasebenen der Union gleicht.

„In ganz Manitoba und im Osten von Assiniboia ist der Boden dieser Prairien so fruchtbar, wie nirgends in den Vereinigten Staaten," sagt unser freundlicher Reisegefährte stolz. „Weiter im Westen eignet sich das Land nur noch zu Weideplätzen; aber hier können noch Millionen und Abermillionen von Menschen auf Ländereien angesiedelt werden, von denen der Hektar 20—45 Hektoliter Körner liefert. 4 Millionen Einwohner zählt unser Land etwa, aber 150 Millionen kann es ernähren. Im Auslande hat man überhaupt vielfach noch ganz falsche Begriffe von dem, was wir gegenwärtig bereits leisten. Jetzt schon führen wir im Jahre für mehr als 25 Millionen Dollars Vieh und Erzeugnisse der Viehzucht aus. In einem einzigen Jahre haben wir 80 Millionen Pfund Käse, für $7^1/_2$ Million Dollars, verschickt. Butter wird in geradezu unendlicher Menge gewonnen, und die Eier kommen in Millionen von Dutzenden in den Handel. Was unser Fischfang liefert, ist schon mehr bekannt; in Britisch-Columbien werden allein für eine Million Dollars Lachse gefangen, und die Seefischerei wirft jährlich etwa 72 Millionen Dollars ab. Sind das nicht Zahlen, die auch dem blödesten und voreingenommensten Auge darthun müssen, daß fleißige, umsichtige Leute in unserem Lande viel mehr Aussicht haben, vorwärts zu kommen, als in der Union? Vom Pelzhandel will ich nicht reden; der stellt eine Einnahmequelle für sich dar, und Pelzjagd wie Pelzhandel zu treiben, hat nicht jeder Neigung und Geschick."

„Inwiefern erleichtert Ihre Regierung den Einwanderern die Ansiedlung?" fragen wir.

„Wir haben das beste Heimstättengesetz der Welt," lautet die selbstbewußte Antwort. „Jeder junge Mann hat, sobald er 18 Jahre alt geworden ist, Anspruch auf eine Heimstätte von 160 Morgen (65 Hektar). Wenn er 3 Jahre darauf thätig gewesen ist, wird sie sein freies Eigentum. Die große Mehrzahl der Ansiedler ist vollständig mit ihrem Lose zufrieden. Hunderttausende von Acres des besten Landes hat die Regierung in den letzten Jahren völlig unentgeltlich an die von allen Seiten herzuströmenden Einwanderer abgegeben. Sie sahen ja derartige Leute zu Hunderten auf der Reise. Ich rate Ihnen sehr, sich die neubesiedelten Gegenden einmal anzusehen, namentlich das Wunder des Westens, die Stadt Winipeg. Über sie sage ich Ihnen nur das eine, daß sie nämlich vor 20 Jahren noch aus einigen armseligen Bretterhütten bestand, die ein Fort der Hudsons-Bai-Company umgaben. Wenn Sie damit vergleichen, was Sie heute finden, werden Sie zu der Erkenntnis kommen, daß ein Land, das solche Wunder hervorzubringen vermag, eine große Zukunft hat."

Wir folgen dem freundlichen Rate, indem wir eine der 8 Zweigbahnen benutzen, die von der Pacificbahn nach Winipeg führen. Was wir sehen, erregt in der That unser größtes Interesse, ja, unser leb-

haftes Staunen. Die Stadt liegt inmitten fruchtbarer Prairielandschaften, in denen herrliche Getreidefelder verkünden, wie überaus reich der Boden die Anstrengungen des Landmanns belohnt. Winipeg zählt jetzt 40 000 Einwohner; es liegt am westlichen Ufer des Red River auf einer Hochfläche und besitzt alle Bequemlichkeiten, alle zweckmäßigen Einrichtungen, deren sich die Großstädte der Neuzeit erfreuen. Es hat mehrere Gasthäuser ersten Ranges aufzuweisen, ferner eine Markthalle, ein Opernhaus, verschiedene höhere Bildungsanstalten; die Einwohner haben Wasser-, Gas-, Telegraphen- und Telephonleitungen, elektrische Beleuchtung, Pferdebahnen, treffliche Postbeförderung, mehrere täglich erscheinende Zeitungen und verschiedene Wochenblätter zu ihrer Verfügung. Wenn wir durch die schöne, breite Hauptstraße wandern, meinen wir uns auf den New-Yorker Broadway versetzt, so reich ist sie an prächtigen Geschäftshäusern, an schönen Warenläden, an Magazinen, so lebhaft ist der Verkehr der Fuhrwerke und Fußgänger. Von der Bedeutung der Stadt für Handel und Verkehr können wir uns eine annähernd richtige Vorstellung machen, wenn wir das Hin und Her auf den schon erwähnten 8 Zweiglinien der großen Pacificbahn, die hier ihren Mittelpunkt haben, betrachten, wenn wir die vielen großen und kleinen Fahrzeuge auf dem Flusse sehen. Auch deutsche Landsleute finden wir hier; sie befinden sich wohl in der neuen Heimat, die ihren Fleiß ehrt und lohnt, und haben eine Gesellschaft gegründet, die deutschen Einwanderern mit Rat und That an die Hand gehen soll. Ein Kaiserlich deutscher Konsul vertritt die Interessen dieser Leute im Auftrage des Mutterlandes.

Wenn wir von Winipeg aus mit der Bahn nach den Felsengebirgen zu fahren, kommen wir an einer Menge größerer und kleinerer Eisenbahnstädtchen vorbei, die hier wie Pilze aus dem Boden aufgeschossen sind und alle mit großem Vertrauen in die Zukunft blicken. Unsere Reise führt uns durch weite, fruchtbare Gebiete, in denen über Nacht neue Niederlassungen und Ansiedlungen entstehen; täglich rückt die Flut der Einwanderung weiter nach Westen vor. Auch Deutsche finden wir in ziemlicher Anzahl unter den Ansiedlern. Diese Farmer gründen sich hier ein Heim ganz wie in den Vereinigten Staaten. Als Wohnung bauen sie sich zunächst ein „Sodhaus," ein Haus aus Schollen aufgepflügten Rasens; aus Brettern und einigen Stangen, die nicht selten aus beträchtlicher Entfernung herbeigeschafft werden müssen, wird das schützende Dach hergestellt. So drollig uns ein derartiger Bau erscheinen mag — er entspricht seinem Zwecke vortrefflich, hält im Winter sehr warm und bleibt im heißen Sommer angenehm kühl. Was aber die Hauptsache ist: ein solches Haus kann in 3—4 Tagen in sorgsamster Ausführung hergestellt werden und hält ebenso viele Jahre, wie man Tage zu seiner Errichtung brauchte.

„Ich kam mit nichts hierher," erzählt uns ein Landsmann, der jetzt auf einem schönen Grundstücke als freier Mann wohnt. „Anfänglich mutete mich und die Meinen das rauhe, harte Leben in der Einöde gar

seltsam an. Weitumher wohnte kein Nachbar, mit dem wir freundlichen Verkehr pflegen konnten; wir mußten unablässig schwer arbeiten, uns überall selbst helfen, sahen uns wohl zuweilen sogar von schweifenden Indianern und wilden Tieren bedroht. Auch das Hausen in der armseligen Erdhütte wollte uns gar nicht gefallen. Doch man gewöhnt sich an alles, auch an das Leben im Sodhaus und draußen in der Wildnis. Und als der Boden unsern treuen Fleiß in so reicher Weise lohnte, da faßten wir frischen Mut. Bald ward es auch anders um uns her; neue Ansiedler, unter ihnen Landsleute, ließen sich in der Nachbarschaft nieder, wir waren nicht mehr verlassen und freundlos. Rasch ward es mir möglich, dieses freundliche, stattliche Haus zu bauen, in dem ich jetzt zufrieden und dankbar mit den Meinen lebe. Kaum fünf Jahre sind vergangen, seit ich den Pflug hier zum ersten Male durch den fruchtbaren Boden führte, und schon sind herrliche Fruchtfelder zu schauen, wo sich vorher nur die trockne, leere Prairie ausdehnte. Betrachten Sie mein großes Gehöft, meine schönen Baumpflanzungen, meine dankbaren Äcker, und Sie werden begreifen, daß ich mich in der neuen Heimat wohl fühle. Wer hier, in diesem so überaus ergiebigen Lande, fleißig und umsichtig ist, der muß zu Wohlstand kommen."

„Welche Stellung nehmen unsere Landsleute überhaupt in Canada ein?" fragen wir, und der schlichte Mann bestätigt, was wir schon vielfach mit Freude wahrnahmen. „Die Deutschen sind hier überall als fleißige, tüchtige Arbeiter, als gute Farmer, als unermüdliche, starke Holzfäller, als geschickte Schiffsbauer geschätzt," antwortet er. „In ganz Canada, besonders in der Provinz Quebec, in Neuschottland, in unserer Provinz Manitoba und in den Nordwest-Territorien sind große Gebiete dicht mit Deutschen besetzt; im ganzen mögen etwa 25 000 im Lande wohnen, die meisten davon, nämlich 23 000, in Ontario; aber auch in unserer Provinz sind etwa 1000 und vielleicht ebenso viel in Britisch-Columbien ansässig. Die meisten Lutheraner sind Landsleute von uns. Wir haben gegen 50 lutherische Prediger und neuerdings auch mehrere Vertreter im Parlament. Wo wir Deutsche in der Mehrzahl sind, da wird der Schulunterricht in deutscher und englischer Sprache erteilt. Wir gelten hier wirklich mehr, als unsere Landsleute drüben in den Vereinigten Staaten. Schon gar mancher Deutsche ist in Canada nicht nur zu Reichtum, sondern auch zu ehrenvollen Ämtern gelangt."

„Woher wissen Sie das alles so bestimmt?" fragen wir, erstaunt darüber, daß der einfache Mann sogar in den Zahlenverhältnissen so genau Bescheid weiß.

„Daraus," sagt er lächelnd und nicht ohne Selbstgefühl, indem er uns eine regelmäßig erscheinende deutsche Zeitung hinhält. „Wir haben nicht nur unsere deutschen Vereine und Gesellschaften, nein, auch deutsche Zeitungen, die deutschen Geist pflegen und die Landsleute zusammenhalten. In meinem Blatte da stand auch ganz genau, was bei der Volkszählung im Jahre 1891 herausgekommen ist. Wer sich einen Begriff davon machen

will, wie verschieden die Gegenden in Britisch-Nordamerika sind, der muß einmal nachlesen, wie die 4300 Zähler ihr Geschäft in dem ungeheuer großen Raume besorgten. An der Westküste reisten sie auf einem Dampfer, der in alle Einschnitte einlief und alle bewohnten Inseln besuchte; die zerstreuten Ansiedlungen in den Felsengebirgen wurden auf Saumtieren aufgesucht; ins Saskatschewan fuhren die Zähler auf Hundeschlitten. Anderwärts, wie an der Hudsonsbai, wurde die Reise in Kanoes vorgenommen; hier im weiten Manitoba kamen die Männer teils zu Fuß, teils zu Pferd, teils auf Booten nach den einzelnen Farmen. Einer, der sich in den noch unbesiedelten Gegenden verirrte, konnte sein Leben nur dadurch retten, daß er sein Pferd schlachtete und dessen Fleisch aß."

Wir lächeln; unser Wirt aber erklärt zuversichtlich: „Bald werden solche Dinge in Manitoba undenkbar sein. Die Regierung thut alles, um Ansiedler nach dem Westen zu ziehen, und die Natur wird für das Weitere sorgen. Wir haben hier alle europäischen Nutzpflanzen mit dem trefflichsten Erfolge angebaut. Weizen, Gerste, Hafer, Roggen, Kartoffeln und Runkelrüben gedeihen vorzüglich; Gemüse und Obst erreichen jene Größe, durch die Sie vorhin in das größte Erstaunen versetzt wurden. Wir besitzen viel und ausgezeichnetes Milchvieh, kleine, aber kräftige und ausdauernde Pferde. Rinder, Schafe und Schweine zählen nach vielen Millionen, und des Geflügels ist überall eine unendliche Menge vorhanden. ja es mögen auch bereits mehrere Hunderttausend Bienenstöcke gezählt werden. Kurz, es ist ein reiches und gutes Land mit einer vortrefflichen Regierung."

Ganz erfüllt von dem günstigen Eindrucke, den uns die Farm des gutherzigen, biederen Landsmannes machte, nehmen wir von ihm, seiner freundlichen, frischen Frau und den blondhaarigen, blauäugigen Kindern Abschied und setzen unsere Reise mit der canadischen Pacificbahn nach Westen hin fort. Der Zug führt uns durch schier endlose Strecken fruchtbaren Steppenlandes, dann in eine einförmige, baum- und strauchlose Ebene mit vielen Salzlagunen; diese trübselige Gegend ist dem Anbau wohl für immer verschlossen. Am Ostabhange der Felsengebirge nimmt die Landschaft wieder ein freundlicheres Aussehen an; sie zeigt mehr Pflanzenwuchs und bildet die Region der Viehweiden, den Distrikt Alberta. Die südliche Hälfte dieses Gebietes zeigt einen außerordentlich üppigen Graswuchs, weshalb die amerikanischen Viehzüchter in Dakota und Montana Strecken bis zu 250 Quadratkilometer Flächeninhalt von der canadischen Regierung pachten, um ihre Herden darauf weiden zu lassen. Aber auch viele Engländer und Schotten halten ansehnliche Herden in diesen Gebieten. Als Hirten treffen wir die „Cowboys"*) (wörtlich: Kuhjungen), muntere, wilde, verwegene Gesellen, die aus Texas, Nebraska, Dakota und Montana herzugeritten sind, um ihre halbwilden Pflegebefohlenen unter Aufsicht zu nehmen.

---

*) Sprich: Kaubeu.

Einsam reiten wir durch die endlosen Weidegründe; öde liegt die Gegend um uns her, kein Städtchen, keine größere Ansiedlung winkt gastlich in der Ferne, dem Ermüdeten Ruhe verheißend nach langem Ritt im Sonnenbrand. Da stoßen wir auf eine Herde weidender Rinder; berittene Cowboys bewachen die knochigen, scheuen Tiere. Es sind trotzige, tollkühne Burschen in Lederwams und Lederbeinkleidern; auf dem Kopfe sitzt der breitkrämpige Mexikanerhut, an den Füßen sind gewaltige Sporen befestigt, um den Leib haben sie den breiten Patronengürtel geschnallt, und keinem fehlt der in solcher Öde unentbehrliche Revolver. Sie beantworten unsern Gruß nicht unfreundlich, aber wortkarg und zurückhaltend. Sobald wir aber anfangen, ihre erstaunliche Sicherheit und Geschicklichkeit im Reiten, im Einfangen der Tiere mit dem Lasso, im Zusammentreiben der Herde aufrichtig zu bewundern, werden sie warm, munter und zutraulich. Großmütig und gastfreundlich, wie fast alle Hirten der Steppe, laden sie uns ein, in ihrem Ranche*) zu übernachten und uns dort an Speise und Trank zu stärken. Dankend nehmen wir das Anerbieten an; im Nu ist die Herde zusammengetrieben, und nun geht's in wildem Laufe auf den Unterschlupf zu. Endlich taucht der Ranche vor uns auf: ein roh gezimmertes Blockhaus, das auf einer niedrigen Bodenerhebung am Ufer eines Flusses liegt, unfern davon zwei andere, ebenso einfache Gebäulichkeiten. Wir halten vor dem größeren, aus dem der Aufseher über die Herde getreten ist; kurz, aber freundlich heißt er uns willkommen. Die Hirten begeben sich in das zweite Gebäude, während im dritten eine Anzahl wertvollerer Pferde Unterkunft findet. Ein weibliches Wesen, das die Haushaltungsgeschäfte besorgen könnte, ist nicht vorhanden; die Männer müssen sich in allem selber helfen. Und die derben Bursche thun das, ohne viel nach dem Wie? zu fragen. In ihrer gutgemeinten, aber ungeschlachten Weise bewirten sie uns mit dem Besten, was sie haben: Fleisch, Fisch, Früchten, alles in Blechbüchsen eingekocht; selbst Milch und Butter kommen in solchen Behältern aus der Union herüber. Abends erzählen die wilden Gesellen dann von ihrem eigentümlichen, an Strapazen und Gefahren reichen Leben, auch von den Aussichten, die den Viehzüchtern in Alberta zur Zeit beschieden sind. „Sieht noch windig damit aus, Fremder," schließt der bejahrte Aufseher. „Können noch gar zu wenig Vieh nach dem Osten verkaufen, wird aber mit der Zeit gewiß besser werden."

Am nächsten Morgen eilen die Cowboys mit ihren Herden wieder auf die Prairie hinaus, wir aber kehren zur Eisenbahn zurück. Noch haben wir 960 Kilometer vom Fuße der Rocky Mountains bis zur Küste des Stillen Oceans zurückzulegen. Keuchend und stöhnend arbeitet sich das Dampfroß durch die wilden Berggegenden hindurch. Unglaublich kühne Felsbildungen, scharfe Zacken, scharfkantige Pyramiden, trotzige

*) Gesprochen: Rehndsch (vom Spanischen rancho-Hütte).

Türme, starre, kahle Felsenwände umgeben uns überall. Viermal übersteigen wir Gebirgsketten, klimmen jetzt steile Höhen empor, dann wieder geht es auf stark geneigter Fläche in beängstigender Eile abwärts; nun braust der Zug auf kühn gespannter Brücke über einen Abgrund — jeden Augenblick wechselt das Bild. In der Selkirkkette allein kommen wir durch 29 Kilometer Schneetunnels, Bauten, die bestimmt sind, die Bahn vor der Verschüttung durch Lawinen zu schützen.

So gelangen wir nach Britisch-Columbien, einer Provinz, die sich in verschiedener Beziehung durch Naturreichtum auszeichnet. Hier harren ungeheure Urwaldungen der Axt des Holzfällers; die mannigfachen Holzarten, wie Ahorn, Ulme, Walnuß, Eisenbaum, Fichte, Ceder, Tanne, Eiche, Linde, Pappel, Kastanie, schwarze und weiße Birke und viele andere, liefern vortreffliches Material zur Herstellung von Balken, Brettern und anderen nutzbaren Dingen. Die Flüsse und Ströme des schönen Landes wimmeln von Lachsen, diesen edelsten aller Fische, von denen hier alljährlich 5000 Tonnen gefangen werden. Noch wichtiger aber ist ein weiterer Schatz Britisch-Columbiens, der sich gerade in den weniger ergiebigen gebirgigen Teilen findet: sein Reichtum an Gold. Findige amerikanische Goldsucher entdeckten das gleißende Metall, und nun begann eine Völkerwanderung nach dem wenig besiedelten Gebiete, wie einst nach Californien. Die Provinz hatte bis 1890 bereits eine Ausbeute von mehr als 50 Millionen Dollars Gold geliefert. Wohin wir in Britisch-Columbien kommen, namentlich aber in Victoria, der Hauptstadt von Vancouver, stoßen wir auf Goldsucher. Äußerlich ist diesen Leuten allerdings nicht anzusehen, welches Gewerbe sie treiben; aber wenn wir einige Worte aus ihrem Munde gehört haben, wissen wir ganz genau, mit wem wir es zu thun haben. Es sind gewöhnlich unscheinbare Männer, zumeist in schmutziger Gewandung; aber gar mancher unter ihnen ist ein gelehrtes Haus, ein Doctor der Chemie oder dergleichen. Victoria selbst ist durch das Goldfieber entstanden, ist eine Minenstadt im eigentlichsten Sinne des Wortes. Gold hat sie ins Leben gerufen, durch Gold ist sie reich, groß und belebt geworden. Noch zu Anfang der 50er Jahre war sie ein armseliges Nest, das aus wenigen Blockhütten bestand; da wurde 1856 der Insel gegenüber Gold gefunden, und weil in jener Zeit infolge der californischen Goldfunde alle Welt vom Goldfieber ergriffen war, strömten unzählbare Mengen von Goldsuchern erst nach Californien, dann nach Britisch-Columbia. In der kurzen Spanne Zeit von 2 Jahren war die Einwohnerzahl von Victoria auf 30 000 Seelen gestiegen. Es war eine tolle Zeit, die die Stadt damals durchlebte; sie wimmelte von Abenteurern aller Art, die in schlechten Hütten, in Bretterbuden und armseligen Zelten hausten, und nachts in Trinkbuden und Spielhöllen vergeudeten, was sie am Tage mit schwerer Arbeit erworben hatten. Doch diese Tage sind dahin. Wer heute durch die reiche, vornehme Stadt wandert, entdeckt keine Spur mehr von dem abenteuerlichen Leben, das einst hier daheim war.

Auch insofern hat Britisch-Columbien Ähnlichkeit mit Californien,

als sich hier wie dort die bezopften Söhne des himmlischen Reiches in größerer Zahl eingenistet haben; etwa 4000 Chinesen haben sich in dieses Gebiet gezogen. In Victoria bewohnen sie einen eigenen Stadtteil, in dem alles an das ferne himmlische Reich der Mitte erinnert. In den Verhältnissen, in denen diese Mongolen hier zusammen leben, würde ein Weißer einfach nicht bestehen können. Fünfzig der gelben Burschen hausen in einem durch Verschläge in Abteilungen zerlegten Raume, der einem weißen Manne gerade für seine Person genügen würde. Hier wie in San Francisco lagert über den engen Gassen des Chinesenviertels eine wahrhaft entsetzliche Atmosphäre; und was schlimmer ist: die abscheulichsten Laster, die widerwärtigste Unreinlichkeit, die niedrigsten Leidenschaften sind hier daheim. Wohl beginnt in Britisch-Columbien wie in Californien eine lebhafte Bewegung gegen die chinesische Einwanderung zu Tage zu treten; trotzdem kann man die wenig angenehmen Fremdlinge mit ihrer aller Gesittung der Weißen hohnsprechenden Art augenblicklich noch nicht entbehren; die Chinesen liefern aus ihrer Mitte vortreffliche Köche, geschickte und willige Stubenmädchen, vorzügliche Waschfrauen, fleißige Hausknechte, geschickte Maler, Anstreicher, Schuhmacher, Schneider und sonstige Handwerker, mit einem Worte die besten Diener und Arbeiter. Hier wie in der Union ist es die Frage, ob es jemals gelingen wird, die schlitzäugigen Fremdlinge wieder aus dem Lande hinaus zu drängen.

Wieder hat der starre Winter seine Herrschaft angetreten für lange, unendlich lange Zeit in den eisigen Gebieten des Nordens, wo sich dichte, düstere Nadelwaldungen endlos dehnen, wo sich schneebedeckte Steppen und Wüsten ununterbrochen bis zum nördlichen Eismeer schrankenlos ausbreiten.

Da beginnt in Britisch-Nordamerika die mühselige, gefahrvolle Thätigkeit des Trappers und Fallenstellers, denn jetzt stehen auch die Pelztiere in diesen grausigen Einöden unter dem Banne der furchtbarsten Not; der grimmige Hunger benimmt ihnen ihre scheue Vorsicht, in Verzweiflung beißen sie den Köder an und liefern sich so in die Gewalt ihres grimmigsten Feindes, des Menschen. Einst (von 1670 bis 1869) war die Hudsonsbay-Company unumschränkte Gebieterin in den weiten Räumen des Nordens; König Georg II. von England hatte ihr das bedeutungsvolle Recht verliehen, in den unermeßlichen Landschaften allein Handel treiben und gewisse Hoheitsrechte ausüben zu dürfen; jetzt besitzt sie jene Hoheitsrechte nicht mehr, aber der Pelzhandel liegt vorwiegend noch in ihren Händen. In allen Teilen des Jagdgebietes besitzt sie kleine befestigte Stationen, die Forts, und Handelsniederlassungen, die Faktoreien; von diesen Stützpunkten ihrer Macht aus treibt sie regen Handel mit den Eingeborenen. Manche derartige Stationen sind sozusagen von der ganzen gebildeten Welt abgeschlossen, die nächste Ansiedlung oder Stadt liegt wohl mehr als 1000 Kilometer davon entfernt. Schließen wir uns, um das eigentümliche Leben dieser Gegenden kennen zu lernen, einem Trupp von Trappern an!

Unsere Gefährten sind „Halfbreeds“*), Mischlinge; ihre Väter waren französische Canadier, ihre Mütter Indianerinnen; wohl 20 000 solcher Mischlinge leben in den weiten Gebieten zerstreut. Die Männer alle sind mittelgroß, ihre Hautfarbe spielt ins Kastanienbraune. Ihre Gestalten sind stark und knochig; das schlichte, straffe Haar, ein Erbteil der roten Rasse, reicht bis zum Halse herab. Die Augen blicken schlau und doch offen; ihre Kleidung ist zweckmäßig und höchst malerisch; eine Pelzmütze bedeckt den Kopf, ein mit Stickereien und Lederriemen reich verziertes Wams den Leib; die Beine stecken in Lederhosen, die Hände in Pelzhandschuhen. Keinem fehlt das treue Gewehr, das scharfe Jagdmesser im Gürtel. Mächtige Schneeschuhe an den Füßen vervollständigen die Ausrüstung.

Die beständigen Nachstellungen haben die Pelztiere in die entlegensten Gegenden zurückgescheucht; doch die Trapper folgen ihnen Hunderte von Stunden in die grausigsten Einöden. Das elende Dorf aus Blockhäusern verlassend, eilen sie mit ihren Hundeschlitten in den arktischen Frost hinaus. Die Zugtiere sind gewöhnliche Indianerhunde; unähnlich ihren Brüdern bei den Eskimos, lassen sie sich nur schwer ans Ziehen gewöhnen. Aber die halbblütigen Pelzjäger zwingen diese Köter nach und nach durch entsetzlich grausame Behandlung doch dazu, den verlangten Dienst zu leisten. Grauenhaft kalt pfeift die Luft über die Öde, in die wir hinausgezogen werden; auf dem dünnen Boden unseres Schlittens ausgestreckt, ist es uns, wie wenn wir auf einem Betttuche über einen Kiesweg geschleift würden; jeder feste Gegenstand, den wir anfassen, brennt wie Feuer in der Hand; abends, wenn in geschützter Felsbucht gerastet wird, gerinnt der heiße Thee, während wir ihn trinken. Die dicke Pelzkleidung schützt uns einigermaßen gegen die Wirkung der 30° Kälte, so lange die Luft still ist und wenn wir, unsern farbigen Begleitern gleich, neben den Schlitten mit den Hunden um die Wette traben; aber jetzt erhebt sich der Wind; wie ein hungriges Raubtier rast er heulend über die entsetzliche Öde, daß wir meinen, das Herzblut müsse uns im tötenden Froste gerinnen. Einen „Pulvertag“ nennen unsere Gefährten diese erheiternde Abwechselung. Doch schlimmer noch kommt es an gewissen sonnigen und windstillen Tagen; eben kneipt es in der Nase — da ist sie auch schon erfroren; wir geraten in Besorgnis um unsere Wangen und erheben die Hand, um die unheimlichen weißen Flecke von ihnen wegzureiben — und im Nu sind die Finger erfroren. So viel wir auch reiben — die weißen Flecke werden größer und größer, bis endlich das ganze Gesicht mit wachsartigem Aussatze bedeckt ist. Die Halbindianer sind an solche Unbilden der Witterung gewöhnt und wissen sich auch besser gegen sie zu schützen. Gleichen Schritt mit dem Schlitten haltend, rennen sie ungeheuer große Strecken neben ihm her. Wunderbar ist's, was sie mit ihren französischen Flüchen bei den Schlittenhunden auszurichten

---

*) Sprich: Hafbrihd! (wörtlich: Halbbrut, Halbrasse).

vermögen; jetzt legt sich einer der Köter ermüdet — ein donnernder Fluch bringt ihn zum Aufstehn und Weitertraben; ein anderer Hund dreht sich nach etlicher Zeit im Geschirre herum — des Führers Fluch veranlaßt ihn, die rechte Richtung wieder einzuschlagen; endlich möchte die ganze vierfüßige Gesellschaft erschöpft rasten — Flüche verscheuchen das Ruhegelüst zauberschnell. Erstaunlich ist es, mit welcher unerschütterlichen Ruhe die Vierfüßler alle Zwischenfälle der Reise hinnehmen; wird der Schlitten z. B. umgeworfen, so betrachten sie sich den Scherz mit höhnischer Gleichgültigkeit, als ob sie die ganze Sache gar nichts anginge. Nun sind wir im Lager angekommen, und mit großem Behagen verschlingen sie ihr Futter: zwei Pfund Pemmican (getrocknetes Büffelfleisch), oder zwei gefrorene Weißfische; letztere Speise ist ihnen unverkennbar noch lieber. Dann vergraben sie sich unter die schützende Schneedecke. Auch die Menschen suchen ermüdet Ruhe, so gut es unter solchen Umständen gehen will.

Mitten in der Nacht werden wir durch schreckliches, ohrzerreißendes, nervenzerrüttendes Kläffen und Heulen der Köter geweckt. „Ein Rudel Wölfe streift in der Nähe," belehrt unser Führer, ohne der Sache weitere Bedeutung beizumessen. Wirklich, das ist das eigentümliche tiefe Geheul des großen kanadischen Wolfes! Es klingt seltsam unheimlich durch die totenstille, tiefverschneite Landschaft. Und die halbe Nacht hindurch dauert der Wechselgesang zwischen den feindlichen Brüdern, eins von jenen Liedern, „das Stein erweichen, Menschen rasend machen kann." Die Halbindianer schlafen ruhig dabei, uns aber ist es unmöglich, ein Auge zu schließen.

Endlich sind wir im ersehnten Jagdrevier der braunen Männer angekommen, in einem Gebiete voller zugefrorener Seen und Sümpfe. Hier wird ein ständiges Lager aufgeschlagen. Luftlöcher werden in das Eis gehauen; massenhaft drängen sich die Fische dorthin, und nun stellt sich das wertvollste Pelzwild an den Öffnungen ein: der S i l b e r f u c h s. Er gedenkt seinen nagenden Hunger an den geschuppten Wasserbewohnern zu stillen und gerät dabei in die Falle — den Trappern eine große Freude, denn der Pelz des Tieres wird in Rußland und China mit 200 Mark bezahlt. Eifrig sind die Männer bei der Arbeit; der Z o b e l und der M a r d e r, der M i n k (eine Iltisart) und der W a s c h b ä r, die M o s c h u s r a t t e und der L u c h s, der B ä r und der W o l f, der B i b e r und die S e e o t t e r müssen ihren Pelz lassen. Mit der Waffe und Falle stellen ihnen die Jäger unermüdlich nach. Die Menge der Biber hat gegen früher beträchtlich nachgelassen; an manchen Orten sind die nützlichen Tiere durch sinnlose Habgier sogar ganz ausgerottet worden. Einst sandte Canada alljährlich 176 000 Biberfelle nach Europa, jetzt im gleichen Zeitraume kaum noch 60 000.

Mit dem Erfolge ihres Zuges sehr zufrieden, erklären uns die braunen Männer auf unsere Klage über die schreckliche Kälte immer wieder achselzuckend: „Wenn es nicht kalt wäre, taugten die Pelze nichts!" Zuweilen kommen sie nicht wenig zornig heim; ihr Poltern und Fluchen

gilt dem Vielfraß, ihrem schlimmsten Feinde, der zur Winterszeit mühelos vom Jagderträgnis des Fallenstellers lebt. Bei Tag und Nacht stöbert der gefräßige Bursche nach der Spur des Menschen, dessen Thätigkeit in der winterlichen Öde der schlaue Kunde wohl kennt. Ist diese Spur einmal entdeckt, so folgt ihr der Vielfraß, ohne jemals zu irren, so lange, bis er die Falle entdeckt hat. Mit großer Verschlagenheit holt er sich den Köder oder das gefangene Tier heraus; die so mühelos erworbene Beute zerreißt er, sättigt sich daran und versteckt den Rest im Gebüsch, oder im Gipfel einer hohen Fichte.

Im Lager droht endlich Not einzureißen, was nicht Wunder nehmen kann, denn die furchtbare Kälte zwingt, herzhaft zu essen. Das thun unsere Mestizen denn auch in der ihnen eigentümlichen gründlichen Art; achtzehn Pfund Fleisch in einem Tage zu vertilgen, ist eine Kleinigkeit für sie. Doch jetzt gehen die mitgenommenen Vorräte auf die Neige; die Hirsche und Elentiere, die erlegt werden, sind infolge der winterlichen Entbehrung bereits so abgemagert, daß sie kaum noch etwas Fleisch auf sich haben. Jetzt wird Schmalhans Küchenmeister, aber die Halbindianer hungern mit größter Seelenruhe; die Hälfte von ihnen wird nach der nächsten Faktorei geschickt, um dort Lebensmittel zu schaffen. Unterdessen heißt es, sich in Geduld fassen und die Arbeit nicht vernachlässigen. Mit seltenem Mut, mit rühmlicher Ausdauer ertragen die farbigen Leute solche Unannehmlichkeiten, ertragen sie das einförmige, harte Dasein, so lange nur der Jagderfolg befriedigend ist.

Es sind eigentümliche Männer, diese Halbindianer; wir lernen sie als unbedingt zuverlässig und treu, als leichtherzig und doch schlau, als tapfer und gastfrei, als vorzügliche, nie fehlende Schützen kennen. Vom Leben in den Handelsniederlassungen und Städten halten sie nicht viel; offen gestehen sie zu, daß sie diese Plätze nur besuchen, um ihre Felle gegen Pulver und Blei und Lebensmittel umzutauschen. Auf unseren Ausflügen in die verschneiten Wälder und Ebnen sind die halbblütigen Männer treffliche, nie ermüdende Führer, die uns für wenig Geld in ihren Hundeschlitten nach weit, weit entfernten Punkten bringen.

Einmal kommt eine Gesellschaft von anderen Trappern ins Lager, und zum guten Glücke kehrt die ausgesandte Hälfte der Leute mit reichem Vorrat an Lebensmitteln zurück. Nun zeigt sich's in glänzendem Lichte, wie gastfrei diese Halbindianer sind, gastfrei in einer so leichtherzigen, weitgehenden Art, daß wir an Verschwendung erinnert werden. Sie teilen mit den Gästen, wie wenn sie beständig in Hülle und Fülle gelebt hätten. Unter den Fremdlingen sind auch Weiße; wir merken im Verkehr mit ihnen aber bald, daß sie in ihrem Einsiedlerleben in eine Art von Halbverwilderung geraten sind und von dem Leben unter gesitteten Menschen so wenig wie ihre halbblütigen Kameraden halten. Jagd und Fischerei füllen ihr ganzes Leben aus, sind auch der Inhalt all' ihrer Reden.

Der Jagdertrag ist endlich so reich, daß in gleicher Art, wie die Herreise ausgeführt ward, die Rückkehr vollzogen werden kann. Fröhlich

geht es ins Fort, wo die Felle gegen Waren und wohl auch gegen klingenden Lohn abgeliefert werden. Bei der Abrechnung stellt es sich freilich oft heraus, daß mancher von den Trappern nur verhältnismäßig wenig herausbekommt, denn dem leichtherzigen Manne ist nicht recht wohl, wenn er keine Schulden bei der Pelzgesellschaft hat.

Ein eigentümliches Leben in solchem Fort! Die Beamten bekommen außer freier Kost, freier Wohnung und freien Kohlen ein anständiges Gehalt, und wenn sie 14 Jahre im Dienste der Gesellschaft ausgehalten haben, auch einen Anteil am Geschäftsgewinn, der sich in manchen Jahren auf 20000 Mark beläuft. Gelegenheit zu größeren Geldausgaben ist in der weltfernen Einsamkeit nicht vorhanden, und so werden die Leute nicht selten binnen kurzer Zeit wohlhabend.

„Wie halten Sie und die anderen höheren Beamten solches Leben in dem entsetzlich rauhen Lande, in solcher Öde nur aus?“ fragen wir den Befehlshaber kopfschüttelnd. „Die meisten der Herren sind doch gebildete Männer; wie können Sie in solchen Verhältnissen ausdauern?“

Der höfliche, gastfreie Herr lächelt fein. „Man gewöhnt sich an alles,“ entgegnete er, „auch an dieses einsame, von aller Welt abgeschlossene Dasein. Mit der Außenwelt können wir allerdings nur auf dem langen Wege über unsere zahlreichen Forts und Handelsposten verkehren; zu uns z. B. kommen Briefe und Zeitungen nur 3—4 mal im Jahre. Wir müssen mit uns selber zufrieden sein und uns in allen Dingen selber helfen, denn der nächste Arzt z. B. wohnt 300 Stunden von hier. Auch draußen auf der Jagd herumstreifen können wir nicht viel, denn es ist niemand da, der unsere Arbeit zu verrichten vermöchte. Aber unser Leben ist doch nicht so schrecklich, wie Sie meinen. Man lebt sich ineinander ein und verkehrt gern miteinander. Das Klima ist zwar entsetzlich streng, aber wir sind trotzdem, wie Sie sehen, kerngesund. An Speise und Trank ist kein Mangel, denn die Gesellschaft versorgt uns reichlich mit guten eingekochten Speisen, mit Thee und Spirituosen, kurz, mit allem Nötigen. Treffliche Fische sind massenhaft vorhanden, und auch an verschiedenartigem frischen Wildpret fehlt es fast niemals; nur den Mangel an Gemüsen empfinden wir schmerzlich.“

„Ist keiner der Herren verheiratet?“

„Zweien hat die Gesellschaft Frauen aus England geschickt. Es sind tüchtige, wackere Damen aber — sehr häßlich. Mir ist die Lust, mich auf solche Art mit einer Lebensgefährtin versorgen zu lassen, vergangen, seitdem mein Freund Maxwell folgende drollige Empfangsbescheinigung an unsere Gesellschaft sandte: „Bescheinige hierdurch, eine Frau richtig erhalten zu haben. Hoffe, sie wird sich gut machen, obwohl ihr Aussehen etwas sehr sonderbar.“

„Wie verfährt die Gesellschaft den Trappern und Indianern gegenüber?“ fragen wir weiter, nachdem wir unsere Heiterkeit bezwungen haben.

„Anständig,“ entgegnete der Kommandant. „Wir müssen wohl alle Waren hoch berechnen; aber solches niederträchtiges verfälschtes Zeug,

wie es die Juden und Yankees in den Vereinigten Staaten den Indianern aufschwindeln, geben wir niemals ab. Nur ganz ausnahmsweise verkaufen wir einmal Rum an die Eingeborenen, da dessen übermäßiger Genuß oft zu Mord und Totschlag führte. Freilich hilft das nicht viel, denn aus der Union kommen gewissenlose Händler herüber und verhandeln ihnen das so gefährliche Feuerwasser doch. Statt des Branntweins oder ähnlicher Getränke erhalten die Rothäute guten Thee von uns, das Pfund zu $^3/_4$ Dollar. Sie trinken ihn jetzt fortwährend, sind aber sehr versessen darauf, ihm etwas Rum zuzusetzen. Die Gesellschaft führt in einem einzigen Jahre über 150 000 Pfund ein. Für die Trapper wird nach Möglichkeit in guten wie in bösen Tagen gesorgt. Sie halten sich aber auch ebenso rechtlich gegen uns wie die Rothäute; nicht selten dauert es viele Jahre, bis die erhaltenen Waren bezahlt werden; mögen die Leute aber auch viele hundert Meilen auf der Jagd vom Fort entfernt sein — sie entziehen sich ihren Verpflichtungen niemals. Wenn Sie übrigens noch einige Tage bei uns bleiben wollen, können Sie auch Rothäute zum Abschluß von Handelsgeschäften hier eintreffen sehen."

Gern nehmen wir die freundliche Einladung an. Schon am nächsten Morgen erscheinen mehrere Kundschafter des tauschlustigen Indianerstammes; sie vergewissern sich, daß augenblicklich kein feindlicher Indianerstamm beim Fort weilt, und daß auch keiner in der nächsten Zeit eintreffen wird. Alsdann teilen sie dem Beamten mit, wieviel Felle sie bringen und von welcher Art dieselben sind, sowie welche Dinge sie dagegen einzutauschen wünschen. Nach Abzug des unheimlichen Besuches wird das Fort in vollkommenen Verteidigungszustand versetzt, denn leicht könnte es der raublustigen Horde einfallen, einen Überrumpelungs- und Plünderungsversuch zu unternehmen.

Mehrere Tage sind vergangen, da rücken die roten Krieger auf ihren Mustangs phantastisch geschmückt mit ihren Vorräten an. Nur der Häuptling und einige der angesehensten Krieger werden eingelassen. In umständlicher, blumenreicher Rede versichern sie dem Befehlshaber wieder und wieder, daß sie mit den friedlichsten Absichten gekommen seien; als Beweise ihrer freundlichen Gesinnung überreichen sie dem weißen Manne Geschenke, z. B. einige Pferde, wertvolle Felle, Leder und dgl. Jetzt beginnt das Geschäft, immer noch unter Beobachtung, der größten Vorsicht gegenüber den wilden Kriegern. Nur zwei oder drei von ihnen werden auf einmal in das Fort eingelassen und tauschen ihre Felle hier gegen Schießbedarf, Lebensmittel, wollene Decken, Hausgerätschaften u. s. w. um. Für jeden Gegenstand ist ein bestimmter Preis festgesetzt, und zwar dient das Biberfell dabei als Maßstab. So ist ein Pferd 50 Biberfelle, ein Theekessel 5, ein Büffelfell 6, ein Marderpelz 2 Biberfelle wert. Nachdem der Handel abgeschlossen ist, ziehen die rothäutigen Gäste gewöhnlich ruhig ab. Früher, so lange noch geistige Getränke an die Eingeborenen verkauft werden durften, folgte der Beendigung des Geschäftes häufig ein wüstes Zechgelage und diesem meist eine wilde Rauferei.

Auf unsere Frage nach diesen roten Kindern der Natur erzählt uns der Befehlshaber abends im gemütlich warmen Zimmer, daß noch etwa 120000 Ureinwohner in Britisch-Nordamerika vorhanden sind, daß aber ihre Zahl beständig in unerklärlicher Weise abnimmt. Nur etwa 20000 davon sind ansässig, die übrigen ziehen als wilde oder halbwilde Jäger und Halbnomaden umher. Die seßhaften sind klägliche Überreste der einst so mächtigen und kriegerischen, durch Coopers Romane bekannten Algonquins, Huronen und Irokesen. In den weiten Wäldern an der Hudsons-Bai leben ungefähr 10000 Indianer von Jagd und Fischfang; bandenweise umherziehend, schlagen sie bald da, bald dort ihr Lager auf.

„Erstaunlich ehrlich sind einzelne Stämme am Wollaston- und Athabasca-See, sowie am Mackenziestrom," erzählt unser Wirt weiter. „In jenen eisigen Gegenden unterhält unsere Gesellschaft keine ständigen Handelsposten. Von Zeit zu Zeit schicken wir aber Warensendungen in die Blockhäuser, die da und dort errichtet sind. Die Rothäute kommen nun ab und zu an die ganz verlassenen Posten, bringen ihre Pelze und Felle darin unter, nehmen gewissenhaft so viel an Schießbedarf, Decken und Lebensmitteln, wie dem Wert ihrer Ware entspricht; dann verlassen sie das Blockhaus und schließen den Eingang sorgsam zum Schutz gegen wilde Tiere. Kräftige Stämme hausen in den Prairieen am Fuße des Felsengebirges, so die Blutindianer, die Sioux, die Kräheninidaner, die mächtigen, überaus kriegerischen Schwarzfüße. Sie sind fast beständig auf dem Kriegspfad gegeneinander und reiben sich so gegenseitig auf. Der Bau der großen Pacific-Eisenbahn hat daran nichts geändert, obwohl sie mitten durch ihre Gebiete hindurchführt. Es sind große, starke, wohlgebaute Leute von jenem Schlage, wie wir sie aus unserer Jünglingszeit durch Coopers Romane kennen. Ich war mehrere Jahre in Grenzforts thätig und lernte sie im Handelsverkehr genau kennen. Dort finden wir noch Gestalten, wie sie uns in unserer Jugend durch die Lederstrumpfgeschichten vertraut wurden: phantastisch geschmückte Krieger mit klugen Gesichtern, blitzenden Falkenaugen, kühn gebogener Adlernase. Ihre mit Glasperlen und Lederstreifen reich verzierten Hemden aus Büffelleder, ihre Ledergamaschen, ihre Mokassins, ihr malerischer Federschmuck in den Haaren, ihre Umhänge aus vorzüglich gegerbter weicher Büffelhaut kleiden sie vortrefflich. Die Frauen tragen kurze Lederröcke, die von breiten, mit Messingknöpfen besetzten Gürteln festgehalten werden; auch der übrige Teil ihrer Kleidung besteht aus Fellen; lang wallt ihnen das straffe, glänzend schwarze Haar auf den Rücken hinab. Diese Wilden hausen noch nach Art ihrer Väter im spitz zulaufenden Zelt aus Büffelfell, dessen Wandungen mit Bildern von Adlern, Schlangen, Elentieren und Büffeln bemalt sind. Nur zwei ganz herabgekommene Stämme wohnen in armseligen Leinwandzelten. Ein sonderbar wildes Aussehen erhalten Männer wie Weiber dadurch, daß sie sich Wangen, Stirn und Nasenrücken grell mit Zinnober bemalen. Den

Häuptlingen gehorchen sie unbedingt. Wenn er mit den ältesten Kriegern Rat hält, kann man jene Redekunst bewundern, die Cooper in seinen Romanen auch so treffend wiedergegeben hat; ihre Bewegungen dabei sind so klug gewählt, so ausdrucksvoll, daß man den Inhalt ihrer Worte versteht, auch wenn man die Sprache nicht kennt. Jagd und Krieg, Krieg und Jagd — das sind die beiden Dinge, die das ganze Sein dieser Wilden erfüllen, die sich hinsichtlich ihrer Kriegsgebräuche übrigens fast genau so verhalten, wie die Rothäute in der Union. Nur der Krieger gilt etwas bei ihnen; drum unterwerfen sich die Jünglinge gern den schweren Proben, die man zur Erlangung der Kriegerwürde zu bestehen hat. Erst nach der Aufnahme unter die Krieger darf der junge Mann heiraten, ein eigenes Zelt bewohnen und im Rate des Stammes mitsprechen. Die Indianer im Osten, die den Fremden allerhand von ihnen verfertigte Dinge, wie Mokassins, Matten und dergleichen, aufzuhängen suchen, oder die von ihnen verfertigten Medicamente im Umherwandern feilbieten, sind jämmerliche, herabgekommene Tröpfe gegen diese trotzigen Söhne der Natur."

Mit den Trappern verlassen wir das schützende Fort und fahren mit ihnen nach ihrem Dorfe, dessen armselige, schlecht bebaute Rodungen jetzt noch unter dem Schnee begraben liegen. Eine Unzahl kläffender Köter begrüßt uns; der Viehstand der aus schlichten Blockhäusern zusammengesetzten Siedelung besteht aus einigen kleinen, halbverhungerten Pferden, deren Pflege gleich Null ist, und etlichen Kühen. Bald merken wir, daß diese gehörnten Wiederkäuer hier ein äußerst unsicheres Dasein führen; sobald die Lebensmittel einmal ernstlich knapp werden, schlachtet man den nützlichen Vierfüßler und verzehrt ihn sorglos. Wir finden bei dem Führer unserer Schar gastfreie Aufnahme; die ganze Familie ißt und schläft in einem einzigen Raume. Wenn die Nacht kommt, breitet man Decken und Felle am Boden aus, und alles verkriecht sich darunter, während der Anwesenheit des Gastes thun dies auch Vater und Mutter, die sonst in der einzigen Bettstätte schlafen, in die der Fremdling genötigt wird.

Es ist jetzt lustige Zeit im Dorfe; die Trapper haben Geld und Lebensmittel mitgebracht, man giebt sich also, frei von allem Kummer um die Zukunft, dem Lebensgenusse mit ganzer Seele hin. Große Schmausereien und Tänze werden abgehalten; in den Pausen wird geraucht und Thee getrunken. Ein farbiger Künstler streicht unermüdlich die Fiedel bei den 3, oft auch 4 Tage dauernden Tanzvergnügungen; die ganze Nachbarschaft findet sich abwechselnd dazu ein. Bei Tage tanzen und trinken die Alten, bei Nacht die Jungen; nicht selten wird bei einer einzigen Schmauserei alles aufgezehrt, was die betreffende Familie noch an Wintervorräten besaß; doch aus solcher Kleinigkeit macht sich das leichtlebige Völkchen nichts. Wenn die eigenen Lebensmittel ausgegangen sind, lebt man mit dem Nachbarn. So lange der Halbindianer etwas hat, teilt er mit jedem, der hungrig zu ihm kommt, und diese Gastlichkeit währt so lange, bis nichts mehr da ist. Ward alles im Dorfe aufgezehrt, dann hungert man eben

gleichmütig bis auf bessere Zeiten; so lange aber noch Lebensmittel vorhanden sind, ißt man beständig.

Der Frühling kommt endlich; da leidet es den halbblütigen Trapper nicht mehr im Dorfe, das Indianerblut treibt ihn in die weiten Wälder hinaus. Dort wird er sozusagen ein Wilder, der im Wigwam haust und ausschließlich von Jagd und Fischerei lebt. Ab und zu verhandelt er wohl auch etwas Waren an Indianer, aber das ist doch Nebensache in seinem Dasein. Unermüdlich streift er nach Wild, stellt er den geschuppten Wasserbewohnern nach; im leichten Canoe aus Birkenrinde schwimmt er auf Flüssen und Seen, geht er die Wasserfälle hinauf und herab wie ein Lachs, von dem reinen Indianer in solcher erstaunlichen Kunst nicht übertroffen.

Jetzt, in der guten Jahreszeit, lernen wir auch die Voyageurs (wörtlich: Reisende) kennen, Leute im Dienste der Hudsonsbay-Company, die ihrem Berufe in den unwirtlichen Gegenden nur in diesem freundlicheren Abschnitte des Jahres nachgehen können. Ihnen ist die Aufgabe zugewiesen, neue Handelsstationen zu gründen, Tauschhandel mit den Wilden zu treiben, die erhandelten Felle an die großen Magazine abzuliefern, die weit entlegenen Forts mit Nahrungsmitteln zu versehen. Es ist nicht leicht, diesen Leuten auf ihren Wanderungen zu folgen, denn sie muten sich erstaunliche Dinge zu. Der Trupp, den wir begleiten wollen, besteht zum kleineren Teil aus Indianern, zum größeren aus halbblütigen Leuten. Sie alle sind mit klugem Bedacht ausgewählt und angeworben, erprobte, treue, zuverlässige Männer, gleich tüchtig in Führung der Boote wie im Gebrauche der Büchse; so versichert uns der englische Befehlshaber der Brigade, wie man eine Anzahl zusammengehöriger Bootsmannschaften nennt. Die ganze Reise wird auf dem Wasserwege unternommen; die Fahrzeuge sind ungemein leicht gebaut, jedes von ihnen ist mit 8 Männern besetzt, von denen einer das Steuer führt, während die übrigen rudern. Erstaunlich ist die Ausdauer und Geschicklichkeit, ist der Mut dieser Wagehälse. Ein Wasserfall hemmt das Vorwärtsdringen; jetzt kommt ein besonders schwieriges Stück Arbeit. Die Reisenden steigen am Ufer aus und tragen die Boote mit ihrer ansehnlichen Last um das Hemmnis herum, das Fahrzeug dann wieder ins freie Fahrwasser lassend. Sie wenden dabei eine höchst eigentümliche Art, Lasten zu tragen, an, die auch bei den Indianern Mexikos üblich ist. Um die Stirne wird ein breiter Lederstreifen gelegt; an jedes der beiden über die Schultern fallenden Enden derselben befestigt man eine Bürde von 1 Ztr. Gewicht und legt nun die Riemenenden (ähnlich wie sich kreuzende Hosenträger) übereinander. So belastet trabt der Voyageur Anhöhen empor und wieder hinab, über schlüpfrige Flächen und glatte Felsblöcke, durch dichtes Gestrüpp und tiefe Wälder bis zum Einschiffungsplatze. Ähnliche Anstrengungen hat er zu ertragen, wenn es gilt, über Land aus einem Stromsystem ins andere zu gelangen. Die Überwindung solcher „Tragplätze" ist die schwerste Aufgabe der Reisenden, denen es auch nicht an mancherlei Gefahren auf

den wilden Gewässern fehlt. Nach wochen-, ja monatelanger Wanderung in der menschenleeren Öde wird der einsame Handelsplatz endlich erreicht. Eine Woche ist den braven Leuten zum Rasten vergönnt, dann treten sie den Rückweg an, um den Ausgangspunkt noch zu erreichen, bevor der schreckliche Winter die Herrschaft an sich reißt.

Mit den Voyageurs sind wir in den höchsten Norden, in die Gegend der Mackenziemündung gelangt, in jene Landstriche, in denen die „Großen Eskimos“ heimisch sind — unheimliche Leute, vor denen uns der Befehlshaber des Forts Anderson, das am gleichnamigen, sich in die Liverpoolbucht ergießenden Strome gelegen ist, eindringlich warnt. Die kleine Festung ist ein von Pallisaden eingeschlossenes Viereck von 52 Meter Seitenlänge; auf jeder der vier Ecken ragt eine Bastion, im Innern liegen die Blockhäuser. Fort Anderson ist die nördlichste Wohnstätte civilisierter Menschen. Bald können wir uns überzeugen, daß die Warnungen des Kommandanten, eines erfahrenen Mannes, berechtigt sind. Die Eskimos jener Gegenden sind rohe Barbaren, dem Christentum gänzlich unzugänglich, dem Einfluß ihrer Schamanen*) blindlings unterworfen. Gewaltthätig, im Zorne rasend wie Tiere der Wildnis, greifen sie bei ganz geringfügigen Veranlassungen zum Messer. Den Fremden betrachten sie mit Mißtrauen, schieben ihm die Schuld für alle möglichen unangenehmen Dinge, für schlechtes Wetter, ungünstige Jagd, ergebnislosen Fischzug, für Krankheiten und sonstige Unfälle zu. Es ist eine wüste Banditengesellschaft, eine Rotte von erbarmungslosen Seeräubern, bei denen Tugend eine Lächerlichkeit ist, dagegen Diebstahl, Raub und Mord rühmliche Thaten sind. Nur durch sehr entschiedenes, mutiges Benehmen sichern sich die einsamen Männer im Fort gegen die Raub- und Mordgelüste des schändlichen Volkes, das sich selber Tschiglit nennt. Andere Eskimos der Gegend sind naiv, durchaus nicht bösartig, ehrbar, sanft und geduldig, ähnlich ihren Stammesgenossen in Grönland; höchstens verursachen sie den Beamten Verdruß durch ihre lächerliche Eitelkeit, ihr plumpes Wesen und ihren Hang zur Lügenhaftigkeit. Die Tschiglit aber würden uns, wenn wir uns unbewaffnet unter sie wagten, beim ersten Zeichen von Ängstlichkeit überfallen und berauben, ja, wohl gar ermorden.

Anders sind auch die Eskimos in Labrador, jenem rauhen Lande voller Berge und Felsenreihen, voll düsterer Wälder und weiter Sümpfe, das nur wegen der ergiebigen Jagd auf Pelztiere Wert besitzt. Im Dorfe Okkak, an der Nordostküste der 20000 Quadratmeilen großen Halbinsel, lernen wir jene Wilden durch die treuen Missionare der mährischen Brüder kennen. Der Eskimo dieses Gebietes ist ein zwar derber, aber treuer, gutmütiger Mensch, der sich zum Christentum bekennt, nützliche Kenntnisse und Fertigkeiten verschiedener Art von den Weißen erlernte und seine ursprüngliche Einfachheit doch nicht verloren hat. Er lebt wie seine grönländischen Brüder vorwiegend vom Fischfange und von der

*) Schamanen = Zauberer.

Jagd auf Renntiere und Seehunde und trinkt Thran in Menge mit großem Behagen. In den Wohnungen freilich halten wir es nicht lange aus; alles starrt darin von Unreinlichkeit; der Rauch des Feuers, die übeln Ausdünstungen aller Art vertreiben uns bald aus dem engen Raume. Im südlichen Teile der Küste treffen wir Mischlinge von Europäern und Eskimos, auch englische und kanadische Fischer, die in ihren Lebensgewohnheiten und in ihren Sitten fast ganz zu Wilden geworden sind; die Not hat sie dazu gemacht. Dagegen haben jene Halbeskimos sich die Lebensweise der Europäer angewöhnt; sie essen das Fleisch nicht roh, sondern kochen es; sie trinken Rum, sie rauchen und kauen Tabak, sie tragen Kleider von europäischem Schnitt, namentlich die Frauen, können auch etwas Englisch und Französisch; besonders machen sie ausgiebigsten Gebrauch von den Flüchen dieser beiden Sprachen. Die Europäer an der Küste, meist entlaufene englische Matrosen, wohnen mit ihren braunen Frauen in hölzernen, schindelgedeckten Hütten, die mittelst guter Öfen geheizt werden können. Ihren Unterhalt erwerben die weißen Männer durch Jagd und Fischfang. Die Halbeskimos sind fast sämtlich Christen, fleißige, geschickte Leute, die lesen und schreiben können, obwohl die Hausmutter den Unterricht in Ermangelung von Schulen zu erteilen hat. Die Männer fertigen ihre Boote selbst und sind fast ohne Ausnahme ihre eigenen Schmiede und Zimmerleute, die Frauen stellen die in der Haushaltung nötigen Gegenstände her und sind überdies geschickte Schneiderinnen und Schuhmacherinnen. So scheinen diese Mischlinge die Vorzüge der beiden Stammvölker ohne ihre Laster geerbt zu haben. In einer Hinsicht unterscheiden sie sich von den Eskimos: sie sind furchtsamer als diese.

Streifereien in Labrador bringen uns in die verschiedensten Gegenden; aber wir erkennen bald, daß dieses unwirtliche Land wohl niemals größere Bedeutung für die Welt erlangen wird. Der Boden ist allerdings an einigen Stellen fruchtbar, und man baut dort Kartoffeln und Küchengewächse in Menge, auch Korn, Gerste und Hafer würden gedeihen, wenn man die Felder nur damit bestellen wollte. Aber das weite Gebiet ist unwirtlich; im Sommer herrscht eben drückende Glut, häufig zeigt das Thermometer 24—30° R.; gleich darauf tritt auffallende Kühle ein. Der Winter beginnt schon im Oktober; er bannt den Menschen in trostlose Öde. Furchtbar sind die Stürme in dieser Jahreszeit; in ihrer rasenden Heftigkeit reißen sie alles mit fort und bringen dem einsamen Jäger, der hungernd nach Beute streift, nicht selten den Tod. Der Reichtum an Pelztieren ist nicht so groß, wie wir ihn anderwärts finden. Einzelne weiße Ansiedler haben sich aber doch durch den Pelzhandel eine gesicherte Lage in der Einsamkeit geschaffen.

Neufundland! Der Name dieser reizlosen, von wilden Stürmen umtobten Insel erinnert uns an den Stockfisch, der in unendlicher Menge von hier ausgeführt wird. Dort liegt ein Fischerdorf an der Küste; es besteht aus niedrigen hölzernen Hütten, die zwischen den Felsen des rauhen Gestades eingeklemmt sind. Kein Feld, kein Gärtchen darum

her; wie in stummer Trauer schaut das einfache Kirchlein darauf nieder. Die ganze Luft ist vom Geruch der faulenden Fische, die auf Gestellen an der Küste getrocknet werden, verpestet. Wir steigen ans Ufer, barfuß laufende Kinder mit schmutzigen Gesichtern betrachten uns voll stumpfsinnigen Staunens; zerlumpte, müßige Weiber schwatzen unablässig von Seefahrt und Stockfisch, von Tanz und Schiffahrt. Hier und in den anderen Ortschaften an der Südküste wohnen 200 000 Menschen, die ausschließlich vom Ertrag des Fischfanges leben. Neufundland kennt nur zwei Jahreszeiten: Winter und Sommer. Der Frost beginnt sein Regiment Mitte November und dauert bis tief in den Mai. Wandern wir an einem der zahlreichen Fjords landein, so merken wir schon nach wenigen Meilen, daß das Klima im Innern wesentlich von dem an der Küste verschieden ist. Hier, im Süden, wo sich die großen Fischbänke befinden, sind schwere, nasse Nebel häufig und machen die Schifffahrt gefährlich. Hunderte von französischen, schottischen und amerikanischen Schiffen sind angekommen, zunächst um im Frühjahre Robben zu „schlagen", dann um den Stockfisch zu fangen. Der Robbenschlag beginnt Ende Februar. Mit einer Holzkeule auf der Schulter, woran gewöhnlich ein Bündel mit Kleidungsstücken oder Wäsche baumelt, mit Harpunen und wohl auch Flinten kommen die Jäger auf den Eisfeldern an. Durch Keulenschläge auf Kopf oder Schnauze werden die jungen Robben getötet; bald bedecken Hunderte, ja, Tausende von Seehundsleichen das Schlachtfeld; Tausende der hilflosen jungen Tiere erwarten unter entsetzlichem Geschrei den Todesstreich. Treu harren die Alten bei ihnen aus, ohne sie jedoch vor dem Tode schützen zu können. Diese Schlächterei, die alljährlich mehrere hunderttausend, ja, zuweilen eine halbe Million Häute liefert, ist jetzt vorbei; die Zeit steht im Zeichen des Stockfisches. Alles lebt von ihm, alles dreht sich um ihn. Sein Bild prangt im Neufundländer Wappen, es ziert die Banknoten und Münzen des Landes, es ist auf den Briefmarken der Insel, ja, sogar auf den Knöpfen an den Uniformen der Konstabler angebracht. Der Stockfisch ist Herr im Lande, er erfüllt alle Köpfe, ja, er wird sogar an Geldesstatt angenommen. Aber der Vorteil, den der Fischfang bringt, kommt wenigen mächtigen Handelshäusern zu gute; sie streichen den Löwenanteil von den 20 Millionen Dollars ein, die alljährlich mit diesem Geschäfte verdient werden. Der größte Teil der Fischer darbt im Elend; sie sind den reichen Handelsherrn meist tief verschuldet, müssen Lebensmittel und Kleider mit dem doppelten Preise zahlen, und wenn sie mit ihrer Fischausbeute kommen, nimmt man sie ihnen um ein Spottgeld ab. So schmachten sie thatsächlich in einer Art von Leibeigenschaft. Außer dem Stockfische werden auch Heringe und Makralen, sowie die kleinen schmackhaften Kaplinfische in unendlicher Menge gefangen.

Das Innere Neufundlands ist meist eben, mit zahlreichen Heiden und Marschstrecken, großen Wäldern und Seen bedeckt. Hier stellen die Mikmak-Indianer mit dem Scharfsinn guter Spürhunde dem

Wilde nach. Es sind freie, stolze Leute, die sich mit Jagd und Fallenstellen ein schönes Stück Geld verdienen und voll Verachtung auf den weniger unabhängigen weißen Trapper sehen. Biber und Ottern, Füchse, Marder und Wölfe werden ihnen zur Beute. Das Waldrenntier, das Caribu, liefert ihnen die Hauptnahrung. Das Haselhuhn kommt in großen Mengen vor und ist so zahm, daß es mit einem Stocke totgeschlagen werden kann. Der geschätzteste Vogel aber ist ein Wandervogel, der zu Ende des Sommers hier erscheint, um nach dem warmen Süden zu ziehen. Er ist außerordentlich fett und so dumm, daß das ganze Volk sich nur verwundert umsieht, wenn der Jäger beide Flintenläufe hinein abgeschossen hat. —

Das weite Britische Nordamerika zeigt uns eine Fülle der Gegensätze, wie wir sie in einem Staatengebiete nur selten finden; aber der natürliche Reichtum einzelner Landschaften darin läßt mit Sicherheit erwarten, daß sich der Strom der Einwanderung mehr und mehr dorthin lenken und die Kräfte des Landes zu gedeihlicher Entwicklung bringen wird.

III.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

„Nach Amerika!" Wie ein Zauberwort klang dieser Ruf viele Jahrzehnte hindurch in die Ohren der Europäer, mit magischer Gewalt wirkt er heute noch auf unzählige Herzen. Hunderttausende und Aberhunderttausende hat er im Laufe der Zeit von der heimatlichen Erde fortgelockt, sie den heimatlichen Verhältnissen entfremdet und in den Wogen fremden Volkstums untergehen lassen. Sogar die gelben Söhne des Blumenreiches der Mitte sind dem verführerischen Reiz jenes Wortes erlegen, obwohl für sie alles Nichtchinesische mit Barbarei gleichbedeutend ist. Der Hauptstrom der Auswanderung ist gegenwärtig noch nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika oder der Union gerichtet, jenem ungeheuren Gebiete, von dessen Naturwundern, natürlichem Reichtum und erstaunlich rasch vorschreitender Kultur die Reisenden nicht genug erzählen können. Den Knaben und Jüngling bethören die Schilderungen romantischen Jagd- und Kriegslebens in den Urwäldern und Prairien und verleiten ihn zur Auswanderung, nicht selten gegen den Willen und zum großen Schmerze der Seinen. Andere, die daheim nicht arbeiten und sich der staatlichen Ordnung nicht fügen mögen, verlassen ihr Vaterland in dem trügerischen Wahn, in ein Land voll unbedingter Freiheit, voll Lebensgenuß und sorglosen Dahinlebens zu kommen. Noch andere treibt das Verbrechen oder die bittere Not fort; auf grund der Schicksale von anderen glaubt der fleißige aber mittellose Arbeiter, der wenig begüterte Landmann zu der Hoffnung berechtigt zu sein, es werde ihm bei Regsamkeit und Ausdauer gleichfalls gelingen, sich in der neuen Welt ein glücklicheres Dasein zu schaffen, als es ihm die Heimat zu gewähren vermag. Darum sehen wir jetzt noch alljährlich viele Tausende in die große Republik auswandern.

Aber schon macht sich eine Stauung, ja eine Rückflutung bemerkbar, namentlich seitdem die Regierung der Vereinigten Staaten kein Land mehr unentgeltlich abgiebt. In den Oststaaten wird es dem mit Landessitte, Sprache, Lebensgewohnheiten, Denkart und Geschäftsbrauch nicht vertrauten Fremdling gegenwärtig schon schwer, sich im wilden Strome amerikanischen Treibens und Ringens zu behaupten. Gar mancher, der voll stolzer

Hoffnungen auszog, kehrt amerikamüde in jener trüben Stimmung zurück, die einst auch unsern Nicolaus Lenau ergriff und die er sehr entschieden in seinem Gedichte „Der Urwald“ mit folgenden Versen zum Ausdruck bringt:

„Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest;
Wohin das Unglück flüchtet ferneher,
Und das Verbrechen zittert übers Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen,
Und dort den zweifach bittern Tod zu haben;
Die Heimat hätte weicher sie begraben!“ —

Dieses für unser Volk und Vaterland so überaus wichtige Staatengebiet, in dem Millionen unserer Landsleute eine neue Heimat und fröhliches Gedeihen gefunden haben, in dem sich das Deutschtum durch eigene innere Tüchtigkeit eine so hervorragende Stellung errang, verdient es ganz gewiß, daß wir ihm besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

Die ersten Entdecker der Ostküste von Nordamerika fanden hier weder Gold noch Silber — zum Glück für die nördliche Hälfte des Weltteils, denn während Südamerika von goldhungrigen Abenteurern erobert ward, wurde Nordamerika von fleißigen Ansiedlern kolonisiert. Die ersten Einwanderer allerdings waren wie anderwärts „unruhige Spatzen, arme Edelleute, bankerotte Kaufleute, Taugenichtse, liederliches Volk, davongelaufene Bediente.“ Aber diese Leutchen sahen sich in ihren Erwartungen sehr getäuscht, denn nirgends fanden sie Gold- oder Silberminen in dem bewaldeten, ungastlichen Küstenlande, und die überaus kriegerischen, wilden Indianerstämme, die in diesen Landstrichen hausten, wären sicher auch niemals dazu zu zwingen gewesen, als Leibeigene oder Sklaven in Bergwerken zu arbeiten. Jagd und beständige Kriege unter einander füllten das Dasein dieser Wilden, harte Arbeit dasjenige ihrer Frauen aus. Gefangene Blaßgesichter konnten nicht genug davon erzählen, wie listig und grausam die ewigen Fehden ausgefochten wurden. Durch wilde Kriegstänze kündeten diese Jagdindianer an, daß sie den Kriegspfad zu beschreiten gedachten. Sie bemalten ihre tättowierten Gesichter und andere Körperteile mit grellen Farben. Mit der Sicherheit gieriger Spürhunde stöberten sie die Fährten der Feinde auf und verfolgten sie mit erstaunlichem Scharfsinn auf große Entfernungen hin. Unter entsetzlichem Geheul stürzten die Krieger aufeinander los und bekämpften sich im Nahkampfe mit dem Tomahawk, der steinernen Streitaxt. Dann skalpierte der Sieger seinen Gegner „mit dem Messer scharfgeschliffen, das vom Feindeskopf rasch mit drei geschickten Griffen schälte Haut und Schopf.“ Der Skalp ward als Siegeszeichen aufbewahrt; je mehr ein Krieger dieser gräßlichen Trophäen aufzuweisen hatte, desto größer war sein Ruhm. Kriegsgefangene mußten gewöhnlich unter entsetzlichen Qualen am Marterpfahle sterben.

Dennoch ließen sich die so grausam Gepeinigten fast niemals zu einer Äußerung des Schmerzes hinreißen, weil sie den verhaßten Feinden dadurch eine große Freude, ihrem Stamme und sich selbst aber Schmach bereitet haben würden. Von frühester Jugend an gewöhnt, die ärgsten Schmerzen stumm, mit ernster Würde zu ertragen, sangen sie unter den furchtbarsten Qualen Sterbelieder, in denen die Gegner verhöhnt wurden. Nachdem der Friede zwischen den streitenden Völkerschaften geschlossen worden war, wurde das Kriegsbeil feierlich begraben und die Friedenspfeife geraucht. Dieses wichtige Instrument im Leben der Indianer ging auch bei den Versammlungen der Häuptlinge am Beratungsfeuer von Mund zu Mund. Bei feierlichen, bedeutungsvollen Gelegenheiten hielten diese schlichten Natursöhne lange und eindringliche Reden voll kühner Bilder und Wendungen, wie sie der gebildete Europäer kaum besser zu halten vermocht hätte. Ihre Religion hatte etwas eigentümlich Großes und Einfaches. Sie verehrten einen großen Geist als den Schöpfer aller Dinge, als Beschützer aller Tapferen und Guten. Diese sollten, wie sie glaubten, nach dem Tode in ein besseres Jenseits, in die seligen Jagdgefilde übergehen, „wo mit Vögeln alle Sträuche, wo der Wald mit Wild, wo mit Fischen alle Teiche lustig sind gefüllt."

Das waren die Rothäute, mit denen die weißen Eindringlinge zu thun bekamen. Staunend sahen die roten Krieger die Blaßgesichter in ihrem Lande erscheinen. Die Fremdlinge wußten sich für die Erzeugnisse ihrer Heimat, namentlich für das berauschende Feuerwasser,*) schnell Landbesitz zu verschaffen; sie kauften den Rothäuten für jene Dinge weite Küstenstriche ab. Aber nun galt es, sich gegen die kriegslustigen Wilden zu behaupten und sich wenn möglich in dem neuen Lande ein gesichertes Dasein zu schaffen. So rodeten die Einwanderer denn die Wälder aus und trieben Ackerbau auf dem überaus ergiebigen Boden, sie suchten Vorteil aus der Fischerei und dem Pelzhandel mit den Indianern zu ziehen. Infolge der religiösen Streitigkeiten in Europa ward ihre Zahl durch beträchtliche Einwanderung stark vermehrt; wer daheim nicht seines Glaubens leben durfte, fuhr nach Amerika hinüber. Anhänger der verschiedensten Glaubensbekenntnisse erschienen in dem neuen Lande: verfolgte Katholiken aus Irland, Protestanten aus der Pfalz, Mitglieder der zahlreichen Sekten in England. Fleiß und Tüchtigkeit brachten die Kolonisten vorwärts, ihr Wohlstand entwickelte sich in erfreulichster Art, doch so, daß sie einfach und tüchtig blieben.

Die langen Kämpfe gegen die Indianer schlossen damit ab, daß diese über die Alleghanys zurückgedrängt und daß sogar im Lande jenseits derselben Niederlassungen gegründet wurden. Der Streit der Engländer mit den Franzosen, die ebenfalls Kolonien in Nordamerika gegründet hatten, erhielt durch die Teilnahme der Rothäute auf beiden Seiten einen unheimlich wilden, blutigen Charakter. Er endete mit der Verdrängung Frankreichs aus all seinen Kolonien um den St. Lorenzstrom. Doch nicht

*) Branntwein.

lange sollte sich England seines Sieges freuen. Als es in die verbrieften Rechte der Ansiedler eingriff, entstand ein Aufstand in Boston, und damit war das Zeichen zum Beginn des amerikanischen Befreiungskrieges, in dem der edle George Washington als „erster im Kriege, als erster im Frieden, als erster im Herzen seiner Landsleute", die Führung übernahm, während Benjamin Franklin den Amerikanern Freunde in Europa zu gewinnen wußte, so daß schließlich Spanien, Frankreich und Holland mit ihnen gegen England fochten. Nach langem Kampfe erkannte letzteres im Frieden von 1782 die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika an.

Und nun begannen die Republikaner, ihre Kräfte frisch und freudig zu regen. Vom Mutterlande her an freie Einrichtungen gewöhnt, richteten sie sich ihr Leben im Staate und in den Gemeinwesen vollkommen frei ein. Nichts hemmte sie dabei, weder alte Überlieferungen, noch Zustände und Rechte aus längst vergangenen Zeiten, die mit der Gegenwart in Einklang gebracht werden mußten, sie „regierten sich eben fröhlich selbst." Die Mehrzahl der Bürger besaß Grundeigentum; für Millionen von neuen Zuzüglern blieb auf lange, lange Zeit Raum, sich gleichfalls auf eigenem Grund und Boden ansässig zu machen. Unter so günstigen Umständen konnte leicht eine freie Staatsverfassung ins Leben gerufen werden. Sie läßt den einzelnen zum Bunde gehörenden Staaten so viel Freiheit und Selbständigkeit, wie im Interesse des ungeheuer großen Ganzen überhaupt möglich ist. Selbstregierung ist in allen amerikanischen Verhältnissen des öffentlichen Lebens Grundsatz. Der Zusammenhalt der einzelnen, in ihrer physischen Beschaffenheit so verschiedenen, über ein so ungeheures Gebiet verstreuten Staaten wird durch die gemeinschaftliche Volksvertretung im Congreß bewirkt. Aber fester noch hält die Gemeinsamkeit aller Interessen die Glieder zusammen; die feste Vereinigung durch die Union sichert allen Vorteile, Macht, Ruhm, Wohlthaten aller Art.

Abenteuerlust, wohl auch das Gefühl des Mißbehagens in einer immer dichter werdenden Bevölkerung, vor allem aber die Berichte einzelner streifender Jäger, die nicht genug von der Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes jenseits der Alleghanys erzählen konnten, trieben endlich kühne Hinterwäldler über die Berge. Mit all ihrer beweglichen Habe, mit Weib und Kindern verließen sie die schon gesicherten Verhältnisse in den Staaten an der Ostküste, um sich in hartem, schwerem Kampfe mit den wilden Eingeborenen in jenen gesegneten Gegenden eine neue Heimat zu gründen und sie zugleich dem Anbau, der Bildung und Gesittung zu erschließen. Man glaube ja nicht, jene Leute seien rohe Gesellen gewesen, die sich nicht in Gesetz und staatliche Ordnung hätten fügen wollen und deswegen in die Wildnis hinausgezogen seien; es waren im Gegenteil fromme, ernste, tüchtige, schlichte und einfache Männer, die sich in jene nur von wilden Tieren und blutdürstigen Banden streifender Rothäute belebten Einöden hinauswagten. Was diese kühnen Pioniere so mächtig

lockte, war außer dem natürlichen Reichtum und der Herrlichkeit der Gegenden jenseits der Berge vor allem der Reiz der Gefahr, dieser prickelnde Reiz, der heute noch in gar vielen Hinterwäldlern, wie man die einsamen Ansiedler in den tiefen Urwaldungen nennt, lebendig ist.

So ward im Jahre 1769 unter Anführung des hochgeachteten, ja, von Lord Byron, dem berühmten englischen Poeten, in einer schwungvollen Dichtung verherrlichten Daniel Boone das Gebiet des heutigen Staates Kentucky, das „Land des grünen Rohres“, erforscht, dann besiedelt, zuerst von allen Landschaften jenseits der Alleghanys. Die Schicksale dieser ersten Amerikaner im Westen sind im höchsten Grade anziehend und fesselnd; im fortwährenden Kampfe mit den wilden Ureinwohnern, in einem Leben voller Aufregungen, voll schwerer Gefahren für sich und ihre Lieben, voll harter Arbeit bewährten sie sich als zähe, tüchtige Männer, die Gutes für die Dauer zu begründen vermögen. Einerseits um die Natur in jenen Gegenden kennen zu lernen, andererseits um uns mit der Art der Begründung einer Niederlassung in der Wildnis bekannt zu machen, endlich auch um das Leben der Hinterwäldler, das sich ja nicht wesentlich verändert hat, einmal zu beobachten, folgen wir jenen Pionieren der Kultur in ihre neue Heimat.

Ein entkommener Kriegsgefangener der Indianer, Namens Finley, berichtet den Ansiedlern in Nordcarolina, wo Boone heimisch ist, wunderbare Dinge von den Herrlichkeiten im Lande des grünen Rohres. Dort erfreue sich das Auge Winter wie Sommer an herrlichem Pflanzengrün; das Rohr stehe mannshoch, anderwärts finde sich schöner Wiesengrund mit prächtigen Blumen. Überall prange üppiger Baumwuchs als Zeichen guten Bodens; aber es gebe dort kein Unterholz, das bei der Rodung des Urwaldbodens anderwärts so viel Mühe mache, und die Bäume ständen so licht, daß man bequem zwischen ihnen durchreiten könne. Die Gegend gleiche einem großen, schönen Parke; der Ansiedler habe dort also keine Not mit dem Fällen der Bäume; er brauche nur eine kleine Anzahl von ihnen umzuhauen und den mit Rohr bewachsenen Boden mittelst des Pfluges aufzureißen, so habe er eine ansehnliche Fläche besten Ackergrundes zum Maispflanzen bereit. Das Land wimmle von Wild aller Art; der Büffel trabe in Herden von vielen Tausenden durch das Gebiet und trete sich breite Straßen durch das Rohr; Rudel von Hirschen seien häufiger als die Schweine- und Rindviehherden in den dichtest besiedelten Gegenden der alten Niederlassungen. Federwild aller Art, wie Wachteln, Truthühner, Enten, finde sich in erstaunlichen Massen. Kurz, Kentucky sei ein Paradies für Jäger.

Solche Erzählungen wecken in Boones und der übrigen Männer Herzen das lebhafte Verlangen, jenes Wunderland einmal zu besuchen. Boone selbst führte im Kreise seiner Familie, die aus seiner Gattin, vier starken Söhnen, einer blühenden Tochter und einem jüngeren Bruder bestand, ein heiteres, sorgloses Leben auf seiner Pflanzung; aber er hatte jene eigentümliche Vorliebe der Hinterwäldler für die Jagd, für das freie

Umherschweifen in Wäldern und Bergen, für den Verkehr mit der von Menschenhand noch nicht berührten Natur, die heute noch in vielen dieser Leute lebendig ist und sie nicht selten bewegt, ihre Farmen zu verkaufen, wenn die Gegend nach ihrer Meinung zu dicht besiedelt wird; aus bewohnten, völlig sicheren Landstrichen ziehen sie dann wieder in die Wildnis hinaus, sich dort an den äußersten Grenzen der Civilisation ein neues Heim zu gründen. Boone war ein ungemein scharfsinniger, vorsichtiger und mutiger Mann von großer Körperkraft und erstaunlicher Sicherheit im Gebrauch der Schießwaffe, durch seine monatelangen Streifereien im Gebirge an die Gefahren des Krieges mit den Wilden, an ihre Schliche und Ränke gewöhnt. Auf Finleys Bericht hin, der die Führung zu übernehmen verspricht, beschließt er jetzt, mit zwei anderen Hinterwäldlern einen Zug nach Kentucky zu wagen.

Die kühnen Männer wissen, daß es ein überaus gefährliches Unternehmen ist. Zwar ist das Land, das sie erforschen wollen, eine menschenleere Einöde, kein Indianerstamm lebt dort. Aber die nordwärts davon wohnenden Delawaren, Schawanesen, Wyandots ꝛc. und die südwärts davon hausenden Cherokesen, Chikasaws, Catawbas u. s. f. dringen oft zur Hirsch- und Büffeljagd in die wildreichen Landschaften ein. Treffen zwei solche Partien aufeinander, so entsteht unter allen Umständen ein blutiger Kampf, weswegen die Rothäute trotz der überaus lockenden Aussichten auf günstigen Jagderfolg eine nur zu berechtigte Scheu vor diesem gleichsam neutralen Gebiete empfinden, das sie sehr bezeichnend „das Land des Blutes, das Land des Dunkels“ nennen und das für sie stets als ungemein gefährlicher Boden gilt. Den Namen Kentucky haben ihm die Schawanesen gegeben; er bedeutet „Land des grünen Rohres“ und wurde ihm deswegen beigelegt, weil der Boden oft viele Tagereisen weit mit immergrünem, nicht selten mehr wie mannshohem Rohre bedeckt ist, das überaus fruchtbaren Boden verrät und von den Haustieren, denen es in allen Jahreszeiten Nahrung liefert, jedem anderen Futter vorgezogen wird. So sehr der Reichtum des Landes lockt, — die Betretung desselben ist hochgefährlich, für das verhaßte „Blaßgesicht“ vielleicht noch mehr wie für den eingeborenen Krieger. Aber die beherzten Männer lassen sich nicht abschrecken, und Boones Familie ergiebt sich in der Hoffnung, des Familienhauptes oft bewährte Besonnenheit, sein kühner Mut werde alles zum guten Ende führen, still in den fest und bestimmt kundgegebenen Willen des Vaters und Bruders.

Die Männer brechen zu Fuß auf, zwei Virginier schließen sich ihnen unterwegs an; alle sind reichlich mit Pulver und Blei versehen. Sie beginnen, das Gebirge langsam zu ersteigen, wobei der vorsichtige Boone trotz des unruhig vorwärts drängenden Finley Vorstellungen einen für Pferde und Menschen bequem gangbaren Weg aufsucht und durch Einschnitte mit dem Tomahawk in die Rinde der Stämme, sowie durch gelegentliches Fällen von Bäumen bezeichnen läßt. Der Aufstieg ist nicht reizlos; die Eichenarten prangen in frischem Grün, die gelblich-grünen,

herabhängenden Blüten des Zuckerahornbaumes schillern in der regelmäßigen, aus dichtbelaubten Blättern gebildeten Krone; riesig hohe und starke Tulpenbäume zeigen das bunte Farbenspiel ihrer lilienförmigen Blüten; Akazie und Rhododendron erfüllen die Luft mit ihrem köstlichen Wohlgeruch, kurz, aller Reiz des Pflanzenlebens hat sich wieder in voller Lenzfrische entfaltet. Zahlreiche Vögel bevölkern, aus noch wärmeren Gegenden des Südens zurückgekehrt, den menschenleeren Urwald. Der Katzenvogel begrüßt die einsamen Wanderer mit seinem seltsamen, dem Miauen junger Katzen ähnlichen Rufe; der amerikanische Kuckuck läßt seinen einförmigen, weithallenden, immer rascher wiederholten Schrei erschallen; die Walddrossel singt ihr schönes Lied im Buschwerk an den Quellen; dichtgedrängte, in mannigfachen Krümmungen fliegende Schwärme von Papageien ziehen nach dem Norden. Hoch oben wandern wilde Gänse den arktischen Einöden zu. Schwärme von Turteltauben rauschen vorüber, Singvögel verschiedener Art beleben die Einsamkeit. Wild findet sich in Menge, vor allem der zierliche, behende virginische Hirsch.

Der Abstieg erfolgt durch düstere Wälder von Tannen und Cypressen, durch unschöne Krüppeleichen mit schwarzer Rinde und dunkeln, lederartigen Blättern; die amerikanische Espe und die hier strauchartige gelbe Roßkastanie sind nicht geeignet, die Abenteurer aufzuheitern; die amerikanische Kastanie blüht eben und erfüllt die Luft mit nicht angenehmem Geruch. Öde, wie erstorben ruht die Gegend; Wild fehlt, die Wanderer müssen an einem See Pulver und Blei gegen ihre Gewohnheit mit einem Schuß auf unzählbare Mengen wilder Enten verschwenden. Laut schreiend drängen sich die dummen Vögel um die getötete Gefährtin, und ins Wasser watend, können die Männer ihrer so viele mit dem Jagdmesser abthun, wie sie brauchen. Das Wetter bleibt heiter; Gefahr scheint nicht vorhanden. Etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang wählt man den Lagerplatz, meist eine offene Stelle in der Nähe eines Gewässers. Zwei Feuer prasseln lustig auf, am Ladestock aus Eisen wird das Wild gebraten und dann behaglich verzehrt. Je 4 Stunden lang halten zwei der Männer nachts Wache; die Schlafenden haben für alle Fälle die geladene Büchse neben sich.

Durch einen Gebirgspaß, in dem der Pfad sich zwischen Kalk- und Sandsteinfelsen immer mehr einengt, über Felsblöcke und Geröll, oft zwischen riesig hohen Wänden, dringen sie über die Cumberlandberge, ergriffen durch den Anblick der wilden, steilen, zerrissenen Gebirgsmassen. Endlich erweitert sich der Durchgang; frischerer Pflanzenwuchs erscheint an den Ufern des abwärtseilenden Baches. Der Kornelkirschbaum, die Weißbuche, der Ahorn, der Flaschenbaum, der Sumach, Gebüsch und anderes Unterholz, von Reben und Schlingpflanzen umwunden, treten auf. In diesen Dickichten haust der Luchs und der Waschbär, den darin nistenden Vögeln eifrig nachstellend. Und nun erschallt, den müden Männern hochwillkommen, der Ruf des wilden Truthahns. Sofort beginnt die eigentümliche Jagd auf den leckeren, aber einfältigen Vogel. Der Jäger schießt den am niedrigsten sitzenden aus dem Schwarm heraus, der sich

in der Krone des Baumes zur Nachtruhe niedergelassen hat; die übrigen glucksen und bewegen erschreckt die Köpfe, aber alle bleiben sitzen; ein zweiter, ein dritter wird heruntergeholt — jetzt ist's genug zu einer herzhaften Mahlzeit.

Unter mancherlei anregenden Erlebnissen bringen die Männer mittelst einer Furt durch den Cumberlandstrom und haben nun Gelegenheit, ein ungemein reiches Tierleben zu bewundern. Am Wasser lauern Reiher von verschiedener, zum Teil sehr schöner Färbung, harren Steißfüße auf Beute; der Fischfalke holt seine Nahrung tauchend aus der Flut, aber der starke weißköpfige Adler jagt sie ihm ab. Zahllos ist die Menge des Wildes, und es zeigt sich ebensowenig scheu, wie jene Massen der Vögel, die die Luft mit Geschrei und dem Geräusch des Flügelschlages erfüllen. Hirsche zeigen sich einzeln und in Rudeln; Bären streifen in den Wäldern oder an den Flußufern umher, baden sich wohl auch in der klaren Flut; Eichhörnchen klettern auf den Bäumen, Waschbären stöbern im Dickicht; der riesige amerikanische Büffel treibt sich in Herden umher, große Rudel von stattlichen Elkhirschen starren die Jäger verwundert an, bis ein wohlgezielter Schuß sie in die Flucht jagt. Alle diese Tiere sind auffallend wenig scheu, da nur selten Indianer „den blutigen Grund“ zu betreten wagen. Nach mehr als einmonatlicher Reise sehen sich die Männer in dem ersehnten Wunderlande. Eine wellenförmige, licht mit Bäumen bewachsene Fläche umgiebt sie; von einer Anhöhe aus überschauen sie das hohe, frische, vor dem Hauche des Windes wogende Rohr, durch das man, wo es nicht vom Wilde niedergetreten ist, kaum hindurchzudringen vermag. Eine riesige Büffelherde weidet, die Luft fortwährend mit ihrem dumpfen Gebrüll erfüllend, auf dem üppigen Grunde; Aasgeier schweben darüber, bereit, sich sofort auf ein etwa verendendes Tier zu stürzen. Schlanke virginische Hirsche äsen zwischen den Büffeln, ängstlich auf jedes verdächtige Geräusch lauschend. Friedlich lebt der amerikanische Bär darunter, ein im allgemeinen harmloses Tier, das mit saftigen Pflanzen, Baumfrüchten und Beeren zufrieden ist; sein schwarzes Fell leuchtet aus dem Grün hervor oder am Stamme des virginischen Kirschbaumes, dessen bereits reife Früchte Petz herunterholt. Vom Glanz der Abendsonne bestrahlt, schimmern die Federn eines ungeheuren Schwarmes von Papageien auf den Bäumen; das kreischende Geschrei der Vögel übertönt sogar das Brüllen der Büffel und die zahllosen Stimmen anderer gefiederter Luftbewohner, unter denen besonders der Spottvogel durch seine neckenden Weisen auffällt.

Die Hinterwäldler erlegen einen riesigen Büffel; mit lautem Ächzen verendet das stolze Tier. Ein unbeschreibliches Gebrüll wird durch den Schuß hervorgerufen; die ganze Herde, die Hirsche und Bären kommen in Bewegung, unter den Hufen der dicht gedrängt hinweggaloppierenden Herde erbebt der Boden, die starken Bäume wanken vor dem Ansturm der Masse. Wie wenig scheu die Tiere hier sind, erkennen die Jäger mit Staunen jetzt wieder: ein Aasgeier schlägt seine Krallen in die Seite

des getöteten Stiers und versucht, ihm mit dem Schnabel das Fell aufzureißen; andere eilen herzu, um sich ihren Anteil zu sichern. Man verjagt sie, zieht dem Büffel die Haut ab, haut des wohlschmeckenden Marks wegen die großen Röhrenknochen heraus und löst mit dem Jagdmesser Zunge und Buckel, die als besondere Leckerbissen gelten. Der Rest wird von einem Gewimmel schwarzer Aasgeier verzehrt. Auch Wölfe kommen heulend herzu, aber die widerlichen Vögel setzen sich herzhaft gegen sie zur Wehre, und die Vierfüßler weichen mutlos zurück.

Die schönsten Bäume finden sich überall, unter ihnen der Hickorynußbaum, die amerikanische Ulme, die mancherlei Eichenarten, die virginische Dattelpflaume und der Zuckerahorn in solcher Menge, daß spätere Ansiedler ganze Striche mit dem Namen „Zuckerfelder" bezeichnen. Die Zweige einzelner Bäume sind förmlich mit Truthühnern bedeckt; schöne und muntere virginische Wachteln laufen furchtlos vor den Reisenden umher. Die Masse des Wildes mehrt sich beim weiteren Vordringen; die Männer kommen oft sogar in Gefahr, unter den Hufen der Büffel zertreten zu werden; sie können sich nur dadurch retten, daß sie den riesigen Leitstier niederschießen. Die Masse stutzt, brüllt vor Schrecken, wirft die vordersten Tiere nieder und zertritt sie — dann entweicht der ungeheure Schwarm nach allen Seiten. Aasgeier verschlingen die Toten, Wölfe zerreißen und verzehren die Verletzten.

Der Platz, der die Unzahl der unablässig kommenden und gehenden Tiere herbeizieht, ist eine sogenannte S a l z l e c k e, eine Salzquelle, die von den pflanzenfressenden Tieren mit Vorliebe aufgesucht wird, da sie nach Art der Kühe, Schafe und Ziegen bekanntlich gern Salzwasser trinken, oder den stark salzhaltigen Boden ablecken. Heute noch sucht der Hinterwäldler solche Stellen besonders gern auf, weil er dort mit ziemlicher Sicherheit auf Jagdbeute rechnen kann. Die ungeheure Menge der Tiere macht weiteres Vordringen geradezu gefährlich, man muß die Lecke in weitem Bogen umgehen. Dabei wird ein ob der Störung ergrimmter, sprungbereiter Puma oder Cuguar erlegt. Weder die auf das Raubtier abgegebenen beiden Schüsse, noch ein dritter, der einen Hirsch niederwirft, verscheuchen das Wild vollständig. Nur wenn das Gestampf der Büffelherden oder Elkrudel ertönt, entweichen die Tiere. Eines dieser Elkrudel nimmt wohl eine Viertelstunde in der Front ein und ist zwei bis drei Meter tief. Selbst während der Nacht wird die Salzlecke noch besucht.

So war das Land, so das freie Tierleben in Kentucky damals beschaffen. Kein Wunder, daß die kühnen Eindringlinge davon begeistert wurden. Das angenehme Klima war nur geeignet, diesen Eindruck zu verstärken. Sie erbauen sich an einem Bache ein Blockhaus, dessen einzige Geräte zwei als Wassereimer dienende Stücke ausgehöhlter Baumstämme sind. Der Herbst bricht an, in den Vereinigten Staaten die angenehmste Jahreszeit, ausgezeichnet durch Schönheit des Himmels, Milde des Klimas und unbeschreibliche Farbenpracht des welkenden Laubes und von den Weißen „i n d i a n i s c h e r S o m m e r" genannt. Ein gelblicher

Nebel, in dem sich das milde Sonnenlicht am Himmel wie am Horizont in den lieblichsten Farben bricht, ruht über der ganzen Gegend; alle Gegenstände sind anmutig beleuchtet. Durch Zufall finden Boone und ein Gefährte eine Höhle, in der sie den Winter von 1769—1770 verbringen. Sie haben sich von ihren Genossen getrennt, weil sich zwei von ihnen anmaßend und überaus unvorsichtig betrugen. Die Höhle liegt sicher an einem Flusse, kann mittelst eines Felsblocks verschlossen werden, und der Rauch des unerläßlichen Feuers wird durch die von ihm verursachte Zugluft in die Klüfte des Gesteins nach dem Innern statt nach außen getrieben. Die Männer richten sich häuslich darin für den Winter ein, sammeln namentlich viele Walnüsse und eßbare Eicheln, die geröstet das Brot ersetzen sollen. Sie erlegen in dieser Zeit des Pelzes wegen viele Bären. Während des Winters werden sie von streifenden Indianern gefangen genommen und überaus hart behandelt, doch gelingt es ihnen, sich in einer hellen Mondnacht zu befreien, zu entfliehen und glücklich wieder in ihre Höhle zu gelangen. Ein Besuch des Blockhauses überzeugt sie, daß es von Wilden ausgeplündert ist und daß ihre Gefährten getötet worden sind. Die düstere Stimmung über dieses Schicksal der einstigen Genossen wird durch die Freude über ein ganz unverhofftes Zusammentreffen mit dem Bruder und einem Freunde Boones in der Wildnis verscheucht. Sie bringen die Nachricht, es biete sich günstige Gelegenheit zum Verkauf der Booneschen Farm, und eine ganze Anzahl mutiger Hinterwäldler sei zur Übersiedelung nach Kentucky entschlossen, falls gute Nachrichten über das Land eingingen. Bei weiterer Erforschung des Gebietes werden die vier Männer von Wilden überfallen, und Boones treuer Freund in der Öde wird tödlich verwundet. Er stirbt nicht ungerächt, denn die vier grimmigen Feinde büßen mit dem Leben.

Unter ähnlichen romanhaft klingenden Vorfällen und nach einem längeren allgemeinen Kriege des Staates gegen die Wilden kann die Ansiedelung in dem schönen Lande endlich im Jahre 1775 vorgenommen werden. Die Hinterwäldler dringen ein, sie sichern sich durch den Bau von festen Blockhäusern und Forts gegen die beständig von den grausamen Rothäuten drohenden Gefahren. Die Forts waren leicht und schnell aufgeführte Werke, die ihrem Zwecke aber vortrefflich entsprachen. Man baute sie in folgender Art: Auf freiem Raume ward ein längliches Viereck ausgemessen; an die Ecken desselben kamen zweistöckige Blockhäuser zu stehen, die wenige Fuß aus der Linie der kleinen Festung vorsprangen und deren zweite Stockwerke etwas über die ersten hinausragten. Von den Blockhäusern aus konnte der Raum zwischen ihnen bestrichen werden; zuweilen wurden sogar förmliche Bastionen aus Erdwällen errichtet. Die Linie zwischen solchen Bauten an den Ecken bestand aus einstöckigen Blockhäusern, deren Fenster und Kamine sich nach dem inneren Raume des Forts zu befanden und zwischen denen Schanzpfähle von 12 Fuß Höhe fest in die Erde eingerammt waren. Bei Anlage einer solchen Holzfestung sah man immer darauf, daß sich in nächster Nähe eine Quelle befand, und dieser

zunächst war auch das große, starke Flügelthor eingesetzt. In den Bastionen, Blockhäusern und Schanzpfählen brachte man in entsprechender Höhe und Entfernung Schießscharten an. Da man zum Bau nur die festesten Holzarten verwendete, waren die Wandungen gegen Klein-Gewehrfeuer kugelfest. Die wütendsten Angriffe der Wilden prallten, selbst wenn viele Hunderte anstürmten, machtlos ab, denn die Hinterwäldler verteidigten sich und die Ihren mit Umsicht, Todesmut und seltener Zähigkeit. Erstaunlich ist es, daß die einfachen Männer solche Bauten ohne alle die Hülfsmittel errichteten, die heute bei derartigen Arbeiten für ganz unentbehrlich gehalten werden. Im ganzen Fort fand sich zuweilen nicht eine einzige eiserne Klammer, ja nicht einmal ein eiserner Nagel, weil dergleichen im wilden Kentucky gänzlich fehlte. Man hieb Kerben in die Stämme, und mittelst derselben wurde die Zusammenfügung vorgenommen. Hölzerne Pflöcke dienten bei Herstellung des Thores als Nägel, mit der Axt gehauene Schindeln zum Decken des Daches.

Um ein Blockhaus zu bauen, mußte einer der erfahrensten Männer geeignete Stämme von besonderer Festigkeit auswählen und mit der Axt bezeichnen. Dann erfolgte die Fällung und das Zuhauen in gehöriger Länge, sowie die Anbringung der Kerben. Andere Stämme von weicherem, sich leicht und gerade spaltendem Holze mußten die Schindeln liefern; eifrige Hände waren ferner geschäftig, Pflöcke zu schnitzen und die Klötze zu behauen und zuzuspitzen, die später nach Art des Steinpflasters zusammengesetzt wurden und den Fußboden bildeten. Nach diesen Vorbereitungen erfolgte der von einem besonders kundigen und erfahrenen Manne geleitete Aufbau. Zugpferde schleppten die Balken herbei, die mittelst der Kerben aufeinander befestigt wurden. War die Wand schon ziemlich hoch geworden, so lehnte man zwei Balken daran; sie dienten als schiefe Ebene, auf der man die weiteren Balken emporzog. Als Dachbalken verwendete man schmale, gespaltene Stücke, woran die Schindeln meist nur durch Einschnitte befestigt wurden. Oft baute man Dächer mit einer einzigen Dachseite, die in den Forts nach dem Innenraume hinabfiel. Stand das Haus, so hieb man Öffnungen für die Thüre, für die Fenster, für die Schießscharten und den Kamin mit der Axt aus. Nun erfolgte die Einsetzung der Thüre, der Bau des Kamins. Auch diesen stellte man in einer Weise her, der dem Erfindungsgeiste der einfachen Männer ein glänzendes Zeugniß ausstellt. Rings um die Außenseite des Feuerherdes brachte man eine hölzerne Wand an, die stehen blieb; eine zweite, einen Fuß davon entfernte ward später weggenommen. Zwischen beide ward frischer Lehm eingestampft, der als Feuermauer diente; war diese fertig, so ward die zweite hölzerne Wand beseitigt. Den Kamin selber stellte man meist aus kleinen Balken her, die mittelst Sprossen wie eine Leiter verbunden waren; zwischen diesen Sprossen drückte man einen Mörtel aus Lehm und kurzem Grase oder zerschnittenem Rohre ein; dann ward sowohl die äußere wie die innere Seite mit demselben Stoff überkleidet. Nun wurde der Fußboden eingesetzt, die Bretterthüre auf hölzernen

Angeln eingehängt und mit hölzernem Riegel versehen. Ein Tisch ward hergestellt, indem man die vier Beine zwischen die Fugen des Holzpflasters eintrieb, worauf dann die Platte aufgelegt ward. In die Gebälkfugen schlug man einige Pflöcke, auf die ein Brett gelegt ward; so hatte man ein Gesims, worauf die einfachen Hausgeräte Raum fanden. Andere Pflöcke dienten zum Aufhängen der Kleider, noch andere, im Boden befestigte zum Festhalten der Bretter, die eine einfache Bettstelle bildeten.

Alles Weitere blieb nun der betreffenden Familie überlassen, die Nachbarn hatten durch redliche Mithilfe beim Hausbau ihre Schuldigkeit gethan. Das Hausgerät ward fast ausschließlich aus Holz hergestellt; Schüsseln, Eimer, Gabeln, Löffel, Teller, Becher, Spindeln — alles arbeitete man aus diesem Stoffe. Als Leuchter mußten ausgehöhlte, umgekehrte und mit einem Loch versehene Kürbisschalen dienen. Die einzigen Metallgerätschaften waren eine Pfanne zum Backen der als Brot gegessenen Maiskuchen, und ein Kessel zum Einkochen des Saftes vom Zuckerahorn oder der mancherlei Waldbeeren. In keiner Familie fehlte ein roh gebauter Webstuhl; auf ihm webten die Frauen ihr Hausleinen und ein eigentümliches Tuch aus Leinenfaser und Wolle, Linsey genannt, das allgemein zur Herstellung der Kleider Verwendung fand. Warmes Bettwerk für den Winter war bald beschafft; die zahllosen Schwärme der wilden Enten auf allen Gewässern und die Flüge der im Frühjahr und Herbst wandernden Gänse lieferten außer köstlichen Braten auch herrliche Federn in Menge.

In solchen Behausungen einfachster Art war und ist das starke, kühne, zähe Geschlecht der Hinterwäldler daheim. Als Jäger und Bauern, abgehärtet gegen die Unbilden der Witterung, gegen jede Arbeit und Gefahr, außerordentlich stark an Körper, ausdauernd mit einer bewundernswerten Zähigkeit, an das wilde Grenzerleben gewöhnt und erfahren in allem, was zur Abwehr der beständig drohenden Gefahren dienen konnte, erschlossen sie die unendlich großen, fruchtbaren Gefilde östlich von den Alleghanys durch Pflug und Waffe der Gesittung der christlichen Welt. Nach unseren gegenwärtigen Begriffen von Genuß und von den Gütern des Lebens waren sie arm; für all' ihre Bedürfnisse in Hinsicht auf Kleidung, Hausgerätschaften ꝛc. mußten sie selber sorgen, und schwer war es ihnen bei dem Mangel an Sicherheit, an guten Wegen, ihre nicht selten höchst wertvollen Handelsartikel, z. B. Pelze, vorteilhaft abzusetzen. Heute hat es der Ansiedler in der Wildnis unendlich besser, denn die Indianergefahr ist geschwunden, und selbst an den äußersten Grenzen vermag er sich mancherlei Dinge zu verschaffen, die ihm das Leben angenehmer, den Aufenthalt im Blockhause behaglicher machen. Der wandernde Krämer (Pedlar) versorgt ihn mit den mancherlei Gegenständen, deren er bedarf; der Farmer kann sich Glasfenster in die Wände seines Hauses einsetzen, er bezieht Erzeugnisse der fernsten Länder in der schnell entstandenen Nachbarstadt, mit der er regelmäßige Verbindung unterhält und in der er sein Getreide, sein Vieh u. s. w. verkauft. Sein Mehlbedarf wird ihm durch

die Mühle am nahen Flusse geliefert, seine Fässer, Eimer, Kessel, Töpfe erhandelt er von den Stadtleuten. Wie anders in jenen ersten Zeiten der Besiedelung! Damals hatten die Blockhäuser niemals Glasfenster, die Fensteröffnungen wurden im Sommer wie im Winter nicht geschlossen; das Hausgerät mußte sich der Ansiedler selbst verfertigen, oder von Nachbarn für Gegendienste verfertigen lassen; sein Leder hate er sich selber zu gerben, sein Mehl auf Handmühlen selber zu mahlen; die Frauen hatten für die Kleidung zu sorgen, indem sie den selbstgezogenen Hanf oder Flachs, die Wolle der Schafe oder der erlegten Büffel spannen und webten und aus dem so gewonnenen Zeuge Kleider nähten u. s. f. Fast jede Arbeit erforderte besonderen Scharfsinn, denn es fehlte an geeigneten Werkzeugen; so bediente man sich zum Nähen der Pelzstiefel nicht selten der Knochensplitter vom Elkhirsch. Aber treu hielten die Nachbarn zusammen, sich das Leben nach Möglichkeit gegenseitig erleichternd. Wenn sie zum Bau eines Blockhauses, bei der Ernte, beim Flachs- und Hanfbrechen u. s. f. gewünscht wurden, kamen sie gewiß.

Versetzen wir uns im Geiste einmal in jene nicht allzuferne Zeit zurück! Die stattlichen Männer mit dem freien Wesen und den kühnen Blicken, die wir in den von Boone und seinen Gefährten begründeten Niederlassungen finden, tragen sämtlich den sogenannten Jagdkittel, ein mit Pelzwerk verbrämtes, nicht ganz bis an die Kniee reichendes Überhemd aus Linsey, Leinen oder gegerbten Hirschfellen. In dem als Tasche genähten Brustteil birgt der Jäger einen Feuerstahl, ein Strickende zum Auswischen des Gewehres, ein Stück Maiskuchen und andere unentbehrliche Dinge. Am Gürtel hängen Pulverhorn und Kugeltasche, bei kaltem Wetter auch Pelzhandschuhe. An der rechten Seite sehen wir den Tomahawk, an der linken das in der Scheide steckende Jagdmesser, eine gefährliche, schwertähnliche Waffe, die den Hinterwäldlern bei den Indianern den Namen „Langmesser“ verschafft hat und mit der sie den wilden Tieren wie den Rothäuten kühn zu Leibe gehen. Die übrige Gewandung besteht aus Beinkleidern, oder aus sehr langen, am Oberschenkel zusammengebundenen Gamaschen von Hirschleder, und aus Pelzstiefeln oder -schuhen (Mocassins), wohl auch aus Lederstiefeln. Ein Hut aus den Haaren der Jagdtiere bedeckt den Kopf. Die Frauen sind in Linsey gekleidet; ihren einzigen Putz bildet feines, glänzend weißes Linnen.

Groß, stark, schön sind diese Naturkinder, denn sie haben ihre Kräfte beständig in freier Luft zu üben, an reichlicher und guter Nahrung verschiedenster Art ist Überfluß vorhanden. Unzerstörbar scheint ihr Wohlbefinden, denn das Land ist gesund; nur in feuchten, den Überschwemmungen ausgesetzten Niederungen treten Fieber auf. Bei Fleiß und verständiger, einfacher Weise zu leben kommen die frommen, schlichten Leute zu hohem Alter. Mancher Greis sieht sich von einer ganzen Schar blühender Kinder, Enkel und Urenkel umgeben.

Über die Maßen groß ist die Gastfreundschaft; niemals wird dem Fremden die Aufnahme im Blockhause versagt, freundlich bewirtet man ihn

mit dem Besten, was geboten werden kann. Im Genuß geistiger Getränke ist man sehr mäßig; der Trunkenbold wird verachtet und verschwindet immer bald aus der ernsten, tüchtigen Bevölkerung. Besonnenheit, Selbstbeherrschung und Entschlossenheit zeichnen alle Männer aus; das Leben in der gefahrenreichen Wildnis erzog sie zu diesen schönen Mannestugenden. Schulen fehlen, die Eltern unterrichten ihre Kinder selbst im Lesen, Schreiben und Rechnen; auch Kenntnis des Gesetzes ist in ziemlichem Umfange vorhanden, und groß ist die Achtung vor seinen Bestimmungen. Zuweilen erscheint ein wandernder Prediger und hält unter freiem Himmel oder unter einem eigens zu diesem Zwecke gebauten Schuppen einen Gottesdienst ab. Aber trotz des fehlenden Unterrichtes sind diese Naturmenschen mit klarem Verstande, mit nicht selten überraschendem Scharfsinn begabt, namentlich haben sie sich sehr genaue Kenntnis der Natur erworben, verstehen sie, die Gaben derselben klug zu verwerten. Sie wissen genau, welche Holzart sich besonders gut für den oder jenen Zweck eignet, welche Rinden am besten zum Gerben des Leders zu gebrauchen sind, welche zur Heilung des Fiebers dienen; sie kennen die Heilkraft der Wurzeln, die verschiedenartige Verwendbarkeit der Waldbeeren und Früchte; sie schätzen den Boden mit nie fehlender Sicherheit in Bezug auf seine Güte nach dem Pflanzenwuchse darauf ab u. s. w.

Die Feldarbeiten schreiten rüstig voran; bald ist das Fort auf beträchtliche Entfernung hin von Blockhütten umgeben, deren Bewohner bei feindlichen Überfällen sichere Zuflucht in der kleinen Festung zu finden hoffen. Über alle Erwartung groß ist der Erfolg der Arbeit; der Mais wird 3 Meter hoch, und der Acker ergiebt 60—75 Bushels*) schöner Körner, auch Tabaksbau erweist sich lohnend. Man führt, längere Zeit nicht von den Wilden belästigt, ein hartes aber heiteres Leben. Der Vorrat an Pelzwerk wächst so, daß man ein besonderes Haus zu seiner Aufbewahrung im Fort erbauen muß. Das Wild weicht, durch die beständigen Jagden erschreckt, allgemach aus der Nähe der Siedelungen; die Büffelherden verschwinden, die Hirsche werden einzeln auf dem Anstand an der Salzlecke erlegt, selbst die Biber weichen aus den Flüssen. Tag und Nacht muß sorglich Wache gehalten werden, daß die Maisfelder nicht von den Bären geplündert werden. Schon ist zu erkennen, daß Kentuckys Wildreichtum bald gewaltig zusammenschrumpfen wird. Aber bereits ist auch für Ersatz gesorgt: die Herden des mitgeführten Hornviehs und der überaus nutzbaren Schweine mehren sich in erfreulichster Weise.

Im Winter verfertigen die fleißigen Leute Eßgeschirre aus dem Holze des Eisenbaumes, sie stellen ansehnlichen Vorrat an Leder her. Ein ausgehöhlter dicker Platanenstamm, der bis an den Rand in den Boden eingegraben worden ist, dient als Gerberkufe; die Rinde der Weißeiche, der Färbereiche, der weißen Buche, des Vogelbeerbaumes, des virginischen Sumach findet als Lohe bei Bereitung der verschiedenen Ledersorten Ver-

*) Bushel (sprich: Böschel!) = ein Hohlmaß (35,2381 Liter)

wendung. Statt des Kalkes wird Asche zum Entfernen der Haare verwendet. Bären- oder Schweinefett ersetzt den Thran zum Geschmeidigerhalten des Leders, das meist grob, aber sehr dauerhaft ist. Als Mühle dienen verschiedene Vorrichtungen: die eine, der Maispuddingklotz, ist so eingerichtet, daß die Maiskörner mittelst eines besonders geformten Stößers darin zerstampft werden; in ganz einfacher und sehr sinnreicher Weise hat man den Apparat bereits so verbessert, daß zwei Personen zugleich mittelst eines Schwengels daran arbeiten können. Ganze Tage lang wird nicht selten gestoßen. Da die Körner aber nur in weichem Zustande bequem auf solche Art zu zerkleinern sind, hat man eine bessere Handmühle anzuwenden begonnen. Von zwei Mühlsteinen, die lediglich mit dem Jagdmesser zugerichtet sind, ist der untere fest, der obere beweglich. Ein in der oberen Fläche des letzteren befestigter Stab, mit seinem oberen Ende drehbar in einem Querbalken eingefügt und mit doppelter Handhabe versehen, bildet eine Vorrichtung, mittelst deren zwei Personen auf einmal die Mühle treiben können. Die Steine befinden sich in einem hohlen Baumstumpfe; eine kleine Öffnung darin dient als Rinne, um das Mehl aus der Mühle heraus in einen Beutel aus Hirschleder zu lassen. An jedem Morgen sind Männer oder Frauen geschäftig, den Tagesbedarf an Mehl herzustellen.

Die Frauen spinnen und weben, sie sammeln die zur Bereitung von Lichtern dienenden Beeren des Wachslichterstrauches; sie bereiten aus den Früchten des Gurkenbaumes ein Schutzmittel gegen das Fieber; sie verfertigen allerlei Flechtwerk aus dem Bast der amerikanischen Ulme; sie stellen zahlreiche Arzneimittel, z. B. einen magenstärkenden Thee aus den Blüten des Sassafras her, andere Thees aus der Rinde des Tulpen-, des Persimonpflaumen- und des Chinquapinbaumes, aus Rinden und jungen Zweigen sowie aus den Wurzeln des virginischen Kirschbaumes, aus der Ginsengwurzel u. s. w. her. Vorsicht in dieser Beziehung ist geboten, denn die Fieber sind bei der Urbarmachung des ganz frischen Bodens unvermeidlich, Verwundungen nicht selten und ein Arzt anfänglich nicht zu haben.

Nach der Arbeit folgt ab und zu ein gemeinsames Vergnügen; die starken, gewandten Männer halten Wettrennen ab, man ergötzt sich an besonderen Jagdarten, oder es wird nach einem Ziel geschossen. Die kühnen Leute lieben das edle Roß; sie können den wildesten Renner bändigen, sich im vollsten Laufe auf seinen Rücken schwingen, trotz aller Hindernisse und ohne je die Richtung zu verlieren durch den Wald sprengen, mit mehreren Pferden zugleich durch breite Ströme schwimmen. Eine eigens zu diesem Zweck errichtete Bahn, d. h. ein von Bäumen befreiter Raum von $1/2$ bis 2 Stunden Länge, dient zur Abhaltung der Wettrennen bei Festlichkeiten. Als Preise gelten wertvolle Felle. Beim Rennen auf ungeebneter Bahn sind stets viele Schwierigkeiten zu überwinden; das Zeichen zum Beginn des halsbrechenden Jagens ist ein indianisches Kriegsgeheul. Über Anhöhen, umgestürzte Baumstämme, Gebüsch, morastige Hohlwege schnellen die Reiter; der Sieger erhält als Preis eine Flasche

Branntwein, deren Inhalt er mit den Gefährten teilt. Eine besonders beliebte Jagdart, die namentlich an den langen Abenden des Dezember und Januar geübt wird, ist die sogenannte Feuerjagd. Die erfahrenen Hinterwäldler wissen, daß der Hirsch, vom Feuer angelockt, regungslos, wie verzaubert in den Schein blickt. Sie erbauen sich ein Gerüst aus Zweigen von Manneshöhe, bedecken es mit Gestrüpp, dann mit einer dicken Lage Erde; auf dieser wird aus harzigem Holze ein lebhaft brennendes Feuer entzündet, oder man stellt eine Pfanne voll Harz darauf, das angebrannt wird. Weithin dringt der grelle Schein, aber der lauernde Jäger steht im Dunkel. Bald zeigt sich ein Paar glänzender Augen im Schatten des Waldes, der die Salzlecke umgiebt, oder ein von stattlichem Geweih gekrönter Kopf wird sichtbar. Die nie fehlenden Weidmänner erhalten dadurch ein sicheres Ziel. Zu Roß sucht man den jetzt viel scheueren Büffel auf, sprengt ohne Bedenken in die wild aussehenden, aber furchtsamen Tiere, und jeder Reiter sucht sich ein Opfer aus, dem er mit erstaunlicher Sicherheit im vollsten Galopp die Ladung seiner Büchse in den Leib jagt. Unter den Schießübungen erregt das sogenannte Putzen des Lichts mit einer Kugel immer das lebhafteste Interesse der ab und zu erscheinenden Fremden. Man will sich damit üben, sicher auf das von den Augen eines Hirsches oder Wolfes zurückgeworfene Licht bei der Feuerjagd zu schießen. Ein brennendes Licht ist in so großer Entfernung aufgestellt, daß man es kaum noch erkennen kann. Wer den brennenden Docht oder das Licht selbst trifft, wird als ungeschickter Schütze ausgelacht; wer aber das Licht wirklich putzt, den belohnt man mit zahlreichen kräftigen Hurras. Ein besonders tüchtiger Schütze hat bei 7 Schüssen wohl 3 bis 4mal solchen Erfolg.

Aber nicht lange währt diese Zeit des Stilllebens; die feindlich gesinnten Rothäute machen sich bald in sehr empfindlicher Weise bemerkbar; sie holen sich die Maiskolben auf den Feldern ungescheut, sie stehlen Pferde, überfallen das Fort vor Tagesanbruch und versuchen, das Thor mit ihren Tomahawks einzuschlagen. Der Jäger in der Wildnis, der Arbeiter auf dem Felde ist beständig in Gefahr, plötzlich von tückischen Feinden überfallen und niedergemetzelt zu werden. In Schwärmen verteilt, streifen die roten Krieger durchs Land, fangen einzelne Männer ab, überfallen Blockhäuser in unmittelbarer Nähe der Forts und rauben den Ansiedlern einen beträchtlichen Teil ihres Viehstandes. Der weiße Mann ist eifrig im Felde an der Arbeit, da wird plötzlich auf ihn geschossen; er jagt, wird umzingelt und muß um sein Leben kämpfen; er verläßt morgens als erster das Fort, da streckt ihn die Kugel einer lauernden Rothaut nieder. Boone wird am 14. Mai 1776 in Todesschrecken versetzt, als sein Töchterchen von 13 Jahren mit zwei jugendlichen Freundinnen beim Spielen in einem Kahne auf dem Bache in unmittelbarer Nähe des Forts von 8 feindlichen Indianern überfallen und weggeschleppt wird. Das Hilfegeschrei der Kinder bringt alles in Bewegung; in Todesangst verfolgt der beklagenswerte Vater mit den treuen Gefährten die oft kaum

erkennbare Spur der roten Krieger bis zum Abend des nächsten Tages und befreit die geängstigten, todmüden Kinder. Zwei Frauen, die nach dem Flachsfelde wandern, um die dort gemeinsam beschäftigten jüngeren Leute zu besuchen, entgehen nur durch ihre Raschheit und durch die sicheren Schüsse aus dem Fort einem gräßlichen Tode. Der Vater eines Hauses ist auf der Jagd; da stürzen Wilde gegen die Thüre heran, einer dringt ein, gegen die anderen hält die Hausfrau die Pforte mühsam zu. Ein lahmer Neger ringt mit dem wilden Eindringling am Boden; da ergreift die junge Tochter die Axt und spaltet dem grimmen Krieger mit wiederholtem Streiche den Kopf. Nur durch das Herzueilen der auf den Feldern beschäftigten, mit Büchsen bewehrten Männer werden die Bedrohten gerettet. Die häufigen Viehdiebstähle zwingen die Hinterwäldler, die Spitzbuben zu verfolgen, und es kommt dabei oft zu gefährlichen Gefechten, in denen nicht selten mehrere Weiße getötet werden. Der Versuch eines Forts, Pulver, das zu mangeln beginnt, herbeizuschaffen, endet mit schweren Verlusten an Menschenleben.

Derart ist das Leben der einsamen Hinterwäldler in der Wildnis; erst ein großer allgemeiner Krieg der Weißen gegen die Rothäute, die nach mancherlei Wechselfällen besiegt und zurückgedrängt werden, bringt den Ansiedlern das Gefühl leidlicher Sicherheit.

So haben kühne Pioniere, mit Lebensgefahr unaufhaltsam nach Westen vordringend, das weite, weite Gebiet der Vereinigten Staaten allgemach in blutigem Kampfe gegen die Eingeborenen erobert. Oft meinten sie, der schwere Streit sei beendet, sie dürften sich der Früchte ihres Fleißes nun in Frieden erfreuen; da brachen die durch irgend welche Ursache gereizten roten Krieger wieder gegen die Ansiedelungen der verhaßten Blaßgesichter vor. Dann sanken die weißen Männer unter den Kugeln oder Tomahawks der Feinde; die Frauen und Kinder wurden auf entsetzliche Weise hingemordet; die Wohnungen, die Felder fraß die Flamme; das Vieh wurde weggetrieben und verzehrt. Wenn die Kunde von solchen Greueln durch die Staaten im Osten flog, erscholl ein Schrei der Wut. Die Zeitungen konnten auf Grund der Aussagen von geretteten Flüchtlingen die Schrecknisse solcher Überfälle nicht ergreifend genug schildern. Alles forderte Rache; reguläres Militär ward gegen die Indianer entsandt, man bot die Miliz (Bürgerwehr) gegen sie auf, und der besseren Führung und Bewaffnung, wie der größeren Sicherheit der Weißen im Gebrauch des Schießgewehrs erlagen die wilden Söhne der Urwälder und Steppen, nachdem viele von ihnen gefallen waren. Nun siedelte sich das kühne Geschlecht der Hinterwäldler wieder auf dem blutgetränkten Boden an, sich von da aus unaufhaltsam gegen die Gebiete der Eingeborenen weiter vorschiebend. Aber wer die alte Romantik im Leben der einsamen Ansiedler an der Grenze noch sucht, der wird sich enttäuscht sehen. Kein lauernder Indianer umschweift heute die Felder oder das Blockhaus; nur bei etwaigen Aufständen der in scharf abgegrenzte Reservationen eingepferchten Rothäute droht vielleicht noch einmal eine Gefahr von

ihnen. Der Wildreichtum, von dem so mancher durch schlechte Lektüre erregte Knabe und Jüngling träumt, ist längst verschwunden; nur in wenigen, noch fast unbesiedelten Gegenden, z. B. in Oregon, findet sich noch Wild in größerer Menge; sonst hat man infolge der unbeschränkten Jagdfreiheit so gründlich damit aufgeräumt, daß die Vereinigten Staaten in länger besiedelten Teilen ärmer daran sind als viele Striche unseres Vaterlandes. Der Büffel ist fast ganz ausgerottet, man hat seine unzählbaren Herden in der rohesten Weise geschlachtet. Arbeit, harte Arbeit — das ist's, was die neue Welt so gut wie die alte von dem Landmann fordert. Vergnügliche Streiferei nach Jagdbeute ist heute fast zwecklos; eins der großen Eichhörnchen ist vielleicht die einzige Beute, die der enttäuschte Weidmann heimbringt.

Der riesige, Europa an Größe fast erreichende Raum, den die Vereinigten Staaten einnehmen, läßt sich in drei Teile zerlegen, die wir zunächst einer kurzen Betrachtung unterziehen wollen, nämlich in ein kleineres östliches und ein großes westliches Hochland, zwischen denen das ungeheure Tiefland des Mississippi eingebettet ist. Im Osten sind die Ketten der Alleghanys oder des Apalachengebirges aufgesetzt; den Westen füllen die gewaltigen, himmelanstrebenden Massen der Felsengebirge und die zwischen ihnen und den Küstengebirgen gelegenen großen Hochflächen aus.

Im östlichen Canada beginnend, ziehen die schmalen, eigentümlich parallelen Ketten der Alleghanys in ganz geraden Kammlinien südwärts. In der Nähe der Hudsonquelle liegt eine überaus wilde Gegend des Gebirges, in der heute noch der Wolf, der Bär und andere Raubtiere heimisch sind, und in deren tiefen Schluchten selbst die Gluthitze des amerikanischen Sommers Schnee und Eis nicht völlig zu schmelzen vermag. Ungeheure Felsenmassen, einzelne kantig, andere kahl, wieder andere mit Moos bedeckt, oder hohe Bäume tragend, die jene Felsgebilde mit den Wurzeln umklammern und so Stütze suchen, setzen uns hier in Erstaunen. Die lose umherliegenden Felsbrocken werden durch Wurzeln und Schlinggewächse vor dem Hinabrollen geschützt. Mühsam muß man emporklettern, wenn man die Landschaft von einem hochliegenden Punkte aus in ihrer ganzen, großartigen Wildheit überblicken will. Ungeheure Felsenmassen, die erst vor Kurzem durch ein Erdbeben herabgestürzt zu sein scheinen und an denen die Naturmächte noch beständig weiterarbeiten, liegen in der berühmten Schlucht wild durcheinander. Der Hudson drängt sich nach Südwesten durch diese Massen, ein anderer Fluß nach Nordosten; ihre Quellschlucht aber ist so zerklüftet, daß man sie nicht begehen kann. Vielbesucht ist jetzt auch die schöne Gegend des Champlainsees. In der südlichen Abteilung des Alleghanygebirges ist der Parallelismus der einzelnen Kämme so auffallend, daß die Krümmung der einen Kette ganz genau von allen anderen nachgeahmt wird, weshalb die flachen Thäler fast überall gleiche Breite behalten. Überaus reich ist das Gebirge an wichtigen Mineralien, die es in seinem Schoße birgt, und seine schönen Wälder

haben eine kaum geringere Bedeutung. Eisen-, Gold-, Blei-, Silber-, namentlich aber Kupfererze, sowie ungeheure Steinkohlenfelder belohnen den Fleiß des Bergmanns. Die reichen Petroleumquellen in Pennsylvanien und Virginien haben die zauberschnelle Entstehung einer Menge von Ortschaften, sowie eine großartige Industrie ins Leben gerufen.

Der Mississippi darf als König der amerikanischen Ströme bezeichnet werden; kein anderes fließendes Gewässer des Landes bildet eine so wichtige Verkehrsstraße. Seine Fluten werden ununterbrochen von ungefähr 1000 Dampfschiffen durchschnitten; ein überaus reges Leben entfaltet sich täglich mehr darauf. Er kommt aus einem Gebiete, in dem 6 Monate hindurch der Winter mit Schnee und Eis strenge Herrschaft hält, und mündet bei Neu-Orleans in einer Landschaft mit fast tropischem Klima, das keinen Winter in unserem Sinne kennt. An seinen Ufern wachsen im Norden Moose und Tannen, im Süden Zuckerrohr, Baumwolle und Südfrüchte. 57 Flüsse, von denen einzelne den großen europäischen Strömen an Größe gleichkommen, senden dieser Riesenschlagader ihre Gewässer zu. Aus einem winzigen Bächlein in Minnesota entstehend, erwächst der Mississippi bald zu einem stattlichen Flusse, der bereits bei St. Paul, der Hauptstadt des genannten Staates, große Wasserfälle bildet. Schon oberhalb dieser Katarakte wird er auf eine 1500 Kilometer lange Entfernung hin von kleineren Dampfern befahren. Die noch übrige Strecke seines Laufes von mehr als 3000 Kilometer Länge ist für den, der sie zum ersten Male befährt, überaus reich an wechselnden Eindrücken, reich aber auch an Gefahren, denn fest verankerte Baumstämme, die zum Teil unter der Oberfläche des Wassers verborgen sind, bringen vielen Schiffen den Untergang. Der Missouri ist der bedeutendste, der Ohio der schönste Nebenfluß des „Vaters der Gewässer". Jener übertrifft den Hauptstrom sogar an Wasserfülle und Länge. Durch seine schlammigen Fluten trübt er das herrlich grüne, krystallklare Wasser des Mississippi derart, daß es nicht mit Unrecht fließendem Lehm verglichen worden ist. Zahllose Gegenstände treiben beständig in dieser ekelhaften Brühe: Äste und ganze Baumstämme aus den Urwäldern, Tierleichen von mancherlei Art, Pflanzen und Früchte verschiedener Klimate, schwimmende, mit Gras- oder Baum- und Strauchwuchs bedeckte Inseln. Eine Eigentümlichkeit zeigt der Strom hinsichtlich der Bildung von Vorsprüngen und Buchten, insofern nämlich, als sich darin eine auffallende Gleichförmigkeit bemerkbar macht. Die Buchten scheinen mit dem Zirkel abgerundet zu sein und liegen sich an den entgegengesetzten Ufern schräg gegenüber; die Strömung geht an solchen Stellen stets quer durch das Bett aus einer Einbuchtung in die andere, und gerade dadurch werden gefährliche Strudel erzeugt. Der Strom ist unablässig umgestaltend thätig; hier reißt er Uferstrecken fort, dort setzt er sie wie in boshafter Laune mitten im Flußbett ab; Pappeln sprossen dann aus dem schlammigen Grunde auf und befestigen die angeschwemmte Masse. Der letzte Teil des Laufes führt durch eine ungeheure Tiefebene, die schließlich in weite Sumpflandschaften übergeht,

worin gefährliche Fieber das Leben der Menschen bedrohen. Im Mittellaufe bildet der Strom ein weites Becken, dessen Westrand aus, dem Felsengebirge vorgelagerten Hochebenen besteht und sich nach dem Bette des Riesenflusses hin senkt. Auch von den Alleghanys her senkt sich das Land. Einen großen Teil des östlichen und nördlichen Gebietes nehmen heute noch die Urwälder ein, obwohl die Axt des Ansiedlers hier bereits ansehnliche, ja, nicht unbedenkliche Verwüstungen angerichtet hat. Einen anderen Teil füllen die weiten Grasfluren, die Prairien, deren Wildreichtum gegenwärtig allerdings vollständig geschwunden ist.

Nach Westen hin steigen die Prairien zu den großartigen, wilden Rocky Mountains, den Felsengebirgen, empor. Es sind riesige Massen starren Urgesteins mit tiefeingerissenen, engen Schluchten, mit völlig kahlen, hoch zum Himmel aufstrebenden Felsenwänden, mit gewaltigen Felstrümmern und cyklopischen Geröllmassen. So tragen diese Bergwildnisse den Charakter jener starren Öde, die uns auch in weiten Gebieten der südamerikanischen Anden mit Staunen und Grauen erfüllt. In Colorado sind die Felsengebirge am interessantesten, denn hier finden sich riesige Thalungen, die von 3—4000 m hohen Felsenwänden umschlossen werden und deren Sohle 2—3000 m über dem Meeresspiegel liegt. Das sind die weitberühmten Parks, Gegenden mit üppigem Pflanzenleben, mit zahlreichem Wild, dem der Wolf und der schreckliche Graue oder Grislybär nachstellen. Die engen, tiefeingeschnittenen Querthäler, von denen die Felsengebirge nach allen Seiten hin durchzogen werden, sind die nicht weniger berühmten Cannons; schäumende, polternde Flüsse durchjagen ihren Grund. Ein weites Wüstengebiet umfaßt Teile von Utah, Nevada und Arizona. Zwischen den Felsengebirgen und den an der Westküste hinstreichenden Ketten der Sierra Nevada und des Kaskadengebirges dehnt sich ein in drei Teile zerfallendes weites Hochland aus.

Nachdem wir uns einen allgemeinen Überblick über das weite Gebiet verschafft haben, betrachten wir nunmehr die anregenden Einzelheiten genauer. Mancherlei Großartiges, Staunenerregendes, aber auch viel Fremdartiges und Sonderbares, ja, dem Fremdling fast Unbegreifliches wird uns dabei aufstoßen.

Die mit einem der herrlichen Dampfer des Norddeutschen Lloyd in Bremen oder der Hamburg-Amerikanischen-Schiffahrtsgesellschaft im kurzen Zeitraum von 12 Tagen vollbrachte Seereise liegt hinter dir. Überwunden, oder wenigstens zurückgedrängt, ist der Schmerz der Trennung von der Heimat, vergessen die sich schließlich doch einstellende Langweile, vergessen auch das Elend der Seekrankheit, jener grauenvollste Katzenjammer, den es auf Erden giebt. Im Westen steigt das langersehnte, vielgepriesene Land der Verheißung empor, das Schiff nähert sich der Einfahrt des Hafens von New-York. Alle Reisenden drängen sich auf dem Verdeck zusammen, das goldene „Land der Freiheit" zu schauen.

Zwischen zwei Inseln hindurchfahrend, kannst du Hügel und Wälder, Wiesen und Landhäuser bereits deutlich unterscheiden. An einer Reihe

starker Befestigungen eilt der Dampfer vorüber, geschmückt mit Flaggen fährt er in den Hafen ein. Ungezählte Masten, Schornsteine, Turmspitzen in buntem Durcheinander vor dir, zahllose stolze Dampfer, Dreimaster und kleinere Fahrzeuge um dich her, grüßend im Flaggenschmucke fast aller Völker des Erdballs! Jetzt liegt Castle-Garden vor uns, eine Anzahl von Gebäuden, die bestimmt sind, den Auswanderern zu dienen. Hinter den Baumgruppen ragen die stolzen Paläste der Wunderstadt empor, so das Stadthaus, die Post, das Telegraphenamt, die stolzen Bauten, in denen zwei der größten Zeitungen ihr Heim haben. Im herrlichen gotischen Baustil ausgeführt, ragt der 84 m hohe Turm der Dreieinigkeitskirche himmelan. Auf der rechten Seite siehst du die Häusermassen von Brooklyn, einer Art Vorstadt von New-York, die 1850 schon 97 000 Einwohner zählte, gegenwärtig aber von 500 000 bewohnt wird; schaust du nach links, so gewahrst du die Städte Jersey-City und Hoboken. Und nun die Riesin New-York selbst! Aus einem Mittelstädtchen von 22 000 Einwohnern ist sie im Laufe eines Jahrhunderts zu einer Millionenstadt geworden, in der gegenwärtig mehr als $1^1/_2$ Millionen Menschen leben. Wo hat die Welt ähnliches Wachstum städtischer Gemeinwesen aufzuweisen? Die Gründe dieser erstaunlichen Entwickelung wurzeln namentlich in der überaus günstigen Lage New-Yorks. Der herrliche, von großen Dampfern befahrene Hudsonfluß umschließt die Halbinsel Manhattan, worauf die Stadt gebaut ist, auf der einen, der East-River (Ostfluß) auf der anderen Seite. Überall erlaubt das tiefe Fahrwasser den gewaltigsten Schiffskolossen den Zugang, und eine Anzahl kleiner Inseln vor der Mündung des Hudson schützt vor Wind und Wogen, sodaß die zahllosen Docks und Hafenanlagen den großen transatlantischen Dampfern gestatten, in voller Sicherheit nach langer Fahrt hier zu rasten. Ihre schwarzen Leiber sind überall zu finden. Immer farbiger, bunter, lebhafter wird das Bild, je mehr wir uns der Stadt nähern. Endlich legt unser stattliches Schiff in Hoboken, wo auch die Hamburger Linie landet, am Hafendamm an. Hier merkst du sofort, daß Landsleute in beträchtlicher Zahl in der Stadt wohnen, daß sie hier ihre eigenen Vereine haben, in denen sie edle Geselligkeit pflegen, deutschen Sinn und deutsche Sitte wachzuerhalten suchen. Die ganze Gegend umher, die Hügel bis zu den Pallisaden des Hudson im Norden, sind mit zierlichen Landhäusern und Städtchen bedeckt, und all' die Menschen, die darin leben, haben zum Mittelpunkt ihres Daseins, zur nährenden Mutter die Riesin New-York. Von ihr gehen die Pulse aus, durch die alles rund um sie her mit Leben erfüllt wird.

Vorsicht, wenn du ans Land trittst! Mißtrauen gegen fremde Menschen ist in Amerika mehr am Platze, als in irgend einem anderen Lande der Welt. Zahllose Gauner aller Nationen, leider auch heruntergekommene Deutsche, lauern hier wie gefräßige, heißhungrige Haifische auf den mit amerikanischen Verhältnissen noch nicht vertrauten Neuling, auf das „Grünhorn“, um das ahnungslose Opfer zu belügen, zu betrügen,

einzeln oder in Gesellschaft mit Helfershelfern zu berauben und, wenn es sich dabei ernstlich zur Wehre setzt, wohl gar zu töten, denn ein Menschenleben gilt in Amerika gar nichts. Drum also entschiedenes Mißtrauen gegen jeden, den du nicht kennst! Amerika hat ja das Unglück, zu seinem eigenen Gesindel noch das der meisten civilisierten Völker zugesandt zu erhalten; selbst China schickt vorwiegend seinen Auswurf nach den Vereinigten Staaten. Was Wunder also, daß wir in den Großstädten des ungeheuren Gebietes sowohl, wie in den noch wenig bevölkerten Bezirken ein so zahlreiches und so gefährliches Gaunertum finden, wie sonst nirgends auf der Welt? Der Landsmann, der so freundlich lächelnd, so zuvorkommend gefällig an dich herantritt und sich zu allen Dienstleistungen erbietet, die du billigerweise von einem Deutschen erwarten kannst, ist vielleicht ein geriebener Strolch, wenn nicht etwas Schlimmeres. Er veranlaßt dich mit dem Brustton warmer Menschenliebe, vollster Überzeugung, einen bestimmten Gasthof zu wählen. Aber bald wirst du merken, daß der Wirt ein Hallunke ist und jener freundliche Landsmann sein bezahlter Zutreiber. Beide vereint rupfen dich, und du magst froh sein, wenn dir nichts Schlimmeres passiert, z. B. wenn man dir nicht während der Nacht deine ganze Barschaft stiehlt, so daß du dann vollständig hülflos in dem unbarmherzigen Leben des neuen Weltteils stehst. Oder der dienstwillige neue Freund verleitet dich durch biedere Redensarten, mit ihm ein nach seiner Aussage überaus anständiges, viel besuchtes Erholungslokal aufzusuchen, um dort ein paar Stündchen fröhlich mit ihm im Kreise seiner Freunde zu verleben. Du gehst auf das Anerbieten ein, findest vielleicht auch das Lokal sehr hübsch und behaglich ausgestattet, aber der Wirt sowohl wie die Gäste erwecken einen äußerst unbehaglichen Eindruck in dir, namentlich wollen dir die „Freunde“ des biederen Landsmannes gar nicht gefallen. Man trinkt und raucht und plaudert, und endlich macht einer, wie ganz zufällig, den unmaßgeblichen Vorschlag, zur Abwechselung die Zeit durch ein Spielchen zu kürzen. Alle stimmen eifrig zu, und du meinst, es werde unpassend erscheinen, wenn du allein dich ablehnend verhieltest. Doch bald genug merkst du, daß du in die Hände von Falschspielern geraten bist, die dir dein Geld geradezu stehlen. Wehe dir, wenn du jetzt wagen wolltest, einen aus der sauberen Gesellschaft oder vielleicht gar alle offen und laut als das zu bezeichnen, was sie wirklich sind: als elende Betrüger und Diebe. In Amerika hat man den Revolver immer schnell zur Hand, namentlich sind derartige Gauner in seinem Gebrauch wenig blöde. Ehe du dich’s versiehst, hat dir bei solchem Zusammenstoß einer der Bösewichter eine Kugel in den Leib gejagt, und du magst Gott danken, wenn du mit dem Leben davonkommst. Stirbst du, so wird um den Fremdling nicht viel Aufhebens gemacht; der Polizei fällt es gar nicht ein, sich besonders große Mühe zu geben, um die Verbrecher ausfindig zu machen und der Bestrafung zu überliefern. Wer in solcher Gesellschaft verkehrt, der ist nach ihrer Ansicht selber nicht viel wert, und um den Ausländer macht man sich, wie gesagt, erst recht

keine unnütze Mühe. Vielleicht bringt dich ein solcher ehrlicher Deutscher auch dazu, ein Ballfest mit ihm zu besuchen. Du befindest dich in herrlich ausgestatteten Räumen, unter schönen Damen; man ißt und trinkt vortrefflich, es wird eifrig getanzt, gelacht, gescherzt. Aber bald fühlst du eine unerklärliche Müdigkeit und ziehst dich in ein Nebenzimmer zurück, um etwas zu ruhen. Das Schlafbedürfnis übermannt dich, du schlummerst im kostbaren Sessel ein. Am nächsten Morgen erwachst du mit schwerem Kopfe daheim in deinem Bett; jede Spur der Erinnerung an den vorhergehenden Abend ist aus deinem Gedächtnisse geschwunden. Endlich scheint der wüste Nebel im Hirn zu weichen, du erinnerst dich, wo du warst, und plötzlich kommt dir der Gedanke, ob jene unüberwindliche Schlafsucht wohl durch ein künstliches Mittel hervorgerufen worden sein möge. Sogleich erwacht auch ein häßlicher Argwohn; du suchst nach deiner Börse und — findest sie verschwunden. Jetzt wird dir's mit einem Schlage klar, daß man dir in dem genossenen Getränk einen Schlaftrunk beigebracht und dich dann beraubt hat. Möglicherweise begegnet dir dein falscher Freund einige Zeit darauf wieder. Obwohl er sich verstellt hat, z. B. einen falschen Bart trägt und eine große blaue Brille aufgesetzt hat, erkennst du ihn doch ganz genau und stellst ihn entrüstet zur Rede. Mit gut geheucheltem Erstaunen behauptet er, dich noch nie gesehen zu haben und fordert dich auf, ihn unbehelligt zu lassen. Thust du das nicht und wirst vielleicht sogar noch heftiger, so kannst du erleben, daß die Zuhörermenge für den Spitzbuben Partei ergreift und daß du selber noch mit dem Polizeigefängnis Bekanntschaft machst. Solche und ähnliche Vorkommnisse sind in New-York etwas ganz Gewöhnliches, und deswegen eben ist Fremden gegenüber die größte Vorsicht, das entschiedenste Mißtrauen am Platze.

Doch du bist ja mit einer Empfehlung an einen der vielen ehrenhaften Deutschen versehen. Ihn suchst du auf, und durch ihn lernst du die Millionenstadt mit ihrem großartigen Getriebe, lernst du das Wesen, die Sitten und Lebensanschauungen der Bewohner kennen. Mit ihm betrachtest du dir zunächst wohl das größte Wunder New-Yorks, die riesige, von dem deutschen Ingenieur Röbling entworfene und von seinem Sohne gebaute Brücke, die sich in der Luft über den Meeresarm spannt, in den der East-River mündet. 15 Jahre lang hat man an ihr gearbeitet; nun ist sie zur Ehre des deutschen Namens vollendet, ein Riesenwerk von 26 m Breite und 1828 m Länge, so daß sie die Berliner Linden in der Länge um ein Drittel übertrifft. Vier große eiserne Kabeltaue von je 16 Zoll Durchmesser tragen das Eisenwerk und sind auf höchst sinnvolle Art an den Ufern verankert. Fünf Wege führen über diese größte Hängebrücke der ganzen Welt, die New-York mit dem gesünderen und stilleren Brooklyn verbindet. Zwei jener Wege sind für die Fuhrwerke bestimmt, die anderen für die Eisenbahnen und für die Fußgänger. In Jersey-City staunst du über die Menge der täglich hier einlaufenden Bahnzüge, denn in dieser Stadt münden alle von New-York

ins Innere des Festlandes führenden Eisenbahnen, und auf der großen Pennsylvaniabahn allein laufen täglich 200 Züge.

Nun eine Wanderung über den Broadway (breiten Weg), die große Hauptstraße New-Yorks. Ein wahrhaft unbeschreibliches Drängen und Treiben, ein end- und rastloses, fieberhaftes Hin und Her setzt den Fremdling hier immer wieder in das größte Erstaunen, ja nicht selten in ein Gefühl der Unruhe. Von gemütlichem Bummeln und Schauen kann in diesem Menschenstrome nicht die Rede sein. Wer nicht darin mit der gleichen Hast wie die anderen zu schwimmen vermag, der wird, einem fremdartigen Hemmnis gleich, gedrückt, gestoßen und schließlich ausgeworfen. Willenlos sieht sich der staunende Fremdling von der lebendigen Flut fortgerissen, bis sie ihn endlich irgendwo an den Strand setzt. Die Pfade für die Fußgänger sind unablässig von Menschen erfüllt; auf den Fahrbahnen bewegen sich endlose Reihen von Fuhrwerken der verschiedensten Art; hier versucht die prächtige Kutsche eines Millionärs, sich durch das Gewimmel der Wagen hindurchzuwinden; dort rollen schwerfällige Frachtwagen; über den Köpfen der Menge brausen die Züge der mit eiligen Menschen besetzten Hochbahn; unzählbare Telegraphendrähte ziehen von einer Seite der Straße zur anderen. Drahtseile, die in der gleichen Richtung gespannt sind, zeigen einen höchst eigentümlichen Schmuck, nämlich ungemein auffallende, nach deinen Begriffen ungeheuerliche und lächerliche Ankündigungen von Restaurationen, Geschäften, Vergnügungslokalen u. s. f. Auch die Häuser sind in solcher Art verunziert; bis zu den höchsten Stockwerken hinauf mit Tafeln und Schildern versehen, scheinen sie selber an dem hastigen Treiben teilnehmen zu wollen. In keinem Winkel, in keiner Ecke fehlt die unvermeidliche Geschäftsankündigung. Wohin du trittst, wohin du schaust — alles dreht sich um den Erwerb, ums Geschäft. Rastlos rennen die Tausende an dir vorüber, dem rollenden Dollar nach; selbst Freunde, die sich in dem Gewoge begegnen, schnurren mit einem kurzen Gruße hastig aneinander vorbei. Du kommst dir in diesem Hin- und Herfluten schließlich ganz überflüssig vor, und um deine Flaniererei etwas zu verdecken, lässest du dir wohl von einem der schwarzen Stiefelputzer die Beschuhung zu strahlendem Glanze erneuern. Sofort drängt sich der auch schon vom Geschäftsfieber angesteckte Zeitungsjunge mit seinem Blatt, der wandernde Fruchthändler mit seinen Bananen und Orangen aus Florida, seinen Trauben aus Californien, seinen Feigen und Nüssen an dich heran. So lange der schwarze Bob oder Sam an dir verschönert, kannst du den Menschenstrom mit einiger Muße beobachten, und gar manches Seltsame fesselt deinen Blick bei solchem Schauen. Da kommt ein wandelndes Plakat, ein Mann mit einem hohen Hute auf dem Kopfe; zwei große Tafeln mit Anzeigen, worauf schwindelhafte Arzneimittel mit Riesenlettern empfohlen sind, hängen, am Halse befestigt, an der Vorder- und Rückseite herunter. Mit unergründlichem und unerschütterlichem Ernste schaut der Träger aus den Plakaten heraus; einer nach dem anderen ziehen die gar seltsam herausgeputzten Bursche an dir vorüber; ihre

Wunderseife, ihren Wundbalsam, ihre Blutreinigungspillen, ihren unübertrefflichen Brustthee stumm anpreisend. In keinem Land der Welt spielt die Reklame, das schwindelhafte, seltsame, komische, auffallende Anpreisen von Waren, Geschäften u. s. w. eine auch nur annähernd gleiche Rolle, wie im freien Amerika, dem Lande des ungeheuerlichsten Humbugs. Wer eine recht auffallende neue Art, sich und sein Geschäft anzupreisen, ausfindig zu machen versteht, dem ist Erfolg schon zur Hälfte gesichert. Dort hat eine Möbelfabrik, hier ein Theater sich in haushohen Plakaten empfohlen; hier, im Laden eines Gondelverkäufers, sind fast unbekleidete Männer rastlos bemüht, dem Publikum durch Rudern die Leichtbeweglichkeit der von jenem erbauten Fahrzeuge deutlich zu machen. Auf fast jedem Schornstein prangt eine Ankündigung; kurz, wohin du blickst, sucht dich jemand zu einem Kauf zu verlocken. Dort steht ein Riesenhut auf dem Dach eines Huthändlers, hier zeigt ein ungeheurer Stiefel den Schuhladen, da eine grell bemalte Holzfigur den Tabakladen u. s. f.

Vorsicht! Hier sind, wie an vielen anderen Stellen, Fässer, Warenballen, Kisten hoch aufgestapelt. New-York ist in dieser Hinsicht rücksichtslos, es hält die Fußgängerpfade nicht frei und bringt die eiligen Wanderer dadurch in Gefahr, sich ernstlich zu beschädigen. Auch die Straßenreinigung bei schlechtem Wetter ist höchst mangelhaft, obwohl Riesensummen dafür ausgesetzt sind; aber der größte Teil dieser Gelder verschwindet, ohne daß er sich wirksam erwiesen hat, wie das in Amerika sehr oft mit vom Staate oder von Gemeinwesen ausgeworfenen Mitteln der Fall ist.

Die Häuser sind fast sämtlich aus Backstein in englischem Stil gebaut, 3 Fenster breit und 3 Stockwerke hoch. Man malt sie ziegelrot an und zieht zwischen die Reihen der Backsteine weiße Striche. Besonders vorsichtig und zuverlässig werden die Bauten nicht ausgeführt, weshalb beständig Umbauten und Reparaturen vorgenommen werden müssen. Droschken und Mietwagen sind verhältnismäßig selten; sie werden durch Omnibusse und Pferdebahnwagen ersetzt.

An großartigen Gebäuden ist kein Mangel; zu den bekanntesten darunter gehört das von dem Deutschen Astor gebaute Astorhaus, ein großartiger Gasthof, sowie das Metropolitanhotel. Was amerikanisches Leben bedeutet, erkennst du beim Besuche dieser großartigen Hotels, von denen eins 500 Fremdenzimmer hat, während ein anderes imstande ist, 1000 Personen auf einmal zu speisen. Das schöne Stadthaus liegt am sogenannten Park, ist ganz aus Marmor erbaut und mit Kupfer gedeckt. Beim Bau des Zollhauses verwendete man gleichfalls weißen Marmor als Baustoff und nahm das Parthenon zum Vorbild. Ein höchst eigenartiges Gebäude ist die in egyptischem Baustil aufgeführte Justizhalle. Zahllose Kirchen, Kapellen und Bethäuser, von denen etwa 250 vorhanden sein sollen, zeugen dafür, daß der Amerikaner wenigstens äußerlich sehr fromm ist. Wenn du am Sonntag durch die Straßen wandelst, wird es dir ungemein auffallen, wie streng es mit der Feier dieses Tages ge-

halten wird. All' das hastige, rastlose Treiben der Woche ruht vollständig, die Stadt scheint wie durch Zaubergewalt plötzlich umgewandelt zu sein; nur die verschiedenfarbigen Kirchgänger beleben die Straßen.

Wie fast alle amerikanischen Städte, so ist auch New-York ungemein, fast langweilig, regelmäßig gebaut, doch nicht so langweilig, wie manche seiner Schwestern. Die öffentlichen Gebäude, die Kirchen, Theater und Museen leiden dadurch, daß sie nicht, wie dies in Europa meist der Fall ist, von großen freien Plätzen umgeben sind. Sie werden ganz wie andere Gebäude in die Straßenreihe hineingebaut; infolge davon kommen sie gar nicht zur Geltung, wiewohl fast immer das beste Baumaterial verwandt ist und an äußerer Zier niemals gespart wird. Der einzige Vorteil, den jenes Verfahren gewährt, besteht darin, daß solche Prachtbauten das Einerlei des Anblicks in der Straße angenehm unterbrechen; sie wirken namentlich durch die Mannigfaltigkeit des Stils in solcher Art. Freilich sind die verschiedenen Baustile oft ganz sonderbar und oft nichts weniger als geschmackvoll vermischt.

Am Nordende der Stadt liegt der große Zentralpark. Die geschmackvollsten englischen Parkanlagen umgeben dich, wenn du hineintrittst. Ein hindurchfließender Bach belebt ihn anmutig. Herrliche Baumgruppen erfreuen dein Auge; durch schattige Gänge wandelst du behaglich, dich der herrlichen Durchblicke auf malerische Felspartien, auf lustiggrüne Rasenplätze und kleine Seen erfreuend. Im Gebüsch zwitschern die Vögel, unter ihnen auch der künstlich in Amerika angesiedelte Spatz, der sich aber infolge seiner Schädlichkeit und seines dreisten Wesens bereits völlig verhaßt gemacht hat. In solcher Umgebung vergißt man die Nähe der lärmerfüllten Riesenstadt ganz. Gerade der schöne Park zeigt, was amerikanische Thatkraft fertig zu bringen vermag. Diese herrlichen Anlagen stehen auf unfruchtbarem Felsgrund; die Erde mußte erst aufgefahren werden, und um die Bäume pflanzen zu können, waren Sprengungen vorzunehmen. Da man aber keinen anderen Raum zu einer derartigen Verschönerung zur Verfügung hatte, scheute man vor den fast unüberwindlich erscheinenden Schwierigkeiten nicht zurück, und mit einem Aufwand von 44 Millionen Mark ward das Werk vollendet, das der Bevölkerung eine überaus schätzenswerte Annehmlichkeit gewährt und allezeit als ein Zeugnis thatkräftigen Bürgersinnes gepriesen werden wird.

Besuchen wir auch Castle-Garden, jenen Platz am Südende der Insel, an dem die Zwischendeckpassagiere landen, nachdem die vornehmeren Kajütenreisenden in Hoboken ans Land gesetzt worden sind! Eben legt ein großer Dampfer an, und nun ergießt sich die Menge der Ankömmlinge, unter denen sich auch recht fragwürdige Gestalten befinden, durch eine schmale Thüre in den kreisrunden, niedrigen Gepäckraum. In den Geschäftszimmern sind mit den fremden Sprachen vertraute Beamte angestellt; sie zeichnen Namen und Nationalität der Einwanderer, sowie den Zweck ihrer Reise auf, sie geben alle irgend wünschenswerte Auskunft, besorgen die Umwechselung des Geldes, weisen auch den Arbeitsuchenden

Stellen nach. Kranke, brot- und beschäftigungslos bleibende Leute werden nach den großen Hospitälern auf der kleinen Insel Wards-Island gebracht, worin jährlich 300 000 Kranke Zuflucht finden, und wo auch ein Irrenhaus für geisteskranke Einwanderer gebaut worden ist.

Angenehm ist es uns, so viele deutsche Landsleute in der Millionenstadt zu finden; es leben ihrer mehr als 300 000 darin. Ein großer Teil New-Yorks am East-River ist fast ganz von ihnen bewohnt. Nicht allen hat sich die neue Heimat so günstig erwiesen, wie dem großen Kaufmann, der mit nichts herüberkam und dir jetzt in Gesellschaft von seinem großartigen Geschäfte erzählt. Gar mancher verrichtet hier noch, was er drüben im Vaterlande auch that: er flickt Kleider und Schuhe, er macht und verkauft Wichse und Zündhölzchen, er arbeitet für Taglohn, er ist als Handwerker für ein größeres Geschäft seines Faches thätig, und viele der mit so großen Hoffnungen herübergekommenen Leute leben thatsächlich in bitterer Armut. Doch ist ihre Lage hier nicht ganz so gefährlich wie unter den gleichen Verhältnissen in der alten Welt, weil man in Amerika leicht Arbeit bekommen kann, wenn man nur arbeiten will. Freilich darf man nicht verlangen, daß es gerade die Arbeit sei, die man von der Heimat her gewohnt ist. Wer daheim Jurist oder Offizier war, der mag hier Waarenballen und Salzsäcke aus den anlegenden Schiffen tragen; wer in Deutschland als Handwerker schaffte, der mag hier die Straße kehren oder Holz sägen. Thut er das, dann gut, mag er's nicht und findet er keine Arbeit, die ihm behagt, so muß er eben hungern; es wird niemand einfallen, ihm zu helfen, dafür denkt der Amerikaner, der ohnehin niemals Zeit für unnütze Dinge hat, viel zu unbarmherzig in dieser Frage. „Hilf dir selbst!" — das ist die Losung im unruhigen, rastlosen Treiben der Union. Eins aber ist dabei wieder günstig für den Arbeitslosen: keine Arbeit schändet. Er kann eine Beschäftigung wählen, wie er will; wenn er sie fleißig und ordentlich verrichtet, wird man ihn als freien anständigen Mann achten, andernfalls als faulen Lump betrachten und behandeln. Der ehemalige Gardeoffizier aus Berlin, den leichtsinniges Schuldenmachen aus der Heimat forttrieb, wird zum Kellner, und kein Mensch sieht ihn deswegen schief an. Der Buchhalter des großen Bankhauses in Deutschland, der aus Sehnsucht nach Selbständigkeit die deutsche Erde verließ, arbeitet anfänglich wohl als einfacher Cigarrenwickler, als Fabrikarbeiter an der Maschine einer Möbelbauwerkstätte oder in ähnlicher Stellung, bis er endlich, mit Land und Leuten vertraut, passende Beschäftigung findet. Aber auch in seinem Fache wird er von unten anfangen müssen, denn der Geschäftsbrauch ist in vielen Dingen ganz anders wie daheim. Doch wenn sich der Deutsche einmal eingearbeitet hat und in amerikanischer Art rührig und rastlos thätig ist, achtet man ihn und bezahlt ihn anständig. Freilich muß sich z. B. der Handwerker das gemütliche, nicht selten bummlige Wesen abgewöhnen, womit er daheim thätig war. „Vorwärts, Jungens!" das ist der beständige Zuruf des Arbeitgebers, mit dem er seine Schar antreibt.

Wer nicht dementsprechend eifrig und unermüdlich schafft, der ist unbrauchbar und wird entlassen. „Lernen Sie besser arbeiten, sonst können Sie hier verhungern!“ das ist der Rat des kühlen Mannes, der dem behäbigen Fremdling aufsagt. Wenn unsere Arbeiter so angestrengt arbeiten wollten, wie es in den Vereinigten Staaten üblich ist, würden sie ihre Lage durch größeren Verdienst auch wesentlich verbessern können. Diese ruhelose Geschäftigkeit, diese hastige Art des Thätigseins hat freilich auch ihre großen Schattenseiten, denn der Mensch ist doch nicht bloß deswegen auf der Welt, um wie ein geplagtes Lasttier zu arbeiten und Geld zu erwerben; doch jene fieberhafte Art ist das einzige Mittel, um in diesem Lande voranzukommen. Aber das amerikanische Wesen steckt den eingewanderten Fremdling bald an, es reißt ihn mit fort und macht ihn, zuweilen halb gegen seinen Willen, zu einem Rädchen in der großen, unaufhörlich thätigen Maschine, genannt Bevölkerung. Das haben alle die deutschen Männer an sich erfahren, die du allmählich kennen lernst und die den Kern des Deutschtums in der Weltstadt bilden: die zahllosen Kaufleute, Apotheker, Sprachlehrer, Musiker, Künstler, die kunstmäßig arbeitenden Handwerker, die Gast- und Schenkwirte, die vielen Kleinhändler; sie alle sind unruhige, ewig mit ihrer Arbeit beschäftigte Amerikaner geworden. Doch nein, die Inhaber der Groceries oder Viktualienläden, die fast regelmäßig in den Eckhäusern angebracht sind, machen eine Ausnahme; wohlgenährt und bequem gekleidet, in ihrem ganzen Wesen behaglicher als die dürren Yankees, verraten sie sich meist äußerlich schon als Landsleute, und du kannst sie getrost als solche in der trauten Muttersprache anreden.

Das Gewimmel der Nationen in New-York giebt dir Gelegenheit zu vielerlei anregenden Beobachtungen. Schnell findest du heraus, daß die Vermischung der verschiedenen Völker und Rassen unaufhaltsam vorwärts schreitet. Engländer, Deutsche, Schweden und Norweger, Irländer, Reste der einstigen französischen und spanischen Ansiedler im Mississippibecken, Indianer und sehr zahlreiche Neger bilden die buntscheckige Bevölkerung, der die Yankees, d. h. die Nachkommen der einstigen englischen Einwanderer, ein gewisses einheitliches Gepräge geben. Schon äußerlich ist der Yankee meist sofort zu erkennen. Seine Gestalt ist fast immer schmächtig, die blasse Gesichtsfarbe spielt ins Gelbliche, und der dünne, lange Hals dient nicht zur Verschönerung des Körpers. In allen Dingen hat er die Führung, bestimmt er die Richtung; seine Sprache ist die herrschende, seine Lebensanschauung, seine Sitten und Gebräuche sind im öffentlichen und geselligen Leben maßgebend. Manche Züge seines Wesens verraten dem Kundigen, daß englisches Blut in seinen Adern fließt, aber das amerikanische Klima mit seinem schroffen Wechsel von Hitze und Kälte, mit seinen scharfen Winterwinden hat ebenso wie der Boden und die Lebensweise bestimmend und umgestaltend auf die körperliche Ausbildung eingewirkt, so daß diese Neu-Engländer thatsächlich ein neues Volk mit ganz besonderem Typus sind. Schon in der zweiten

Generation verändert sich die Gesichtsbildung, die Haut wird trockener, das Rot der Wangen verschwindet, das Muskelsystem entwickelt sich weniger stark, der Drüsenapparat tritt sehr zurück. Glatt und dunkler wird das Haar, kleiner der Kopf, die Schläfengruben treten auffallender hervor, die Jochbeine bilden stärkere Vorsprünge. Das langgezogene Gesicht mit dem plumpen Unterkiefer, mit der scharfen, gestreckten Nase und den tiefliegenden, stechenden, unsteten und lauernden Augen erinnert überraschend an die Urbewohner des Landes, an die Indianer. Die Knochen der Glieder werden länger und dünner, weshalb man in Frankreich und England Handschuhe mit besonders langen Fingern nähen läßt, die zur Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten bestimmt sind. Dreierlei also ist es, was dir am Yankee körperlich besonders auffällt: seine Magerkeit und Schlankheit, die Blässe der Gesichtsfarbe und ungewöhnlich rasche Entwickelung. Die amerikanischen Damen sind zarter als die Europäerinnen; feines Haar, zarte Haut, kleine Hände und Ohren zeichnen sie aus. In der Jugend ist ihre Gestalt fein und zart, mehr oder weniger schön ausgebildet. Die meisten von ihnen sind schwächlich, nervös, reizbar und brauchen beständig Arzt und Apotheke, die denn auch in der Union so zahlreich vorhanden sind, wie in keinem anderen Lande auf der ganzen Erde. Diese auffallende Kränklichkeit hat auch eine entschiedene Geschmacksverirrung im Gefolge gehabt: die frischen Wangen, die bei uns als Zeichen der Gesundheit und Kraft gelten, werden von der Amerikanerin als bäurisch und unfein betrachtet; die bleiche, ins Gelbe spielende Gesichtsfarbe gilt als hübsch und vornehm. Das Haar ist meist schwach entwickelt, mangelhaft sind bei sehr vielen Frauen auch die Zähne; der zuletzt erwähnte Übelstand ist Ursache davon, daß die Vereinigten Staaten von Zahnärzten wimmeln, von denen einzelne ihre Kunst infolge der ausgiebigen Übung zu hoher Vollkommenheit gebracht haben. Die Jugendblüte vergeht schnell, und dann ist die Amerikanerin gewöhnlich nicht mehr anmutig. Mädchen im Alter von 14—20 Jahren sind zuweilen sehr hübsch, namentlich solche, die den höheren Ständen angehören. Aber so eigentümlich schöne Frauen, wie sie in England häufig sind, findet man in der Union doch verhältnismäßig recht selten. Dennoch ist jede Amerikanerin felsenfest überzeugt, daß nirgends in der Welt schönere Frauen zu treffen sind, wie gerade in ihrer Heimat. Daß ihnen die notwendigste Grundlage der Schönheit, nämlich die Gesundheit, fehlt, übersehen sie ganz. Selbst in der Landbevölkerung sind so gesunde, starke Frauen, wie man sie unter den Bauern Deutschlands oft antrifft, leider nicht zahlreich zu finden. Die Mädchen der mittleren und höheren Stände aber sind Treibhauspflanzen. Sie wachen jedoch mit peinlicher Ängstlichkeit und Gewissenhaftigkeit darüber, daß niemand den beginnenden Verfall ihrer Schönheit merkt. So tragen sie mit gutem Geschmack gewählte, kostbare Kleidung; sie wenden alle nur denkbaren Schönheitsmittel an und pflegen sich aufs sorgsamste, kurz, sie haben große Geschicklichkeit und Ausdauer darin, ihre Reize durch äußere Mittel zu erhöhen. Aber bald sind alle

derartigen Anstrengungen ganz vergeblich; der krankhaft gelbliche Farbenton des Gesichts macht sich immer aufdringlicher bemerkbar, und wenn du eine junge Frau im Anfang der zwanziger Jahre triffst, die blühende Gesichtsfarbe hat, kannst du in den meisten Fällen annehmen, daß diese Färbung nicht natürlich ist.

Fast alle amerikanischen Frauen zeichnen sich durch kühlen Verstand, große Willenskraft, wagelustigen Unternehmungsgeist und in gefährlichen Lagen durch fast männliche Entschlossenheit aus. Sie sind sehr stolz, sehr selbständig und ehrgeizig; an das Wesen deutscher Frauen gewöhnt, wunderst du dich immer wieder darüber, wie klug diese Ladies alles berechnen, wie oft ihr Benehmen herzlos erscheint. Die Mädchen der vornehmen Familien erhalten fast durchgängig eine gute geistige Ausbildung, besser als ihre Brüder, die schon frühzeitig ins Joch des alles überwuchernden Geschäftslebens gezwungen werden. Da sie nun aufgeweckt sind und sich in liebenswürdiger Weise zu unterhalten verstehen, kann man sich keine angenehmere Gesellschafterin denken als die Amerikanerin. Auch als Freundin ist sie überaus schätzbar, aber als Hausfrau beglückt sie einen deutschen Mann nur selten so, wie er's in der gemütvollen Art unseres Volkes ersehnt. Das liegt in der eigentümlichen Erziehung der Mädchen, in den Sitten und Lebensgewohnheiten, in der ganzen Stellung der Frau, einer Stellung, die nirgends in der ganzen Welt ihresgleichen hat. So sehr der Amerikaner Geschäftsmensch ist, so kühl und berechnend er in allem zu sein scheint, in einem ist er schwach, nämlich den Frauen gegenüber. Die Stellung gegen sie ist derart, daß man nicht mehr von zarter Rücksichtnahme sprechen kann; der Mann gehorcht, die Frau befiehlt. Jeder Laune der Gattin oder Tochter wird, sei sie auch noch so toll und unbegreiflich, nachgegeben, jeder Wunsch wird erfüllt, sei diese Erfüllung auch mit noch so großen Opfern verknüpft. Den Deutschen erinnert dieses höchst eigentümliche Verhältnis zwischen Mann und Weib häufig an das zwischen einem Leibsklaven und seiner Gebieterin bestehende. Sie erlaubt — dann wagt er, einen Wunsch, den er hegt, einen Vorsatz, den er gefaßt hat, auszuführen; sie befiehlt — er vollbringt, was ihm zur Ausführung geheißen ward. Überall wird auf seine unbedingte Willfährigkeit gerechnet, wird seine Güte mißbraucht. Die ganze Sorge für das Bestehen und Fortkommen der Familie, für die Existenz ist auf seine Schultern geworfen. Die Frau liegt faul im Schaukelstuhl, sie empfängt oder macht Besuche, sie treibt sich in Gesellschaften umher, spielt im Salon die feine Dame, reitet auf schönem Pferde aus, oder läßt sich in feiner Equipage spazieren fahren, während der Mann sich von früh bis spät sorgt und plagt, um die Mittel zur Bestreitung der Ausgaben zu schaffen, die von der gestrengen Gattin und den sehr selbständigen und stolzen Töchtern gefordert werden, um solche kostspielige Bedürfnisse zu befriedigen. Nicht selten vermag er den Launen mit den erscharrten und ersorgten Summen nicht ganz nachzukommen, dann muß er sich schlecht behandeln lassen und wird aus Verzweiflung darüber vielleicht zum Schelm und Diebe. Dann ist selbst-

verständlich alles eheliche Glück zerstört, sobald seine Vergehen und Verbrechen an den Tag kommen. Was die Amerikanerinnen in ihrer thörichten Leidenschaft für kostbare Kleider, für Schmuck u. s. w. beanspruchen, geht gar zu oft weit über die Mittel des Mannes hinaus und bringt ihn nicht selten an den Bettelstab. Dann kann er's noch erleben, daß sich Frau und Tochter von ihm, dem armseligen Tropfe, trennen, obwohl sie mit ihrer Neigung zur Verschwendung die alleinige Ursache seines Unglücks waren.

Überhaupt halten diese Frauen sehr auf Äußerlichkeiten, was allerdings auch manche löbliche Züge ihres Wesens verursacht. So achten sie sehr auf Reinlichkeit, auf Schicklichkeit, auf feine Manieren. Gerät ein Mädchen aus geringer Familie durch Glücksumstände plötzlich in die höheren Klassen der Gesellschaft, so eignet sie sich den Umgangston und das Benehmen der vornehmen Ladies verhältnismäßig überraschend schnell an und schickt sich so überaus leicht in die gänzlich veränderten Umstände, daß man ihr natürliches Taktgefühl aufrichtig bewundern muß. Es scheint dann nach wenig Monaten schon, sie habe sich niemals in anderen Kreisen bewegt.

Selbst die ärmeren Frauen sind eifrig bemüht, möglichst vornehm zu erscheinen. Ihre Neigungen sind in jeder Hinsicht aristokratisch, namentlich in Bezug auf Aeußerlichkeiten und — in der entschiedenen Scheu vor jeder ernsten Arbeit. Der Mann mag sich placken wie ein Arbeitstier, dazu ist er nach Meinung seiner besseren Hälfte da; sie pflegt sich indessen im Schaukelstuhl und hungert lieber, als daß sie selber eine Hand regte, um etwas Ordentliches zu kochen. Sind diese trägen Ladies einmal gezwungen, derartige häusliche Arbeiten selber zu thun, so gehen sie gewiß nur mit dem größten Widerwillen daran und meinen, sie seien entsetzlich unglücklich und bedauernswert, daß sie sich so plagen und erniedrigen müssen. Deswegen gehören in jede amerikanische Haushaltung auch unbedingt weibliche Dienstboten; weil diese sich aber auch für halbe Damen halten und sehr anspruchsvoll auftreten, ist die Plage mit ihnen nicht gering. Drum lebt man auch so häufig ganz im Gasthaus oder in Pensionen.

Über die Lage der Frauen in europäischen Ländern, namentlich in unserem Deutschland, sind die Amerikanerinnen immer empört. Sie verstehen unsere deutschen Verhältnisse einfach gar nicht, begreifen nicht, daß viele Frauen gewisse Arbeiten mit Lust und Eifer verrichten. „In Deutschland ist die Frau die Sklavin ihres Mannes!“ erklärt die Lady, die einmal in unserem Vaterlande reiste, mit größter Bestimmtheit. „Die Männer bummeln, rauchen, trinken Bier, spielen Soldat; die armen Frauen müssen indes alle Arbeit thun und ihrem Tyrannen das Leben möglichst behaglich zu machen suchen.“ Du unternimmst den Versuch, ihr deutlich zu machen, in ganz Europa seien die Verhältnisse für die ärmeren Schichten der Bevölkerung noch ungünstiger als in Amerika; Mann und Frau müßten dort beide arbeiten, um sich redlich durchzuschlagen. Wenn die Stellung der Amerikanerinnen aber auch noch

so günstig sei — bessere Frauen als die deutschen seien sie deswegen sicher nicht. Meist nützen solche Auseinandersetzungen gar nichts; die Dame grollt und schimpft über die „Barbarei" in der alten Welt weiter. Wirst du deutlicher, indem du über die nichtsnutzige Faulheit der Ladies, über die unwürdige Lage und Behandlung der Männer losziehst, so kannst du dich gefaßt machen, mit Leidenschaftlichkeit und in sehr empfindlicher Weise abgekanzelt zu werden.

Wie die Amerikanerinnen sehr stolz und sehr eifersüchtig auf ihre Rechte sind, so sind sie auch sehr von der Überlegenheit ihrer Bildung der Männerwelt gegenüber durchdrungen. Sie sehen mit einem gewissen Selbstgefühl auf den Gatten, den Bräutigam, den Freund herab, der nichts versteht als sein Geschäft, nichts kann, als Geld verdienen. Und doch findest du, wenn du ihrem Wissen auf den Grund gehst, sehr bald heraus, daß es nur Schein ist, daß der feste, gediegene Grund, die umfassende Kenntnis, das eigentliche freie Können fehlt. Das junge Mädchen liest Romane, oder verschlingt sie vielmehr, es spielt mittelmäßig oder schlecht Klavier, es flaniert in kostbarer Kleidung auf der Straße oder bei Bekannten umher und hat gar keinen Sinn für hauswirtschaftliche Thätigkeit. Um ihre geistige Ausbildung zu vollenden, wird die junge Dame einem sogenannten „College" anvertraut. Man unterrichtet sie hier in klassischen und modernen Sprachen, in mancherlei Wissenschaften und in der Musik. Aber alles das wird, nach unseren deutschen Begriffen, doch recht oberflächlich betrieben, und das Gemeinschaftsleben mit den gleichgesinnten, unternehmungslustigen andern jungen Ladies übt sehr häufig einen recht ungünstigen Einfluß. Zwar leben alle in einer Art von Klosterzucht, anscheinend völlig von der Außenwelt abgeschlossen; aber immer sind einige unter den Mädchen, die es in verschlagenster Art fertig bringen, sich mit denen, die draußen in der Freiheit leben, in Verbindung zu erhalten. Solche Mädchen erlauben sich viele Dinge, die in Europa, namentlich in Deutschland, für im höchsten Grade unschicklich, wenn nicht für etwas Schlimmeres gelten würden. Der bekannte Schriftsteller Bret Harte und andere amerikanische Autoren berichten hierüber Thatsachen, über die man sich nicht genug erstaunen kann.

Nun tritt das Dämchen aus der Anstalt ins Leben, und jetzt machen sich die Folgen jener niederträchtigen, die Einbildungskraft vergiftenden, die Nerven überreizenden Lektüre in traurigster Weise bemerkbar. Die junge Lady ist überspannt, nervös, vergnügungssüchtig im höchsten Grade; sie lechzt förmlich danach, den Kelch der Lebensfreude so rasch wie nur irgend möglich bis auf die Hefe zu leeren. In ihrer Gefallsucht und ihrem übertriebenen Selbstgefühl gestattet sie sich eine Menge von Ausschreitungen, und niemand, Vater und Mutter eingeschlossen, darf sich unterstehen, ihr diese eigentümliche „Freiheit" zu verkümmern. Was eine junge Dame in der Union sich in dieser Hinsicht erlauben darf, ist für uns einfach unglaublich. Sie geht nach Belieben ohne ihre Mutter aus, sie fährt oder reitet mit jungen Männern spazieren, so oft und wohin sie

mag; niemand hat das Recht, sie darin zu hindern. Sie wählt sich unter den ihr bekannten jungen Herrn einen Geliebten aus, mit dem sie überall hin geht oder Ausflüge unternimmt, den sie im Elternhause empfängt, ohne daß die Eltern den Betreffenden überhaupt kennen.

Nachdem das junge Mädchen längere oder kürzere Zeit die goldne Freiheit in solcher Art genossen hat, kommt ihm der Wunsch, sich nun zu verheiraten. Es schaut sich unter der Männerwelt um, und nun zeigt sich's überraschend, wie gemütlos, wie kalt berechnend die Amerikanerin im allgemeinen ist. Sie wählt nur ausnahmsweise, der Stimme des Herzens folgend, einen mittellosen Gatten, sei er auch noch so liebenswürdig und noch so gebildet. Der, den sie durch ihre Hand zu beglücken gedenkt, muß vor allem vollkommen unabhängig und im Besitze ausreichenden Vermögens sein, um die großen Ansprüche seiner dereinstigen Lebensgefährtin an Bequemlichkeit, Genuß u. s. w. voll befriedigen zu können. Aber selbst einem Manne gegenüber, den sich die Dame zum Gemahl wünscht, verhält sie sich bei der Werbung kühl berechnend; er muß erst wiederholt um ihr Jawort bitten, ehe sie zusagt. So erzieht sie ihn während der Brautzeit schon dazu, ihr gehorsamer Sklave zu werden, der für jeden Gunstbeweis dankbar ist. Stellt sich's freilich heraus, daß er der „rechte Mann“ nicht ist, das heißt, daß er nicht so reich ist, wie seine Erwählte annahm, so wird sie ihm in den meisten Fällen den Laufpaß geben, und niemand verargt ihr solche, nach unseren Begriffen wenig ehrenhafte Handlungsweise. Ist aber keine derartige Vorsicht notwendig, so fällt für den in Gnaden angenommenen Werber eins schwer ins Gewicht: seine Künftige bekommt keine Mitgift, selbst wenn ihre Eltern über großes Vermögen gebieten. Die Aussteuer besteht lediglich in prächtigen Kleidern und Schmucksachen; dazu kommen noch die Geschenke der Verwandten und Freunde, meist Dinge, die nur zum Schmuck der künftigen Wohnung dienen, aber keinerlei praktischen Wert haben.

Vom Manne wird gefordert, daß er die Erwählte aus reiner Liebe heirate; den Mädchen dagegen verargt es niemand, wenn bei ihrer Entschließung die kälteste Berechnung maßgebend ist. Gegenwärtig erweist sich aber das klügste Spekulieren und Rechnen der jungen Damen oft trügerisch. Die heiratsfähigen Männer wissen nämlich, nach kühler amerikanischer Art überlegend, recht wohl, daß niemand von der Liebe allein leben kann und daß recht große Mittel notwendig sind, wenn man heutzutage auf anständigem Fuße leben will. Weil nun aber sehr wenige der jungen Männer imstande sein würden, den großen Ansprüchen einer amerikanischen Frau an ihre Börse zu genügen, unterlassen sie das Heiraten lieber, und die Mädchen bleiben sitzen. Aus diesem Grunde bequemen sich wenigstens die Reichen bereits, der sich verheiratenden Tochter ein schönes möbliertes Haus oder eine Geldsumme zu schenken. Doch wird auch dabei großer Schwindel getrieben; so ist z. B. die Anweisung auf 10 000 Dollars, die sich als Gabe des Brautvaters unter den Hochzeitsgeschenken befindet, nur deswegen gegeben worden, um die Welt zu täuschen; der kluge Mann

hat nämlich im voraus bestimmt, daß der Betrag jener Anweisung niemals ausgezahlt werden darf. Wie über andere unbedeutende Dinge, so bringen die amerikanischen Zeitungen auch über die Festlichkeiten bei Hochzeiten in vornehmen Häusern spaltenlange Klatschartikel; darin sind die wichtigsten Dinge, wie z. B. die Kleider der Braut und der Brautjungfern, die Hochzeitsgeschenke u. s. f. mit lächerlicher Ausführlichkeit besprochen. Früher war es sogar Sitte, die Hochzeitsgeschenke unter Nennung der Geber jedes einzelnen Gegenstandes auszustellen. Gegenwärtig aber gilt dies nicht mehr für fein.

Die Ehe ist geschlossen, und jetzt schon muß der Mann die Rolle spielen, die ihm sein Weibchen mit kluger Berechnung während des Brautstandes zuwies; er muß in allem gehorchen, sich alles gefallen lassen, treu, selbstlos, hingebend, zu den größten Opfern freudig bereit sein. Von frühester Kindheit an gewöhnt, in allem dem eigenen Willen zu folgen, läßt sich die junge Frau nun auch von dem Gatten gar nichts sagen. Freiwillig hingegen bringt sie, wenn es notthut, die schwersten Opfer. Kommen Zeiten der Prüfung, so zeigt sie festen, entschlossenen Sinn; mit seltener Thatkraft hilft sie z. B. dem erkrankten Manne, das Schifflein des Hausstandes über Wasser erhalten, so gut sie irgend kann. Wenn der Gatte, gebeugt durch unverdientes Unglück, matt und mutlos wird, spornt sie ihn zu neuen Anstrengungen an, belebt sie seinen Mut durch zuversichtliche Worte und herzhaftes Selbstzufassen.

Jene Neigung zum Luxus, von der schon mehrfach gesprochen wurde, ist nicht selten Ursache unglücklicher Ehen. Wohl ein Sechstel aller geschlossenen Lebensbündnisse führt schließlich zur Scheidung; doch man nimmt solches Unglück nicht zu schwer, trennt sich ohne viele Umstände und ohne viel Herzweh. — Hat die Frau aber eine gute Erziehung genossen, ist sie verständig und ihrem Manne in wirklicher Liebe zugethan, so wird die Ehe fast immer eine sehr glückliche. Da die Amerikaner nämlich musterhafte Ehegatten sind, oder wenigstens alle Anlagen dazu besitzen, es zu werden, brauchen ihnen die Frauen nur mit zarter Rücksichtnahme entgegen zu kommen, um das Verhältnis freundlich zu gestalten. Ist die Frau aber herrschsüchtig, rücksichtslos, schlecht erzogen und hat sie überdies ihren Mann nur deswegen geheiratet, um versorgt zu sein, so gestaltet sich das Zusammenleben überaus ungemütlich, namentlich für den Mann als den schwachen, leidenden, ja geknechteten Teil. Leider mischen sich dann die weiblichen Verwandten der Frau gewöhnlich noch in den entstandenen ehelichen Hader und verschlimmern die Sache dadurch nur. So sehr der Amerikaner seine eigene Mutter ehrt, ebenso sehr fürchtet er die Schwiegermutter.

Von der Knechtschaft, in der die Männer jenes freiesten Landes der Welt ihren Frauen gegenüber leben, können wir uns kaum eine richtige Vorstellung machen. Daheim, in Gesellschaft, im Theater, im Konzert, auf der Spazierfahrt, im Bad — überall erlaubt und verbietet die Frau. Bei den eigentümlichen Ansichten der Amerikanerinnen von ihrer Stellung

und ihren Rechten erscheint es erklärlich, daß selbst die Frauen in den niederen Ständen ihre Herrschgewalt dem Manne gegenüber voll beanspruchen; da dieser nun aber häufig recht roh ist und sich nicht wie der Gebildete vor dem Scepter der Frau beugen will, entstehen oft arge Zusammenstöße zwischen den Ehegatten in diesen Lebenskreisen, und solcher Zwiespalt führt zu einer von Jahr zu Jahr bedenklicher wachsenden Zahl von Ehescheidungen. Unter den Gebildeten dagegen bleiben bereits auffallend viele unverheiratet. In Philadelphia waren in einem einzigen Jahre 1700, in Chicago im gleichen Zeitraume 1500 Gesuche um Ehescheidung bei den Gerichten eingegangen; $^{9}/_{10}$ der Antragsteller waren Amerikaner von Geburt, nur der Rest Einwanderer aus anderen Völkern. Daß diese Zustände höchst bedenklich sind, geben auch eingefleischte Yankees zu. Die Mehrzahl der Eingeborenen aber verschließt sich solcher Erkenntnis absichtlich; wenn nur die große Welt draußen nicht viel davon merkt, wenn der äußere Schein gewahrt wird, ist man zufrieden. Der Anglo-Amerikaner ist viel zu eingebildet, als daß er sich das, was ältere Völker bei gesellschaftlichen Mißständen für gut und richtig gefunden haben, zu nutze machte; er will in allem klüger sein, in allem seine eigenen Wege gehen, die Welt auf seine Art glücklich machen. Über alle Notstände sieht er achselzuckend mit der Bemerkung weg, anderwärts sei es noch viel schlimmer; die übrigen Völker stünden doch in jeder Hinsicht, namentlich was materielle Errungenschaften anlange, weit hinter den Amerikanern zurück. Felsenfest ist der Yankee überzeugt, die ganze Welt blicke mit Neid und Bewunderung auf sein unvergleichliches Land. Wird er dann durch üble Vorkommnisse aus dem Großmannstaumel aufgerüttelt, und sieht er sich gezwungen, auf Abhilfe zu denken, so ergreift er in seiner Selbstüberhebung meist falsche Mittel; so ist es auch in Bezug auf die Überhandnahme der Ehescheidungen. Wenn du eine Bemerkung darüber machst, erklärt dir der Yankee oder seine Gattin hoch von oben herab: „Bei uns ist das eben besser, als im alten Europa; wir sind freie Menschen. Niemand wird hier gezwungen, mit einem anderen, mit dem er nicht leben kann, im Joche weiterzugehen. Mögen sich Mann und Frau nicht leiden — gut, dann gehen sie eben auseinander — das ist doch sicher einfach und vernünftig!“

Da im allgemeinen infolge des großen, noch lange nicht erschöpften Naturreichtums mehr Wohlhabenheit in Amerika zu finden ist, als bei uns, wirst du auch im Hause des mittleren und sogar in dem des kleinen Mannes in der Stadt hübsche, polierte Möbel, Teppiche, Bilder und anderen Hausrat, den man in Deutschland nur in den Häusern der Wohlhabenden trifft, finden. Auf dem Markte siehst du nicht selten ärmlich gekleidete Frauen, die fette Truthähne für ihren eigenen Bedarf einkaufen; solcher Braten kommt bei uns bekanntlich nur auf die Tafel der Reichen. In den großen Städten der Union, wie eben in New-York, haben sich unermeßliche Reichtümer angesammelt; die Leute, in deren Händen sich diese ungezählten Millionen befinden, sind in Wirklichkeit die Herrscher

des „freien“ Landes. Sie haben in allen Dingen die Führung, geben in allem den Ton an; das Geld ist eben die Gottheit, der sich in Amerika alles beugt, und die Zeitungen der Vereinigten Staaten, ja, die einzelnen Bürger selbst reden von „unseren Millionären“ ganz mit demselben edlen Stolze, mit dem ein guter Deutscher von seinem Fürsten spricht. Diese reichen Leute treiben nun einen lächerlich übertriebenen Aufwand, wissen ihr Leben gar nicht großartig genug zu gestalten; aber ihre Art der Lebensführung hat etwas überaus Protzenhaftes an sich. Die Kreise dieser leitenden Geldmenschen sind für jeden gewöhnlichen Sterblichen unbedingt verschlossen; man lebt darin ganz „unter sich,“ etwa so, wie in manchen Gegenden heute noch der Adel. Das Geld reißt im „freiesten Lande der Erde“ eine Kluft zwischen den Menschen, wie sie jahrhundertelange Arbeit bevorrechteter Kasten in Europa kaum fertig gebracht hat. In den östlichen, schon lange besiedelten Staaten ist die allgemeine Gleichheit der Bürger überhaupt längst dahin; die Glückspilze, die geriebenen Wichte, die sich großes Vermögen erworben haben, wissen jeden Versuch, ihre Unnahbarkeit zu durchbrechen, entschieden und geschickt zu vereiteln. Ist ein solcher Geldmensch doch gewohnt, daß er selbst im Kaufladen, in der Schreibstube eines Geschäftes, wo sonst alle gleich behandelt werden, besondere Zuvorkommenheit erwarten darf. Die Angestellten, die Arbeiter müssen heutzutage auch im freien Amerika schon manches recht Unangenehme stumm einstecken, denn es wird ihnen bereits sehr schwer, nach Aufgabe ihrer Stelle eine andere zu finden. Darum drückt sich derjenige, der einen einträglichen Platz hat, lange, bevor er geht, sei die Behandlung auch noch so barsch und ungerecht.

Du trittst in einen Laden, um einen Einkauf zu machen. An deiner ganzen Art merkt der Inhaber sofort, daß du ein Neuling im amerikanischen Leben bist. Er lächelt wohl leise über deine feine, höfliche Art, wird dich aber beim Kaufe nicht leicht betrügen; in Bezug auf die Moral ist der Amerikaner nämlich eine Art Amphibium. In der Familie, in der Gesellschaft handelt er nach ganz anderen Grundsätzen, als im Geschäftsleben. Gar manche unredliche That, die er im Geschäft begeht, wird von der öffentlichen Meinung wohl verurteilt, von den Kaufleuten selbst aber entschuldigt. Man weiß eben, daß der Mann heutzutage kein allzu empfindliches Gewissen haben darf, wenn er’s zu etwas bringen will. Auf streng rechtliche Art allein kann man in der Union gegenwärtig keinen Erfolg mehr erringen. Das aber ist der einzige Zweck im Arbeitsleben des Mannes: er will vollkommen frei und unabhängig werden, will sorgenfrei leben können, will ein Gegenstand des Neides sein wie die großen Millionäre. Betrügt und stiehlt er und stellt es so plump an, daß man ihn dabei ertappt und vor Gericht zur Verantwortung zieht, so wird man ihn auslachen und verurteilen. Fängt er die Sache aber schlau an, daß ihm kein Richter beizukommen vermag, so darf er sicher sein, daß man seinen Erfolg achtet und ehrt, mag dieser Erfolg auch auf noch so unrechte Art errungen sein. Man weiß vielleicht, daß ein viel-

beneideter Millionär den ersten Grund zu seinem Reichtum durch ein äußerst unsauberes Geschäft legte, das ihn leicht ins Zuchthaus hätte bringen können; später, wenn er im Überflusse sitzt, den großartigen äußeren Erfolg hinter sich hat, fällt es niemand ein, ihn wegen jenes Vorkommnisses zu verurteilen — im Gegenteil, man bewundert ihn als einen pfiffigen Mann (smart man). Doch in kleinen Dingen, wie z. B. beim Einkauf eines Hutes in einem Laden, ist der Amerikaner redlich. Er hat feste Preise — zu diesen giebt er sie den geriebensten Eingeborenen ebenso gut, wie dem unerfahrenen Fremdling. In geringfügigen Dingen zu schwindeln und zu betrügen, ist ihm zu unbedeutend; wenn er's einmal thut, dann thut er's im Großen, sodaß auch etwas dabei herauskommt. Um Lappalien aber fängt er nicht an.

Der hervorstechendste Zug im Wesen dieser eigentümlichen Männer ist ein erstaunlich reger Thätigkeitstrieb, der sie rastlos umtreibt. Jeder von ihnen arbeitet, selbst der, dessen Lage die Arbeit vollkommen überflüssig macht. Die alten Leute in günstigen Verhältnissen thäten auch in der Union gut, sich endlich vom Geschäft zurückzuziehen und jüngeren, die sich hart im Kampf ums Dasein mühen, Raum zu machen; doch sie thun es nicht — im Gegenteil, sie arbeiten fort, so lange sie können. Zu dem, was das Geschäft abwirft, sucht sich der Amerikaner noch nebenbei Geld zu verdienen, wo und wie er kann. Arbeit ist ihm ein unbedingtes Lebensbedürfnis, er kann sich sein Leben gar nicht ohne Thätigkeit denken. Wenn das Geschäft, das er eben treibt, nicht genug lohnt, so fängt er ein anderes an; wenn die Gegend, der Ort, worin er lebt, keine günstigen Aussichten für sein Fortkommen bietet, so wandert er eben aus, versucht sein Heil anderswo. Die ungeheuren, noch nicht besiedelten Länderstrecken ermöglichen es ihm, in solcher Art nach Belieben zu wechseln. Der Unternehmungsgeist der amerikanischen Männer grenzt häufig an Tollkühnheit und ist mit einer Zähigkeit und Ausdauer gepaart, die nicht mit Unrecht als „stiermäßige Energie“ bezeichnet worden ist. Es giebt thatsächlich kaum ein Hindernis, das diese kühnen, umsichtigen, sich immer streng selbst beherrschenden, ungemein stetigen Leute aufhält, oder gar völlig abschreckt. Scheinen die Mittel zur Erreichung eines Zieles auch noch so unzureichend — sie wagen das Unternehmen doch, wenn sie es als notwendig oder nutzbringend erkannt haben. Der Ansiedler scheut sich nicht, den riesigen Urwald mit seiner Axt anzugreifen, um sich durch Vernichtung der stolzen Baumgiganten Äcker zu schaffen; ganz ebenso zaudert der Geschäftsmann keinen Augenblick, sich bei Anlegung von Kanälen oder Eisenbahnen zu beteiligen, wenn ein derartiges Werk nur Aussicht auf Erfolg hat, sei es auch erst in späterer Zeit. Es sind ungemein praktische Menschen, die rascher als wir Europäer denken und auch rascher handeln. Mit merkwürdigem Scharfblick machen sie den kürzesten Weg zur Erreichung ihres Zieles ausfindig, und ebenso klug wissen sie die zweckmäßigsten Mittel zu wählen. Sie alle sind leidenschaftliche Spekulanten, die zuweilen, wenn es Erreichung eines großen Erfolges gilt,

ihren ganzen Besitz auf eine Karte setzen, wie sich dies namentlich bei Spekulationen in Minenpapieren zeigt. Schlägt ein solches Wagnis übel aus, so fangen sie herzhaft von vorne an und bringen es bei ihrer Regsamkeit, Umsicht und Geriebenheit nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder zur Wohlhabenheit. Es giebt unter den reichen Leuten in Amerika nicht wenige, die sich aus Armut zu Wohlstand emporarbeiteten, wieder ins Elend gerieten, sich von neuem in bessere Lage halfen und derartigen Schicksalswechsel noch mehrmals erfuhren, bis sie endlich in vollkommen gesicherte Verhältnisse kamen. Der kühne Unternehmungsgeist reißt jeden, der den Boden der Union betreten hat, allgewaltig mit sich fort. Der Puls des ganzen Lebens heißt eben Geschäft; Geld zu erwerben, darnach trachtet jeder, das ist der Inhalt, das Ziel alles Denkens und Wollens. Wer anders geartet ist, den bemitleidet, ja verachtet man. Noch hervorstechender fast als diese Sucht des Gelderwerbes, ist im amerikanischen Wesen die Liebe zur Unabhängigkeit, zur vollsten persönlichen Freiheit. Man darf wohl sagen, daß jene scheinbar alles beherrschende Jagd nach dem Dollar, dem allgemeinen Götzen, zum Teil mit aus diesem Hange hervorgeht; der Reichtum wird von vielen eben nur als Mittel angesehen und erstrebt, um jene köstliche Unabhängigkeit zu erlangen.

Ungemein reich erweist sich die Erfindungsgabe der Amerikaner; sie offenbart sich schon in den einfachen Dingen des alltäglichen Gebrauches, in Hausgeräten, Handwerkszeug u. s. w. Ein Gerät ist z. B. Axt, Hammer, Spitzhacke zu gleicher Zeit; am tollsten erscheint dem Fremden aber die Thatsache, daß die pfiffigen Männer ganze Häuser von vielen Stockwerken nach Belieben an andere Plätze versetzen, ohne daß die Bewohner ihre Behausungen während der Vornahme eines solchen schier unmöglich erscheinenden Unternehmens zu verlassen brauchen. Der Mangel an Arbeitskräften in früherer Zeit zwang, die Maschinenkraft in ausgedehntestem Umfange zu benutzen und die Maschinen immer mehr zu vervollkommnen. Das äußere Vorwärtskommen wird noch durch den kaufmännischen Sinn begünstigt, der im ganzen Volke herrscht. Der Amerikaner ist, er mag treiben, was er will, Geschäftsmann. Der Kaufmann, der Handwerker, der Advokat, der Beamte, der Farmer — sie alle treiben ihren Beruf nach geschäftsmäßigen Grundsätzen. Erkennen sie, daß die aufgewendete Zeit und Mühe verloren sind, so geben sie das betreffende Unternehmen ohne Weiteres auf. Als ungemein praktische Leute lassen sie sich niemals durch Gefühlsduselei beirren, haben auch kein Verständnis für rein ideale Auffassung einer Sache. Ohne Schwierigkeit wissen sie sich in alle Verhältnisse zu schicken, seien dieselben auch noch so verschieden von denen, worin sie früher lebten. Schnell lernen sie, was die veränderten Umstände als nötig und vorteilhaft erscheinen lassen und wissen sich z. B. neue Errungenschaften der Technik sofort dienstbar zu machen. Da sich großer Fleiß mit den eben bezeichneten Eigentümlichkeiten paart, ist es kein Wunder, daß der Amerikaner Dinge geleistet hat, die in der Welt bis dahin ihresgleichen noch nicht hatten. Die materielle Ent-

wickelung der Vereinigten Staaten steht thatsächlich in der Geschichte ohne Beispiel da.

Man ist in dem eigentümlichen Lande gewöhnt, nicht auf die Regierung zu rechnen und zu warten, wenn es etwas durchzuführen gilt, was als wünschenswert und notwendig erscheint; sogar von Dingen, die eigentlich ihrem ganzen Wesen nach in den Bereich der Regierungsthätigkeit gehören, wie z. B. Bau von Wohlthätigkeitsanstalten, von Straßen und Brücken kann dies behauptet werden. Sobald die Erkenntnis durchgedrungen ist, daß etwas geschehen muß, vereinigt man sich, um es gemeinsam ins Leben zu rufen. Als eine rühmenswerte Eigentümlichkeit muß auch der Ordnungssinn, die Achtung vor dem Gesetz bezeichnet werden. Der einzelne fühlt sich immer als Glied des großen Ganzen und weiß auch, daß er sich nur wohl fühlen kann, wenn die Gesamtheit gedeiht. Man liebt es nicht, eine Masse von Gesetzen zu geben, aber die in Kraft stehenden werden beobachtet; in dieser Hinsicht liegen die Verhältnisse ganz anders als in vielen Ländern Europas, wo man eine Unmasse von Gesetzen und Verordnungen erläßt, die dann nicht vorhanden zu sein scheinen.

Ungemein stark tritt dir in der Unterhaltung mit Amerikanern immer wieder der Stolz auf ihr Land entgegen. Schon ihr Nationallied „Yankee doodle“ spricht dies Gefühl in sehr deutlicher Art aus, stellenweise nicht ohne Überhebung und nicht ohne eigentümliche Redewendungen und Gedankenreihen, die nichts weniger als poetisch sind. Aber Schwung und Kraft sind dem sonderbaren Liede nicht abzusprechen, das wir, als charakteristisch für die Auffassungs- und Sprechweise des seltsamen Volkes, nachstehend in einer Übersetzung mitteilen:

1. Yankee doodle, Zauberklang,
Amerikanerfreude,
Es paßt zu Pfeife, Spiel und Sang
Und eben recht zum Streite.
Yankee doodle, Buben, 'ran!
Platz zur Seite, her zur Mitte!
Yankee doodle, drauf und dran!
Trommelt, blast und fiedelt!

2. Frankreich, Spanien, Engelland
Soll'n unser Land bekriegen:
Wir Yankees haben Fuß und Hand,
Könn'n alle noch besiegen.
Yankee doodle, Buben, 'ran! rc.

3. Meint ein Feind im Übermut,
Wir sein so leicht zu schlagen:
Wir dämpfen seinen kühnen Mut,
Könn'n auch noch Waffen tragen.
Yankee doodle rc.

4. Ich wett' euch Punsch ein ganzes Maß
Und lass' es gleich auftragen,
Daß Yankee-Buben auch mit Spaß
Zu Schiff sie können schlagen!
Yankee doodle rc.

5. Und giebt es Gründe schwarz auf weiß,
So sind wir auch nicht hinten,
Denn Zungen scharf und spitz und heiß
Sind auch bei uns zu finden.
Yankee doodle rc.

6. Amerika ist ein herrlich Land,
Ein Volk von lauter Brüdern;
Hat einer Kuchen in der Hand,
Er teilt ihn mit den Brüdern.
Yankee doodle rc.

7. Wir schaffen, schlafen, beten auch,
Sind arbeitsame Leute,
Doch geb'n wir unsern Honig nicht
Den Drohnen hin zur Beute.
Yankee doodle rc.

8. Und dann am großen Freiheitstag —
Wer sollte da sich plagen?
Da gehn wir Saus und Brausen nach
Und sorg'n auch für den Magen.
Yankee doodle rc.

9. Seht uns're Mädchen, wie sie blühn,
Seht uns're starken Knaben,
Seht uns're Alten frisch und grün:
Was woll'n wir mehr noch haben?
Yankee doodle ꝛc.

10. Ja, glücklich sind wir, freie Leut',
Auch nicht ganz ungebildet,
Durch gute Schulen weit und breit
Wird unser Volk gebildet.
Yankee doodle ꝛc.

11. Wir pflügen unser eigen Land,
Wir haben's wohl errungen;
Drum fechten wir auch Hand in Hand,
Wenn Feinde eingedrungen.
Yankee doodle, Buben, ran!
Platz zur Seite, her zur Mitte!
Yankee doodle, drauf und dran!
Trommelt, blast und fiedelt!

Das stolze Selbstgefühl, das sich in diesen Versen ausspricht, lebt thatsächlich im Volke. Der amerikanische Bürger ist jederzeit bereit, die größten Opfer für sein Land zu bringen, Gut und Blut dafür hinzugeben. Und diese Vaterlandsliebe ist kein leicht verfliegendes Strohfeuer; es steckt Mut und Energie dahinter; in dem großen Kriege zwischen den Nord- und Südstaaten, der die Abschaffung der Sklaverei zur Folge hatte, ertrugen die Krieger der Nordarmee ungeheure Strapazen, standen die schwersten Gefahren aus und zeigten in den Gefechten rühmliche Kühnheit. Die Ansicht des Amerikaners über die Vorzüge seines Landes, über die Tugenden seiner Nation ist sogar infolge von Überschätzung entschieden falsch, zuweilen geradezu lächerlich. Felsenfest überzeugt, daß der Schwerpunkt im Leben der Menschheit bereits aus dem altersschwachen, langsam dahinsiechenden Europa nach der jugendfrischen und jugendstarken neuen Welt gerückt sei, hält sich der rein praktisch denkende Sohn der Union nicht mit Vergleichen zwischen seinem Lande und anderen civilisierten Staaten auf; wie er meint, kommt ja dabei doch nichts heraus.

Der echte Amerikaner ist nichts weniger als rührselig; sogenannte Gemütsmenschen findet man äußerst selten unter der nüchternen, fast ausschließlich dem Erwerbsleben nachjagenden Bevölkerung. Und doch giebt es etwas, was ihn rühren, was seinen kalten Gleichmut brechen kann; das ist sein Heim, seine Familie. Wenn er in der Fremde daran denkt, ergreift ihn das ganz ungewohnte Gefühl der Wehmut und Sehnsucht. Kein Lied ist unter den Amerikanern so beliebt, wie das unvergleichlich schöne: „Home, sweet home,*) dessen Melodie voll süßer Wehmut allerdings wohl auch das trockne Herz eines ewig kalkulierenden und spekulierenden Geschäftsmannes zu ergreifen geeignet ist. Nur der filzige, harte eigentliche Yankee bleibt auch dabei kalt; ihn rührt überhaupt nichts.

Mit der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, von der mancher Europamüde so begeistert spricht, ist es in Amerika durchaus nicht weit her. Vor dem Gesetz sind zwar alle gleich, doch kann selbst im Gerichtssaal der Reiche durch sein Geld vieles erlangen, was dem armen Tropf unmöglich sein würde; Bestechung der Richter und Geschworenen ist leider durchaus nicht selten; auch durch Aufregung des

*) Ein beliebtes englisches Lied (Heimat, süße Heimat!)

Hasses gegen Eingewanderte, sogenannte Fremde, kann ein geschickter Advokat für seinen Schützling aus Yankeeblut unglaubliche Erfolge erzielen. Im geselligen Leben gar ist von Gleichheit nirgends die Rede; wer das meiste Geld hat, der ist am vornehmsten. Zwar kann auch der Arme im Theater und Konzert einen der feinsten Plätze einnehmen, bei Reisen auf der Eisenbahn mit dem Millionen besitzenden Krösus im Salonwagen fahren und die feinsten Hotels zu seinem Absteigequartier wählen, vorausgesetzt, daß er das dazu nötige Geld besitzt, sich anständig kleidet und benimmt und nicht zu der verachteten schwarzen Rasse gehört. Doch ergeht es ihm dann trotzdem genau ebenso wie in Europa: man übersieht ihn ganz, oder beachtet ihn wenigstens kaum; er ist eben nur geduldet; Verkehr mit ihm wird niemand aus der „guten Gesellschaft" halten. In Privatgesellschaften der besitzenden Klassen Zutritt zu erlangen, ist für ihn erst recht fast unmöglich; der Amerikaner macht einen sehr genauen Unterschied in den Leuten und verkehrt nur mit demjenigen, der ihm hinsichtlich des Besitzes vollkommen „ebenbürtig" ist. Auch auf die Familie, aus der jemand stammt, giebt er viel; mehr noch gilt Geschäft und Stellung, selten wird gediegene, feine Bildung voll nach ihrem wahren Werte geschätzt; doch wird es in den westlichen Staaten in Hinsicht auf die „Gesellschaftsfähigkeit" weniger genau genommen. Wie sehr der Reichtum alles beherrscht, wird uns ganz besonders auffallen, wenn wir im Sommer eins der zahlreichen Bäder an der langgestreckten Ostküste besuchen. Es gehört jetzt zum guten Ton, die heiße Zeit an einem solchen Platze zu verbringen, und eine Dame würde sich ihren Bekannten gegenüber sehr schämen, wenn sie gestehen müßte, sie sei einmal daheim geblieben. In Saratoga im Staate New-York z. B. entwickelt sich zur Sommerszeit ein ungemein lebhaftes Treiben, denn aus der ganzen Union, ja sogar aus Westindien kommen Leidende in großer Zahl dorthin, um Heilung an den berühmten Quellen zu suchen. Viele darunter entfalten einen erstaunlichen Aufwand in der Kleidung, im Schmuck, im Gesellschaftsleben. Großartige Hotels, die prächtig ausgestattet sind und vortrefflich geleitet werden und von denen ein einziges 2000 Gäste aufnehmen kann, gewähren den Fremdlingen Unterkunft. Aber unendlich höher stehend als die Besucher von Saratoga, dünkt sich derjenige, der seine Sommerfrische in Newport im Staate Rhode-Island zubringen kann, denn dort gilt nur derjenige etwas, der mindestens eine Million im Vermögen hat und auf eigenem Landsitze in diesem Modebade wohnt. Wer nicht zu den Glücklichen gehört, die über solche Summen verfügen können, für den sind die geselligen Kreise von Newport hermetisch verschlossen. Die ganze Seeküste ist von Virginien bis an die Grenze von Canada hinauf mit Gasthäusern und Villen besetzt; aber derjenige Sommerfrischler, der in einem Landhause wohnen kann, sieht mit Verachtung auf den, der sich solchen Luxus nicht gestatten kann und im Hotel wohnen muß. So macht sich auch hierin ein Kastenunterschied geltend, der nur durch den Inhalt des Geldsacks bedingt wird.

Das gesellige Leben zeigt eine Neigung zu Luxus und Verschwendung, die oft an Protzenhaftigkeit grenzt und keinesfalls angenehm berührt. Man hält z. B. große Festessen zu Ehren irgend einer bekannten Persönlichkeit; dabei werden die auserlesensten Speisen, die feinsten Weine, die teuersten Süßigkeiten und Früchte gereicht. Aber nicht genug damit; ist der Zauber vorbei, so bringen die Zeitungen in ihrer breit-geschwätzigen Art auch noch spaltenlange Berichte darüber. Es wird ganz genau erzählt, welche guten Dinge gegessen, welche ausgewählten Weine getrunken worden sind, welche Reden man gehalten hat und wer sie hielt, aus welchen Personen die erlesene Gesellschaft sich zusammensetzte und derlei Dinge mehr. Wenn dann der arme Mann, der unter Aufbietung der ganzen Kraft für sich und die Seinigen mühselig das Brot erringt, solche Berichte liest, kann er alle jene raffinirten Genüsse wenigstens in Gedanken mitgenießen — vorausgesetzt, daß er jene gute Phantasie besitzt, die Hauff einem seiner Helden in ähnlicher Lage zuschreibt.

Dem Fremdling ist's immer erstaunlich, bei solchen Gelegenheiten zu hören, in welcher übertriebenen Art, mit welcher Selbstüberhebung die Redner ihres Landes Vorzüge zu preisen wissen. Es ist stets das gleiche Lied, das man bei den verschiedenen Festlichkeiten zu hören bekommt. Bewegt sich ein Sprecher wirklich einmal in anderem Gedankenkreise — zum Schlusse mindestens kehrt als Refrain wieder, was den Inhalt aller amerikanischen Tischreden bildet: die Selbstberäucherung. Ja, wenn du nur rühmen hörtest, was wirklich rühmenswert ist: die großen Männer, die erstaunlichen Leistungen der Nation, dann würden die Reden trotz ihrer Einförmigkeit wenigstens nicht abstoßend wirken! Aber was preist solcher Redner nicht alles in einem Schwall von mehr oder weniger geschraubten Phrasen: „unsern Naturreichtum, unsere Millionäre, unsere Paläste, unsere großen Korporationen, unsere Ehre, unseren Patriotismus, unsere hohe Bildung, unsere überaus bedeutungsvolle Mission in der Welt" — solche und ähnliche Dinge werden in einer Weise gefeiert, die an Verhimmelung grenzt und sehr häufig an die übertriebene Meinung der Franzosen von sich und ihrem unvergleichlichen Frankreich erinnert. Die Verschwendung und Genußsucht der Männer findet ihr Gegenstück in den Lunchs und Theegesellschaften der Damen, die sich dazu mit einer Eleganz und einem Aufwande kleiden, der sonst kaum noch irgendwo zu finden sein dürfte. Das gesellige Leben in den Städten, namentlich in den großen, unterscheidet sich überhaupt nicht wesentlich von dem in größeren Gemeinwesen der alten Welt, nur daß in Amerika ein vielfach übertriebener Luxus entfaltet wird, der in guter deutscher Gesellschaft kaum für fein gälte. Wer den Amerikaner nach den rühmenswerten Seiten seines Wesens kennen lernen will, der suche ihn auf dem Lande auf; dort offenbart er seine ganze Tüchtigkeit.

Höchst sonderbar wird dich vieles in der Kindererziehung anmuten, noch eigentümlicher vielleicht das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern, zwischen Alter und Jugend. Mit Staunen gewahrst du, daß

die Kinder schon ein Unabhängigkeitsgefühl entwickeln, für das wir nicht das geringste Verständnis haben, weil wir durch Liebe und Zucht von den ersten Tagen unseres Daseins an ganz anders gewöhnt wurden. Umgekehrt fühlen sich die Amerikaner bei uns durch das herrische Auftreten der Eltern gegen die Kinder, der Lehrherrn gegen die Lehrlinge, der Herrschaften gegen die Dienstboten, der Behörden gegen die Bürger angeekelt; sie meinen, solches Verfahren sei verdammenswerte Mißachtung der Menschenwürde. Wohl erzieht man die Kinder, soweit Ernährung und Pflege in Betracht kommt, in der Union gut; aber jedermann huldigt dem Grundsatze, seinen Sprößlingen unbedingt freien Willen zu lassen, einerlei, was bei solchem Verfahren herauskommt. So darf es uns nicht Wunder nehmen, daß die lieben Kleinen, sobald sie das leiseste Bewußtsein von dem Bestehen ihres werten Ich haben, sehr selbständig und eigenwillig auftreten. Das führt denn oft zu, wenigstens nach unseren Anschauungen, äußerst drolligen Auftritten. Der Vater eines Knaben will z. B., dieser soll Deutsch lernen, weil in der Gegend zahlreiche Deutsche wohnen, mit denen man im geschäftlichen Leben viel zu thun bekommt. Bei uns wird in solchem Falle einfach gesagt:„ Du brauchst das Deutsche künftighin, also lernst Du es! Der schwache amerikanische Papa dagegen setzt seinem hoffnungsvollen Früchtchen sehr weitläufig und halb bittend auseinander, weshalb die Erlernung der fremden Sprache unbedingt notwendig sei. Darauf entgegnet das selbstbewußte Bürschchen nicht selten, es sei ganz entgegengesetzter Meinung und werde dieser, als der nach seiner Ansicht besseren, folgen. Mit sauersüßer Miene ergeben sich die Eltern dann ohne viel Widerstreben in den Willen des Söhnchens. Ganz genau so macht es das Töchterlein, wenn es sich z. B. um die Wahl einer Schule, um den Abbruch einer wenig empfehlenswerten Bekanntschaft handelt. Auf großen Dampfern, in Hotels betragen sich die Rangen mitreisender oder in letzteren wohnender Familien in Gegenwart zahlreicher Leute bei Tafel nicht selten in der flegelhaftesten Weise; meist wagen die schwachen Eltern dann nicht einmal ein Wort der Mahnung auszusprechen, geschweige denn die nichtsnutzige junge Gesellschaft vom Tische wegzuschicken, oder sonstwie zu strafen. Machen sie aber wirklich den Versuch dazu, so dürfen sie sicher sein, der entschiedensten Nichtachtung zu begegnen. Wenn ein junger Mensch sich vorgenommen hat, dieses oder jenes zu erlernen, thut er dies selbst gegen den ganz entschieden ausgesprochenen Willen der Eltern. Am schlimmsten sind aber die Lehrer daran, namentlich die aus Europa kommenden. Letztere sind von daheim gewöhnt, Zucht und Ordnung in der Schule walten zu sehen; hier aber müssen sie sich in ganz kurzer Zeit dazu bequemen, die größten Roheiten stumm und geduldig zu ertragen. Wollten sie den ungehorsamen Burschen eine wohlverdiente Tracht Prügel verabreichen, so würde eine förmliche Revolution der Schüler die Folge sein. Es ist schon vorgekommen, daß Lehrer von einem Schüler wegen einer verabreichten Ohrfeige durch Revolverschüsse getötet worden sind, ja, daß solche Mordbuben sogar straflos ausgingen, weil sie einfluß-

reichen, wohlhabenden Familien angehörten. Auch das Verhältnis zwischen älteren Söhnen und Töchtern und ihren Vätern und Müttern ist höchst eigentümlich. Die Art des Betragens gegen diese ersten Wohlthäter ihres Lebens hat für unser Gefühl sehr häufig etwas ungemein Rohes und Abstoßendes, und gerade dieser Mangel an Pietät ist selbst von solchen amerikanischen Schriftstellern, die sonst für ihr Land schwärmen, entschieden gegeißelt worden. Ein von starken Söhnen umringter Farmer oder Viehzüchter verlangt z. B. eine kleine Dienstleistung von einem der Burschen; sie sollen einem Feldmesser die Grenze des väterlichen Besitztums zeigen. Keiner der sechs Gliedergewaltigen regt sich, oder giebt irgendwie seine Bereitwilligkeit zu erkennen; in den harten, kalten Gesichtern, die auffallend an dasjenige des alten Mannes erinnern, läßt sich nicht die leiseste Veränderung erkennen. Der erste Sohn, der gefragt wird, thut durch seine kurze, trockne Antwort kund, daß er notwendigere Dinge zu verrichten habe. Der Vater wendet sich zu einem anderen, dem man es schon an seinem Gesichtsausdrucke ansehen kann, daß er nicht die mindeste Lust fühlt, sich dem gewünschten Geschäfte zu unterziehen. Der Bursche erklärt mit einem Ausdruck unsagbaren Hohns, er müsse „Mamachen“ mit ihrem „Säugling“ nach dem Laden des Krämers fahren; mit dem Ausdruck „Mamachen,“ der nichts weniger als zärtlich gemeint ist, bezeichnet er seine frühgealterte Mutter, mit dem „Säugling“ sein kleines Schwesterchen. Der dritte der hoffnungsvollen Jünglinge drückt sich noch deutlicher aus; er wirft dem fragenden Vater statt aller Antwort einen alten, geflickten Stiefel hin zum Zeichen, daß er aus Mangel an genügender Beschuhung nicht gehen könne. Die andern Bengel grinsen vor Vergnügen über den rohen Witz; der Alte wird rot vor Zorn, hält aber an sich und fragt den wortkargen Bill, ob er sich der Aufgabe nicht unterziehen wolle. Aber der junge Mann erklärt, er habe keinen Sattel und könne deswegen nicht reiten. Jetzt wird der verhöhnte Vater grimmig; er schwingt einen Stuhl um den Kopf, wie wenn er damit auf die frechen Lümmel einhauen wollte. Doch furchtlos starren sie dem Erregten ins harte Antlitz, in die stieren Augen; sie wissen, daß er sie ganz genau kennt und daß er deswegen nicht wagen wird, sie, die vor dem Ärgsten nicht zurückschrecken, zu schlagen. Und wirklich läßt der Vater, seine völlige Ohnmacht diesen fühllosen Rangen gegenüber erkennend, die Arme müde sinken und — erklärt sich selber bereit, die Führung zu übernehmen. Solche und ähnliche, ja, noch schlimmere Auftritte sind namentlich in den unteren Schichten der Yankees, wenn zum Glück auch nicht allgemein, so doch nicht selten. Schon die Art und Weise, mit der die jungen Leute von Eltern und Erwachsenen überhaupt sprechen, ist äußerst verächtlich und respektlos. „Der Alte, die Alte, der alte Mann, die alte Frau, der alte Bursche,“ — das sind Ausdrücke, die dem jungen Volke wie Wasser vom Munde fließen, wenn sie von Vater und Mutter oder anderen älteren Leuten reden.

Diese Eigentümlichkeit, der Jugend in allem den Willen zu lassen,

mag auch wesentlich Ursache sein, daß die amerikanischen Kinder sehr frühzeitig etwas eigentümlich Blasiertes, Altkluges bekommen. Nicht das Klima allein ist schuld daran, daß diese Menschlein nur kurze Zeit so frisch, natürlich, harmlos-unschuldig bleiben, wie wir es in Deutschland gewohnt sind. Die armen Kleinen haben thatsächlich eigentlich gar keine Jugend; der wunderbare Zauber, der bei uns die Kinderzeit umschwebt, fehlt im nüchternen Amerika; damit aber geht unendlich viel Lebensglück verloren, denn auch die köstliche Erinnerung an jene goldenen Tage, die den Menschen im späteren Alter noch so manchmal tröstet und aufrichtet, erheitert und spornt, ist „drüben" unbekannt. Die kleinen Mädchen benehmen sich wie junge Ladies, sie drehen und wenden sich wie Balldämchen und lassen sich von den unreifen kleinen Jungen die großartigsten Höflichkeiten und Schmeicheleien sagen, wie wenn sich Herren und Damen im Festsaal gegenüberständen. Harmlose Kinderfreuden, wie wir sie selber durchlebten und die deutschen Kinder täglich wieder durchleben sehen, sind in dem seltsamen Lande ebenso unbekannt, wie innige Anhänglichkeit, und zärtliches Sichanschmiegen an die Eltern, oder an die Freunde der Familie. Wenn die Mädchen die Kinderschuhe eben ausgetreten haben, spielen sie sich bereits wie Frauen auf; sie machen Anstandsbesuche und empfangen solche, sie halten förmliche Gesellschaften, sie gehen, reiten und fahren aus, wie und mit wem es ihnen beliebt. Es ist ja nicht zu leugnen, daß durch solche Art der Lebensführung das schon mehrfach erwähnte, von den Amerikanern so gerühmte und hochgehaltene Unabhängigkeitsgefühl entwickelt wird; aber steht dieser Erfolg im Verhältnis zu dem, was verloren geht? Solche Jungfrauen entbehren aller Wärme des Gefühls; alle Poesie, die gerade ihr Lebensalter verklärt und anziehend macht, wird in dem hohlen Treiben erstickt. Das altkluge, weltkundige Wesen der jungen Damen bringt einen nichts weniger als gewinnenden Eindruck hervor. Es ist ferner gar nicht selten, daß Mädchen mit ihren Geliebten entfliehen und sich in der Fremde mit ihnen trauen lassen, wenn die Eltern der ehelichen Verbindung Hindernisse entgegenstellten; auch geheime Trauungen kommen häufig vor. Es ist daher nichts Ungewöhnliches, daß eine junge Dame einer Gesellschaft ganz unvermutet ihren Mann vorstellt, mit dem sie vielleicht bereits seit Jahr und Tag verheiratet ist. Ganz ähnlich wie die Mädchen, ja in mancher Beziehung noch schlimmer, treiben es die Knaben; sie setzen den Eltern gegenüber erst recht ihren Kopf auf, und der thörichte Vater, die schwache Mutter hält das wohl für ein Zeichen edlen Stolzes, löblichen Freiheitsgefühls. Wenn es solchem Bürschchen in den Sinn kommt, macht es ohne Erlaubnis der Eltern, vielleicht mit ihnen gestohlenem Gelde, eine Vergnügungsreise auf dem Mississippi oder mit der großen Pacificbahn. Ganz ebenso wählen sich die unabhängigen Schlingel ihren Beruf, speisen sie, statt bei den Eltern, in einem Kosthause. Öfter ereignet es sich auch, daß Jungen von 8 bis 10 Jahren die in ihren Sparbüchsen gesammelten Mittel dazu verwenden, einen kleinen Handel, z. B. mit Cigarren, anzufangen. Die hellsehende

Verwandtschaft freut sich ungemein über solches Zeichen von Geschäftssinn und Umsicht und kauft fleißig bei dem jugendlichen Krämer, um ihn in seinem „profitlichen“ und darum lobenswerten Beginnen zu ermutigen. Ganz ungeheuerlich würde es amerikanischen Kindern, und zwar Knaben wie Mädchen, erscheinen, wenn sie durch die Eltern zur Wahl einer bestimmten Religionsgemeinschaft, wenn die Söhnlein zum Beitritt zu einer politischen Partei gezwungen werden sollten. Schon die Kinder sagen im „Lande der Freiheit“ mit Nachdruck: „Ich erkläre“, um ihren Willen kund zu thun. Auch die Dienstboten beanspruchen eine große Selbständigkeit; sie wollen zuvorkommend und höflich behandelt sein, andernfalls, oft auch aus reiner Laune, verlassen sie ihre Herrschaft, ohne daß man sich auf irgend welche Art schadlos zu halten vermöchte, wenn sie aus bloßer Willkür gegangen sind.

Vielen Leuten aus der vornehmen Welt behagt es nicht, einen eigenen Haushalt zu führen; sie wohnen deshalb Jahr für Jahr im Gasthaus und befinden sich dabei, so unglaublich uns das auch erscheinen mag, ganz wohl. Andere besitzen hübsche, freundliche Häuser, die im Inneren wie im Äußeren mancherlei Schmuck zeigen und nur für eine Familie bestimmt sind. Wahrhaft großartig, ja fürstlich sind die Paläste der ganz Reichen, der Millionäre — fürstlich allerdings nur insofern, als die dafür aufgewendeten Mittel meist erstaunlich groß sind. Aber trotz aller Verschwendung sind die Wohnungen dieser Minen- und Eisenbahnkönige fast niemals besonders geschmackvoll gebaut und eingerichtet. Im Äußeren fehlt der große, schöne Plan, die feine Architektur; im Innern vermissen wir überall jenen sinnigen Geschmack, der auch mit kleinen Mitteln viel zu leisten vermag. Der Amerikaner besitzt eben wenig Sinn für Kunst, und als nüchterner Geschäftsmann schlägt er mehr den materiellen Wert als die künstlerische Bedeutung der Dinge an. Du trittst in ein solches Millionärhaus; eine unglaubliche Pracht umgiebt dich, aber eine Pracht, die niemals erwärmt und begeistert, die immer kalt läßt. An den Wänden prangen für ungeheure Preise erworbene Gemälde der berühmtesten Meister; schwere Teppiche der kostbarsten Art decken die Fußböden; wertvolle, mit Gold und Elfenbein ausgelegte Möbel füllen alle Räume. Wenn du in die Stallungen wanderst, worin die feurigen Rassepferde stehen, wirst du dich nicht wenig wundern, auch hier die Wände mit Brettern aus Walnuß- und Rosenholz bedeckt zu sehen — kurz, der Luxus, den du überall gewahrst, ist geradezu raffiniert, „ausgespitzt“; es scheint, als habe der Besitzer gar nicht gewußt, wie er die Größe seines Reichtums genug zeigen könne. Aber wie gesagt: der feine Geschmack fehlt. Schon im Äußeren dieser Prunkpaläste fällt uns das unangenehm auf; sie zeigen oft ein wunderbares Durcheinander von gotischen Turmspitzen, byzantinischen Rundbogen, dorischen Säulen u. s. f., das nichts weniger als befriedigend und wohlthuend auf das Auge wirkt.

Mancherlei Lebensgewohnheiten machen dem Fremden das Zusammensein mit Amerikanern, namentlich mit solchen aus den niederen Schichten,

höchst unerfreulich. Das, was wir bei uns „guten Ton, feine Sitte" nennen, werden wir vergeblich unter ihnen suchen; sie mißachten es absichtlich und beharrlich, ja, der Eingewanderte, der diese Formen beizubehalten sucht, darf ihres Hohnes gewiß sein. Eine der widerlichsten Gewohnheiten, der vom Millionär ebenso wie vom niedrigsten Handarbeiter gefrönt wird, ist das Tabakkauen und das ekelerregende Ausspucken. Wir treten in ein Erfrischungslokal; die anwesenden Gäste sitzen in allen möglichen rekligen Stellungen umher; einzelne von ihnen haben sogar die Beine auf den Tisch gelegt und schaukeln sich auf den Hinterbeinen der Stühle. Alle fluchen mehr oder weniger viel und mehr oder weniger lästerlich. Alle sind ferner in höchst auffallender Art beschäftigt; jeder hat sich einen bestimmten Zielpunkt ausersehen, nach dem er mit erstaunlicher Ausdauer und Sicherheit spuckt. Wehe dem, der in den Bereich solches saftigen Geschosses gerät! Er wird sich nicht über Mangel an Ausgiebigkeit der Ladung beschweren können. Fast jeder der Männer mit den gelben, harten Gesichtern hat ferner ein Stück Holz und ein Messer in der Hand und schneidet so eifrig Späne ab, als wenn er sich damit das tägliche Brot verdienen müßte. Und doch ist's nur ein lächerlicher Zeitvertreib der nervösen, hastigen, nie zur Ruhe kommenden Leute. Wenn ihnen der Wirt das Holz nicht an ihre Plätze legte, würden sie ihre sinnlose Schnitzarbeit an den Möbeln beginnen und so lange damit fortfahren, bis eben nichts mehr zu schnitzen vorhanden wäre. Dabei wird den starken Getränken des Wirts, dem Whisky, Brandy, Rum, Arac, Punsch eifrig zugesprochen, und die Bewegung in der Frauenwelt, die sich in den Vereinigten Staaten gegen den Mißbrauch der geistigen Getränke herausgebildet hat und in den sonderbarsten Auftritten äußert, ist durchaus gerechtfertigt. Ein Zeitungsblatt, das wir zur Hand nehmen, enthält u. a. die Bemerkung, daß in Chicago 25000 junge Leute von weniger als 16 Jahren die Schenkräume besuchen — gewiß eine Zahl, die zu ernstem Nachdenken anregen sollte. Wer die Männer beim Genuß der Spirituosen beobachtet, dem wird es kaum noch verwunderlich erscheinen, daß sie alle ohne Ausnahme im höchsten Grade nervös sind. Dieses Übermaß muß in der Nervenerregung und -zerrüttung vollenden, was die endlose Hatz im Geschäftsleben nicht schon fertig gebracht hat. Wir treten wieder auf die Straße und wundern uns von neuem über so manches Auffallende im Treiben der amerikanischen Männerwelt; da rennt z. B. einer in höchst origineller Hausjacke vom sonderbarsten amerikanischen Schnitt über die Straße, dort ein anderer gar in Hemdsärmeln und hier ein dritter, den wir in Europa als flotten Offizier kannten, der aber in jeder Beziehung vollständig Amerikaner geworden und jetzt bei einer Eisenbahn bedienstet ist, in einer gestrickten Weste; auf dem linken Arm hält er sein Knäbchen, in der rechten Hand trägt er einen Krug mit Bier, den er im benachbarten Restaurant holte. Es begegnet uns wohl auch ein Herr, von dem wir wissen, daß er ein einflußreiches Mitglied des Senates ist, mit einem Netz in der Hand,

worin sich Gemüse, Früchte u. dergl. befinden; der gute Mann kommt vom Einkauf zurück, während sich die Frau Gemahlin daheim im Schaukelstuhl wiegt. Ländlich, sittlich!

Unheimlich ist für den unerfahrenen Neuling die Nacht in New-York. Dann beginnt das Verbrechergesindel der Riesenstadt, das sich aus dem Abschaum aller Nationen zusammensetzt, seine schreckliche Thätigkeit. Es kommt sogar am hellen Tage vor, daß Menschen in belebten Straßen ermordet und beraubt werden; in der Dunkelheit aber wird die Ernte noch ergiebiger. Die Scheußlichkeiten, die im Schutze der Nacht verübt werden, erinnern an das Schauerlichste, was menschliche Bestialität je geleistet. Kein Lebensalter ist vor den entsetzlichen Verbrechern sicher; junge Mädchen, arme alte Männer und Frauen fallen ihnen gleichmäßig zum Opfer. Wer seinem Äußeren nach irgendwie vermuten läßt, daß er im Besitz einer wohlgefüllten Börse, einer goldnen Uhr, einer wertvollen Busennadel ist, der mag sich in New-York bei Nacht hüten. Die öffentliche Sicherheit in der Stadt ist zu dieser Zeit keinen Schuß Pulver wert; die Stadt gleicht eben einem großen Bau, in dem sich Rattenlöcher ohne Zahl befinden; aber statt der widerlichen Nager hausen in den Lasterhöhlen und scheußlichen Schlupfwinkeln des großen Gemeinwesens vertierte Bösewichter, denen ein Menschenleben nicht mehr wert ist, wie eine taube Nuß. Vermehrt wird die Gefahr für Leben und Eigentum der ordnungsliebenden Bürger noch durch die wunderbare amerikanische Gerechtigkeitspflege, die nicht selten die tollsten, unglaublichsten Dinge zeitigt. Es fällt z. B. einem angetrunkenen rohen Burschen abends, wenn du ruhig an ihm vorübergehst, ein, mit dem Revolver nach dir zu schießen. Du rufst, da du keine Waffen hast, um Hilfe; die Polizei erscheint, man nimmt den rüden Gesellen fest. Aber vor Gericht kommt er, weil er dich nicht getötet hat, mit einer gelinderen Strafe weg, als wenn er einen Diebstahl begangen hätte, ja, es kann sich wohl gar ereignen, daß das gemeingefährliche Subjekt mit einer bloßen Strafrede vom Richter entlassen wird; bist du doch nur ein Fremder, während der Angreifer ein freier amerikanischer Bürger ist. Ein andermal gehst du ruhig in später Stunde in einer Hauptstraße heim; da entsteht hinter einem geschlossenen Ladenfenster großer Lärm, die Thüre zum Ladenraume wird aufgerissen, man ruft nach der Nachtwache. Sie erscheint und arretiert einen frechen jungen Bengel von etwa 17 Jahren, der den Versuch machte, mittelst Benutzung des Fensterchens über dem eigentlichen Ladenfenster in den Laden einzubrechen und die Kasse zu plündern, wie es das hoffnungsvolle Früchtchen in den vorhergehenden Nächten mit sämtlichen Läden in der Nachbarschaft gemacht hat. Doch die Inhaber des noch nicht lange bestehenden Geschäftes, zwei wenig bemittelte Deutsche, faßten Verdacht und legten sich auf die Lauer. Als der Marder wirklich erschien und schon mit halbem Leibe in dem dunkeln Raume war, packten ihn die kräftigen Leute, zogen ihn vollends herein und walkten ihn zunächst gründlich durch, worauf sie ihn der Polizei übergeben. Solche

Nachtscenen sind noch verhältnismäßig harmlos, viel, viel schrecklicher andere, bei denen es sich um Leben und Tod handelt. Still liegt die Straße, die Schritte eines einsamen Wanderers nur hallen gespenstisch von den Wänden der Häuser wider. Da bohrt sich plötzlich, aus dem Dunkel eines Vorsprunges herausschießend, eine Klinge in des Ahnungslosen Herz; blitzschnell haben die beiden Banditen den Sterbenden seiner Wertsachen beraubt, und wenn die Wächter des Gesetzes auf seinen Todesschrei herzueilen, können sie nur feststellen, daß das Verbrechertum ein neues Opfer zu den ungezählten früheren gesellt hat. Ein andermal mußt du vielleicht am Ufer des Flusses entlang gehen, während die Nacht ihren schweren Schleier schon auf die schlummernde Welt gesenkt hat. Da wird plötzlich die ganze Umgebung eines der hier vor Anker liegenden Schiffe mit blendend weißem Lichte überstrahlt. „Was bedeutet das?“ fragst du erstaunt, besorgt. Ein Bot, das emsig im Wasser schwimmt und dicht am Ufer zwei schwimmende Männer einholt und festnimmt, macht dir die Sachlage mit einem Schlage klar: die Polizei hat eine Nachtjagd auf Flußdiebe unternommen und glücklich ausgeführt; zehn der spitzbübischen Gesellen befinden sich in ihrer Hand. Am andern Morgen kannst du die Beschreibung des glücklichen Feldzuges mit allen Einzelheiten in der Zeitung lesen. Wochenlang schon hatten die frechen Wichte ihr Unwesen in der dreistesten Art getrieben; nun sind sie, nachdem sie ein Schiff erklettert und den wachthabenden Matrosen niedergeschlagen hatten, festgenommen und für etliche Zeit wenigstens unschädlich gemacht worden. Noch greulicher ist das Handwerk eines Menschen, den man in den Kreisen der Verbrecher mit dem Namen „der Leichen-Bob“ bezeichnet; er schleicht sich nachts auf die Friedhöfe, gräbt Tote aus und — verkauft sie an Studenten der Medicin, damit diese ihre anatomischen Studien daran machen können.

Doch genug von diesen Nachtseiten! Erquicken wir uns noch durch ein wohlthuenderes Bild, durch einen Blick in das Haus des besser bezahlten, wohlhabenden Arbeiters, der in Amerika den Mittelstand bildet! Er wohnt freundlich, ist behaglich eingerichtet und führt ein verhältnismäßig angenehmes Dasein. Die Kinder werden gut erzogen, für ihre Ausbildung bringen die Eltern jedes, auch das schwerste Opfer. Die Sicherheit der Existenz sucht man den Kindern dadurch zu schaffen, daß jedes in einem anderen Gewerbe ausgebildet wird. Stockt dann das Geschäft einmal nach der einen Richtung hin, so hat die Familie wenigstens die Möglichkeit, sich ihren Unterhalt durch Thätigkeit in einer anderen zu erwerben. Auf begabte, charaktervolle Knaben blickt ein solcher Vater mit ganz besonderem Stolze, für ihre geistige Ausbildung thut er alles, was irgend in seinen Kräften steht. „Der Bursche hat das Zeug dazu, einmal Senator, ja Präsident zu werden!“ — diese Überzeugung rechtfertigt alle Ausgaben für gediegenen Unterricht.

Bevor wir New-York verlassen, besuchen wir den schönen Friedhof in Brooklyn noch; er zeigt uns ein eigentümliches, wohlthuendes Bild

mit seinen schön bewachsenen Hügeln, seinen lauschigen, stillen Plätzchen, seinen lieblichen Aus- und Ansichten. Hier und dort schimmert ein ruhiger Weiher, in dessen Mitte ein Springbrunnen seinen ewig spielenden Strahl emporsendet; unvergleichlich schöne Baumgruppen neigen sich über die stillen Wasser, ragen am grünen Hang des Hügels, auf dessen Gipfel ein prächtiges Denkmal leuchtet. Hier ist's nicht, wie im alten Europa, wo jedes Fleckchen Erde kostbar ist; man hat den Entschlafenen allen genügend Platz gestattet, in Frieden nebeneinander zu ruhen — Amerika hat noch Raum für seine Kinder. Das nachfolgende Totengeschlecht macht dem voraufgegangenen die letzte Ruhestätte nicht streitig, wie es bei uns leider bereits der Fall ist und mit dem Wachsen der Bevölkerung immer mehr werden wird. Wahrhaft fürstlich ist die Pracht der Marmordenkmale, die überall in mattschimmernder Herrlichkeit aus dem Grün hervorblinken; das Material, aus dem diese Monumente gearbeitet wurden, ist meist überaus kostbar, sodaß man durch seine massenhafte Benutzung nicht selten das Gefühl bekommt, es sei des Guten zu viel gethan, man habe verschwendet. Auch auf dem Friedhofe bleibt Amerika dem Grundzuge seines Wesens treu; selten finden wir die stilvolle Reinheit der Arbeit, den künstlerischen Reichtum der Formen, den wir in Europa auf den Gottesäckern der Großstädte sehen. Dennoch ist der Gesamteindruck, den wir von den zahllosen Obelisken, Kreuzen, Sarkophagen empfangen, ein überaus wohlthuender, was sicher nicht allein von der natürlichen Schönheit des Platzes, sondern auch von der Fülle der aus edlem Marmor gebildeten Denkmale herrührt. So hat dieser Ruheplatz der Toten etwas Vornehmes und zugleich etwas Licht-Freundliches, das uns beruhigend anmutet. Noch bestrickender aber wirkt der Zauber, den ein Rundblick von einem der hochgelegenen Punkte auf das Herz ausübt. Diese Rundschau über die langen Häuserreihen von Brooklyn, über die Riesenstadt New-York mit ihren leichten Brücken, ihren ragenden Türmen, ihren stolzen Palästen, über die fernen blauen Höhen und über den prächtigen Hafen ist unvergleichlich. Dort draußen bewegtes, hastiges, lärmendes Leben, tosende Eisenbahnzüge, rollende Fuhrwerke, segelnde Schiffe — hier tiefe, ungestörte Ruhe! Kein Signallaut der Schiffe, kein schriller, verwirrender, tobender Lärm des Verkehrslebens dringt in den Frieden der traulichen Stätte, wo die nervösen, hastigen, ewig in fieberhafter Spannung lebenden Menschen dieser eigentümlichen Welt endlich Ruhe gefunden haben.

Doch die milde Frühjahrszeit ist verflogen, der Sommer mahnt uns durch seine schier unerträgliche Hitze, der Millionenstadt am Hudson den Rücken zu kehren. Kaum erscheint es uns in dieser Tropenglut glaubhaft, daß, wie deutsche Freunde erzählen, im Winter schneidende Kälte hier die Herrschaft führt, daß die Umwandlung der Gegend aus einer nordischen Winterlandschaft in einen glühenden Tropenbezirk oft im Laufe einer einzigen Nacht vollzogen wird. Auch in klimatischer Hinsicht sind die Vereinigten Staaten ein Land der schroffsten Gegensätze; so

schrecklich die Winter in den nördlichen Strichen durch ihre ertötende Kälte, ihre rasenden Schneestürme werden, ebenso furchtbar wirken die Sommer, selbst in den nördlichsten Bezirken, durch ihre unerträgliche Hitze. Wir empfinden jetzt die Schönheit der milden Jahreszeit im vollsten Maße, aber mit Seufzen auch ihre Unannehmlichkeiten. Wohl entzückt uns die lichte Bläue des Himmels, die Pracht des Abendrotes, das Hin- und Herschwirren der Kolibris, dieser lebendigen Edelsteine, im blendend hellen Glanze der Sonne, das Spiel der Feuerfliegen im Dunkel der Nacht — aber doch sehnen wir uns aus der entsetzlichen Glut heraus. Alles leidet darunter; Männer, Frauen, Kinder wedeln sich beständig mit dem breiten Palmblattfächer Kühlung zu. In den Gerichtssälen, im Theater, selbst in der Kirche ist dieser Kühlungsapparat in fortwährender Thätigkeit; der Fußgänger, die Dame in der eleganten Kutsche, die Leute in den Eisenbahnwagen und im Omnibus, der Karrenfuhrmann, der Polizist, der Millionär in seiner Geschäftsstube — sie alle fächeln sich mit Ernst und Eifer Erfrischung zu. Daß der Winter hier fast so strenges Regiment zu halten pflegt, wie im hohen Norden, verraten uns die Eismassen, die aus der Zeit seiner Herrschaft, zur Labung der schmachtenden Bevölkerung in der Sommerglut, aufbewahrt worden sind. Das Wasser der 45 Meilen langen Leitung wäre, weil allzu schal und matt, ohne Eis völlig ungenießbar; Fleisch und Butter ließen sich ohne dieses Kühlmittel überhaupt nicht halten. Deshalb spielt das Eis im Handelsleben der Stadt eine sehr wichtige Rolle. Mit großen Eisklumpen gefüllte Karren rollen schon in der Frühe durch die Straßen; laut schreit der Führer dieser Fahrzeuge seine kalte Ware aus, jeder Familie, die die Mittel hat, sich solchen Luxus zu gestatten, Klumpen von mehr als 2 Kubikfuß der kristallenen Masse an die Thüre stellend. Die wenig Bemittelten kaufen sich ihren Bedarf in kleinen Portionen beim Krämer. Welchen Umfang der Eisverbrauch in der heißen Zeit erlangt, sehen wir daraus, daß eine sehr einfach lebende Familie von 5 Personen täglich etwa 15 Pfd., ein Gasthof 2000 Pfd., eine größere Konditorei wohl an 10000 Pfd. in dem gleichen kurzen Zeitraume nötig hat. Gefrorenes aller Art ist, verschieden im Werte, für den reichen Geldmann wie für den schlichten Arbeiter zu haben. Wandernde Sorbethändler, Trinkstände an den Straßenecken und auf den freien Plätzen, die Schenkstuben der zahlreichen Wirtschaften bieten dem lechzenden Fuhrmann, dem heiseren Zeitungsjungen, dem umherziehenden Krämer billige, köstliche Erfrischung. Niemals wird es in den kühlen Hallen der Gasthöfe, in den Trinkstuben während solcher heißen Zeit völlig leer. Die Faulpelze und Gauner aller Art dürfen hier unbesorgt, ohne etwas anderes, als ein wenig Sorbet zu verzehren, auf dem Sofa liegen, sich im Schaukelstuhle rekeln und Cigarren dazu rauchen. Während der heißesten Zeit kommen alltäglich Fälle von Sonnenstich in der glühenden Stadt vor und enden fast immer mit dem Tode. Abends in der Kühle, namentlich nach Theaterschluß, strömt die unzählbare Menge, nach Erquickung lechzend, in die

großen, prachtvollen Säle der Konditoreien. Wenn ein Schwarm der Gäste sich daraus entfernt, kommt ein anderer; bis Mitternacht dauert das rege Leben in den herrlichen Räumen mit den vergoldeten, prächtig gemalten Decken, den kolossalen Spiegeln, der Flut hellen Lichtes, mit dem köstlichen Duft tropischer Blumen und Früchte. Die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Damenkleidung vollendet das glanzvolle Bild. Am andern Tage aber lechzen alle diese lebhaften Menschen wieder matt in der entsetzlichen Glut.

Fort ins weite Land hinein, weg aus der glühenden Küstenlandschaft! Der fieberhafte Unternehmungsgeist der Amerikaner hat Mittel und Wege die Menge geschaffen, in kürzester Frist riesige Flächen zu durchjagen. Die Union besitzt gegenwärtig ein Eisenbahnnetz, das den ungeheuren Raum wie ein Spinnengewebe überzieht. Die Länge der Schienenwege übertrifft die der Bahnen von Deutschland, Frankreich und Großbritannien zusammen, denn bereits 1880 stellte es die Riesenzahl von 93 704 englischen Meilen dar. Etwa 600 verschiedene Gesellschaften sind Erbauer und Besitzer dieser Bahnen. Von San Francisco und San Diego am Stillen Ocean bis nach Richmond und New-York führt das Dampfroß den Reisenden heute schon in rasendem Fluge durch Sümpfe und Wälder, durch Prairien und über Gebirge von der Höhe unserer Alpen, über Ströme und tiefeingerissene Schluchten in verhältnismäßig außerordentlich kurzer Zeit. Und ebenso können wir erstaunlich schnell von den Städten des äußersten Nordens nach der Mississippimündung und anderen Gegenden des Südens gelangen. Wir haben nur nötig, uns einen der guten gedruckten Eisenbahnführer zu kaufen, um zu erkennen, in wie vielerlei Richtung wir die Weltstadt des Ostens verlassen können.

Wir verbringen den letzten Abend im Kreise deutscher Freunde bei Münchner Bier, das sich auch in Amerika großer Beliebtheit erfreut, in einem deutschen Lokale. Die wohlmeinenden Männer öffnen ihre Schatzkästlein guten Rates, den sie infolge von mancherlei verschiedenartigen, zum Teil recht unangenehmen Erfahrungen gesammelt haben; jeder will dem scheidenden Landsmanne noch Liebe und Freundlichkeit erweisen.

„Hüten Sie sich, wenn Sie an Wechselstationen kommen, in einen falschen Wagen zu steigen!“ mahnt der alte Wohlgemuth, ein biederer Pfälzer. „Solcher Fehler ist hier schwer gut zu machen und kann deswegen sehr leicht vorkommen, weil wir in Amerika eine ganz erstaunliche Armut an Ortsnamen haben und viele Städte denselben Namen führen. Es giebt z. B. gleich ein ganzes Dutzend Rom, Paris, London, Kalkutta u. s. w., und die Zahl der Washingtons ist bereits Legion.“

„Und seien Sie auch sonst in jeder Hinsicht vorsichtig,“ fügt der schlichte Zimmermaler hinzu, der sich durch Fleiß und Umsicht zum wohlhabenden Manne emporgeschwungen hat. „Es ist nach deutschen Begriffen geradezu unglaublich, wie leichtsinnig man die Bahnen hierzulande baut; die betreffende Gesellschaft macht es eben ganz, wie sie will, niemand übt Kontrolle. Weil aber der Amerikaner alles schnell ausführen will, geht es

auch bei solcher Eisenbahn-Anlage Hals über Kopf. Gründliche, sorgfältige Arbeit ist dabei fast unerhört. Unsere Eisenbahnen machen Curven, die Unglücksfälle veranlassen müssen, so stark sind sie gekrümmt, obwohl die Schienen darauf eingerichtet sind, Unfälle zu vermeiden. Auch die Steigungen sind erstaunlich stark, so stark, daß man daheim im alten Deutschland verbieten würde, so zu bauen. Auf Anhöhen jagt der Zug meilenweit am Abgrunde hin; wer da hinabstürzt, dem thut niemals wieder etwas weh. Die Schienen sind manchmal bloße Streifen Walzeisen, die mit Nägeln ohne Köpfe auf den Balken „festgenagelt“ werden. Wirft sich nun das Holz, so springt das Eisen eine halbe Spanne hoch davon ab. Kommt der Zug dann von hinten, so drückt er die Schiene nieder, stößt er aber von vorn daran, so bricht entweder das Eisen, oder der Zug wird aus dem Geleise geworfen. Grauenhaft leichtsinnig sind auch die elenden Holzbrücken über die Flüsse konstruiert; fast jede Woche stürzt eine davon zusammen. Aber immer wieder baut man so wohlfeil wie möglich, das heißt: schlecht. Von Bahnwärtern, regelmäßigem Telegraphendienst und ähnlichen Sicherheits-Vorkehrungen ist meist keine Spur vorhanden. An Stellen, wo Wege über das Bahngeleise führen, nicht selten unmittelbar vor einer verdeckten Biegung des Schienenstranges, steht nur eine Tafel, worauf trocken gefordert wird, auf die Lokomotive zu achten. Ist's ein Wunder, daß an solchen Plätzen immer wieder Fußgänger und Fuhrwerke überfahren werden? Doch solche Lappalien beachtet man hier nicht! Führt die Bahn durch Wälder und Wiesen, so kommt es nicht selten vor, daß sich Kühe oder Pferde dem Zuge in den Weg stellen, überfahren werden, aber die Wagen auch zum Entgleisen bringen. Neuerdings ist vorn an der Lokomotive eine Vorrichtung angebracht, die solche Hindernisse auf die Seite schleudert. Die Schwellen sind meist ganz roh zugehauen, so, wie sie der Holzspalter im nächsten Walde liefert; man nimmt es auch durchaus nicht sehr genau mit Einhaltung des Abstandes zwischen ihnen. Auf sumpfigem Boden gebraucht man die einzige Vorsicht, sie etwas enger zu legen; aber wenn der Zug über solche Strecken hinbraust, spritzt thatsächlich das Sumpfwasser zwischen den Holzlagern empor.“

„Wir haben aber ein Kongreßgesetz, wonach kein Zug mehr als 20 englische Meilen in der Stunde fahren darf,“ bemerkt ein anderer beruhigend, da er sieht, daß es uns bei solchen Auseinandersetzungen unbehaglich wird. „Die Geschwindigkeit ist also durchaus nicht so groß, wie draußen in der Welt immer behauptet wird. In England läuft ein Zug 36—56 Meilen in der gleichen Zeit.“

„Was hilft das langsamere Fahren, so lange die unsinnigen Krümmungen, der liederliche Bau fortbestehen?“ sagt der Maler achselzuckend. „Die Zahl der schweren Unglücksfälle auf unseren Bahnen ist zur Schande der Nation noch entsetzlich groß. Heute bricht eine der erbärmlichen Brücken zusammen, und der ganze Zug stürzt in den reißenden Fluß, oder in eine enge Schlucht; morgen entgleist ein Zug, und Hunderte

kommen dabei ums Leben, oder werden wenigstens verstümmelt; übermorgen rempelt ein Zug einen andern an einer Stelle, wo sich zwei ganz verschiedene Bahnlinien rechtwinklig kreuzen, an, und ein gräßliches Unheil ist die Folge. Aber das alles macht nichts; die fürchterlichste Katastrophe wird über Nacht schon vergessen. Ich habe Ihnen hier eine Zusammenstellung mitgebracht, um Ihnen zu zeigen, wie bodenlos liederlich die Eisenbahn-Gesellschaften sind, wie brutal sie mit dem Leben der Reisenden umgehen."

Er zieht eine jener großen Zeitungen, mit denen man einen Tisch vollständig bedecken kann, aus der Tasche und liest: „Nach ganz genauen Ermittlungen über die Zahl der Eisenbahnunfälle in unserem Lande während des Jahres 1892 haben sich folgende grauenhafte Thatsachen ergeben. Die Zahl der Beamten, die getötet wurden, war zwar geringer als 1891, betrug aber immer noch 2554. Verwundet und verstümmelt wurden mehr Angestellte, als im vorhergehenden Jahre, nämlich 28267; das macht mit den Umgekommenen eine ziemlich ansehnliche Armee, mit der wir Mexico wohl erobern könnten. Rechnet man die getöteten und verwundeten Reisenden hinzu, so steigt die Zahl noch beträchtlich. Die Zahl der umgekommenen Passagiere betrug 1891 nur 293, im letzten Jahre aber 366. Verletzt wurden 3227 Reisende im Jahre 1892, im vorhergehenden Jahre nur 2972; sonach ist in beiden Beziehungen eine bedauerliche Zunahme zu verzeichnen. Auf je 322 Beamte kam ein tödlicher Unfall, auf je 29 der Angestellten schon eine Verletzung. Von je 1 491 910 Passagieren ward einer getötet, von je 173 833 Passagieren einer verletzt. Die größte Zahl der Unfälle, von denen Beamte betroffen wurden, ereignete sich beim Koppeln und Loskoppeln von Wagen. 378 Beamte wurden bei Versehung dieses Dienstes getötet, 10 319 verletzt. Das sind doch furchtbare Zahlen, die uns veranlassen müßten, dem himmelschreienden Unfug endlich ein Ziel zu setzen!"

„Ja, es ist etwas Schönes um die Schnelligkeit," nimmt der alte Wohlgemuth wieder das Wort, „aber sie muß mit Sicherheit vereinigt sein, soweit das eben möglich ist. Und darin hapert es bei uns; wir kommen allerdings schnell vom Fleck, sind aber ständig in Gefahr, auf irgend eine Art ums Leben gebracht zu werden. — Vergessen Sie unterwegs niemals, daß jeder Zug eine Anzahl der verkniffensten Gauner enthält, die es namentlich auf die „Grünen", die der Landesverhältnisse noch unkundigen Fremden, abgesehen haben. Man macht sich mit der Einladung zu einem harmlosen Kartenspielchen heran und rupft Sie, wenn Sie annehmen, in der niederträchtigsten Weise. Ein anderer „wohlmeinender" Mann sucht Ihnen irgend etwas Wertloses aufzuschwindeln, z. B. ein teures Minenpapier, das gerade genug Wert hat, um das Feuer damit anzuzünden, oder vielleicht auch das Recht, einen von ihm erfundenen unvergleichlichen Schaukelstuhl, eine Waschmaschine oder dergleichen in einem bestimmten Staate allein anzufertigen. Lehnen Sie dann ja immer kühl ab!"

„Noch ängstlicher seien Sie, wenn Ihnen etwa ein Mitreisender seine Flasche mit der Miene aufrichtigen Wohlwollens bietet und Sie freundschaftlich einlädt, einen Schluck daraus zu thun!“ fährt der Zimmermaler fort. „Gar nicht selten ist ein solcher zuvorkommender Reisegenosse ein großer Schurke, der sein Getränk mit irgend etwas Betäubendem versetzt hat. Nehmen Sie sein Anerbieten an, so schlafen Sie bald, von unbezwingbarer Müdigkeit überwältigt, ein, und wenn Sie erwachen, ist der Gauner mit Ihrer Uhr und Brieftasche verduftet.“

„Noch größer scheint mir eine andere Gefahr,“ fällt hier ein noch junger Kaufmann, der als Reisender eines großen Nähmaschinengeschäftes weit herumkommt, ein. „Als ich vor einem Jahre einmal aus Chicago zurückkehrte, wurde unterwegs ein junger Mensch vermißt, den man zuletzt in der Abenddämmerung mit mehreren feingekleideten Herren auf der Plattform des Wagens hatte stehen sehn. Niemand konnte sich sein Verschwinden erklären, bis auf einer der nächsten Stationen die vom Telegraphen überbrachte Nachricht einlief, er sei auf der Strecke ausgeraubt und tot gefunden worden. Inzwischen waren die feinen Herren, die bei ihm gestanden hatten, plötzlich auch unsichtbar geworden und nirgends mehr zu finden. Nun war der Zusammenhang klar; die erbärmlichen Wichte hatten den bedauernswerten Jüngling mit ein paar flinken Griffen ausgeraubt und dann vom Zuge gestoßen. Im Getöse der rollenden Wagen war sein Todesschrei ungehört verklungen.“

„Entsetzlich,“ rufen wir. „Das ist ja schlimmer, als in den Abruzzen!“

Man zuckt die Schultern. „Wir haben allzu viel Gaunergesindel hier,“ erklärt Wohlgemuth. „Taschendiebe, Schwindler, Spieler, Straßenräuber, Mörder aus aller Herren Ländern strömen hier zusammen. Sie plündern den Farmer, den einfachen Mann vom Lande, den unerfahrenen Fremden mit größter Seelenruhe und unglaublicher Geschicklichkeit. Geben Sie unterwegs auch recht auf die Unterbringung Ihrer Wertsachen während der Nacht acht! Die Amerikaner lassen sie meist in den Kleidern, die auf die Bettdecke gelegt werden. Dann haben es die Diebe aber sehr bequem. Viel besser ist's, man legt Uhr, Börse und dergl. Dinge dicht am Wagenfenster unter die Matratze.“

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen vergeht der Abend. Wir nehmen freundlich Abschied von den biederen Landsleuten, die sich das treue deutsche Herz bewahrt haben, wenn in ihrem Wesen und Benehmen auch manches kühl amerikanisch gemahnt. Der Strom des Amerikanertums verschlingt eben binnen kurzer Zeit alles Fremdartige; kein Volk vermag seine Eigenart darin dauernd zu behaupten, am wenigsten der Deutsche. So sind auch unsere Freunde bis zu einem gewissen Grade Amerikaner geworden; aber die herzlichere, wärmere Art des Fühlens und Sichgebens ist geblieben. Was sie uns über das Reisen auf amerikanischen Bahnen sagten, ihre nach unseren bisher gesammelten Erfahrungen durchaus berechtigt erscheinenden Mahnungen haben unsere Reiselust durchaus nicht vermehrt.

In unruhigen Träumen, worin Gaunertum und Eisenbahnunfälle beständig mit einander abwechseln, wälzen wir uns während der heißen Nacht auf unserem Lager, gegen Morgen wenig erquickt erwachend.

Jetzt zur Eisenbahn in Hoboken! Rechtzeitig gelangen wir im Bahnhof an und haben Zeit, uns das bunte Leben und Treiben, sowie den harrenden Zug noch etwas zu betrachten. Die Spurweite der Schienen ist größer als daheim, die Wagen besitzen größere Breite und wohl die doppelte Länge der unsrigen. Beim Eintreten in einen Wagen zweiter Klasse gewahren wir ferner, daß die Waggons auch höher und zum Durchgehen eingerichtet sind. In keinem fehlt Ofen, Abort und Trinkwasser.

Nun setzt sich die Lokomotive, ein gewaltiger Koloß, prustend und keuchend in Bewegung, bereit, mit der schaufelähnlichen Vorrichtung an ihrem Vorderteil jeden hindernden Gegenstand von den Schienen zu schleudern. Von Bahnwärtern und Barrieren ist keine Spur zu entdecken. Eine Glocke an der Lokomotive mahnt die Leute von Zeit zu Zeit, die Schienenwege nicht zu betreten. Mit der Bequemlichkeit ist's auf den meisten amerikanischen Bahnen durchaus nicht so weit her, wie Großsprecher ausschreien; die Aborte und das Vorhandensein des Trinkwassers sind die einzigen Annehmlichkeiten, die sie vor unseren Bahnen voraushaben. Was Heizung und Beleuchtung der Wagen, sowie die Möglichkeit, unterwegs bequem zu schlafen, betrifft, so sind wir den Amerikanern darin sogar entschieden überlegen. Wir dürfen nicht einmal die Füße zum Ruhen auflegen, und die zum Umklappen eingerichteten Sitze sind jetzt sogar gesperrt, wodurch die Reisenden gezwungen werden, zu zwei und zwei in den engen Sitzreihen zu verharren und steif nach derselben Seite zu blicken. Auch die Fahrgeschwindigkeit ist hier keineswegs so groß, wie häufig mit hochtönenden Worten behauptet wird. Hören und Sehen vergeht uns dabei durchaus nicht. Der sogenannte Expreßzug kommt sicher nicht rascher vorwärts wie ein deutscher Schnellzug, und die gewöhnlichen Züge übertreffen unsere gemütlichen deutschen Bummelzüge höchstens eine Kleinigkeit an Raschheit der Fahrt.

Nun hält der Zug an der ersten Station; pünktlich, wie er abfuhr, läuft er ein, wartet genau die festgesetzte Zeit und dampft dann weiter. Obwohl viele Passagiere aus- und einsteigen, giebt es doch kein Geschrei und Drängen auf dem Bahnhofe; jeder beachtet eben das amerikanische Losungswort: „Hilf dir selbst!“ und sucht sich seinen Platz in Ruhe und Ordnung. Der Nachzügler wird unbarmherzig zurückgelassen, wenn er es nicht vermag, noch während des Davonrollens auf eins der hohen Trittbretter zu springen.

Unerquicklich ist die Nacht; von der Bequemlichkeit und den unvergleichlich praktischen Einrichtungen, die auf sämtlichen amerikanischen Bahnen zu finden sein sollen, bemerken wir wenig. Alle Plätze sind besetzt, der Raum zwischen den Sitzreihen ist mit Gepäckstücken aller Art vollgestopft. Mindestens viermal wechseln die Schaffner; wenn die neu-

antretenden ihren Dienst beginnen, haben sie mühsam über das Gepäck wegzuklettern, um zu den einzelnen Reisenden zu gelangen, die alsdann ziemlich rauh aus dem ohnehin leichten Halbschlummer aufgerüttelt werden. Wie kann unter solchen Verhältnissen von Nachtruhe die Rede sein?

Nun führt uns der Zug durch die mit Recht gepriesenen schönen Landschaften Pennsylvaniens; aber wir können uns nicht so dafür begeistern wie der Amerikaner. Es fehlt diesen Gegenden etwas, fehlt jener unsagbare, geheimnißvolle Reiz, den Geschichte und Sage über unsere lieblichen deutschen Gegenden verbreiten. Da ist keine Kloster- oder Burgruine, die stumm und doch beredt von alter, längst vergangener Zeiten Macht und Herrlichkeit erzählt; da ist kein Fels, kein Berg, kein ehrwürdiger Baum, keine Quelle, kein Strudel im Fluß, woran die Sage das oder jenes wundersame Geschehnis, die oder jene wunderbare Eigentümlichkeit knüpft. Die duftigen Gewinde, womit in der Heimat unzählige Gegenden und Dinge geschmückt sind, fehlen in diesen, von gesitteten Menschen erst seit so verhältnismäßig kurzer Zeit besiedelten Gebieten ganz; und das Volk, das hier daheim ist, zeigt sich seinem ganzen Wesen nach überdies nüchtern, praktisch, allem Romantischen kühl abgeneigt. Sein Götze ist der rollende Dollar; der aber duldet keine anderen Götter neben sich, weder lustiges Zwergengesindel noch gewaltthätige Riesen, weder leichtschwebende Elfen noch wunderthätige Feen, weder neckische Waldgeister noch verführerische Flußjungfrauen.

Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen gelangen wir in den schönen Staat Ohio, genannt nach dem Flusse gleichen Namens, den die Franzosen einst bewundernd mit Recht „la belle rivière“ (der schöne Fluß) tauften. Hier erweckt so manches Erinnerung an das ferne Vaterland, hier wird es uns fast zu Mute, wie wenn uns deutsche Luft umwehte. Ganz gewiß trägt dazu auch der Gedanke bei, daß hier die meisten deutschen Farmer wohnen. Die ganze Bahnstrecke entlang folgt eine schöne Siedelung auf die andere, behäbigen Wohlstand der Besitzer verratend. Ja, das sind deutsche Männer, Frauen und Kinder, die wir zahlreich zu Gesichte bekommen! Sie haben sich, auch in ihrem Äußern, amerikanisiert; aber die Eigenart des germanischen Stammes ist doch noch nicht völlig verloren gegangen.

Chicago, die Nebenbuhlerin aller großen amerikanischen Städte, ist erreicht. Sie hat im Jahre 1893 die Augen der ganzen gebildeten Welt auf sich gelenkt und Millionen von Neugierigen und Wissensdurstigen angelockt, denn in ihr prangte die große Weltausstellung, die zur Erinnerung an die Entdeckung des Weltteils (durch Christoph Columbus) ins Leben gerufen ward. Doch nicht aus diesem Grund allein verdient sie, daß wir uns einige Zeit in ihr verweilen. Gehört sie doch, wie San Francisco und unzählige andere Städte der Union, zu den Ortschaften, die wie durch Zaubergewalt aus dem Boden emporgewachsen sind und heute eine Stellung einnehmen, die Gegenstand des heftigsten Neides ist. Im Jahre 1830 gegründet, zählt Chicago jetzt über eine

Million Einwohner; das ist wieder Beispiel eines Wachstums, wie es in der Welt selten zu finden sein dürfte. Und die schöne Stadt verdient den Ehrenplatz, den sie unter den großen Gemeinwesen der Vereinigten Staaten einnimmt. Mit ihren vielen eleganten Straßen macht sie sofort beim Betreten einen entschieden günstigen Eindruck auf uns, einen weit günstigeren, als alle anderen bisher gesehenen Städte der Union.

Chicago liegt am Südwestende des Michigansees auf einem Gebiete, das die Union von den Sack- und Foxindianern käuflich erworben hat; 30 Ansiedler stellten 1829 seine Einwohnerschaft dar. Nach einem blutigen Kampfe mit den genannten Stämmen der Eingeborenen, die das Land ihrer Väter nicht räumen wollten, dann aber über den Mississippi zurückgedrängt wurden, entwickelte sich das neue Gemeinwesen außerordentlich rasch. 1839 zählte die Stadt 3200 Einwohner, jetzt ist sie über die Million hinaus und erfreut sich aller Vorzüge, die eine Großstadt besitzt. Lange hat sie eifersüchtig mit St. Louis, der zweiten wichtigen Stadt des Westens, um den Vorrang gestritten; während des Krieges zwischen den Nord- und Südstaaten erlangte Chicago den Sieg, weil der wichtige Handelsweg zwischen New-York und St. Louis gesperrt war. Jetzt aber teilen sich beide von neuem in den Binnenhandel, und die alte Eifersucht ist wieder erwacht. Die Lebenskraft der schönen Stadt am Michigansee hat sich namentlich nach einem entsetzlichen Brandunglück am 8. Oktober 1871 in glänzender Weise erprobt; nur kurze Zeit war sie in ihrer Entwicklung gehemmt. Zum großen Teile neu gebaut, steht sie jetzt prächtiger da, denn zuvor. Als größter Getreidemarkt der Welt, als Knotenpunkt zahlreicher Eisenbahnen und Kanäle, als Ausgangspunkt wichtiger Schifffahrtslinien hatte sie bis 1893 schon außerordentliche Bedeutung; der Glanz, den ihr die Ausstellung lieh, wird ihr Ansehen auf die Dauer noch heben. Chicago überrascht uns durch seine zahlreichen öffentlichen, zum Teil aus Marmor aufgeführten Prachtbauten; es besitzt Universität und Sternwarte, ein theologisches Seminar, eine Akademie der Wissenschaften, eine historische Gesellschaft mit einer Bibliothek von mehr als 90000 Bänden, ferner zahlreiche gute Schulen, Theater, Lese-, Konzert- und Versammlungshallen. Deutsche Landsleute finden wir hier in großer Menge und zum Teil in recht günstiger Lebenslage. Auf einer Wanderung durch die Straßen bemerken wir, daß sich dieselben rechtwinklig kreuzen und sämtlich in der Richtung von Nord nach Süd und von Ost nach West laufen. Sie sind etwa 24 m breit, mit Holzblöcken gepflastert und meist mit breiten steinernen Trottoirs versehen, manche auch durch Baumreihen geschmückt. Einige Parks im Innern der Stadt müssen als besondere Zierden genannt werden. Pferdeeisenbahnen vermitteln den Verkehr nach allen Richtungen hin. Überall, wohin wir blicken, Telegraphendrähte, Firmentafeln, Aufschriften, Namen von Geschäftshäusern, Gasthöfen, Restaurationen — ganz, wie wir's in New-York sahen. Der Boden, worauf der nördliche Teil der Stadt steht, ist dem Sumpfe abgerungen; die vor keinem

Hindernis zurückschreckenden Yankees erhöhten ihn und bauten dann darauf; das Bett des Chicagoflusses ward gleichzeitig vertieft und auf solche Art ein trefflicher Hafen gewonnen. Da gutes Trinkwasser fehlte, wurde ein Schacht, dann von diesem aus ein Stollen eine Stunde weit unter dem Seegrund hin gegraben; am Ende dieses Ganges ward ein Wasser- und Leuchtturm gebaut. Von dort aus leitete man das klare Wasser des Sees in die Stadt; hier wird es in die riesigen Wasserbehälter geführt. Obwohl diese Wasserkunst im Tage fast 80 000 000 Liter Wasser lieferte, baute man doch noch einen zweiten Tunnel in den See, denn die Parkanlagen sollten der Springbrunnen nicht entbehren. Überdies sind an den Grenzen der Stadt noch tiefe artesische Brunnen gegraben worden, die in einem Tage 1 000 000 Liter ganz vorzügliches Wasser geben. Unter dem Bett des Chicago führen zwei Tunnel hinweg, die allzugroße Hemmung des Verkehrs durch die ein- und ausladenden Schiffe verhindern sollen. Kostspielige Hafenbauten sind ausgeführt, der Michigansee ist durch einen großen Kanal mit dem Mississippi verbunden worden. Die regsame Stadt ist zugleich für die vier übrigen Riesenseen an der Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Canada Haupthafen; mittelst jener Wasserbecken besteht direkte Verbindung mit dem Lorenzstrom; mittelst des Erie-Kanals mit New-York. Die Niagara-Fälle sind durch den breiten und tiefen Cleveland-Kanal umgangen; große Seeschiffe können sonach bis Chicago hinauf gelangen. Erstaunlich ist die rastlose, umsichtige, ausdauernde Regsamkeit der Bevölkerung, die nicht allein einen großartigen Handel mit Naturerzeugnissen, namentlich mit Getreide, sondern auch sehr ansehnlichen Einfuhrhandel mit Manufakturwaren treibt und überdies bereits selbst eine sehr mannigfaltige Industrie besitzt. Die Vorstädte wimmeln geradezu von Eisenwerken, Dampfmaschinen-Bauanstalten, Fabriken zur Herstellung von Ackergeräten, von Leder, Hüten, Zucker, Tabakwaren; überall sieht man dort ungeheure Mahlmühlen, Brauereien, Brennereien, Schlacht- und Fleischversendungshäuser. Cincinnati, die bekannte „Schweinestadt“, ist im Handel mit Schweinefleisch längst von Chicago übertroffen, denn schon im Jahre 1878 betrug die Zahl der hier geschlachteten Rüsseltiere 4 593 000. Im gleichen Jahre verschickte die Stadt für 49 512 412 Dollars Speck, für 6 296 414 Dollars Pökelfleisch und für 25 552 665 Dollars Schmalz. Das großartigste Geschäft bleibt aber der Handel mit Getreide, das hier in ungeheuern Speichern aufgesammelt wird. Mancher Yankee versteigt sich in seiner Spekulationslust beim Getreideein- und -verkauf so, daß er vom reichen Manne plötzlich zum armen wird und wieder von ganz vorn anfangen muß. Jedenfalls muß aber zugestanden werden, daß sich die Bewohner Chicagos durch große Unternehmungslust auszeichnen und damit schon viel erreicht haben.

Wir sind jetzt bereits in das Gebiet der ungeheuern Wiesenlandschaften gelangt, die mit dem Namen Prairieen oder Savannen bezeichnet werden. Einst von Riesenherden zottiger Büffel, von Rudeln

stolzer Hirsche, von Wild aller in Nordamerika heimischen Arten wimmelnd, sind sie jetzt unendlich reiche Getreidekammern geworden, auf denen bereits Millionen von Menschen ein gesichertes Dasein führen. Die romantischen Zeiten, da hier noch der rote Jäger auf den Spuren der wilden Tiere oder seiner Feinde schweifte, da den Eindringling fortwährend Todesgefahr umlauerte und nicht selten urplötzlich schauerliches Kriegsgeheul umgellte, sind längst vorüber. Der jagende Indianer hat dem Ackerbau treibenden „Blaßgesicht" Raum gemacht.

Chicago liegt im Staate Illinois, in dem die zwei nördlichen Drittel seines Gesamtgebietes Wiesen sind, während der Süden von Wäldern erfüllt ist. Da mehr als ein Drittel der Einwohnerschaft von Illinois deutscher Abkunft ist und die Prairieen auch heute noch in verschiedenen Beziehungen äußerst interessant sind, dürfte eine Reise durch die ungeheuern Flächen lohnend und lehrreich erscheinen.

Schnell wird uns der Unterschied, den der Amerikaner zwischen niedrigen und hohen Prairieen macht, klar. Die niedrigen liegen unmittelbar an den Fluß- und Stromläufen und sind ungemein fruchtbar; aber der Boden birgt eine schwere Gefahr für den Ansiedler: er ist äußerst ungesund, das Fieber steigt hier immer wieder aus dem ergiebigen Erdreich auf und haucht den kecken Eindringling verderbenbringend an. Immer wieder stoßen wir in solchen Landstrichen auf Lachen und Moräste, die dem Reisenden nachdrücklich ins Gedächtnis zurückrufen, daß er in gefährliche Regionen eingedrungen ist. Die hohen Prairien sind etwa 10—30 m höher als die niedrigen gelegen und selten vollkommen eben, sondern meist wellenförmig; letztere werden von den Amerikanern rollende genannt. In den niedrigen Wiesen fehlt der Waldwuchs ganz; um die hohen dagegen zieht sich meist ein grüner Waldkranz, ja, inselgleich ragen sogar mitten in dem weiten Grasmeere Baumgruppen von größerem oder geringerem Umfange hervor.

Erstaunlich ist die Fruchtbarkeit des Bodens auf den meisten Strecken; mancher der arbeitfrohen Ansiedler berichtet uns mit Stolz, daß er die Humusschicht auf seiner Besitzung 6—7 m tief gefunden habe. Mit jenem Selbstbewußtsein, das in den Reden des Amerikaners so häufig hervortritt, versichert er uns, man werde ein halbes Jahrhundert keinen künstlichen Dünger nötig haben, um den Ertrag der Äcker auf gleicher Höhe zu halten. „In manchen Gegenden, wie z. B. bei Vincennes, liegt der Boden nun etwa hundert Jahre unter dem Pflug," erzählt uns ein solcher Farmer; „man hat ihm alljährlich Ernten abgenommen, die erstaunlich reich waren; und doch zeigt das Land noch keine Spur von Erschöpfung."

Auf uns macht die Prairie, trotz ihrer mit Recht gerühmten Fruchtbarkeit, keinen günstigen Eindruck. Aber wir müssen bedenken, daß wir in der heißen, trocknen Jahreszeit reisen; im Frühling erwachen auch diese weiten Grasfluren zu neuem, reizvollem Leben. Dann sind sie übersät mit einer Fülle der herrlichsten Blumen, von denen einzelne ja eine Zierde unserer Gärten geworden sind. Jetzt sind die Flächen einförmig, und

das Gefühl des Unbehagens beim Durchreisen wird noch vergrößert durch das widerliche Wasser, das einen unangenehmen Schwefelgeruch besitzt und nach Eisenvitriol schmeckt. Übrigens soll dieses wenig verlockende Wasser nicht ungesund sein, und die Farmer wie ihr Vieh haben sich vollkommen daran gewöhnt.

In einzelnen hügeligen Strichen meinen wir wohl, wir wandelten in einem schönen Park, worin Wiesenflächen und Baumgruppen freundlich miteinander abwechseln. An den Abdachungen der Hügelkette wuchert dichter Urwald, der sich von den europäischen Forsten in vielen Beziehungen wesentlich unterscheidet. Während bei uns in jedem Wald eine Baumart vorherrscht, stoßen wir in den Urwäldern Nordamerikas auf einen reichen Wechsel von 20—30 Baumarten. Wir treffen hier allein 26 Eichenarten, während unser Vaterland deren nur 9 aufzuweisen vermag; 18 Arten des Walnußbaumes bilden eine Zierde der Waldgründe. Andere Bäume, die uns besonders auffallen, sind der merkwürdige Tulpenbaum, viele Ahornarten, darunter der einträgliche Zuckerahorn, und die stolze Weymuthskiefer, die etwa 60 Meter hoch wird, zuweilen über 1000 Jahresringe zeigt und wertvolles Holz zum Bauen und zu Schiffsmasten liefert. Eine Eichenart trägt Eicheln von der Dicke der Hühnereier; die Frucht einer Walnußart, die Pakkapnuß, ist von einer dünnen Schale umschlossen und schmeckt sehr angenehm. Den Früchten der übrigen Walnußarten kann solches Lob nicht gezollt werden; sie haben nur in frischem Zustande Wohlgeschmack, getrocknet dagegen sind sie zu ölig. Eschen, Sassafrasbäume, Ulmen, Platanen oder Sykomoren, Eisenholzbäume u. a. finden sich in buntem Durcheinander. Die Früchte des Maulbeerbaumes erfreuen sich großer Beliebtheit. In solchen Wäldern wandern wir tagelang durch geheimnisvolles Dunkel; die Kronen der Waldriesen sind so dicht und so ineinander verschlungen, daß nur selten ein Sonnenstrahl hindurchzudringen vermag. Seit Jahrhunderten hat sich am Boden Pflanzenmoder aufgehäuft; daher kommt es uns vor, als schritten wir über ein Gebiet, auf dem Kohlen gelagert haben. Welche Triebkraft in solchem Erdreich steckt, erkennt man besonders an den wilden Weinstöcken; einzelne von ihnen haben 30 cm dicke Stämme, heben sich wohl 30 Meter hoch frei empor und breiten ihre dichtbelaubten Ranken dann über Baumkronen aus. Manche Hügel sind derart mit Weinstöcken bedeckt, daß man hier zur Zeit der Traubenreife ganze Wagenladungen voll der süßen und wohlschmeckenden, aber wenig Saft liefernden Früchte sammeln kann. In den Flußthälern und besonders fettem Boden schmecken die Beeren sauer, aber es ist zweifellos, daß sich die Pflanze durch sorgsame Pflege wesentlich veredeln lassen würde. Ein Fruchtbaum verdient besonders erwähnt zu werden, der Persimombaum. Seine Frucht ist einer gelben Pflaume sehr ähnlich und enthält mehrere Nüsse. So lange sie nicht ganz ausgereift ist, schmeckt sie bitter zusammenziehend und wird deswegen als Mittel gegen die Ruhr genossen; im Zustande völliger Reife dagegen

übertrifft sie in Lieblichkeit des Geschmackes alle unsere einheimischen Pflaumenarten. Die auffallendste Frucht aber liefert der Papawbaum, dessen Höhe selten mehr als 6 Meter beträgt. Aus seiner schönen, dunkelroten Blüte entwickelt sich eine etwa 6 cm lange und 2—3 cm dicke Frucht, die man ihrer Form nach mit einer kleinen Wurst vergleichen kann. Sie ist mit einer glatten, grünen Haut überzogen, die zur Zeit der Reife weißlich-gelbe Färbung bekommt. Im Fruchtfleische liegen zwei kleine, kastanienähnliche Kerne, deren Genuß Erbrechen erregt. Das Fleisch dagegen hat in Farbe und Geschmack etwas ungemein Verlockendes und wird namentlich von den Kindern mit Vorliebe genossen. In den Thälern wie auf den Höhen verrät das Auftreten des Papawbaumes fetten Boden. An wohlschmeckenden Pflaumen ist in den Wäldern zur Herbstzeit kein Mangel; dagegen artet unsere liebliche deutsche Zwetsche in Amerika überall aus, sie wird zur Pflaume.

Der Zuckerahorn kommt, wie wir früher bereits erwähnten, in manchen Gegenden so häufig vor, daß man sie mit dem Ausdrucke „Zuckerfelder" bezeichnet hat. Hier erntet der Ansiedler seinen Bedarf an Zucker, ohne danach zu fragen, ob der betreffende „Zuckerwald" ihm oder dem Staate gehört. Wer zuerst auf einem solchen Gebiete einheimst, der hat die Vorhand. Gegen Mitte Februar beginnt das für die Zuckerernte günstige Wetter. Die Nächte sind in dieser Zeit noch ziemlich kalt, die Tage dagegen schon recht heiß. Solch' schroffer Temperaturwechsel bringt den Saft der Bäume in sehr lebhafte Bewegung; bohrt man einen Stamm an, so fließt jene belebende Flüssigkeit förmlich aus. „Mit unserer ganzen Familie wandern wir dann wie zu einem Familienfeste in den Wald hinaus," erzählt uns ein biederer Farmer aus deutschem Blute. „Dort ist eine Hütte gebaut, worin sich eine aus rauhen Steinen aufgeführte Feuerstelle für 4 bis 5 eiserne Kessel befindet. Nun bohren wir die Stämme ungefähr 1 bis $1^1/_2$ Meter hoch über der Erde an, und zwar dicke Stämme mehrmals. In die entstandenen Löcher werden abwärts geneigte Röhrchen von Holunder eingeführt und darunter Tröge gestellt. Einer meiner Söhne fährt mit dem von unseren starken Rossen gezogenen Schlitten umher und sammelt den Inhalt der Tröge in Fässer, worauf er seine Ernte zum Feuer schafft. Dort ist meine Frau eifrig beschäftigt, das Einkochen zu besorgen. Aus einem Kessel kommt der Saft in den anderen, er wird immer dickflüssiger, und wenn er die Dicke des geschmolzenen Zuckers erlangt hat, wird er zum Erkalten ausgegossen. Es ist lustige Arbeit, die nicht viel Mühe verursacht, denn das Holz liefert der Wald selber. Ganz besonders freuen sich die Kinder immer auf dieses Waldfest. Der Zucker, den wir so gewinnen, braucht nicht weiter gereinigt zu werden und ist in Farbe und Geschmack besser als der hellgelbe Rohrzucker. Wenn das Wetter gut ist, können zwei Leute in einer Woche 2 bis 3 Ctr. der geschätzten Süßigkeit bereiten, ohne ihre sonstigen Arbeiten sehr vernachlässigen zu müssen. Das Pfund kostet etwa 10 Cents (=40 ₰), und in jeder Haushaltung ist Zucker zu finden; einen Centner braucht

wohl jeder Nachbar in einem Jahre. Daß wir insgesamt besser leben, als daheim in Deutschland, werden Sie schon gemerkt haben. Wer hier fleißig ist, kann in einem einzigen Tage soviel verdienen, als er die ganze Woche für Nahrungsmittel verbraucht. An Fleisch, Brot, Milch, Butter, ja, sogar an Branntwein fehlt es bei uns auch dem Ärmsten nicht, wenn er nur arbeiten will."

„Wurden Sie des harten Lebens in der Einsamkeit nicht manchmal recht müde?" fragen wir.

„Anfänglich wollte uns die Sache wohl nicht recht gefallen," antwortet unser Wirt. „Wir fühlten uns von der Welt abgeschnitten und bekamen manchmal Heimweh nach dem freundlichen Dörfchen daheim. Aber wir waren alle gesund wie die Eicheln, hatten Lust zur Arbeit und Freude an der schönen Gegend: der Boden trug so reich, wie wir's nur wünschen konnten. Mit jeder neuen Ernte wuchs die Lust am Schaffen; es ging endlich meiner ganzen Familie wie mir: wir lernten kennen, welche Kraft in uns steckt, was wir leisten können. In solchem Gefühl vergaßen wir manches, was uns vorher mit Sehnsucht geplagt hatte."

Noch ist der Boden in diesen Gegenden verhältnismäßig billig; je tiefer die Humusschicht, je günstiger die Gelegenheit zum Absatz der Bodenerzeugnisse und des Viehes ist, worin der Reichtum des Farmers besteht, desto teurer ist das Land. Wer einen Kanal, einen günstigen Flußlauf, eine Eisenbahn zur Verfügung hat, der kann, wenn nicht ungewöhnliches Unglück über ihn kommt, schnell zu behaglichem Wohlstand kommen. Dann wird aus dem einfachen Hinterwäldler, der im Blockhaus lebte, ein reicher Farmer oder Plantagenbesitzer. Er hört auf, ein einfacher Landmann zu sein, wird vielmehr zu einem bedeutenden Geschäftsmann, der seine große Wirtschaft betreibt, wie der Kaufmann seinen Handel.

Diese Farmer leben nicht in Dörfern beisammen, sondern jeder wohnt auf seinem einzeln liegenden Besitztum, das mittelst einer Umzäunung (Fenz) von anderen Ländereien getrennt ist. Es sind meist recht freundliche Anwesen, die wir auf unserer Reise zu sehen bekommen. Wohn- und Wirtschaftsgebäude werden teils aus Holz, teils aus Stein errichtet; im ersteren Falle sind sie in einer Art Schweizerstil aufgeführt, im letzteren erinnern sie an die Villen oder Landhäuser der Großstädter. Stets mit Oelfarbe angestrichen oder wenigstens getüncht, lugen sie sauber und nett unter schattenspendenden Bäumen, aus duftenden Gärten hervor. So machen sie einen gar herzgewinnenden, friedlichen Eindruck. Die Familien, die hier wohnen, sind allerdings zunächst auf sich selbst angewiesen, namentlich zur Winterszeit. In manchen Gegenden bekommen die Farmersleute zuweilen wochen-, ja monatelang kein fremdes Gesicht zu sehen. Wo aber die Bevölkerung schon dichter ist, wie in Ohio, Indiana, Illinois, da fehlt es auch diesen schlichten, ehrenwerten, fleißigen Landleuten nicht an erwünschter Abwechselung, an mancherlei Unterhaltung. Man besucht sich gegenseitig, lädt sich zu kleinen Familienfestlichkeiten ein und bewirtet sich dabei nach besten Kräften. Jedes Wohnhaus enthält einen

großen, geschmackvoll ausgestatteten Saal, in dem regelmäßig ein Pianino steht, das meist mit wenig Kunst gespielt wird. Dennoch finden die Leistungen der bei solchen Festen immer nach dem neuesten Modejournal gekleideten kräftigen Farmerstöchter dankbare Zuhörer. In dem und jenem Hause, wo man besonders fromm lebt, ist wohl auch eine Orgel vorhanden. Nicht selten entdecken wir ferner ein Gestell mit Büchern, worauf vor allem die Bibel zu finden ist. In jeder Wohnung, selbst bei den ärmsten Leuten, wird eine Zeitung gelesen, meist die Wochenausgabe eines größeren Blattes. Sogar solche Zeitschriften, die Erzählungen u. dergl. nach Art unserer belletristischen Blätter enthalten, sind sehr verbreitet; wenn wir sie aber durchblättern, gewahren wir bald, daß sie meist greuliches Zeug enthalten.

Diese amerikanischen Farmer sind schlichte, einfache, sparsame, an harte Arbeit gewöhnte Leute, nüchtern und unermüdlich. Mancher von ihnen gebietet wohl über großes Vermögen, aber in seiner Lust an rüstigem Schaffen verrichtet er die schwersten Arbeiten des Landmanns gern. Frau und Töchter sind mit den Mägden um die Wette im Hause thätig und schämen sich dessen nicht, obwohl sie zuweilen über eine recht achtungswerte Bildung gebieten. Fast alle amerikanischen Farmer besitzen sehr ruhiges Temperament und sprechen wenig, was einerseits wohl durch die Abgeschiedenheit von der Welt, andererseits durch das ruhige Leben und die friedliche Thätigkeit hervorgerufen wird. Aber die kräftigen Männer zeichnen sich durch Klugheit und Umsicht aus; sie vertrauen mutig auf sich selbst und halten ihre Freiheit, ihre Unabhängigkeit überaus hoch. Niemals versagen sie ihre Hülfe, wenn es gilt, die bedrohte öffentliche Sicherheit zu wahren, oder das Gemeinwohl in irgend welcher Art zu fördern. Auf den einsamen Farmen ist noch der fromme Sinn aus Vätertagen zu finden; Sonntags geht man regelmäßig zur Kirche, die überhaupt der Mittelpunkt des geselligen Lebens ist; daheim wird fleißig in der Bibel gelesen, sogar von solchen Leuten, deren Leben durchaus nicht im Einklang mit den Forderungen des göttlichen Buches steht. Nach guter alter Sitte versammeln sich viele Familien heute noch abends zum Gebet, und auch die Mahlzeiten werden mit Gebet begonnen. An allen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens nehmen die Farmer den regsten Anteil. Sie lieben ihr Vaterland über alles und sind felsenfest überzeugt, daß ihm kein Land in der ganzen weiten Welt auch nur annähernd gleichkomme. Von diesen anderen Staaten ist ihnen nur wenig bekannt; nach ihrer Ansicht lebt man dort in überaus trauriger Art, in einer Art Sklavendasein. Die Fürsten und ihre schlechten Beamten knechten das Volk, und deshalb schaut jedermann in jenen unglücklichen Ländern mit Sehnsucht nach Amerika, dem Lande der goldenen Freiheit, bereit, aus unerträglichem Zwange dorthin zu flüchten. Das ist ein Zeichen jener Selbstüberhebung, der wir auch bei den Stadtbewohnern begegnet sind.

Um sich für ihre Thätigkeit im öffentlichen Leben vorzubereiten

versammeln sich die jungen Leute zuweilen im Schulzimmer der Gegend, dort in Rede und Gegenrede ihre Ansichten über politische und soziale Fragen austauschend. Diese Einrichtung hat sich als äußerst zweckmäßig erwiesen, denn auf solche Art gewöhnen sich die jungen Männer frühzeitig, öffentlich zu reden, und gar mancher, der sich später als Staatsmann, Jurist u. s. w. auszeichnete, hat sich durch derartige Übungen trefflich auf seine spätere Laufbahn vorbereitet. Bittere Armut, wie wir sie unter den europäischen Bauern leider treffen, würden wir unter der Landbevölkerung der Vereinigten Staaten vergeblich suchen. Der Taglöhner sogar fühlt sich hier nicht weniger als tüchtiger Mann wie der reiche Grundbesitzer, und da es ihm überdies selten an einer gewissen Lebensklugheit und Umsicht fehlt, bringt er es durch Fleiß und Sparsamkeit meist bald zu einer eigenen Farm. Kneipen, deren Besuch anderwärts so manchem Manne gefährlich wird, sind fast nur in geschlossenen Ortschaften vorhanden, in einzelnen Gegenden fehlen sie sogar ganz. Kein Farmer, der etwas auf sein Ansehen unter den Nachbarn hält, besucht Wirtschaften.

Leider ist das Bild, das wir so von dem Leben der Farmer in den älteren Staaten bekommen, nicht ohne ernste Schatten. Auf fast all' diesen freundlichen Besitzungen ruhen schwere Schulden. Die fleißigen Bewohner placken sich von früh bis spät, jahraus, jahrein für einen reichen Geldprotz und müssen froh sein, wenn sie die hohen Zinsen bezahlen können; an Abzahlung der drückenden Schuld können sie nicht denken. So sind viele Farmer thatsächlich nur die Pächter großer Kapitalisten. Bei den Feldarbeiten werden überaus sinnvoll eingerichtete Maschinen verwendet, die auf dem ebenen Boden der Prairie sehr gut benutzt werden können. Sie besorgen alle Arbeiten, zu denen anderwärts Menschenhände notwendig sind. An helfenden Händen fehlt es nämlich sehr; sogar Dienstmädchen sind nur in den reicheren Familien anzutreffen. In die Hausarbeit teilen sich Frau und Töchter; alle anderen Arbeiten fallen den Männern zu; sie müssen Feld und Stall besorgen und sogar die Kühe melken.

Wohin wir kommen, finden wir in gewisser Hinsicht erfreuliche Fülle, die wir daheim bei der Landbevölkerung im allgemeinen nicht zu sehen gewohnt waren; überall sind Lebensmittel in mehr als ausreichender Menge vorhanden, und man kargt nicht damit. Aber die Kochkunst der amerikanischen Frauen ist herzlich gering; sie verstehen es nicht, die Speisen so zuzubereiten, daß sie schmackhaft und zugleich der Gesundheit zuträglich sind. Dieser Mangel an hausfraulicher Kunst hat einen sehr bedeutenden Uebelstand zur Folge; die meisten Amerikaner, auch die als Landwirte lebenden, leiden an Magenschwäche. Aber man will es nicht anders, nicht besser; man ist von Jugend auf gewöhnt, in gewisser Art zu leben, und weil es einem so schmeckt, denkt man trotz jenes allgemein verbreiteten Leidens nicht im entferntesten daran, eine Änderung in Speisewahl und Zubereitung der Nahrung einzuführen. Frische Gemüse, die in unserer

deutschen Küche eine so große und berechtigte Rolle spielen, fehlen fast ganz; die Männer haben nach ihrer Meinung Besseres zu thun, als solches „Gras“ zu ziehen. Auch eingemachte oder getrocknete Gemüse kennt man nicht. Dafür kommen aber gewisse pikante Sachen auf den Tisch, wie z. B. kleine Gurken, Zwiebeln u. s. w., die in Essig eingelegt werden, dessen entsetzlich scharfer Geschmack an verdünnte Schwefelsäure erinnert. Der ungemein stark entwickelte Erwerbssinn giebt zu einer weiteren nicht unbedenklichen Verirrung Anlaß: die frische, in Menge bereitete Butter schickt der Farmer zum Verkaufe in die Stadt; er selber ißt mit seiner Familie alte, die man in der Stadt nicht mag und die deswegen von dort aufs Land geworfen wird. Auch mit der Milch geht man im Haushalte knickerig um — sie wird in die überall bestehenden Käsefabriken verkauft. Frisches Fleisch kommt nur selten auf den Tisch; dafür ist aber gesalzenes in Überfluß vorhanden, und auch von Speck wird sehr ausgiebiger Gebrauch gemacht. Gefährlich für den Magen ist ferner das Brot, das allgemein genossen wird; man bäckt es aus Mais- oder Weizenmehl und — ißt es heiß. Lockeres, noch heißes Brot ist aber bekanntlich eine nichts weniger als leichtverdauliche und harmlose Speise, deren reichlicher Genuß sogar schon Todesfälle veranlaßt hat. Daß die Händler in der Union Erstaunliches in Verfälschung der Lebensmittel leisten, wird uns namentlich am Kaffee und Thee deutlich. Das Zeug, das mit diesen Namen belegt wird, ist aus allem möglichen Kram zusammengesetzt, und der daraus bereitete Trank ist deswegen kaum zu genießen. Dazu kommt noch, daß die Frauen auch aus gutem Material kein wohlschmeckendes Getränk zu bereiten verstehen. Suppen sind unbekannt, nur Austernsuppe kommt vielleicht da oder dort einmal auf den Tisch; machen die Frauen wirklich einmal den Versuch, ein Essen mit Suppe zu eröffnen, so kann man überzeugt sein, daß sie schlecht ist; nur deutsche Frauen verstehen, eine gute Suppe zu kochen. Ein Gericht, das auch bei uns jetzt häufiger genossen wird, hat sich ziemlich eingebürgert; es heißt Irisch Stew und ist aus frischem Fleisch, Kartoffeln u. s. w. zusammengekocht. Eine Speise, die niemals fehlen darf, sind kleine Pfannkuchen; sie werden aus Weizen- oder Buchweizenmehl bereitet und heiß mit Butter und Syrup gegessen. Dieses ebenfalls wenig zuträgliche Gebäck ist zu einer Art Nationalgericht geworden; es fehlt auf keinem Tische, bei keiner Mahlzeit. Ebensowenig will der Amerikaner seine Pies entbehren, eine Art Fruchttorte, die auf einem Teller gebacken wird und auch seine Form hat. Man kann die Kurzsichtigkeit der sonst so intelligenten Bevölkerung hierin nicht begreifen; die Leute wollen, obwohl der Genuß der Pfannkuchen und Pies schon endloses Unheil angerichtet hat, doch nicht einsehen, daß sie sich in ihrer Liebhaberei dafür wenigstens Beschränkung auferlegen müßten, wenn nicht Gesundheit und Kraft der ganzen Nation empfindlich darunter leiden sollen. Aber mit dem eingefleischten Amerikaner ist über solche Dinge nicht zu streiten. Da auf den Farmen Geflügel in Menge vorhanden ist,

kommt an Sonntagen durch ein gebratenes Huhn, einen Truthahn oder einen anderen Hausvogel erwünschte Abwechselung in das Einerlei des Speisezettels. Weil in den Vereinigten Staaten vollkommene Jagdfreiheit herrscht, wird ab und zu wohl auch ein kleines Wild in die Küche geliefert; aber die goldenen Zeiten der Jäger, da Wald und Prairie noch von Büffeln, Elks, virginischen Hirschen u. s. w. wimmelten, sind längst vorüber. Amerika ist jetzt in vielen Strichen wildärmer, als das alte Europa. Daß es so wurde, daran ist der Unverstand der Jäger und der Behörden wesentlich mit schuld; jeder grüne Junge, der eine alte Flinte aufzutreiben vermag, schweift in freien Stunden draußen herum und knallt nieder, was ihm vorkommt. So wird die Menge des nutzbaren Wildes sehr schnell vermindert, und den maßgebenden Gewalten fällt es nicht ein, in den dicht besiedelten Gegenden durch vernünftige Gesetze für Schonung des Wildstandes zu sorgen.

Über die Art und Weise, wie man in Amerika ißt, ließe sich vieles sagen. In dem nervösen, hastigen Treiben kann jene wohlthuende Behaglichkeit und Gemütlichkeit nicht aufkommen, mit der sich deutsche Familien im alten Vaterlande um den Tisch sammeln. Drei Mahlzeiten werden im Tage gehalten; aber die Hast, womit die Menge der Speisen hineingestopft wird, verrät uns, daß man hier nur ißt, weil man muß, nicht weil das Essen ein Genuß ist. An einem Tage des Jahres allerdings giebt man sich dem Schmausen mit großer Gründlichkeit vollständig hin; das ist der allgemeine, Ende November gefeierte Danksagungstag. Dann findet sich alles, was zur Familie gehört, zu löblichem Thun zusammen; von früh bis spät wird „gefuttert“ und Apfelwein in Massen dazu getrunken. Was Küche und Keller liefern können, wird aufgetragen. Schon eine Woche vorher beginnen die Vorbereitungen der Hausfrauen zu dem Feste. Ganze Reihen von Pies werden aufgestellt, daß man meinen sollte, auch die nachdrücklichsten Angriffe würden sie nicht zu bewältigen vermögen. Unter diesen Magenverderbern ist der Mince-Pie der beliebteste, ein Gebäck aus Fleisch, Obst, Gewürz und einer Menge anderer Dinge; wer ihn aber nicht gewohnt ist, dem verdirbt er leicht die Lust am Essen vollständig. Als vornehmste Speise kommt der gebratene Truthahn mit eingekochten Preißelbeeren auf die Tafel, ein überaus leckeres Gericht, das selbst der Ärmste sich an diesem Tage nicht versagt. Die Folgen der allzu ausgiebigen Genüsse sind leider meist recht unerfreulich; man fühlt sich tagelang nach dem Feste unwohl, aber im nächsten Jahre wird mit dem gleichen Eifer und der gleichen Ausdauer gegessen und getrunken, denn die Erinnerung an die häßlichen Nachwehen hat sich dann verwischt.

Vertrauen wir uns nunmehr einmal den Mississippifluten an, um auch die in Klima, Anbau und Bevölkerung von den Nord-, Ost- und Weststaaten wesentlich verschiedenen Südstaaten kennen zu lernen! Eine solche Fahrt auf dem stolzen „Vater der Gewässer“ ist aus verschiedenen Gründen nicht ungefährlich, aber sie bietet auch hohe Reize.

Wir bedienen uns zu diesem Zwecke eines der eigentümlichen Dampfer, die auf dem Riesenstrom und seinen Nebenflüssen auf- und abwärts keuchen. Sie sind so eingerichtet, daß sie auch dann, wenn die Ladung besonders schwer ist, oder wenn der niedrige Wasserstand hemmend wirkt, rasch fortkommen können. Der Kiel fehlt deswegen ganz an ihnen; sie sind unten völlig flach und laufen nach vorn in eine scharfe Spitze aus. Der unterste Raum weist kaum 2 m Tiefe auf; Maschinen und Kessel sind nicht im Schiffsraume, sondern auf dem unteren Deck postiert. Je nach der Größe besitzen diese Fahrzeuge 2—8 Kessel, die nebeneinander auf dem Vorderdeck stehen. Die sich im Strome anhäufenden ungeheuren Sandmassen nötigen zur Anwendung besonders eingerichteter Maschinen. Hinter dem Maschinenraume befindet sich das untere Deck, der Platz, an dem sich die Leute aufhalten, die das Fahrgeld durch Arbeit auf dem Schiffe abverdienen wollen. Zuweilen ist der Platz derart vollgepfropft, daß nur der vierte Teil der Leute gleichzeitig schlafen kann. Bei den häufigen Unglücksfällen werden diese armen Menschen — meistens Einwanderer — gewöhnlich am härtesten betroffen. Die Heizung wird nicht mittelst Steinkohlen, sondern mit Holz vorgenommen, das sich an den Ufern in unendlicher Menge findet und trotz der Raubwirtschaft in den Wäldern wohl auch noch etliche Zeit vorhalten wird. Riesige Scheiterhaufen sind von den Holzfällern an den Anlegeplätzen der Dampfer aufgehäuft; wenn das keuchende Ungetüm hält, müssen die Deckpassagiere helfen, die Scheite herüberzutragen; dafür fahren sie aber gewaltige Strecken von vielen hundert Meilen für wenige Dollars. Über dem Unterdeck ist der die ganze Länge des Schiffes einnehmende Salon erbaut. Auf beiden Seiten dieses Raumes liegen die Staatszimmer; jedes von ihnen ist für 2 Reisende äußerst elegant und prunkvoll eingerichtet und dient als Wohn- und Schlafzimmer zugleich. Eine Thüre führt daraus auf die Galerie, die um das ganze Schiff herumläuft, die andere in den Salon, das gemeinsame Speisezimmer. An schönen Tagen sowohl, wie an heiteren Abenden begeben sich die Passagiere auf jenen Gang, um die immer wechselnden und meist recht anziehenden Landschaftsbilder zu betrachten. Es lebt sich überhaupt sehr angenehm auf einem solchen Mississippidampfer, angenehmer als auf irgendwelchen anderen Flußdampfschiffen der ganzen Welt; auch der Fahrpreis ist, wenn man die bequeme Einrichtung und die gute Verpflegung in Anschlag bringt, nicht hoch. Wir haben ein schönes Zimmer zur Verfügung, speisen dreimal im Tageslaufe vortrefflich und genießen obendrein den Vorteil, nicht fortwährend Trinkgelder zahlen zu müssen. Die amerikanischen Gasthöfe sowohl wie die Dampfschiffe kennen die Unsitte des Trinkgeldgebens nicht.

Auf dem oberen Deck halten sich bei schönem Wetter die Salonpassagiere auf. Hier ist hinter den Kaminen auch der Platz für den Steuermann angebracht, ein hohes Häuschen auf dem Vorderteile des Fahrzeuges. Der darin Auslug haltende Lotse kann infolge seines hohen Standpunktes eine ziemlich beträchtliche Fahrstrecke voraus übersehen, was

der vielen Sandbänke und treibenden oder verankerten Baumstämme wegen unbedingt nötig ist, denn schon gar mancher stolze Dampfer ist durch Zusammenstoßen mit solchen Riesen der Pflanzenwelt in große Gefahr geraten. Eine lange Stange mit dicker schwarzer Kugel steht auf der äußersten Spitze des Schiffes und dient dem Lotsen als Visier. Große Dampfer gehen erst von St. Louis abwärts; oberhalb dieser Stadt ist der Fluß nicht tief genug, man muß deswegen kleinere Fahrzeuge benutzen.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, das uns auf unserem stolzen Dampfer, dem „Washington", beschleicht. Wir haben schon so mancherlei von der Gefährlichkeit der Fahrten auf dem Mississippi gelesen und gehört, daß uns nicht gut anders zu Mute sein kann. Sagte doch ein junger Yankee einst in Canada mit unverhohlener Verachtung zu uns: „Ich kann dies Land nicht ausstehen; es geht hier alles so lächerlich vorsichtig und langsam; es geht mir nicht genug Hals über Kopf. Aber kommen Sie einmal auf unsern Mississippi — da geht es anders her! Keinen Augenblick liegen Sie da sicher in Ihrer Koje. Alle Schiffe sind dort sehr flach und dünn gebaut, und solche alte Baumäste oder Snags, wie deren unzählig viele im Mississippi liegen, gehen oft gerade durch den Körper des Schiffes und erdolchen einen im Bette. Manchmal fängt so ein Schiff zudem Feuer, besonders im heißen Sommer, wenn alles Holzwerk so trocken ist wie Zunder. Auch in der Zeit des Baumwollentransports, wenn alle Fahrzeuge mit diesem leicht entzündbaren Stoffe überladen sind, kommen solche Feuersbrünste häufig vor. Fast alle Tage ereignet es sich, daß so ein Fahrzeug in wenigen Augenblicken mit allem Lebendigen und Toten, was es enthält, bis auf die Oberfläche des Wassers abbrennt. Vielleicht bersten auch die Kessel, und Sie fliegen wie alles andere, was zum Schiffe gehört, in die Luft hinauf. Früher war die Fahrt noch aufregender; da rannten die Dampfer, die gleiche Richtung verfolgten, mit einander um die Wette. Der Kapitän, die Mannschaft, alle Reisenden gerieten in krankhafte, unwiderstehliche Aufregung, eins feuerte das andere an. Wie zwei Truthähne arbeiteten sich die Schiffe voll Eifersucht und Kampflust ganz nahe an einander; sie schnitten sich den Weg ab, und eins drängte das andere womöglich aus dem Fahrwasser hinaus. Die Kapitäne meinten, die Ehre ihres Schiffes sei verloren, wenn sie von dem Gegner überholt würden; die Reisenden bestärkten sie in diesem Gefühl, immer toller wurde geheizt, die Spannkraft des Dampfes immer mehr verstärkt, bis endlich das eine oder andere der Schiffe irgendwo anrannte und infolge davon sank, aufflog, verbrannte, oder sonstwie verloren ging." Alle diese Gedanken schwirren uns anfänglich durch den Kopf, während die Maschinen brausen, knarren und pfeifen, vom mächtig arbeitenden Dampf in Bewegung gesetzt. Mit überraschender Schnelligkeit folgt das Schiff dem Strome; jeden Augenblick meinen wir, es müsse ein Unglück geschehen. Doch endlich gewöhnen wir uns an das Tosen der Maschinen und wenden unsere Aufmerksamkeit den Mitreisenden und der umgebenden Landschaft zu.

Im Salon stehen einzelne Gruppen von Reisenden sprechend beieinander, feingekleidete Kaufleute aus dem Osten, die in Geschäften nach dem Süden gehen, einzelne Farmer mit grobgeschnittenen Gesichtern und derbem Wesen. Andere Passagiere liegen rauchend oder schlafend auf den Divans umher. Wir treten in den Schenkraum; da klingt hinter uns das Geräusch, welches das Aufziehen der Landungsbrücke verrät. Die Dampfpfeife gellt — das stolze Fahrzeug dreht sich von einem Anlegeplatz am Ufer nach der Mitte des Stromes. Wir treten deswegen ins Freie hinaus, um die Abfahrt zu beobachten.

Ein prachtvoller Morgen liegt über der Gegend. Am Ufer bemerken wir mehrere kleine Farmen mit roh gezimmerten Häusern und Einzäunungen. Eine Fahrstraße zieht dazwischen nach dem Ufer hinauf; weiter zurück wird die Aussicht durch den dichten Wald gesperrt. Noch ist die Flut des Mississippi klar; aber bald wird sie, wie uns ein mitreisender deutscher Landsmann erzählt, durch die Lehmfluten des Missouri gelb gefärbt werden. Breit wogt die Wassermasse dahin. An den Ufern recken riesige Bäume ihre Leiber mit den weiten Laubkronen aus dem undurchdringlichen Gestrüpp von allerhand Schlingpflanzen und Strauchwerk empor. Wilder Wein schwingt sich in erstaunlicher Fülle an den Stämmen hinauf, seine Ranken von den Gipfeln aus wieder zum Erdboden niedersendend. Da und dort ragen kahle, absterbende Baumgiganten über die Baumwipfel hinaus, eine Hochwarte zum Auslug für die Scharen der Reiher, Habichte, Bussarde und Aasgeier. Es wird immer schwüler, je höher die Sonne emporsteigt; Gewölk ballt sich zusammen, ein tobendes Gewitter entlädt sich und erfrischt alles Lebende. So kommen wir an der Mündung des Illinois und an seltsam geformten Kalksteinbildungen vorüber, die voreinst mit rohen Bildhauereien und Malereien von der Hand der Indianer bedeckt gewesen sein sollen. Und nun gelangen wir zu der Vereinigung des Stromes mit dem Missouri. Mit Erstaunen gewahren wir die Änderung in den Fluten des Mississippi. Wild brausen und wirbeln die Wasser der beiden Ströme durcheinander, bis endlich das klare, grüne Naß des „Vaters der Ströme" ganz verschwindet; die gelbliche, dicke, undurchsichtige, ekelhafte Lehmflut des Missouri, die der Amerikaner selbst sehr bezeichnend „dicker Schlamm" nennt, verschlingt die durchsichtigen Wasser des Mississippi. Jetzt ist das Wesen des schönen Stromes verändert; der Missouri hat nicht nur eine andere Färbung bewirkt, er verleiht auch den Gegenden am Ufer ein anderes Gepräge. Auf trüben, reißenden Fluten, durch eine wütende, kochende Strömung, über beständig wechselnde Schlammbänke jagt der Dampfer dahin. Die Ufer sind durch die Gewalt der ungestüm nagenden und wühlenden Fluten zerrissen, und fortwährend stürzen unterhöhlte Erdmassen mit dumpfem Fall in den wirbelnden Strom hinab. Endlich tauchen unabsehbare Häuserreihen vor uns auf, zahlreiche Türme ragen darüber hinaus; deutlicher werden die Umrisse, riesengroße Ankündigungen von allerlei wunderwirkenden „Patentmedicinen" verkünden uns, daß wir uns einer großen amerikanischen Stadt nähern.

Was wir da vor uns sehen, ist St. Louis, die wichtigste Stadt in der mittleren Region der Union. Fahrzeuge aller Art schwimmen auf den Fluten, mit uns der stolzen Steinbrücke zusteuernd, die, ein Wunderwerk menschlichen Scharfsinnes und menschlicher Thatkraft, den Strom hier in drei gewaltigen Bogen überspannt.

Auch in dieser über 450 000 Einwohner zählenden Stadt finden wir viele Landsleute; wohl $1/3$ der Bevölkerung ist deutscher Herkunft. Die schnell groß gewordene Riesin rechnet auf noch gewaltigeres Wachstum; der Umstand, daß alle öffentlichen Einrichtungen auf rasche Zunahme der Bevölkerung zugeschnitten sind, beweist dies zur Genüge. Als Mittelpunkt des großen Mississippibeckens, als Knotenpunkt für die Verbindung des Nordwestens mit dem Osten und Süden der Vereinigten Staaten, als Hauptstapelplatz weiter Gebiete für Getreide, Vieh, Hanf, Tabak, Pelzwerk, Metalle, (besonders Blei) besitzt St. Louis eine außerordentliche Bedeutung für das wirtschaftliche Leben der ganzen Union. Überdies ist die Stadt auch inmitten eines fast unerschöpflich fruchtbaren Landstriches gelegen, der Weizen, Mais und Erdfrüchte in Fülle hervorbringt; dazu sendet dann der noch fruchtbarere Süden seinen Reichtum an Baumwolle, Zucker und Reis. Ergiebige Kohlenlager befinden sich in der Umgegend, und das erzreiche, namentlich Eisen liefernde Ozarkgebirge zieht sich gleichfalls in der Nähe hin. So ist es gekommen, daß sich neben dem Handel auch eine blühende Industrie entwickelte; wir finden Eisengießereien und Walzwerke, Spinnereien und andere Fabriken der verschiedensten Art. Der Verkehr wird durch günstige Wasserstraßen wesentlich gefördert; eine Eisenbahn führt von St. Louis aus durch den ganzen Westen bis zum Stillen Meere.

Auffallend ist die riesige Ausdehnung der Stadt, die am rechten Ufer des hier in felsigem Bette wogenden, nur 400 m breiten Mississippi liegt. Die engen Straßen in der alten Stadt senken sich steil zum Flusse; in den neuen Stadtteilen findet sich noch viel unbebauter, auf Zuwachs berechneter Raum, und im Süden gewahren wir sogar nur zerstreute Landhäuser und Fabriken. In diesen neuen Teilen sehen wir schöne, breite Straßen, in denen die Pferdebahnen nach allen Richtungen hin laufen, und hier sind auch großartige Prachtbauten zu treffen. Die Geschäfte liegen meist in der Altstadt am Flusse, oder wenigstens in den mittleren Teilen. Geschäftsräume und Wohnungen der Kaufleute sind nicht selten weit von einander entfernt, weswegen eben die Pferdebahnen eine Lebensnotwendigkeit sind. Die noch unbebauten Plätze wirken entstellend im Stadtbilde, denn die betreffenden Straßen sehen nur halbfertig aus. Die Häuser in den äußeren Teilen sind meist schöne, elegante Villen mit Veranden, wohl auch mit platten Dächern und Säulengängen; sie ruhen im Schoße schöner, sorgsam gepflegter Gärten. In manchen Straßen aber gleicht ein Haus fast vollkommen dem andern. — Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich das in griechischem Stil erbaute Gerichtshaus, der Sitz der Behörden, durch seine Größe und Schönheit aus. Überall ragen Kirchen der ver-

schiedenen Religionsgemeinschaften empor, in Größe und Bauart sehr verschieden, manche nur einfache Bethäuser, andere etwa unseren deutschen Dorfkirchen vergleichbar, noch andere großartige Prachtbauten. Stattliche, gut eingerichtete Schulhäuser finden sich in beträchtlicher Anzahl, und die deutsche Sprache wie die deutsche Erziehungskunst haben sich darin erfreulichen Einfluß errungen. Der Katholizismus gebietet in der ursprünglich französischen Stadt über 30 Kirchen, zahlreiche Klöster und viele katholische Schulen; auch die Universität befindet sich in den Händen der Jesuiten.

Ein Bürger der Stadt, Mullanphy mit Namen, hat eine Stiftung im Betrage von 2 400 000 Mark dazu bestimmt, alle unbemittelten Einwanderer, die mit der Absicht, sich im Westen anzusiedeln, durch St. Louis kommen, aus den Erträgnissen zu unterstützen. In dem nach ihm benannten Einwandererhause finden die armen Leute mehrere Tage unentgeltliche Verpflegung, im Bedürfnisfalle kleidet man sie auch neu und gewährt ihnen Geldvorschüsse. Großartig ist es überhaupt, was in den Vereinigten Staaten für Arme und Hilfsbedürftige gethan wird; dieser Zug unbegrenzt freigebiger Wohlthätigkeit ist einer der rühmeswertesten im Wesen des Amerikaners. Man darf kühn behaupten, daß in keinem Lande der Welt so viel für Notleidende geschieht, wie gerade in der Union. Derselbe Mann, der den ihn um Hilfe angehenden, ins größte Elend geratenen Einwanderer kühl abweist, weil er für solche Dinge keine Zeit hat; derselbe Mann, der im Geschäfte eigennützig und hart ist, hat stets eine offene Hand, wenn es etwas für die Armen zu thun gilt. Er meint, wer im Unglück sitze, solle Zuflucht bei den zahlreichen, mit großen Mitteln ausgestatteten Wohlthätigkeitsanstalten suchen und ihn in seinem rastlosen Schaffen unbehelligt lassen. Dabei kommen freilich die ehrliebenden Leute, die nur Arbeit suchen und nicht der öffentlichen Wohlthätigkeit anheimfallen wollen, herzlich schlecht weg. Trotzdem kann nicht genug gerühmt werden, daß fast alles, was für Unglückliche geschieht, durch freiwillige Beiträge ermöglicht wird. Der Staat gründet und unterhält die Blinden- und Taubstummenanstalten, sowie die Irrenhäuser; die Städte sorgen für Hospitäler, in denen Kranke oder Verunglückte entweder vollkommen freie Unterkunft finden, oder wenigstens nur geringe Verpflegungsgelder zu zahlen haben. Jeder Bezirk hat sein Armenhaus; es ist aber meist so schlecht, daß nur Vagabunden und verkommene Subjekte der schlimmsten Art hineingehen. Überaus groß ist die Zahl der Gesellschaften, die sich die Fürsorge für verlassene, unglückliche Mädchen, für verwahrloste Kinder, für Trunkenbolde, ja sogar für Verbrecher und für die Tiere zur Aufgabe gemacht haben und die alljährlich bedeutende Summen aufbringen. Es ist ein in den Kreisen der Reichen nicht allzuselten vorkommender Gebrauch, daß sie einen beträchtlichen Teil ihres Vermögens für gemeinnützige Zwecke oder für Wohlthätigkeitsanstalten hinterlassen. Nur für arme alte Leute geschieht nichts; bei uns finden sich überall Asyle für diese Bedauernswerten, in Amerika sind kaum einige kleine, von einzelnen Personen errichtete Anstalten solcher Art vorhanden. In demselben Lande, wo Millionen für höhere

Bildungsanstalten verausgabt werden, wo man für alle gemeinnützigen Zwecke eine offene Hand hat, findet man kein Scherflein für die armen alten Männer und Frauen, die vergeblich im Kampf ums Dasein gerungen haben, sich ein Ruheplätzchen für die Tage des müden Alters zu sichern.

Wie die Wohlthätigkeits-, so haben alle gemeinnützigen Anstalten in der Union etwas Großartiges. Das zeigt uns in St. Louis die Wasserleitung, die sich der von Chicago recht wohl an die Seite stellen kann. Ungeheure Dampfmaschinen pumpen das Wasser aus dem Mississippi; es kommt in Filtrieranlagen und wird dann der Stadt in Röhren zugeleitet.

Am ersten Montag im Oktober eines jeden Jahres eröffnet St. Louis eine große Industrie-Ausstellung, die sehr sehenswert ist; gleichzeitig werden die ganze Ausstellungswoche hindurch Trabwettrennen in leichten zweiräderigen Wagen gehalten. Die Zuschauer auf den von einer Privatgesellschaft errichteten, 40 000 Sitzplätze enthaltenden Tribünen spenden den Siegern ohrbetäubenden Beifall.

Am Ufer des Stromes empfangen wir eine klare Anschauung von dem großartigen Handel der Stadt. Zu beiden Seiten ist das riesige Gewässer mit ungeheuren Magazinen, turmhohen Speicher- und Lagerschuppen besetzt. Junge und alte Kaufleute, Matrosen, Arbeiter drängen sich am Tage hier und in den Straßen, die auf diese Plätze ausmünden, beständig geschäftig durcheinander, und in den mancherlei Kneipen entwickelt sich ein ungemein reges, nicht selten rohes Treiben. In ein solches Lokal zu gehen, ist durchaus nicht unbedenklich. Der Fremde läßt sich durch den Wunsch, amerikanisches Volksleben zu studiren, eins der berühmten amerikanischen Getränke, z. B. den Milchpunsch, zu versuchen, wohl bethören, in eine solche Spelunke zu treten, aber sehr leicht kann sein Leben dabei in Gefahr kommen. Wer danach Verlangen trägt, der suche eins der guten Erfrischungshäuser im Innern der Stadt auf, wo seine Haut nicht in Gefahr gerät.

Wir wandern mit einem Freunde aus deutschem Blute vom Flusse aufwärts. Da tönt aus einer unheimlichen, verräucherten Kneipe plötzlich wildes Geschrei und Fluchen, mehrere Schüsse knallen rasch hintereinander, Leute stürzen heraus, Polizei eilt hinein. Bald darauf trägt man einen Sterbenden heraus; mehrere feine Herren folgen, von Polizisten geleitet.

„Ein „Grüner“, den sie zusammengeschossen haben,“ erklärt unser Landsmann achselzuckend. „Gott weiß, was den Pechvogel in die Spelunke gelockt hat. Dort sind immer hart gesottene Verbrecher, Gauner der schlimmsten Sorte zu finden, namentlich schnapsduftende Irländer, die brutalsten und widerlichsten Burschen der Welt. Die elegant gekleideten Herren mit den schweren Busennadeln, die den Polizisten zum Verhör folgten, sind solche irländische Banditen und Trunkenbolde, die vor nichts zurückschrecken. Ihr vornehmes Äußere ist nur dazu bestimmt, eine durch schwere Verbrechen und Laster befleckte Vergangenheit zu verhüllen. Sie

haben einen Streit mit dem unerfahrenen Fremdling vom Zaune gebrochen, er hat im Gefühle seines Rechtes entschieden geantwortet, und da er als „Dutchman“ (Deutscher) nur einiger englischen Schimpfwörter mächtig war, davon ausgiebigen Gebrauch gemacht. Das genügte für einen der Strolche, den Revolver hervorzuziehen, mit dem die Leute seines Schlages hier so gern und so sicher umgehen; die Schüsse krachten — und der Getroffene stirbt.“

„Sie sprechen, wie wenn Sie dabei gewesen wären,“ bemerken wir erstaunt und nicht ohne Grauen über solche Vorkommnisse.

Der Landsmann zuckt die Achseln. „Solche Vorfälle ereignen sich hier in Amerika oft, im wilden Westen noch viel häufiger. Vielleicht hat der Verwundete nur durch sein den Deutschen verratendes Auftreten den Spott der rohen Kerle erregt und daraus ist das Unheil entstanden. Was nun folgt, sehe ich voraus. Die andern Wichte schwören vor Gericht, daß der „Fremde“ den Streit vom Zaune gebrochen hat, statt umgekehrt; ein Falscheid gilt solchen Kerlen nicht mehr wie einer ihrer unzähligen Flüche. Dann geht der Mörder ganz straffrei aus, oder erhält nur einen sehr gelinden Denkzettel. Um den Fremden macht man hier in solchem Falle überhaupt wenig Aufhebens. Viele Lokale solcher Art, wie jene Spelunke, sind auch deswegen gefährlich, weil sie nur Vorhöllen von Spielhöllen im ersten Stockwerke sind. Dort aber finden sich natürlich erst recht nur verkommene Subjekte der schlimmsten Art zusammen. Da wird dann der Fremde in der niederträchtigsten Weise durch Falschspiel gerupft, und wenn er, den Betrug bemerkend, Vorwürfe zu machen wagt, ist das Ende genau so, wie wir es hier gesehen haben.“

„Wir haben hier schon allerlei Seltsames erlebt,“ bemerken wir kopfschüttelnd. „Bei uns daheim sind derlei Vorkommnisse fast unmöglich.“

„Wir leben in einem höchst civilisierten und doch auch halbwilden Lande,“ antwortet der Freund gleichmütig. „Alle Länder der Welt senden den Abschaum ihrer Bevölkerung hierher — da müssen auch ungewöhnliche Störungen der öffentlichen Ordnung häufiger vorkommen als anderswo. Sie tragen da eine schöne goldene Uhrkette mit Anhängsel, auch mehrere wertvolle Ringe. Es ist wunderbar, daß Ihnen dieser Kostbarkeiten wegen noch nichts Schlimmes zugestoßen ist. Legen Sie alles auffallende Geschmeide ab, sonst können Sie recht arge Dinge erleben“.

Noch andere gute Ratschläge erteilt der wohlmeinende Landsmann. Auch in Bezug auf das mitgeführte Geld empfiehlt er größte Vorsicht. „Wir Amerikaner übergeben unser Bargeld, das wir für den Augenblick nicht brauchen, auf Reisen dem Eigentümer des Gasthofes oder seinem ersten Angestellten. Von ihnen wird es in dem feuer- und einbruchsicheren Kassenschranke aufbewahrt, und wir lassen uns immer nur so viel davon geben, wie wir den Tag über nötig zu haben glauben. Wenn Sie nach New-Orleans fahren wollen, möchte ich Ihnen noch ein anderes Verfahren vorschlagen. Mein Geschäft empfiehlt Sie an einen Banquier in jener

Stadt, mit dem wir in Verbindung stehen, indem wir Ihnen eine Anweisung auf Auszahlung der von Ihnen bei uns hinterlegten Summe ausstellen. Diese Anweisung geben Sie gegen Quittung an das Haus Morton in New-Orleans ab und holen sich dann immer nur so viel Geld, wie Sie eben nötig haben. So sind Sie der Gefahr enthoben, beraubt oder bestohlen zu werden."

Wir danken für den guten Willen und kehren nachdenklich in das große Gasthaus zurück. Nun haben wir auf unserem Zimmer Haar und Kleidung in Ordnung gebracht und möchten uns in die riesige Halle begeben, die sich im Erdgeschoß befindet und dem Amerikaner das Kaffeehaus ersetzt. Zu diesem Zwecke stellen wir uns an dem vergitterten Fahrstuhlschachte auf, worin das Gefährt rastlos auf- und niederschwebt. Eben kommt es von oben herabgesaust, und wir rufen laut und bestimmt: „Hinab!" Wie durch Zaubergewalt hält die Maschine, rasch fliegt die Gitterthüre auf, wir setzen den einen Fuß in den käfigartigen Kasten. Da werden wir sehr nachdrücklich an die Thatsache erinnert, daß wir in Amerika, dem Lande der geschäftigen, auf ewiger Hatz befindlichen Yankees, sind. Wir haben das zweite Bein nicht rasch genug nachgezogen; schon saust der Fahrstuhl wieder abwärts, fast stürzen wir zu Boden und machen dem Kutscher Vorwürfe ob seiner rücksichtslosen Raschheit. „Thut mir leid, Herr," antwortet er trocken, „habe keine Zeit zu warten, bis ein beliebiger Mann sein Bein gemächlich nachgezogen hat." Im fünften Stockwerk sind wir untergebracht, noch weitere fünf liegen in dem Riesenhotel darüber. Im Nu gelangen wir in das Erdgeschoß und befinden uns gleich darauf in der großen Halle, in der es zugeht wie in einem summenden Bienenkorbe. Gedämpftes Oberlicht erhellt den schönen Raum, der durch allerhand tropische Pflanzen geschmückt ist. An ihn stoßen die Lesezimmer, worin eine ganze Anzahl verschiedener Zeitungen zur Auswahl bereit liegt; auch ein anderer Raum, der mit hübschen Pulten ausgestattet ist, woran man seine Briefe schreiben kann, befindet sich neben der Halle. In dieser selbst wogt und summt es von früh bis in die tiefe Nacht, und der Aufenthalt darin ist in vielen Beziehungen sehr interessant und lehrreich. Hier sitzt, nachlässig zurückgelehnt, ein vielfacher Millionär aus dem Westen; er prahlt mit der Ergiebigkeit seiner Silberbergwerke und verrät dabei in seinem ganzen Benehmen den Emporkömmling ohne alle feinere Bildung. Neben ihm bemerken wir den Berichterstatter einer großen Zeitung, einen schlanken, bleichen, noch jungen Mann, dessen Auge nie zur Ruhe kommt, denn er ist fortwährend beschäftigt, Stoffe zu neuen Berichten für sein Blatt ausfindig zu machen. Auf der andern Seite des Nabob hat ein hagerer Mann mit höchst nervösem Wesen Platz genommen; dieser Mensch spinnt jahraus, jahrein, Tag für Tag neue Pläne, wie er durch gewinnbringende Unternehmungen zum vielbeneideten Millionär werden könne; eben trägt er sich mit einer kürzlich erst ausgebrüteten Idee, zu deren Verwirklichung ihm der reiche Minenbesitzer als „Teilhaber" die Mittel liefern soll; aber der oft umworbene Mann

aus dem Westen verhält sich seinen vielverheißenden Auseinandersetzungen gegenüber äußerst kühl. Und jetzt gesellt sich ein feingekleideter Herr zu uns, beteuernd, er müsse uns schon irgendwo gesehen haben, könne sich aber durchaus nicht besinnen, wo das gewesen sei. Bei einem Glase lasse sich aber die alte Bekanntschaft leicht erneuern. Jetzt fällt uns die Warnung des wohlmeinenden Landsmannes ein, uns in keiner Weise mit Unbekannten einzulassen, selbst im Gespräche nicht. Gar mancher der Herren, die sich so freundlich an den Fremdling herandrängen, sei ein schlechter Kerl, ein Schlepper, der uns an irgend einen verrufenen Ort zu locken suche, vielleicht in eine Spielhölle. Die sie ausschickten, seien Betrüger, vielleicht sogar Mörder, und wer diesen sauberen Abgesandten folge, könne leicht auf Nimmerwiedersehen verschwinden; in Amerika seien derartige Vorkommnisse keine Seltenheit. Wir würdigen also den zudringlichen Menschen keines Blickes, wenden unsere Aufmerksamkeit vielmehr wieder dem bewegten Leben und Treiben zu, das uns fortwährend umsummt.

Auf einem großen Dampfer setzen wir unsere Fahrt stromabwärts fort. Die kurze Strecke von 190 englischen Meilen, die bis Kairo zunächst vor uns liegt, bringt den Reisenden in größere Gefahr, als die ganze Oceanfahrt; im Jahre 1852 allein sind 36 Dampfschiffe auf ihr versunken, wobei die in die Luft geflogenen nicht einmal mitgezählt wurden. Einzelne besonders gefürchtete Stellen sind mit schaurigen Namen belegt worden, die schon genügend andeuten, was der Schiffer hier zu erwarten hat. So heißt eine von ihnen der Schiffskirchhof, und diese Bezeichnung ist vollauf gerechtfertigt, denn viele Leichen jämmerlich Umgekommener ruhen drunten im Schlamm des Mississippi. Aber ihr Unglück wird schnell vergessen, denn der Zuzug an Menschen ist so stark, daß die entstandene Lücke schnell wieder ausgefüllt wird.

Am auffallendsten ist es uns immer wieder, daß Amerikaner, die den „Vater der Ströme“ zum ersten Mal befahren, seine ekelhafte Flut mit förmlicher Leidenschaft als etwas besonders Heilsames trinken; sie würden es wahrscheinlich als eine Art Beleidigung des Stromes ansehen, wenn man das ekelhafte Naß vorher filtrieren wollte. Große Achtsamkeit von seiten der Schiffsmannschaft erfordern auch jetzt wieder die schwimmenden und verankerten Baumstämme, die dem Fahrzeug beständig den Untergang zu bringen drohen. Die Reise auf dem mächtigen Gewässer hat etwas ungemein Großartiges und Erhabenes. Die Wellen strudeln und rauschen; von der keuchenden Maschine und der Gewalt der Strömung getrieben, fliegt das Schiff über die breite Wasserfläche. Auf den hügeligen Ufern erhebt sich Wald, sind zahlreiche Ortschaften mit ihren gelben Maisfeldern sichtbar. Hochragende Felsenmassen blicken durch die Bäume; manche dieser Sandsteinbildungen haben durch Auswaschung ganz sonderbare Formen angenommen und werden auch danach benannt. So heißen zwei von ihnen „des Teufels Theetisch“ und „des Teufels Backofen“ — Benennungen, welche die alten Hinterwäldler erfanden, als sie

noch in ihren Flachbooten allein auf dem Strome fuhren. Manchen Fluch der einfachen, kräftigen Leute mögen diese Felsen und Wälder gehört haben, wenn die Starken mit dem Aufgebot ihrer ganzen Kraft gegen die Gewalt der Wasser rangen. Die riesigen treibenden Baumstämme mit ihrem Wurzelwerk und ihren weitästigen Kronen erfordern beständig die größte Achtsamkeit des Steuermanns; gelingt es ihm nicht, solchen schwimmenden Baumleichen rechtzeitig auszuweichen, so kann das Schiff darüber verloren gehen. Schwieriger noch wird seine Arbeit dadurch, daß sich das Fahrwasser beständig ändert. Das an der einen Stelle losgerissene Land wird durch die Flut irgendwo in seinem Bett oder am Ufer wieder angeschwemmt, und so werden Gefahren hervorgerufen, die auch der kundigste Lotse nicht kennt. Zuweilen eröffnen sich uns weite Durchblicke ins Land hinein; wir sehen dann ausgedehnte Sümpfe, sehen die Massen des Schlammes, den der Strom bei seinen alljährlichen großen Überschwemmungen zurückläßt. Hier führt kein Weg, nicht einmal ein armseliger Pfad am Ufer hin. An solchen Stellen Straßen bauen zu wollen, wäre ein unsinniges Unternehmen; schon die nächste Hochflut kann derartige kostspielige Bauten mit dem ganzen umliegenden Gelände fortreißen.

Die Nacht sinkt hernieder; ein Bild voll düsterer Erhabenheit breitet sich um uns aus. Der Mond beleuchtet den gurgelnden, rauschenden, plätschernden Strom mit fahlem Lichte und macht die Felsen und Hütten in gespenstischer Beleuchtung sichtbar. Dann sinkt er, schon tief im Westen stehend, unter den Horizont hinab, und bald lagert tiefe Dunkelheit auf den ruhelosen Wassern, den düstern, schattenhaften Waldstreifen am Ufer, den Felsen und menschlichen Behausungen, die jetzt nur noch als graue Punkte sichtbar sind. Die Öde auf der Wasserwüste wird dadurch noch drückender; tiefe Stille auf Strom und Uferlandschaft, nur unterbrochen vom eintönigen Rauschen der Wellen, vom Stöhnen und Keuchen, Stoßen und Wühlen der Maschine, vom Pfeifen und Wimmern des Windes. Glühende Funken wirbeln aus den Schornsteinen des Dampfers; in der Ferne leuchtet es plötzlich unheimlich auf; ein dunkles, riesiges Etwas braust uns, einem höllischen Ungetüm vergleichbar, entgegen: es ist ein anderer Dampfer, der keuchend vorüberfährt. Dann wird es wieder unheimlich still, und wie von einem finsteren Zauber gebannt, starren wir fast regungslos auf die Wasserfläche, auf die schwarzen, unermeßlichen Urwälder am Ufer. Endlich fällt der Nachttau stärker, er macht unsere Kleider naß und treibt uns in das Zimmer hinab.

Glanzvoll steigt der Morgen herauf, wir sind zur Mündung des schönen Ohio gelangt, dessen klares Wasser jetzt durch den Mississippi das gleiche Schicksal erleidet, das diesem weiter aufwärts von der Lehmflut des einmündenden Missouri bereitet ward. Keilförmig drängt es in die gelben Massen hinein, heldenhaft ringt es gegen die Übermacht, wird aber nach kurzem Kampfe überwältigt. Dort liegt oberhalb der Mündung Kairo — eine Stadt, die nur noch aus einigen überaus armseligen

Hütten zusammengesetzt ist. Sie erhebt sich auf unheimlichem Boden, in einem Sumpfe, der todbringende Fieber aushaucht. Bei jeder Hochflut stand der überaus günstig gelegene Ort vollständig im Wasser. Alle Versuche, den Platz gegen die Hochwasser zu sichern, scheiterten; sobald eine neue Flut kam, vernichtete sie die von Menschenhand errichteten Schutzwehren; trat sie zurück, so stieg aus dem Moraste entsetzlicher Fieberbrodem auf, der die kecken Eindringlinge, die hier Fuß zu fassen versuchten, zu Hunderten wegraffte. So hat man denn weitere Bemühungen, die traurige Stätte zu halten, als aussichtslos aufgegeben.

Endlich sind wir in jenes hochinteressante Gebiet gelangt, das, südwärts vom Staate Tennessee gelegen, seinen ganzen Charakter, seine üppige Fruchtbarkeit, seinen eigenartigen Pflanzenwuchs, sein Tierleben, seinen fieberatmenden Boden durch den Riesenstrom erhält. Ein riesiges Sumpfrevier, im Osten abgeschlossen durch eine niedrige Hügelkette, die sich bis Baton-Rouge oberhalb New-Orleans hinzieht, im Westen bis zum texanischen Grenzfluß Sabina reicht, umgiebt den Mississippi jetzt auf beiden Seiten. Es ist eine höchst eigentümliche Landschaft, in die wir vom Verdeck des Dampfers hineinschauen. Zahllose Seen leuchten darin auf, ein Gewirr von Flußarmen (Bayous) zieht hindurch. Oft liegt die Gegend unter dem Wasserspiegel des Stromes; wären die Dämme (levées) nicht, so würden sogar weite, jetzt gut angebaute Plantagen bei jeder Hochflut überschwemmt und vielleicht für lange Jahre verwüstet werden. Die Kanäle ziehen sich durch weite Marschlandschaften, aus denen ungeheuere Rohrfelder emporwachsen; über diese wieder erheben sich, einen seltsam fremdartigen Anblick gewährend, baumartige Gräser und Dickichte üppig wuchernden, fast tropischen Unterholzes. Schwerer, fetter Humusboden lagert überall; aus dieser schwarzen Masse lockt die glühende Sonnenhitze einen Pflanzenwuchs, der sich allerorten zum unentwirrbaren Dickicht zusammenschließt und in dessen Schutz Schildkröten, Alligatoren, unzählige Wasservögel und kriechende Schlangen ihre Brutstätten haben. Der Hochwald hat etwas Großartig-Düsteres, zuweilen Unheimliches. Er besteht vorwiegend aus Eichenarten, Nadelhölzern, besonders Cypressen, Mimosen und Weiden; zwischen den Baumriesen wuchert üppiges Strauchwerk, klettern und kriechen vielverschlungene Ranken hin und her; ringsum wehen die Bärte des Tillandsienmooses, dem Walde ein ganz eigentümliches Gepräge aufdrückend. Palmen sind selten und nicht hoch; sie entwickeln sich erst in Florida zu ihrer vollen Pracht. Herrliche Farnwedel, schöne Dracenen, bei uns daheim ein Schmuck der Gewächshäuser, werden hier vom weidenden Rindvieh zerstampft. Zahlreiche andere Pflanzen, die in Masse vorkommen, zeichnen sich durch prachtvolle Blüten aus, so die vielen Orchideen, die Passifloren, die Bignonien, die Magnolien u. s. f. Eine Art Bambusrohr findet sich, in Gruppen vereint, in großer Menge.

Der Dampfer hat angelegt, eine ganze Anzahl neuer Passagiere ist eingestiegen, der Koloß keucht weiter. Unter den Zugestiegenen befindet

sich auch ein Herr mit runzeligem Gesicht, das von einem borstigen Vollbart umrahmt wird; eine flache Mütze bedeckt sein Haupt. Er unterhält sich eifrig mit einem ziemlich herabgekommen aussehenden Individuum, dessen Kleidung uns auf den ersten Blick durch ihre Schäbigkeit verrät, daß ihr Träger in mißlichen Umständen steckt.

„Ah, da sind ja auch die beiden Unzertrennlichen," sagt einer unserer mitfahrenden deutschen Landsleute, mit eigentümlichem Lächeln nach den beiden Herren hinübernickend.

„Wer sind die Leute?" fragen wir erwartungsvoll.

„Brüder aus jener großen Landstreichergesellschaft, die man hier Tramps heißt," lautet die Antwort. „Den einen nennen seine Genossen den „Gerichtspräsidenten," den andern den „Apostel". Der „Gerichtspräsident", jener mit der qualmenden Cigarre, ist ein gebildeter, aber ganz verkommener Mann; arbeitsscheu, ohne Ehrgefühl treibt er sich das ganze Jahr herum, gewiß, daß seinesgleichen doch nicht umkommt. In Deutschland mag er wirklich Gerichtsbeamter gewesen sein, denn er besitzt gute juristische Kenntnisse. Der „Apostel" aber ist ein gänzlich versumpfter Geistlicher; wenn er gut bezahlt wird, hält er heute noch Gottesdienst, und ich habe selber einmal zugehört, wie er dabei seinen Zuhörern wegen ihres sündhaften Lebenswandels ganz gehörig den Kopf wusch und ihnen die Hölle mit den grauenhaftesten Bildern ausmalte. Die zwei hängen wie Kletten aneinander; überall in den Mittel- und Oststaaten kennt man das edle Bruderpaar."

„Und was mögen die Herren jetzt vorhaben?"

„Gott weiß es," antwortet der Landsmann nachdenklich. „Sonst pilgern diese Burschen erst zu Beginn des Winters nach dem warmen Süden, wo ewig Sommer herrscht. Es wird ihnen dann zu kalt im Norden, und sie suchen deswegen glücklichere Gegenden auf. Vielleicht haben sie irgendwo etwas ausgeführt, was ihnen rätlich erscheinen läßt, jetzt schon, vor Anbruch des Winters, für einige Zeit nach dem Sonnenland am mexikanischen Golf zu verduften. Wer so billig reist, wie solche Herren, der kann die Sache schon unternehmen."

Wir machen ein erstauntes Gesicht; der Erzähler fährt mit leisem Lachen fort: „Sehen sie nur, wie behaglich sich die Strolche die gestohlenen Kartoffeln und Maiskolben am Ofen rösten und dann verzehren! Keiner von beiden hat einen Cent in der Tasche; aber sie wissen sich vollkommen sicher. Der Schiffsclerk (Schreiber, Sekretär) hat jetzt noch keine Zeit für sie. Wenn er morgen Bezahlung von ihnen fordert, erklären sie ganz vergnügt, daß sie nichts besitzen. Es geschieht ihnen deswegen durchaus nichts, denn die Vagabunden werden auf den Dampfern als eine Art notwendiges Übel angesehen. Am nächsten Landungsplatze setzt man die beiden Herren in aller Freundschaft und christlichen Nächstenliebe aus. Sie warten dort behaglich, bis ein anderer Dampfer kommt. Auf ihm legen sie wieder ein Stück zurück, werden abermals ausgesetzt,

steigen wieder ein, und so gelangen sie doch in kurzer Zeit nach New-Orleans, ja, vielleicht nach Cuba, wenn sie dorthin wollen.“

Genau so, wie der Landsmann vorausgesagt hat, vollzieht sich die Sache: die Landstreicher können nicht zahlen, werden ruhig weiter mitgenommen und dann ans Land gesetzt, sobald das Schiff den nächsten Anhaltepunkt erreicht hat. Ihr Gleichmut dabei setzt uns in Erstaunen; aber Freund Welcker sagt lachend: „Sie sollten während Ihres Aufenthaltes in der Union dieses Wandervolk genauer beobachten — es ist anders als daheim. Wenn der Tramp z. B. eine solche Reise nach dem Süden antreten will, bereitet er sich in höchst eigentümlicher Art darauf vor. Er nimmt ein Bad, um den Körper endlich einmal zu reinigen; während dessen breitet er seine Kleider über einen Ameisenbau aus, und die emsigen Tierchen darin besorgen ein noch notwendigeres Geschäft, indem sie nämlich das zahllose in den Lumpen wimmelnde Ungeziefer vertilgen. Irgendwie wissen sich die Burschen dann auch einen neuen Anzug zu schaffen, und so treten sie dann die billige Erholungsreise an. Auf den Eisenbahnen geht es ihnen freilich schlechter wie auf den Dampfern. Wenn irgend möglich, versteckt sich der Tramp in einem leeren Güterwagen so, daß ihn die Bahnbediensteten nicht entdecken. Wird er bemerkt, so kommt der eigens dazu angestellte Hinauswerfer, der auch zugleich Bremser ist, und setzt den „blinden“ Passagier an die Luft. Kann der Strolch nicht anders mitkommen, so bringt er sich auf den Verkuppelungen der Wagen unter; gleitet der Fuß infolge des hier gerade besonders fühlbaren Schüttelns und Stoßens, dann ist's mit dem Wanderleben vorbei für immer. Der amtliche Leichenbeschauer ruft die Geschworenen zusammen, und diese erklären: „Der Mann war ein Tramp und ist durch Überfahren ums Leben gekommen.“ Damit ist die Sache abgethan; wer er einst war, das weiß niemand.“

„Einzelne Farmer in den Nordstaaten klagten sehr über das Tramp-Unwesen,“ bemerken wir.

„Sie haben Ursache dazu, und in den Mittel- und Weststaaten ist es nicht besser,“ antwortet Welcker. „In manchen Gegenden sind die Zustände ganz greulich geworden. Ist der Hausherr oder der Hofhund daheim, so tritt der einzelne Tramp ganz demütig auf; sind aber vielleicht nur Frauen auf der Farm anwesend, so wird er frech. Kommen die Burschen gar zu zweien oder in größerer Anzahl, so werden sie brutal und heischen unter Drohungen Tribut von den einsamen Leuten. Zuweilen vereinigen sie sich sogar zu ganzen Banden, überfallen kleinere Ortschaften und plündern sie regelrecht aus. Und die Beamten unterstützen das Gesindel zuweilen noch, statt ihm zu wehren. Das hat der Mitarbeiter eines in Milwaukee erscheinenden Blattes ausfindig gemacht. Er ging mit zwei Freunden selbst unter die Vagabunden; man verhaftete sie, verurteilte sie aber wegen angeblicher Trunkenheit, und nicht wegen Herumstrolchens; Richter und Konstabler erhielten so volle Gebühren, was bei Verhaftung und Verurteilung von Tramps nicht der Fall ist. Die

inhaftierten 20 Tramps arbeiteten, um das Publikum zu täuschen, zum Schein in einem Steinbruch; in Wirklichkeit sind sie arbeitsscheues Gelichter, dem man den Aufenthalt möglichst angenehm macht, damit sie recht bald wiederkommen und neue Gebühren eintragen. Ihre Verköstigung muß geradezu vorzüglich genannt werden. Ziehen sie vor Ablauf der Strafzeit ab, so freut das die Beamten um so mehr, weil sie dann auch noch die Verpflegungsgelder einstecken. Verbrecher schlimmster Art aus Chicago, die im Herbst nach Dakota ziehen, um die von der Ernte heimkehrenden Leute zu berauben, haben ihre ganz bestimmte Reihe von Gefängnissen, in denen sie sich nacheinander einfinden."

„Aber das sind ja schreckliche Zustände!" rufen wir aus.

„Amerikanisch," meint der Landsmann gleichmütig. „Wenn hier unter den Beamten nicht so viele Schufte wären, könnten die Bewohner auf Marmorpflaster gehen und von Gold essen, so reich ist das gottgesegnete Land. Übrigens sind nicht alle amerikanischen Vagabunden Räuber und Mörder, aber unternehmend, vielseitig, verschlagen habe ich sie sämtlich gefunden. Vor dem großen Kriege zwischen den Nord- und Südstaaten kamen sie nur ganz vereinzelt vor; jetzt sind sie vielfach zu einer bedenklichen Landplage geworden. Im Sommer ziehen sie aufs Land hinaus, die strenge Jahreszeit verbringen sie in den Städten. Über Gefahren lachen sie; untereinander leben sie in Eintracht, denn alle haben die gleichen Bestrebungen und Interessen. Einer hilft dem andern, wo er kann. Sie finden Leute aus allen Klassen darunter: hier einen ehemaligen Offizier mit hohen Wasserstiefeln, dort einen vormaligen Diplomaten, da einen herabgekommenen Kaufmann, wieder anderswo entlaufene Zuchthäusler und sonstige Sträflinge. Wenn die Kerle im Herbste in die Städte einrücken, gewähren sie meist einen traurigen Anblick; zerlumpt, fröstelnd, schlotternd, schleichend betrachten sie jedermann darauf hin, ob er wohl eine Gabe reichen werde. Sie müssen sich zuweilen jämmerlich durchschlagen, trinken übernächtige Bierreste, stillen den Hunger mit Brotrinden, die weggeworfen worden sind u. s. f. Aber der Amerikaner ist merkwürdig wohlthätig und nachsichtig gegen die Tramps; barmherzige Vereine sorgen, daß die Burschen Asyle und warme Suppen bekommen, und im Notfalle wenden sich diese an die Polizeistation, oder schaffen sich an sonst einem Orte unter, der durchaus nicht für sie bestimmt ist, z. B. in einem öffentlichen Lesezimmer. In Pittsburg haben die Bürger sogar ein eigenes Heim für die schnapsduftenden, Tabak kauenden, von Schmutz starrenden Strolche geschaffen, worin zuweilen 400 Vagabunden gleichzeitig beisammen hocken. Bei Beginn des Sommers schwärmen die Tramps wieder ins Land hinaus, jeder mit einem Spiel Karten und zahlreichen Eisenbahnfahrplänen in der Tasche. Weil zur Erntezeit auf den Farmen Arbeitskräfte selten sind, heißt man die Vagabunden als Helfer doch willkommen. Sie sind mit beim Sammeln der Erd- und Brombeeren, beim Pflücken des Obstes und der anderen Baumfrüchte, beim Hopfenzupfen, bei der Weizenernte thätig. Diese

Zeit ist eine Art Sommerfrische für den Tramp; bis tief in den unvergleichlich schönen Herbst hinein wandert er umher, nicht selten Hunderte von Meilen, stärkt und kräftigt sich bei guter Kost und leichter Arbeit, trinkt fleißig Whisky und verjubelt, was er verdient hat. Naht der Winter, so erfolgt die Rückflut in die Städte, oder die Herren unternehmen eine Fahrt nach dem milden Süden. Das ist amerikanisches Vagabundenleben."

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit wieder der Umgebung zu. An den Ufern der Kanäle liegen zahlreiche Reis- und Zuckerpflanzungen, die oft sehr verwahrlost aussehen. Große Drainierungsanlagen sind bestimmt, den Wasserüberfluß in die Bayous zurückzuleiten. Vermag man die etwa $1/_2$ m breiten und fast 2 m tiefen Entwässerungsrinnen nicht instand zu halten, so ist die Bebauung des Bodens unmöglich. Eben sind auf einer Plantage 20 vor einen Riesenpflug gespannte Stiere in lähmendem Sonnenbrande daran, jene Furchen für die Abwässer zu ziehen. Unter hohen Lebenseichen lugen die Landhäuser der Plantagenbesitzer, meist aus Holz und nicht selten mit viel Geschmack erbaut, hervor. Sie liegen inmitten eines umzäunten Raumes, in dem die Maultiere und Pferde der Pflanzung weiden. Dahinter gewahren wir niedrige Arbeiterhütten mit Gärtchen, in denen die Zwergpalmen fast niemals fehlen. Nah dabei bemerkt der forschende Blick die Fabrik mit ihren Einrichtungen zum Pressen und Sieden, sowie das Gehege für Rinder, Schweine und Geflügel der Niederlassung.

Unser freundlicher Landsmann ist auf einer solchen Pflanzung daheim; er verwaltet sie für einen reichen Herrn, der auch in anderen Staaten Besitzungen hat und meist am Südfuß der Alleghanys auf einem reizend gelegenen Besitztum haust. Herr Welcker kann uns also genauen Aufschluß über die Lage der Pflanzer in der Jetztzeit und über das Dasein der Negerbevölkerung geben.

„Die Sklaverei ist durch den großen Krieg beseitigt," sagt er. „Aber die Südstaaten sind dadurch fast ruiniert worden. Jetzt erst fangen sie an, sich von ihrem wirtschaftlichen Elend zu erholen. Wir leiden seit der Sklavenbefreiung an einem überaus unangenehmen Mangel an Arbeitskräften. Gegen dieses Übel will sich durchaus keine gründliche Hilfe finden lassen. Selbstverständlich fehlt den Pflanzern infolge davon auch der rechte Mut, der Unternehmungsgeist, die Wagluft. Für die Neger war die Befreiung ebenfalls kein Glück, so unbegreiflich Ihnen das auch scheinen mag. Ein tüchtiger, gesunder Schwarzer war seinem Herrn 1000 Dollars und mehr wert; schon deswegen mißhandelte man ihn nicht so, daß er in seiner Arbeitskraft und in seiner Gesundheit geschädigt ward. Auf allen Plantagen wurden Ärzte für die wertvollen Nigger gehalten; die spanischen und französischen Pflanzer besonders waren meist menschliche Herren, die keine Grausamkeit gegen die schwarzen Arbeiter duldeten. Zuweilen mögen ja wohl Härten vorgekommen sein; aber trotz der Prügel, die sie gelegentlich bekamen, hatten es die schwarzen Burschen als Sklaven besser, wie jetzt als politisch freie Menschen. Das liegt aber nicht an den

Weißen, sondern am Wesen, an den charakteristischen Eigentümlichkeiten des Negers. Er kommt sein ganzes Leben hindurch sozusagen nicht über die Stufe hinaus, die bei den Weißen mit dem wenig vertrauenerweckenden Namen „die Flegeljahre“ bezeichnet wird. Später mag das vielleicht einmal anders werden; jetzt aber sind die Neger faules, schmutziges, freches, unverbesserliches Gesindel, das bisher fast nur schlechten Gebrauch von seiner Freiheit gemacht hat. Früher standen sie allerdings unter der Fuchtel, die Peitsche trieb sie im Notfall zur Arbeit; aber man nährte sie gut, sorgte für alle ihre Bedürfnisse und behandelte sie meist auch nicht schlecht. Unter geordneter Zucht waren sie so wenigstens nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, manche sogar recht ehrenwerte. Nicht wenig Sklavenfamilien wuchsen in aufrichtiger Anhänglichkeit ganz mit den Herrenfamilien zusammen. Jetzt ist das alles ganz, ganz anders geworden — aber leider nicht besser. Die Neger wurden in der Freiheit meist Vagabunden und Tagediebe, die auch den größten Menschenfreund zuletzt in helle Verzweiflung jagen können. Nur wenn sie der Hunger plagt, arbeiten die trägen Burschen; sonst lungern sie herum, betragen sich wie alberne, ungezogene Jungen, trinken und spielen leidenschaftlich und fallen den anständigen, ordentlichen Leuten zur Last. Ihre Lage ist schlimmer als je zuvor, denn all’ ihre Bedürfnisse müssen sie für schweres Geld von verschlagenen Händlern, oder von ihren jeweiligen Arbeitgebern beziehen, und dabei werden sie regelmäßig gehörig übers Ohr gehauen. Von Ehrgefühl ist in den schwarzen Burschen nicht so viel vorhanden, wie sie in den Zeiten der Unfreiheit besaßen. Wenn Sie mit einem der alten Neger, die noch in der Sklaverei gelebt haben und die jetzt in Lumpen umherwandeln und meist auch Lumpen sind, von den vergangenen Zeiten reden, schließen sie ihre Erzählungen meist mit dem Gedanken: „Wir sind jetzt frei, aber ich wollte doch, die alten Zeiten kämen wieder! Da sorgte man besser für uns.“

„Aber die Befreiung der Sklaven war doch eine Großthat der Menschlichkeit,“ werfen wir halb unwillig ein. „Wer gab den Weißen das Recht, in diesen Ländern zwei Klassen von Menschen zu machen: reiche und mächtige Aristokraten von unserer Farbe und unfreie, arme Schwarze?“

„Gewiß war der Gedanke wunderschön,“ antwortet Welcker ruhig. „Aber man hat die an sich löbliche Idee zu rasch, ohne alle Vorbereitung durchgeführt, und so hat sie Herrschende wie Dienende, den ganzen Süden an den Rand des Verderbens gebracht. Die einstigen Aristokraten sind arm geworden; ihre überaus ertragsfähigen Besitzungen hat man ihnen gelassen; aber mit ihren Sklaven nahm man ihnen auch die Möglichkeit, die Pflanzungen zu bebauen, denn der Weiße dauert als Landarbeiter nicht in diesem glühenden Klima, in dem fieberatmenden Sumpfboden. So liegen denn viele Ländereien unbebaut, die Plantagen verfallen. Und noch größer ward die Notlage durch das Elend der freigewordenen Neger. Sie, die niemals vorher selbständig gewesen waren, die man von Kind

auf gewöhnt hatte, andere für sich denken und sorgen zu lassen, sie sollten jetzt plötzlich in jeder Hinsicht für sich und die Ihrigen einstehen und als vollkommen freie Menschen thun und lassen dürfen, was sie wollten. Dazu waren die armen Tröpfe nicht reif, und deswegen eben können sie den Anforderungen nicht nachkommen, die das Leben in der Freiheit an sie stellt. Glücklich durften sich die preisen, die im Dienste wohlmeinender Herren auf den Pflanzungen bleiben konnten. Ein kleiner Bruchteil der Schwarzen hatte Lesen und Schreiben gelernt, besaß überhaupt neben der höheren Bildung auch mehr Ernst und Willenskraft als die übrigen und hat sich mit Fleiß und Ordnungsliebe eine leidliche Lage geschaffen. Die große Masse dagegen steht jetzt in jeder Hinsicht noch tiefer als in den Zeiten der Unfreiheit. Wir haben nach der Zählung von 1890 etwa 6996000 Farbige in der Union, fast lauter Neger, nur $^1/_9$ ungefähr Mulatten. Da die Freigewordenen zu faul und zu dumm waren, das Land ferner bebauen zu wollen, zogen sie in die Städte des Nordens und Südens. In den Nordstaaten haben Sie diese Leute in allen denkbaren dienenden Stellungen gefunden; hier im Süden sind sie eine Art Landplage geworden, ein Proletariat, das vor keinem Frevel zurückschreckt. Die Mehrzahl der Verbrecher, die durch Lynchgerichte vom Leben zum Tode gebracht werden, setzt sich aus Negern zusammen. Seitdem die Sklaverei aufgehoben ist, nehmen die Diebstähle auf dem Lande bei uns kein Ende. Brandstiftungen, Raubmorde, rohe Sittlichkeitsverbrechen und scheußliche Morde aus Rachsucht kommen so häufig vor, daß man sich kaum noch darüber wundert. Aber eine große Gefahr sind diese rohen Schwarzen auch nach anderer Seite hin, nämlich im politischen Leben der Südstaaten. Weil sie die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, wollen sie auch die Herren im öffentlichen Leben sein. Nach dem Kriege hat man in dieser Beziehung schlimme Erfahrungen gemacht. Vorher waren die Zustände ja auch oberfaul; die reichen Baumwollbarone erkauften sich die Stimmen des über alle Beschreibung gemeinen weißen Pöbels, und die Folge davon war ein niederträchtiges, abscheuliches Regiment, wie es die Welt noch niemals ärger gesehen hat. Als die Unionstruppen in New-Orleans einrückten, machten sie dort einer siebenjährigen Schreckensherrschaft ein Ende. Die ganze städtische Verwaltung und Rechtspflege hatte sich bis dahin in den Händen der verruchtesten, scheußlichsten Pöbelrotte befunden, die jemals ein Gemeinwesen im Banne des Schreckens gehalten hat. Die Gerichtssäle waren Schirmplätze des Verbrechens geworden; die Vollstrecker der Gesetze hatten sich zu blinden, willenlosen Werkzeugen des bluttriefenden Gesindels erniedrigt. Ungestraft vergossen vertierte Meuchelmörder Tag für Tag Menschenblut auf offener Straße. Die Zeugen der entsetzlichsten Verbrechen wurden durch den Revolver oder das Messer aus dem Wege geräumt, oder man stopfte ihnen den Mund mit Drohungen. Die Wahlen waren zu einer abscheulichen Komödie herabgesunken, denn Dolch und Bleiknüppel in den Händen des Gesindels bestimmten, wer gewählt werden sollte."

„Das waren ja grauenhafte Zustände," rufen wir aus. „Nach der Einnahme der Stadt durch die Unionstruppen hat sich das doch gewiß mit einem Schlage vollständig geändert!"

„Sie kennen Amerika noch nicht," entgegnet der Freund ruhig. „Ich wollte nur vollkommen gerecht sein, darum entwarf ich Ihnen dieses Bildchen von den Zuständen in einer mehr als eine Viertelmillion Einwohner zählenden Stadt vor der Aufhebung der Sklaverei. Wer aber gemeint hatte, es werde nach ihr besser werden, der hatte sich gründlich getäuscht. Zwar die reichen Pflanzer waren bankrott; aber die schlechten Zustände im Regiment der Stadt wurden nur durch andere schlechte ersetzt. An die Stelle des weißen Pöbels trat nun mit einem Schlage der stimmberechtigte schwarze; ehrlose Politiker aus dem Norden, sogenannte „Ämterjäger," drängten in Menge herbei und — erkauften die Stimmen der Neger, wie vormals die Pflanzer mit denen des weißen Gesindels gethan hatten. So gelangten die öffentlichen Ämter in die Hände jener Dollarhaie, die das Gemeinwesen in furchtbare Schulden stürzten, um ihren eigenen Geldsack zu füllen. Und heute sind überdies die faulen schwarzen Tagediebe eine schlimmere Plage der Stadt, als die Lazzaronis in Neapel. Wenn Sie nach New-Orleans kommen, werden Sie mit eigenen Augen sehen, was für nichtsnutziges Gelichter diese schwarzen Toms, Bobs, Sams, und wie sie alle heißen mögen, sind."

„Und glauben Sie, daß solche Zustände dauern werden?"

„Ich hoffe, daß die neuerdings mit Einsetzung von rechtlichen Beamten begonnene Besserung fortschreiten wird," lautet die Antwort. „Falls jenes System des Raubes und Schwindels, des Betrugs und Diebstahls, das die Ämterjäger aus dem Norden eingeführt haben, fortdauert, ist der Süden ruiniert. Wenn nur der Mangel an fleißigen, zuverlässigen Arbeitern nicht wäre, dann würde die alte Blüte des Plantagenbaues auch unter den veränderten Verhältnissen bald wiederkehren! Aber gerade zur Erntezeit empfinden wir diesen Notstand immer überaus schwer, denn der Zuckersaft muß schnell versotten werden, wenn er nicht verderben soll. Man wird oft ganz wütend, wenn man daran denkt, daß Hände genug zum Helfen da sind, daß aber die Faulheit sie nicht zur Thätigkeit kommen läßt."

Wir fahren eben wieder an einer ausgedehnten Pflanzung vorüber. „Sehen Sie den Reiter dort?" fragt Welcker, nach einer Stelle deutend. „Das ist ein Aufseher auf der Plantage. Diese Aufsicht führenden Beamten haben einen schweren Dienst bei dem schwarzen Gelichter. Es eignen sich nur starke, mutige Leute dazu, die vor einer Rauferei mit den frechen Burschen nicht zurückschrecken. Zuweilen kommen sie sogar in Lebensgefahr, wenn ihnen die Neger mit den in den Stiefelschäften verborgenen Rasiermessern zu Leibe gehen. Dann heißt es: den Revolver heraus und sicher geschossen! Und auf den Gebrauch dieser Waffe verstehen sich die verwegenen Männer vortrefflich. Zuweilen kommen die Aufseher den ganzen Tag nicht aus dem Sattel, sie nehmen sogar das

Essen auf dem Pferde ein. Ist's nicht ein malerischer Anblick, dieser stattliche Mann mit dem energischen Gesicht unter dem breitrandigen Sombrero, im Lederanzug, bewaffnet bis an die Zähne, auf dem flinken Renner? Sehen Sie, dort kommt noch ein zweiter! Sie werden jetzt wahrscheinlich in die Schenke da drüben vor den Schenktisch reiten, einen Schnaps trinken und dabei in Eile ein Kartenspielchen machen — alles zu Pferde."

Die Männer passen in der That trefflich in die eigentümlich fremdartige Landschaft.

„Sie sollten einmal zur Erntezeit zu uns kommen," fährt Welcker fort. „Da ist auf einer solchen Pflanzung von früh bis spät alles Leben und Bewegung. Die Arbeiter werden gut verpflegt und erhalten 1—$1^1/_2$ Dollar Taglohn. Die Neger schützen sich durch breitrandige Hüte vor der Sonnenglut, ihre Weiber durch grellfarbige Kopftücher, die sie turbanähnlich um den Kopf winden. Den ganzen Tag schwatzt und lacht die schwarze Gesellschaft bei der Arbeit. Die Leiterwagen werden haushoch mit den Rohrbündeln beladen, und im Galopp jagen die vorgespannten acht Maultiere damit hin und her. Pressen und Kessel sind ununterbrochen in Thätigkeit und zwischen ihnen treiben sich die Kinder der Neger umher, den Saft aus dem süßen Rohre lutschend. Auf jedem Zaune hängt eine Anzahl solcher kleiner Näscher; emsig sieht man sie den ganzen Tag hindurch der eigentümlichen Beschäftigung obliegen. Alle Neger werden während der Zuckerernte von dem in unglaublicher Menge genossenen Zucker rund und fett. Ist die Ernte beendet, so feiern die Neger ihr Erntefest, aber auf ganz eigene Art, nämlich durch eine Waschbärenhetze. Sie können sich nicht vorstellen, welche Lust das für die Burschen bedeutet; schon wenn sie das Wort hören, geraten sie in die größte Erregung. Kurz vor Beginn der Nacht finden sich die Jäger mit schweren Prügeln bewaffnet am nächsten Sumpfe ein. Die losgelassenen Hunde stöbern bald einen Waschbären auf, und mit tollem Geheul und Geschrei jagt alles hinter dem Tiere drein, das sich meist auf einen Baum flüchtet. Die Neger haben Kletterspore angeschnallt, sie klimmen nach und prügeln den Waschbären herunter. Verkriecht er sich in eine Höhlung, so räuchert man ihn aus oder treibt ihn durch Anzünden des Baumes hervor. Oft dauert eine solche wilde Jagd bis zum Anbruch des Tages, und nicht selten schlagen sich die Schwarzen ihre Glieder dabei blutig."

Unter solchen anregenden Gesprächen und Schilderungen gelangen wir nach Baton-Rouge, dann nach New-Orleans, dem dritten Handelsplatze der Union. Die Stadt liegt in einer ganz flachen, durchaus morastigen Gegend 25 Meilen oberhalb der Mündung des hier etwa 40 m tiefen Mississippi auf dem linken Ufer dieses Stromes. In der ganzen Umgebung erhebt sich kein Hügel, nur riesige Sumpfwälder dehnen sich weithin aus. Der Boden ist so mit Wasser durchtränkt, daß man keine Keller graben kann und die Toten in gemauerten Gewölben über der Erde beisetzen muß. Ein gewaltiger, etwa 30 m breiter Damm

(levée) schützt die Stadt gegen den Strom, der das Material zum Dammbau in seinem Niederschlage selbst lieferte. Im Frühlinge spült er solche Schlammmassen an, daß man sich genötigt sah, Pfahlbrücken in sein Bett hinauszubauen. Durch Dammbrüche wird ganz New-Orleans vollständig unter Wasser gesetzt. Die oberen Straßen folgen in ihrer Richtung der Biegung des Flusses, sie bilden einen Halbmond. Die breite Kanalstraße trennt die Altstadt von der Neustadt; jene wurde von den einstigen Begründern, den Franzosen, angelegt, hat hohe, mit Balkonen gezierte Häuser, aber enge Straßen; die Neustadt ist eine Schöpfung der Amerikaner, sie hat gerade, breite Straßen und prachtvolle, elegante Häuser, die nicht selten in tropisch üppigen Gärten versteckt liegen. Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts dehnte sich da, wo sie sich heute ausbreitet, unergründlicher Morast aus, worin Sumpfgeflügel gejagt ward. Beide Stadtteile sind von Vorstädten umschlossen. Unter den Gebäuden der Stadt fällt vor allem das großartige, prächtige St. Charles-Hôtel auf, in dem wir angenehme Unterkunft finden. Daneben erregten ein großartiges Hospital, die Münze, das Zollhaus und verschiedene Kirchen unsere Aufmerksamkeit. In den großartigen Kaufläden, den Magazinen, Kaffeehäusern, Austernläden der Neustadt wogt den ganzen Tag ein ungemein reges Treiben aus und ein. Blumen- und Obstverkäuferinnen, Zeitungsträger, Schuhputzer beleben die Straßen fremdartig. In der wohl 70 Schritte breiten Kanalstraße bewegt sich der Verkehr auf zwei Seiten, weil sie durch einen parkähnlichen Streifen in zwei Teile zerlegt ist. Die Wagen der Maulesel- und Dampfstraßenbahn sind dicht gefüllt; Droschken und Lastfuhrwerke verraten uns gleichfalls, daß wir uns in einer Stadt von 250 000 Einwohnern befinden, daß diese Stadt ein überaus wichtiger Punkt für den Welthandel und Weltverkehr ist.

Auffallend ist uns das Leben und Treiben der Neger, das auf Schritt und Tritt an die Schilderungen unseres Landmannes Welcker erinnert. Die Burschen lungern zum Teil träge an den Straßenecken; andere rekeln an den Pfeilern der Säulengänge; wieder andere bummeln johlend und rauchend umher; noch andere balgen sich und jagen einander wie nichtsnutzige unreife Bengel. So werden sie den anständigen weißen Leuten nicht nur zum Ekel, sondern auch zur Last. Es ist nach ihrer Meinung schon ein Beweis großen Fleißes, wenn sie sich herablassen, Früchte, Blumen, Zuckerwaren, Zeitungen zu verkaufen, oder sich als Stiefelputzer nützlich zu machen. Zu ernster, schwerer Arbeit sind nur verschwindend wenige zu haben. Im Norden würden sie dabei schlecht wegkommen; hier aber befinden sie sich infolge der örtlichen und klimatischen Verhältnisse bei ihrem Bummlerleben ganz wohl. Die Milde des Klimas erlaubt ihnen, sich nur mit Hose, Hemd und Strohhut zu bekleiden. Unterschlupf suchen sie in einem Magazin oder einer Scheune. Wenn sie der Hunger plagt, stehlen sie sich Früchte auf dem Markte, oder sie erbetteln sich die Abfälle von den Tafeln der Gasthäuser; nur im schlimmsten Falle verdienen sie sich durch ehrliche Arbeit so viel, daß

sie Nahrung kaufen können. Haben sie sich aber wirklich zu solcher Heldenthat aufgeschwungen, so faulenzen sie unmittelbar darauf auch um so gründlicher.

Daß sich solches träges Volk keiner Achtung in den Augen der fleißigen Weißen erfreut, ist erklärlich. Aber tief beklagen muß es der Menschenfreund, daß auch die einsichtsvollen, braven Neger unter der Verachtung zu leiden haben, die den nichtsnutzigen Schwarzen mit vollem Rechte trifft. Viele sind redliche, gutherzige, fleißige Leute, die man auf den Plantagen nicht entbehren kann, weil der Weiße die Arbeit in dem Fieberklima nicht erträgt. Als Kolonisten, Pächter und Pflanzer sind manche Neger schon zu recht erfreulichem Wohlstande gekommen; andere, besonders Mischlinge, sind als tüchtige Advokaten, Ärzte, Lehrer, Geistliche, Kaufleute u. s. w. auch in der weißen Bevölkerung allgemein geachtet. Einzelne nehmen sogar hohe Vertrauensposten ein, z. B. Kassiererstellen in großen Bankhäusern, die alljährlich Millionen über Millionen durch die Finger eines solchen Angestellten rollen lassen müssen.

Aber die Lage der Farbigen ist im gesellschaftlichen Leben, obwohl sie jetzt politisch frei sind und sich zuweilen zu sehr geachteter Stellung emporgearbeitet haben, doch immer noch diejenige eines halb Geächteten. Die Art, wie man den Neger und Mischling in geschäftlicher Beziehung behandelt, ist ganz verschieden von der, womit man ihm im Privatleben entgegentritt; man sieht ihn nicht für ebenbürtig an, hält ihn aus der sogenannten guten Gesellschaft fern. Der Norden wie der Süden sind sich darin völlig gleich. Der Farbige ist vielleicht als besonders tüchtiger und zuverlässiger Rechtsanwalt oder Arzt bekannt; dennoch läßt der Rassenhochmut, der Neid, die Eifersucht die weiße Bevölkerung nicht dazu kommen, sich seines Rates und seiner Hilfe zu bedienen. Niemals läßt sich der Kaukasier mit dem Schwarzen in ein gemeinschaftliches Geschäft ein. Die Neger haben ihre eigenen Kirchen und Schulen, in vielen Städten wohnen sie sogar in abgesonderten Vierteln. Das Wort nigger (Neger) gilt übrigens als Beleidigung, und kein Farbiger läßt sich stillschweigend so nennen. Seit dem großen Kriege sind alle Bürger „Gentlemen“ (Herren), und auch der Schwarze will als solcher behandelt sein. Drum kleidet der Weiße seinen Befehl auch dem dienenden Neger gegenüber in die Form der Bitte. Aber diese höfliche Form ist doch nur Schein, wie die Gleichheit vor dem Gesetz im Grunde genommen auch nicht viel mehr bedeutet. Besonders im Süden ist die Stellung der Weißen gegenüber den Farbigen schroffer und unnahbarer als jemals vorher. Wenn ein Schwarzer, sei er auch noch so elegant gekleidet, in einen Omnibus steigt, ins Gasthaus oder in ein Theater tritt, entsteht immer großes Aufsehen. Man rückt von ihm weg und ist ängstlich bemüht, sich möglichst von ihm fernzuhalten, wozu seine eigentümliche, namentlich im Sommer nichts weniger als angenehme Hautausdünstung einen berechtigten Vorwand giebt. Er ist eben ein Mensch von untergeordneter Rasse.

Am schmerzlichsten mögen solche Behandlung wohl die Farbigen

empfinden, denen man es kaum noch ansieht, daß Negerblut in ihren Adern fließt. Bei gar manchen dieser Leute erkennt man die Verwandtschaft mit den dunkelfarbigen Afrikanern nur noch an dem eigentümlichen krausen Wollhaar und an den Augen. Trotzdem behandelt man sie wie den Vollblutnigger. Im allgemeinen trifft man die Neger nur in den niedrigsten Stellungen, besonders als Diener und Aufwärter. Selbst in den nördlichen und westlichen Staaten sieht man fast niemals einen Farbigen in einem Salonwagen der Eisenbahn oder in einem Dampfschiffsalon, und sogar in den gewöhnlichen Personenzügen sind sie fast nur in den Rauchwagen zu finden. Der sonst gewiß frei denkende Amerikaner hält sich durchaus nicht aus Haß oder Verachtung in so auffallender Art von seinen schwarzen Mitbürgern fern; der Grund davon ist vielmehr eine unverkennbare natürliche Abneigung. Dazu mögen das häßliche Äußere des Negers, sein oft kindisches Benehmen, sein Mangel an Bildung, seine rohen Manieren und die erwähnte widerliche Ausdünstung verstärkend hinzukommen. Deswegen sitzt niemals ein Schwarzer mit einem Weißen bei Tische, und deswegen bleibt im Rauchwagen der Sitz neben dem Neger stets leer, auch wenn kein anderer Sitzplatz mehr frei ist. In religiöser Hinsicht verhalten sich die Farbigen sehr verschieden; sie bekennen sich zu irgend einer der vielen Religionsgemeinschaften. Bei ihren Gottesdiensten geht es oft sehr aufgeregt zu. Namentlich im Süden besteht aber auch noch abscheulicher Fetischdienst unter ihnen, der sogenannte Vaudouxkultus. Der religiöse Geheimbund, der diesem Kultus anhängt, versammelt sich zur Nachtzeit und verehrt als Gottheit mit unendlicher Macht eine heilige Schlange, die ihren Willen durch den Oberpriester oder durch die Oberpriesterin kund thut. Menschenopfer, wilde Tänze und Gesänge sind bei den nächtlichen Festen im Gebrauch.

Als Diener sind die Farbigen sehr gesucht; man trifft sie als Aufwärter in den Gasthäusern, als Bediente, Kutscher in Privatwohnungen; derartige Stellungen füllen sie auch ganz vortrefflich aus, sodaß sie von Weißen darin gar nicht ersetzt werden können Thatsächlich ist's aber heute noch wie vor dem großen Kriege, der den Sklaven die Freiheit brachte: die Weißen herrschen, die Schwarzen dienen.

Diese Erkenntnis drängt sich, trotz der Ungebundenheit der Neger, unserem Geiste auch in New-Orleans auf. Ein Gang durch die Straßen und über die Märkte dieser „Metropole des Südens“, eine Wanderung am Ufer des Mississippi hat immer wieder neuen Reiz für den Fremdling. Schon die Märkte sind überaus sehenswert, denn hier hält man neben den köstlichen Südfrüchten aus Westindien, neben Mehl und Speck aus den Nordstaaten Fische und Austern aus der Umgegend in Menge feil. In dem Gewimmel der Menschen unterscheiden wir vier verschiedene Rassen: Kaukasier, Neger, Indianer und Mongolen, letztere aus dem „Blumenreich der Mitte“, aus China, stammend. Zwischen diesen Vollblutmenschen aber bewegen sich Mischlinge vom verschiedenartigsten Aussehen, drängen sich Angehörige fast aller Nationen Europas in ihren

Volkstrachten. So reich wie die Farben der Gewandungen schimmern, so reich ist das Durcheinander der Sprachen. Am Mississippi lagern unabsehbare Reihen von Baumwollenballen und ungezählte Fässer mit Zucker und Sirup; die Union schüttet ihren Reichtum an diesen beiden Produkten vorwiegend nach New-Orleans aus. Dampf- und Segelschiffe von der verschiedensten Größe, ganze Flotten von Frachtkähnen, Marktbooten und Flößen sind bereit, außer Zucker und Baumwolle auch die zahlreichen anderen Produkte zu befördern, so Weizen, Mais, Reis, Mehl, Kaffee, Tabak, Hanf, Holz, Schweine, Fleisch, Speck, Talg, Häute, Pelzwerk, Kohlen, Salz u. s. w. Die Arbeiter jauchzen und johlen, von den Schiffen tönt das Läuten der Glocken, der schrille Laut der Signalpfeifen; hier wälzen kräftige Männer Fässer und Ballen, dort baumeln unbeschäftigte Matrosen umher; ganze Scharen geschäftiger Handlungsgehilfen eilen hin und her; Negerinnen, die Obst, Backwerk und Kaffee feilhalten, arbeiten sich durch das Gewühl. Aber der Handel der Stadt ist zurückgegangen, teils infolge des großen Krieges und des danach eintretenden Verfalles der Pflanzungen, teils infolge von Verschlammung der Einfahrt in den Strom, teils auch infolge der früheren schauderhaften Zustände in der Verwaltung, und zweifellos auch mit infolge des Aufblühens anderer Städte im Stromgebiete. Dennoch hat die „Metropole des Südens“ eine große Zukunft, da ihre Lage nicht günstiger sein könnte, als sie thatsächlich ist.

Aber freilich: eine große Gefahr wird für die Einwohner bleiben, das gelbe Fieber, eine der furchtbarsten Seuchen, die das Menschengeschlecht heimsuchen. Die Stadt selbst ist mit schuld daran, daß diese Geißel fast alljährlich wiederkehrt, denn in den Nebenstraßen herrscht entsetzliche Unsauberkeit. Die armseligen Bretterbaracken darin sind mit Menschen überfüllt; in Schmutz hocken die Leute hier beieinander, wohl ein halbes Dutzend der Unseligen schläft in einem modrigen, dumpfen Gelaß ohne jede Spur von Luftwechsel zusammen. Die ekelhaften, feuchten Höfe werden bei jedem Regenguß in grundlose Moräste verwandelt; Schmutz und Elend starren uns entgegen, wohin wir treten. Bringen wir noch in Anschlag, daß die Bruthitze des Sommers, der Sumpfboden in der Umgebung und der Mangel an gutem Trinkwasser ohnehin Fieberbildung begünstigen, so können wir uns nicht wundern, daß jene entsetzliche Krankheit immer wieder ausbricht. In keinem Sommer bleibt das gelbe Fieber ganz aus; zuweilen tritt es aber als fürchterliche Seuche auf, die z. B. im Jahre 1853 binnen drei Monaten mehr als 8000 Opfer wegraffte, und zwar vorwiegend Leute, die noch nicht akklimatisiert waren.

Im ganzen unteren Mississippigebiete treffen wir Landsleute in Menge; in Louisianna allein sind gegen 20000 daheim, wovon etwa 15000 in New-Orleans wohnen. In dieser Stadt leben sie fast sämtlich in dem amerikanischen Teile; im spanischen finden wir gar keinen Landsmann, im französischen sind nur wenige ansässig. Ein deutscher Kaufmann, den wir bei einem Einkauf kennen lernen, führt uns in herz-

lichster Weise in die Gesellschaft der Landsleute ein, und überall werden wir freundlich aufgenommen.

Einer der neuen Bekannten ist ein eifriger Jäger; er merkt bald, daß auch wir Freunde des edlen Weidwerks sind und ruft lebhaft: „Sie müssen die Prairie des Allemands besuchen! Das ist der weite Landstrich südlich und westlich von hier bis zur Küste des Golfes von Mexiko. Dort ist ein Paradies für Jäger; Sie können da Wildenten, Schnepfen, Negergänse, ja, sogar Alligatoren erlegen. Ich kann Sie leider nicht begleiten; aber es wohnen Deutsche in Menge dort, woher der Name „Prairie der Deutschen" kommt. An einen der zuverlässigsten Jäger, den Nazi aus Bayern, mit dem ich befreundet bin, gebe ich Ihnen eine Empfehlung mit."

Wir nehmen dieses Anerbieten mit Dank an, rüsten uns nach dem Rate des neuen Freundes für die Reise aus. Dann steigen wir in einen der nach Texas fahrenden Eisenbahnzüge und gelangen nach $1^1/_2$stündiger Fahrt an den Bayou des Allemands, wo wir aussteigen. Ein Trupp berufsmäßiger Jäger ist soeben von einem erfolgreichen Ausfluge heimgekehrt und hat sich mit seiner reichen Beute in die nahegelegene Schenke begeben. Wir folgen ihnen und erfahren auf Befragen, daß der Nazi unter ihnen ist. Ein kräftiger Mann mit starkem Schnauzbart gibt sich als der Gesuchte zu erkennen und meint, da wir ihm unser Empfehlungsschreiben übergeben wollen, das habe Zeit bis später; ein ehrliches deutsches Gesicht sei ihm als Empfehlung genug. Nach Jägerart sind die schlichten Leute gastfrei; sie bieten sofort ein Glas mit versüßtem Whisky an, das von einem zum andern wandert, bis es leer ist. Dann bestellt ein zweiter ein Glas u. s. f. Bald sind wir mit den treuherzigen Leuten bekannt und werden von ihnen allen in der freundlichsten Weise zur Jagd eingeladen.

Der Nazi nötigt uns mit in sein einstöckiges, vorn mit einer Veranda versehenes Haus, das auf in den pechschwarzen Moorboden eingerammten Pfählen steht. Das Innere ist in vier Räume abgeteilt, das Licht dringt durch Luken in der Holzwand ein. Wenn man in die oberen Räume steigen will, benutzt man die draußen angelegte Leiter. Die Ausstattung ist sehr einfach, aber alles sieht ungemein sauber aus und erweckt Behagen. Die wackere junge Frau Nazis ist eine treffliche Wirtschafterin, die namentlich den Gumbo, eine National-Speise aus Fleisch, Fisch u. s. f., sowie aus dem würzigen Marke des Sassafras ganz vorzüglich zu kochen versteht. Am folgenden Morgen in der Frühe rücken wir zur Jagd aus. Nazi führt zunächst über den Bayou des Allemands, dann auf einer Art Damm aus Baumstämmen über den grundlosen Sumpf und auf die überschwemmte Prairie, wo jeder in einen besonderen Nachen steigt. Und nun beginnt die Entenjagd. Ungeheure Mengen der schmackhaften Vögel treiben sich auf den weiten Wasserflächen und den Kanälen umher. Wie der biedere Bayer erzählt, kommen 40 Arten von ihnen vor. Auch Schilfhühner, schwarze Gänse (Negergänse), Kraniche, Löffel-

und weiße Reiher stoßen uns in Schwärmen auf; die gefräßigen Raubvögel fehlen natürlich nicht. Mit dem Ruder schieben wir uns langsam vorwärts; die freie Hand bringt das Gewehr an die Schulter und feuert in die aufstiebenden Scharen oder in die vorbeifliegenden kleineren Trupps. Acht Uhr abends hört die Flugzeit auf; dann ruht die Jagd. Drei Monate dauert, wie uns Nazi auf der Heimfahrt mitteilt, die Jagdzeit. Die Jäger, etwa 100 an Zahl, verladen während dieser Zeit an der Brücke des Bayou des Allemands täglich gegen 9000 Stück nach fast allen größeren Städten der Union. Die Grenzen der Jagdgebiete sind genau festgesetzt und werden sorgsam beachtet. Neger werden von den Jägern unter keinen Umständen in den Revieren geduldet. Die Fahrt auf dem Wasser gewährt dem echten Waidmann viel Vergnügen; das Schnattern und Quaken, die eigentümlichen Rufe der Brüllfrösche, das Schwirren der Vogelschwärme, das Rauschen der Wasser klingt gar seltsam in einander. Am nächsten Tage fahren wir in sogenannten Spiegelkanoes auf eine offene Wasserfläche hinaus. Am Vorderteile dieser Fahrzeuge befindet sich eine sehr sinnreiche Einrichtung, bestehend aus zwei aufrecht stehenden, mehrere Fuß hohen Spiegelscheiben, die in der Mitte mit einem Loche zum Auslugen versehen sind. Man stellt sie mit dem Vorderrande nahe aneinander, so daß sie nach hinten einen Winkel von etwa 60 Grad bilden. Hinter dieser Vorrichtung verbirgt sich der Jäger. Die Spiegel werfen natürlich nur das Bild des Himmels und des Sees zurück und ermöglichen es uns, in die scheuesten Vogelschwärme hinein zu gelangen und so zum Schusse zu kommen. Am dritten Tage unternehmen wir eine Jagd in versumpfte Reisfelder, in denen hier und da ein Rind durch den schlammigen Boden watet. Ganze Rudel verwilderter Schweine stoßen uns, während wir die Bekassinen erlegen, auf der morastigen Fläche auf. Plötzlich sehen wir uns auch einem verwilderten Hunde gegenüber, einer jener Bestien, die von den schrecklichen Bluthunden abstammen, mit denen man vormals entflohene Sklaven hetzte. Das Untier verfolgt uns förmlich, und wir sehen uns daher genötigt, ihm das Lebenslicht durch einen Schuß auszublasen. Freund Nazi rät dringend, künftighin jedes größere auf uns zukommende Tier ohne viel Besinnen niederzuschießen. Kurze Zeit darauf befolgt er diese Mahnung selbst, indem er einen auf ihn zutrabenden Stier schon in beträchtlicher Entfernung niederstreckt. Eine Beute erregt ganz besonderes Vergnügen in unserem Gefährten, sobald er seiner habhaft werden kann: das Sumpfkaninchen, ein ungemein beliebtes und schmackhaftes Wildbret. Die Natur hat dieses von vielen Feinden verfolgte Geschöpf mit harten, langkralligen Pfoten versehen, mittelst deren es — auf Bäume zu klettern vermag. In der nun folgenden Nacht brechen wir bei hellem Mondschein morgens um 2 Uhr auf und rudern auf der breiten, tiefschwarzen Flut nach einer andern, der sogenannten schwimmenden Prairie. Tausende von kleinen, durch schmale Wasserwege getrennten Inseln segeln darin umher. Betreten kann man sie nicht; man würde sofort einbrechen, wenn

man einen Fuß darauf setzte. Die Wanderung in diesen Sumpfgebieten ist für den Unkundigen überhaupt mit der größten Gefahr verknüpft; es verwirrt, durch die wilde Einförmigkeit des Raumes zu streifen. Die Fähigkeit, sich zurecht zu finden, geht dabei fast vollständig verloren. Der Tag, die Dämmerung, die Nacht, der Wechsel von Licht und Schatten, die Stille und das Toben der Luft bringen eine erstaunliche Fülle von verschiedenen Ansichten hervor. In wenig Tagen ändert sich der Anblick einer Landschaft nicht selten vollständig. Wo sich vordem ein weiter See ausbreitete, wuchern kurze Zeit darauf Gras und Schilfmassen; wo heute fester Boden ist, kann nach wenig Tagen schon ein riesiger Wassertümpel liegen. Die Schwärme von Reihern und schwarzen Negergänsen beleben diese Einsamkeit gar eigentümlich. — Auf einem weiteren Ausfluge kommen wir auch an eine Niederlassung von Malaien, die als Kulis nach Amerika ausgewandert sind. Am Ausgang eines versumpften, fast undurchdringlichen Cypressenwaldes gelangen wir zu einem auf Pfählen stehenden Dorfe; es ist zum Schutze gegen die den Hühnern nachstellenden Alligatoren mit einem Bretterzaun umgeben. Die Bewohner der Blockhäuser nähren sich hauptsächlich von Fischfang und Otterjagd. Die hier angesiedelten Deutschen sind entschiedene Feinde der Neger und halten sich die frechen schwarzen Burschen sehr nachdrücklich mit der Büchse vom Leibe. Schon die Kinder des Örtchens beschäftigen sich eifrig mit dem Fischfang. Vom frühen Morgen an waten sie mit den zahmen Kranichen des Dorfes vor der Umzäunung umher und angeln die tägliche Futtermenge für die Schweine. Manche der hier vorkommenden Fischarten zeichnen sich durch vortrefflichen Geschmack aus, so eine Art großer Forelle und eine Scholle. Die Schildkrötenjagd ist ergiebig. Man zieht die Tiere mittelst eines an einer Stange befestigten Hakens an die Oberfläche und hat dabei herzhaft zu heben, denn manche der Panzerträgerinnen wird $1^1/_2$ Centner schwer.

Die größte Aufmerksamkeit erregen aber die Alligatoren. Oft sonnen sich die trägen Rieseneidechsen in ganzen Reihen auf Baumwurzeln, die aus dem Wasser hervorragen. Die Untiere sind gewöhnlich $3^1/_2$ bis 4 Meter lang. Einer der Jäger im Dorfe lädt uns ein, eine Alligatorenjagd mitzumachen. Wir nehmen gerne an, und lassen uns vorher genau über unsere Rolle dabei unterrichten. Der Aufbruch erfolgt in der Dämmerung; der erfahrene Jäger steht im Vorderteil des kleinen Bootes, wir selber haben, die mit einer Explosivkugel geladene Büchse auf den Knieen haltend, den Platz im Stern eingenommen und treiben das Fahrzeug mit fast geräuschlosen Ruderschlägen durch die schwarzen Wasser der Bayou. Plötzlich hebt der Mann vor uns die Hand; der Schein der Blendlaterne hat einen Alligator angelockt, langsam schwimmt das Untier heran, schon von weitem an einem eigentümlichen, grunzenden Laut erkennbar. Jetzt können wir die Augen glänzen sehen; der erhaltenen Anweisung folgend, zielen wir zwischen sie, aber etwas tiefer, damit die Kugel in die weichen Teile des Halses dringe, und drücken ab. Nun geben wir dem Kahn einen raschen Stoß nach vorn, der Jäger hebt

seine Handaxt und spaltet der Bestie den Nacken. Dann greift er behend hinter die Vorderbeine, hebt das Tier ins Fahrzeug und tötet es vollends durch einen Schlag mit dem stumpfen Ende der Axt auf die Mitte des Rückgrates. So werden nacheinander 10 Stück erlegt; behend zieht ihnen der Jäger am Ufer die Haut ab und rollt sie, nachdem sie mit Salz eingerieben worden ist, zusammen. Sie wird zu einem sehr geschätzten, namentlich in der Portefeuillefabrikation verwandten Leder verarbeitet. Die Jagd ist auch für solche Leute, die sehr erfahren darin sind, nicht ganz gefahrlos. Ausgewachsene Alligatoren werden übrigens auch auf sehr einfache Art gefangen. In einem durch eingeschlagene Pfähle abgegrenzten Raum am Ufer wird ein Stück Schweinefleisch am oberen Ende eines schräg gelegten Brettes befestigt. Sobald das Untier die Lockspeise berührt, schnellt das Brett in die Höhe und versperrt den Rückweg. Von halbwüchsigen Alligatoren werden die wie Hühnerfleisch schmeckenden Schwänze gegessen. Die ganz jungen werden mit der Hand gefangen und oft in Aquarien eingesetzt.

Ein letzter Streifzug an die texanische Grenze führt uns in höher gelegene Gebiete, wohin die letzte große Überschwemmung nicht gedrungen ist. Hier erhalten wir Gelegenheit zur Hirschjagd. Leicht kann sich der Jäger an die hübschen Tiere anpürschen, die heller und kleiner als unsere europäischen Edelhirsche sind.

Nun eilen wir nach New-Orleans zurück; aber wie traurig ist das Leben in der regsamen Stadt verändert! Der „gelbe Jack", das furchtbare gelbe Fieber, hat seinen Einzug kürzlich gehalten. Kaum sind wir in die Stadt eingetreten, da sehen wir vor einem Hause zwei Neger, die einen weißen Mann in ihren Armen halten. Wild und wirr hängt dem Bejammernswerten das Haar um das Gesicht, das aschfahl gefärbt ist; tief und fast erloschen liegen seine Augen in den Höhlen, die Lippen sehen blau aus. Die Kleidung des Unseligen ist arg beschmutzt, er muß also gestürzt sein. „Das gelbe Fieber!" schreien die Neger den Vorüberkommenden zu, und scheu weicht jedermann zur Seite, während der Weiße vollends in den Armen seiner Führer zusammenbricht. Nicht weit von dieser Stelle hält ein großer Kastenwagen; mehrere andere Schwarze legen soeben ziemlich gefühllos einen Toten hinein. Wenige Schritte weiter hängt ein schwarzer Flor an einem Hause — ein Zeichen, daß auch hier ein Toter abzuholen ist. Und überall, so weit wir sehen können, wehen rechts und links solche düstere Wimpel — traurige Beweise dafür, daß die Seuche furchtbare Verheerungen anrichtet. Schweigend, ergriffen von den Bildern des Schreckens, eilen auch wir im schmalen Schatten der Häuser dahin; hastig jagen die Fuhrwerke vorüber, überall gewahren wir die Wagen und Pferde der überreich beschäftigten Ärzte.

Von unseren Bekannten ist schon mancher dahingerafft, die Überlebenden schauen düster und niedergeschlagen drein. „Es ist ein wunderbares Gebiet, dies Louisiana mit seinen Sumpfwäldern!" sagt unser jagdliebender Bekannter, den wir zuerst aufsuchen. „Nimmer rastend schafft

hier die gewaltige Natur. Riesige Baum- und Gesträuchmassen stürzen und vermodern; aber erstaunlich rasch schießt ein jüngeres Geschlecht aus ihren Leichen empor. Feuer und Axt haben weite Waldstrecken weggefegt; um die entstandenen Blößen her sind von der Hand des Menschen mächtige Erdwälle aufgeworfen worden, und wo vorher ungebändigter Urwald emporragte, prangen nun üppige Pflanzungen. Aber die Natur, in ihrer Arbeit gestört, rächt sich an den dreisten Eindringlingen. Durch böse Sumpffieber, vor allem durch diesen schrecklichen „gelben Jack“, überliefert sie Tausende nach Tausenden einem frühen, furchtbaren Tode. Doch wir andern lassen uns nicht warnen, unser Glück weiter zu probieren, denn wer hier eine kleine Reihe von Jahren ausdauert, etwas gelernt hat, fleißig und ordentlich ist, der kann schnell wohlhabend, ja reich werden. Diese Aussicht läßt uns immer wieder vergessen, daß unter dem üppigen Grün dieser Gegenden, unter den herrlichen Blüten und Früchten Schlangen und Fieber lauern.“

„Ist denn gar kein Schutzmittel gegen das gelbe Fieber vorhanden?“

„Nein. Die Farbigen bekommen es fast niemals; aber die Weißen sind der Gefahr, davon befallen zu werden, alle ausgesetzt, doch mindert sich diese Gefahr wesentlich, wenn man sich akklimatisiert, an die veränderten Lebensverhältnisse gewöhnt hat und mäßig und vorsichtig ist. Es ist eine furchtbare Krankheit, dies gelbe Fieber, schrecklicher als Pest und Cholera, denn es tritt scheinbar ganz harmlos wie ein leichtes Erkältungsfieber mit schwachem Frösteln, Kopfschmerz, etwas Fieber und Rückenschmerzen ein. Man versäumt, den Arzt zu holen und arbeitet. Allein bevor man es ahnt, ist der Höhepunkt im Krankheitsverlauf schon erreicht. In Todesschmerzen rasend, wirft sich der Leidende auf seinem Lager hin und her. Da bessert sich der Zustand, er faßt neue Hoffnung. Aber bald kommt das Fieber zurück. Dennoch ist der Kranke ruhig, wenngleich schwach und blutlos. Der Puls geht wie gewöhnlich, die Haut fühlt sich feucht an. Nun erscheinen Blutflecken auf den Lippen, Blut kommt aus dem Gaumen, quälender Schluckſen stellt sich ein. Dann erfolgt das Ausbrechen einer schwarzbraunen Flüssigkeit — und einige Stunden danach schon erscheint der Sarg. Sie können sich keine Vorstellung davon machen, welche Bilder des Elends, des Grausens und Todes dann in den Hütten der Armut zu finden sind — Bilder, die niemals wieder aus dem Gedächtnis verwischt werden können. New-Orleans ist jetzt ein unheimlicher Boden; drum rate ich Ihnen, die Stadt so schnell wie möglich zu verlassen.“

Wir plaudern von anderen Dingen, namentlich von unseren Jagderlebnissen; da leuchten die Augen des ernsten Mannes auf. Als von den Alligatoren die Rede ist, bemerkt er: „Auch diese Ungetüme haben durch die Natur eine nützliche Bestimmung erhalten, wie man neuerdings mit Ueberraschung in Florida gewahr wurde. Dort hat man den Riesentieren wegen der Häute so nachgestellt, daß sie in manchen Gegenden fast ausgerottet sind. Mit Schrecken erkannten die Einwohner aber bald, daß sich nun die

Ratten, von denen früher Millionen durch die Panzertiere verzehrt wurden, in bedrohlicher Weise vermehrten und an den Ernten wie in den Häusern schweren Schaden anrichteten. Um der sonderbaren Landplage zu wehren, ist — eine Schonzeit für die Alligatoren eingerichtet worden."

In vertrautem Geplauder vergeht ein Stündchen, dann sagen wir dem gefälligen Landsmann Lebewohl für immer, denn seine Auseinandersetzungen haben es uns klar gemacht, daß für den noch gar nicht an das Klima gewöhnten Fremdling täglich und stündlich der Tod hier lauert.

In donnerndem Fluge führt uns die Eisenbahn nach Westen in den Staat Texas. Nicht ohne Hindernisse geht die Fahrt von statten, denn im Norden ist ein Wolkenbruch niedergegangen und hat das ganze, weite Sumpfgebiet überschwemmt, sodaß die Wagen bis zu den Achsen im Wasser stecken und das Feuer der Maschine auf einmal erlischt. Die sämtlichen Reisenden werden schließlich genötigt, sich vor der immer noch steigenden Flut auf die Dächer der Waggons zu retten. Eine ganze, sehr unangenehme Nacht bringen wir in dieser unerfreulichen Lage zu; der heranbrechende Morgen aber zeigt, daß die Gewässer gefallen sind, und in rastloser Eile jagt der Zug, nachdem das Feuer in der Lokomotive entzündet ist, weiter, allerdings immer noch im Wasser.

„Diese Hochfluten sind der Schrecken aller Anwohner des Mississippi!" erzählt uns ein alter Herr, der in Geschäften nach Texas reist, unterwegs. „Kaum ist das Elend etwas vergessen, das ein solches Ereignis über Tausende von fleißigen Menschen gebracht hat, da bricht eine neue Verheerung herein und macht andere Tausende zu obdachlosen, hungernden Bettlern. Die Schneeschmelze im Frühjahr, lang andauernde Regengüsse oder Wolkenbrüche sind die Ursachen des Unheils. Sie können sich kaum vorstellen, wie hoch der Schnee während unserer langen Winter im Norden und Nordwesten liegt. Im Winter von 1880 auf 1881, der uns etwa 60 schwere Schneestürme brachte, hatte die Schneedecke eine Dicke von 5 bis 20 Fuß erreicht, ja einzelne Schneewehen waren sogar 50 Fuß hoch. Wenn dann der Frühling mit sengender Hitze hereinbricht und überdies mächtige Regengüsse niedergehen, erfolgt das Schmelzen dieser weißen Massen unheimlich schnell. Die baumlosen Gebirge und Prairien können die entstandenen Fluten nicht halten; diese verwandeln die Bäche in Flüsse, die Ströme in wirbelnde und kochende Fluten, die ihre Thäler auf Meilenweite hin überschwemmen, ihren Lauf ganz willkürlich verändern, hier Landstrecken wegreißen, anderwärts riesige langgestreckte Inseln und Sandbänke aufhäufen. Die Wasser entwurzeln die stärksten Bäume, sie führen Plankenzäune, Mühlen und ganze Häuser hinweg. Die an den Flußufern wohnenden Leute müssen dann für immer an andere Orte ziehen; in den Städten werden ganze Straßenviertel weggerissen. Der untere Mississippi schwillt fast immer langsam und allmälich an und stürmt nicht dahin wie ein wütender Bergstrom; aber um so gewaltiger drücken seine Wogen gegen die Dämme. Die dadurch drohende Gefahr wird noch durch den Umstand

vergrößert, daß der Spiegel des Gewässers mehrere Fuß über der Umgebung liegt. Reißen nun die Dämme, wie im Februar 1882, so entsteht ein Unheil, das noch Jahrzehnte nachwirkt. Ganz ruhig und langsam schwoll der Mississippi damals an; ganz ebenso gelassen wichen die Dämme, und bald waren die Gegenden an den Ufern in eine unabsehbare, schreckliche Wasserwüste verwandelt. 45—75 englische Meilen weit waren die Fluten ins Land hineingedrungen; alles Vieh, die Erträgnisse der letzten Ernte und zahllose Häuser hatten sie hinweggeschwemmt. Auf Bäumen und Dächern brachten die obdachlosen Leute tagelang in schrecklichen Leiden zu, bis sie endlich aus ihrer entsetzlichen Lage befreit werden konnten. An einer Stelle hatten sich etwa 100 Menschen mit ihrem Vieh auf eine kleine Anhöhe geflüchtet; als die Wasser höher und höher stiegen, mußte man endlich die armen Tiere töten und in die Flut stoßen, um für sich selber Raum auf dem kleinen Eilande zu behalten. Wie unbeschreiblich groß das Elend damals war, ersehen Sie aus der Thatsache, daß 100000 Menschen kein Obdach und keine Nahrung hatten. Auch Cincinnati kann von den Schrecken einer Wassersnot erzählen, denn der Ohio setzte 1886, indem er 16 Fuß über seinen gewöhnlichen Stand hinausschwoll, einen großen Teil der Stadt unter Wasser und verursachte ungeheuern Schaden. In Louisville wurden gar 35 Straßenviertel binnen einer halben Stunde 30 Fuß hoch mit Wasser bedeckt. Am schrecklichsten aber sind die durch Wolkenbrüche verursachten Hochfluten, weil sie urplötzlich über die Menschen hereinbrechen. Am 1. August 1882 ging z. B. bei Millesburg in Kentucky ein Wolkenbruch nieder, verwüstete die Äcker, schwemmte das Getreide fort und füllte eine Kohlenmine derart mit Wasser, daß die Bergleute ihr Leben nur mit knapper Not zu retten vermochten. Kaum 3 Stunden hatte der Regenguß gedauert, und doch war der stolze Ohiostrom dadurch 10 Fuß über seinen gewöhnlichen Stand hinaus angeschwellt worden, sodaß er Cincinnati schwer schädigte. Ähnliche Vorgänge wiederholen sich fast alljährlich. Unser Land ist groß und reich, reich an Naturwundern, aber auch an Schrecknissen."

Derartige Schilderungen sind natürlich nicht geeignet, das Gefühl des Unbehagens zu bannen, das in unserer Seele lebt, so lange der Bahnzug noch im Wasser fährt. Doch endlich sind wir aus dem unheimlichen Gebiete der Sümpfe heraus und gelangen in den Staat Texas, den größten der ganzen Union. Die weiten Prairien, durch die der Zug braust, unterscheiden sich wesentlich von denen, die wir in Illinois sahen. Was diese Landschaften im Gegensatz zu den Wiesenfluren des Nordens so angenehm macht, das ist der reiche Schmuck durch stolze Bäume und üppiges Strauchwerk, die nirgends ganz fehlen. Schon zwischen Houston und Galveston, also ganz in der Nähe der Golfküste, führt die Eisenbahn durch ansehnliche Waldungen. In der Nähe der Gestade ist die Gegend sehr einförmig; weder Hügel noch Thal unterbricht die Monotonie, und der Baumwuchs fehlt fast gänzlich. Eine unabsehbare Ebene breitet sich vor unseren Augen aus; nicht die geringste Senkung oder Erhöhung läßt sich

darin unterscheiden. Ohne uns in Galveston aufzuhalten, unternehmen wir im Geleit freundlicher Landsleute einen Ausflug zu Pferde in das Innere des Staates, der größer als Deutschland, Frankreich und Österreich-Ungarn ist und dessen Bevölkerungszahl erstaunlich rasch wächst. Ganz verschieden von den Schilderungen, die wir in Schauerromanen über texanisches Leben lasen, ist die Wirklichkeit. Weit dehnen sich die Wiesenfluren um uns aus, schier endlos liegt die riesige Ebne. Aber überall wird die Einförmigkeit der flachen Landschaft angenehm unterbrochen, sei es durch anmutige Baumgruppen, sei es durch größere Waldungen oder sanfte Bodenschwellungen, sei es endlich durch Herden, die fröhlich auf den Grasfluren weiden. Ein eigentümlicher Zauber ruht über diesen Gebieten, denn die Menschen wohnen hier noch nicht so dicht beisammen, wie im Norden und Osten der Union. Aber die Einsamkeit hat hier nichts das Gemüt Bedrückendes; sie ist im Gegenteil friedlich und freundlich.

Zunächst kommen wir durch eine schier endlose Wiesenfläche, dann gelangen wir in jene unvergleichlich schöne Region der „Inseln", in der die Prairie einem herrlichen Riesenparke gleicht. Mit dem Namen „Inseln" bezeichnen die Bewohner des Landes Baumgruppen, die überall in der Ebne verstreut stehen. Jene Bezeichnung ist ungemein zutreffend, und der Reisende hält am Tage wie in der Nacht gern Rast in diesen grünen Eilanden, die klares Wasser zur Stillung des peinigenden Durstes bieten und Menschen wie Tieren erquickenden Schatten spenden. Dort liegt eine solche Insel vor uns; je näher wir ihr kommen, desto mehr steigt sie aus der Erde empor, ganz so, wie sich eine wirkliche Insel vor dem nahenden Schiffe nach und nach aus dem Meere zu heben scheint. Es ist ein wunderbar schönes Plätzchen; auf dem Boden wächst nirgends Gesträuch, wuchert nirgends dorniges Gestrüpp, ziehen nirgends stachelbewehrte Ranken hin und her. Herrliches, zartes, frischgrünes Gras bildet den Grund, aus dem die Bäume emporragen. Sie gehören den verschiedensten Arten an, sind sehr verschieden gestaltet, und in der Farbe der Belaubung wie in der der Rinde weichen sie stark von einander ab. Viele von ihnen strömen Wohlgerüche aus, die meisten erheben sich erstaunlich hoch in die Luft. Wilde Reben und Bignonien (Trompetenblumen) verschlingen sich am Fuße der Riesen, klimmen hoch daran empor, klettern bis in die äußersten Spitzen der Zweige, schwingen und schlingen sich herüber und hinüber, sodaß allerhand Grotten, Gewölbe und Blumenbrücken entstehen. Über die ganze Insel hinweg reichen die Ausläufer dieser Kletterpflanzen. Die Magnolia zeigt stolz ihre weißen Glocken, und die verschiedenen Baumarten, wie Zuckerahorn, Tulpenbaum, Eiche, Cypresse stechen angenehm gegen einander ab. Fröhliches Tierleben regt sich im Gezweig; Kolibris huschen, lebendigen Edelsteinen vergleichbar, um die Blüten; Schlangen, die den gefiederten Bewohnern der Luft nachstellen, hängen zischend im Geäst und wiegen sich wie Gerank von Schlingpflanzen daran hin und her; schwarze Eichhörnchen treiben ihre frohen Spiele im dichten Laubwerk; Drosseln mit langen Schwänzen schweben aus den

Baumkronen zum saftigen Rasen nieder und mit Beute wieder ins Laubversteck empor. Schwärme grüner Papageien mit gelben Köpfen treiben sich kreischend umher. Immer wieder müssen wir uns staunend bekennen, daß diese Inseln eine der reizendsten Eigentümlichkeiten in der texanischen Landschaft sind. Sie zeigen eine solche Mannigfaltigkeit in ihren Formen und der Pracht ihrer Baumschläge, daß wir fortwährend neue Schönheiten daran entdecken. Bald sind sie kreisförmig, bald vier-, sechs- oder achteckig, bald wieder gleichen sie aufgerollten Schlangen. Die größte Kunst der Parkgärtner erscheint diesem Reichtum an Formen gegenüber, den die Natur gebildet hat, arm. Eben jetzt am Abend, da sie, von einem leichten bläulichen Schleier umwoben, vor uns liegen, durchzittert von den Strahlen der sich zum Untergange neigenden Sonne, setzen sie unser Gemüt in einen Zustand förmlicher Verzückung. Und nicht minder herrlich ist die Gegend am Morgen, wenn der Tau auf den Blättern und Gräsern liegt und wenn der leise Hauch des Frühwindes die Halme bewegt wie die Wellen eines Meeres. Steigt dann die Sonne über den Gesichtskreis empor, alles mit ihrem goldenen Lichte überflutend, so blitzen diese Tropfen wie unzählige Edelsteine in allen Farben. Der wolkenlose, tiefblaue Himmel über der weiten Ebne lacht dazu so freundlich auf die Grasfluren hernieder, daß einem zu Mute wird, wie wenn man am ersten Schöpfungstage in die frische, reine, von Menschenhand noch nicht berührte Gottesnatur hineinversetzt worden wäre.

Unsere Pferde weiden im zarten, weichen Grase; wir selber sitzen plaudernd an einem lustig flackernden Feuer. Rings umher ist tiefe Stille eingetreten. Feuerkäfer schweben durch die Dunkelheit unter den Baumkronen und lassen ihr phosphorescierendes Licht bald stärker, bald schwächer aufleuchten. Tief dunkelblau wölbt sich draußen über dem Grasmeere das Firmament mit seinen unzählbaren blitzenden Sternen, wetteifernd in seinem Glanze mit den Milliarden von Leuchtkäfern, die in der lauen Luft umherschweben. Wenn wir vor die Insel hinaustreten, meinen wir in einen Zaubergarten geraten zu sein. Jedes Gras, jede Blume, jeden Baum vermag das Auge klar zu unterscheiden, aber alles ist von einem märchenhaften, übersinnlichen Lichte verklärt. Da tönt ein trauriger, langgezogener Ton aus einer nahen Insel herüber, eine merkwürdig klagende, tief melancholische Nachtstimme, die wir schon kennen: es ist das Nachtlied des Whippoorwill, eines Vogels, der durch seinen eigentümlichen Ruf im Herzen des einsamen Reisenden fast immer Schwermut und Sehnsucht erweckt. Jetzt läßt sich auch von verschiedenen Seiten Geheul hören; es rührt von Prairiewölfen und einem Cuguar her; sie streifen in der Stille der Nacht, im rätselhaften Lichte nach Raub.

Die Nacht bringt ungestörte Ruhe; am Morgen reiten wir weiter in die herrliche Gegend hinein, in der eine Bauminsel schöner ist als die andere. Auffallend ist uns eine in der Heimat nicht gewohnte Erscheinung: die Baumarten treten in solchen Eilanden nur selten gemischt auf, sie werden vielmehr von einer einzigen Art, von Pflaumen-, Pfirsich-, Eich-

bäumen u. s. w. gebildet; aber die Rebe klettert überall. Sie verschlingt die Bäume mit ihren kräftigen Ranken. Hier und da springt ein Hirsch auf und eilt davon; indem er durch die Grasfluren setzt, sieht es fast aus, wie wenn er in einem Meere schwämme. Der Morgen vergeht, die Sonne steht bereits hoch und sendet sengend heiße Strahlen auf die Erde nieder, brennenden Durst in uns erweckend. Endlich gelangen wir auf eine ausgedehnte Pflanzung. Ein großes, aus Fachwerk errichtetes Haus blickt, Wohlstand und Behaglichkeit verratend, aus einer Gruppe von Chinabäumen herüber. Rechts von dem Gebäude steht eine stolze Lebenseiche, der schönste und festeste Baum des ganzen Landes. Zur Linken ziehen sich etwa 200 Morgen Baumwollfeld nach dem Flusse hin, der die Besitzung in einem anmutigen Bogen umschlingt. Vor dem Hause dehnt sich die unübersehbare Prairie, in der hier und da Bauminseln auftauchen, schwankend im leisen Winde, schimmernd in der durchsichtigen Luft. Rinder und Pferde weiden fröhlich und friedlich in der Ebne; auch dort, nach rechts hin, liegen Baumwollpflanzungen. Hinter dem Hause tauchen die Wirtschaftsgebäude und die Wohnungen der Arbeiter auf. Tiefe Stille ruht über dem friedlichen Anwesen, jetzt unterbrochen vom kräftigen Anschlagen zweier Hunde. Eben kommen wir an einem einsamen Baume in dem Grasmeer vorüber; mit aufgerichteten Blättern steht er zart und sinnig da. Plötzlich schrickt er zusammen, die feinen Blätter falten sich scheu und verschämt, die dünnen Zweige hängen, wie gelähmt von Entsetzen, abwärts. Wir sehen eine Mimose vor uns; erst nachdem die Pferde bereits ziemlich weit fortgeschritten sind, scheint sie sich zitternd und bebend zu erholen. Nun halten wir am Gatter, das die Pflanzung abschließt; ein Neger eilt herzu und reißt die Thüre auf. Wir reiten durch zwei Hausgärten, worin Orangen, Bananen und Citronen stehen. Ein zweites Gatter trennt die Gärten von dem Vorhofe; der Neger öffnet auch hier eifrig die Thüre, wir reiten ein und steigen ab. Zwei herzueilende Männer mit braunen Gesichtern übernehmen die Sorge für die Pferde, der Schwarze führt uns in einen freundlichen Empfangsraum, der für solch' einsame Besitzung recht hübsch ausmöbliert ist. Hier sitzt der Hausherr, eine wahre Riesengestalt, vor einem Tische voller Teller und Schüsseln; offenbar ist das Mittagessen soeben vorüber. Er begrüßt uns stumm mit derbem Handschlage, sichtlich ohne Neugier, dann erwidert er unseren Gruß kurz, aber nicht unfreundlich. Riesig ist sein Leib, breit die Brust, massiv sind Gesicht und Schultern. Scharf blicken die klaren, grauen Augen, aber sie stieren den Gastrecht suchenden Fremden nicht verletzend an; der schlichte Mann zeigt vielmehr in seinem ganzen Benehmen viel Takt und Würde. Auf seinen Befehl werden wir freundlich bewirtet; dabei unterhält er sich ruhig mit uns; seine Rede ist bedächtig, voller Nachdruck; ab und zu nimmt er einen Trunk, beständig stößt er Rauchwolken aus, die er vorher andächtig aus seiner Cigarre gezogen hat.

Wir beginnen, über Texas mit ihm zu reden. Jetzt wird der so

ruhige Mann lebhaft: „Bin aus Tenessee," sagt er. „Ist ein reiches, ein gutes Land, aber nichts gegen dieses Texas! Habe hier alles gefunden, was ein Mann sich wünschen kann: herrliche Weiden, in den Thalwaldungen große Wälder von Pfosteneichen, Rot- und Schwarzeichen, Inseln von Schwarzwalnußbäumen, Ulmen und Pecanen und einen Boden so schwer, so tief, wie er nur selten getroffen wird. Zum Teil ist ja dem schwarzen Gartenboden Sand beigemengt; aber überall trägt er reichlich. Bauen alles, was das Herz begehrt, wir Texaner, in den Thalmulden sogar Zuckerrohr und Reis. Ist ein mildes, schönes Land, dies Texas. In den Küstenlandschaften gedeiht selbst der Orangen- und Citronenbaum. Sind auch die Städte hier nur so aus der Erde herausgewachsen; wo vor Zeiten bloß Rothäute streiften, da liegen heut nette Städtchen. Möchte sehen, was aus diesem Lande noch wird!"

Am folgenden Morgen setzen wir unsere Reise fort, scheinbar kühl und doch herzlich von dem Tenesseeriesen verabschiedet. Im Glanze des taufrischen Morgens reiten wir frohgemut durch die Prairie. Da zeigt sich plötzlich ein überraschendes Bild vor unseren Augen: eine herrliche Stadt mit Türmen, Kuppeln und Säulenhallen, aufragend aus Gärten und Hügeln, schwebt glänzend und schimmernd in der Luft, ein Bild aus einem Zaubermärchen, das ebenso rasch wieder verschwindet, wie es erschien. Höher steigt die Sonne, heiß wird die Luft, wie unsere Tiere lechzen wir nach einem Trunke. Da fallen die Pferde, die Hälse weit vorstreckend, von selber in rasche Gangart und eilen einer unfernen prächtigen Insel zu. Dort muß Wasser sein! Richtig, hier rinnt ein Bächlein aus dem Schatten hervor. Mitten in lustigem Grün liegt das Anwesen eines deutschen Ansiedlers vor uns. Im Schatten kräftiger Obst- und Gummibäume sammelt sich der Quell in weiter, gemauerter Cisterne. An der Außenseite eines großen, von vier Maultieren in Bewegung gesetzten Rades sind in regelmäßigen Abständen Ledereimer angebracht; diese füllen sich abwechselnd und schütten ihren Inhalt in riesenhafte ausgehöhlte Baumstämme. Hunderte von stattlichen, schönen Haustieren löschen ihren Durst an der reinen, klaren Flut. Mutige Rosse jagen mit weitoffenen Nüstern und fliegenden Mähnen heran und machen den schwerfällig trabenden Stieren den Platz streitig, während die furchtsamen Schafe scheu zur Seite weichen. Hier wie bei dem Pflanzer aus Tennessee wird uns die gastlichste Aufnahme zu Teil.

Auf weiterer Streife dringen wir allgemach in das herrliche Hügelland vor, das sich vom Red River bis zu dem Bergland im Nordwesten ausdehnt und einem regelmäßig wogenden, plötzlich erstarrten Meere gleichet. Welch' schönes Gebiet mit den saftiggrünen Grasflächen, mit seiner Fülle noch blühender Blumen, mit seinen meilenbreiten, köstlichen Parks ähnlichen Thälern! Unsere landeskundigen Begleiter erzählen, daß diese Hügellandschaften im Osten mit dichten Waldungen, ähnlich denen von Arkansas und Louisiana, bedeckt seien; dort kommt die stolze Pinie als herrschender Baum vor, aber neben ihr prangen Ulmen, Eschen,

Lebens=, Rot= und Weißeichen, Fichten, Cedern, Pappeln, Platanen, Magnolien, Gummibäume und zahllose kleinere, oft prächtig blühende Bäume. Hier, im mittleren Hügellande, wechseln Prairien in lieblichster Weise mit Wäldern ab. In den kleinen Städten finden wir deutsche Landsleute in beträchtlicher Anzahl, so unter den 30000 Einwohnern von San Antonio 10000 Deutsche. Sie beherrschen den Handel in einzelnen Zweigen, sie haben fast die Hälfte des Grundeigentums in ihrem Besitze und erfreuen sich der Möglichkeit, ihren Kindern in einer deutsch=englischen Schule guten Unterricht geben lassen zu können. Zahlreiche Vereine pflegen gemütliches Leben in deutscher Art, oder fördern gemeinnützige Bestrebungen im Interesse des Deutschtums. Deutsche Bierhallen und =gärten sind in beträchtlicher Zahl vorhanden.

Nun gelangen wir in die Hochlandsregion des Westens und Nordwestens. Anmutig wächst sie aus dem Hügelgebiet heraus; ihre Züge lagern wellenförmig übereinander; lustige Bäche, rauschende Flüsse eilen durch herrliche Waldungen, durch malerische Felsenthäler, zwischen farbenprächtigen Blumen und üppigem Strauchwerk dahin. Überall spannt die wilde Rebe ihre duftigen Gewinde von Baum zu Baum. An manchen Orten erhebt sich das Gebirge auch steil und schroff ohne Uebergangsstufe aus der Hügelregion. Die krystallklaren Flüsse, die aus den Bergen hervorbrechen, sind fast immer sofort wasserreich und treiben, oft ganz nah der Quelle, willig gewaltige Mühlwerke. Neben ausgedehnten, mit Eichen und Cedern bewaldeten und häufig anbaufähigen Hochflächen finden sich auch wüste Striche, worauf nur Yuccas, Kaktusarten und Knieholz ein kümmerliches Dasein fristen. An anderen Orten sind hohe, mit Gras bewachsene Hügel aufgesetzt. Staunend, voller Bewunderung blicken wir in die anmutigen, breiten und üppigen Flußthäler, auf schöne Bäume, kletternde Weinreben und dichtes Strauchwerk. Deutsche waren es, die zum ersten Mal in diese vordem von streifenden roten Kriegern und hungrigen Wölfen belebten Berge eindrangen. An besonders schönen Plätzen ließen sie sich nieder, und so klingen heute die vertrauten Laute der lieben Muttersprache, die lieblichen Weisen deutscher Volkslieder im Berglande von Texas. Nordwestlich von dem Städtchen Friedrichsburg sind die schönen, fruchtbaren Thalungen vorwiegend mit Deutschen besetzt. Wohin wir kommen, weiden unzählige Rinder und Schafe auf den saftig grünen Matten der Berghänge, in den Tiefen aber wogen reiche Mais= und Weizenfelder, bezeugend, daß hier der Ackerbau eine herrliche Zukunft hat.

Auch im äußersten Norden des Landes, der von der Texas=Pacificbahn durchschnitten wird und das Quellgebiet des Red River ist, finden wir fruchtbare, ergiebige Ackerbaulandschaften. Aber die Gebirgsregion steht der Ebne an Ergiebigkeit nicht nach; sie zeichnet sich durch gesundes Klima aus und ist Einwanderern deswegen besonders zu empfehlen. Die Herden gedeihen hier trefflich; Obstbäume und Reben tragen reichlich; der Weizen bringt erstaunliche Ernten ein, doch auch der Baumwollbaum

lohnt den Anbau. Außerdem zieht man Mais, chinesisches Zuckerrohr, Tabak, Kartoffeln, Bataten und alle Arten von Gemüse.

Schon sind zahlreiche Eisenbahnen in Texas gebaut; aus dem verrufenen Lande rauher Viehzüchter und verbrecherischer Grenzstrolche ist ein reicher Ackerbaustaat geworden, und bereits entwickelt sich der Handel täglich erfreulicher. Unserer vielen dort wohnenden Landsleute wegen dürfen wir uns dieser Thatsache von Herzen freuen.

Unter Benutzung der Eisenbahn gelangen wir nach Kansas, einem Gebiete, auf dessen weiten Wiesenfluren Millionen nutzbarer Haustiere weiden. Es ist noch halbe Wildnis, dieses Gebiet der Rancher*) oder Viehzüchter mit seinen schier endlosen, eintönigen Flächen, auf denen weder Berg noch Hügel das Auge erfreut. Träge, versandet, für Schiffe nicht benutzbar schleichen die Flüsse hindurch. Der Frühling ist nach langer Winterszeit mit Macht hereingebrochen, überall weht das frischgrüne, saftige Büffelgras, Millionen von Blumen leuchten daraus hervor. So weit unsere Blicke zu schweifen vermögen, nichts als endlose, köstliche Wiesenfluren. Große Herden von Rindern und Schafen weiden hier wie in anderen Teilen der Union unter Aufsicht berittener Hirten, der Cowboys. Der Wert des in den schon unter geregelter Verwaltung stehenden Teilen von Kansas vorhandenen Viehes allein wird auf mehr als fünfzig Millionen Dollars geschätzt.

Einst wogten auf diesen Prairien ungezählte und unzählbare Heere von Bisons oder Büffeln. Wie in Kentucky, so soll nach den übereinstimmenden Aussagen der ersten weißen Eindringlinge die Zahl der riesigen Wiederkäuer unausdenkbar gewesen sein. Sie erfüllten die Luft mit ihrem Gebrüll, sie wogten wie ein Meer von plumpen Leibern auf den unübersehbaren Grasflächen, sodaß der auf einer Höhe stehende Reisende oder Jäger kein Ende dieser lebendigen Flut zu erkennen vermochte. Als die ersten Züge der großen Pacificbahn mit Baumaterial der verschiedensten Art in diese Gegenden vordrangen, mußten sie, wenn gerade Büffelherden über die Geleise wanderten, zuweilen stundenlang geduldig warten, bis die ungeheure Menge der Tiere die Schienen überschritten hatte. Und heute? Nirgends ein Büffel mehr zu sehen, so weit wir auch schweifen mögen! Die plumpen, nutzbaren Wiederkäuer sind verschwunden für immer, ausgerottet auf die brutalste Art.

Anfänglich erkannten die Bisons, wie wir bei Schilderung der Besiedelung Kentuckys bereits darstellten, die ungeheure Gefahr gar nicht, die ihnen von dem Feuergewehr drohte; es fehlte ihnen dazu die Klugheit. Als sie, durch die Lücken in den Herden mißtrauisch gemacht, scheu und wild wurden und vor dem Knall des Gewehres regelmäßig die Flucht ergriffen, war es zu ihrer Rettung bereits zu spät. Verderblich war dem edlen Tiere auch seine Neugierde; der Jäger konnte vor Abgabe seines Schusses ruhig auf den Augenblick warten, in dem sich der flüchtende

---

*) Rancher (vom Span. Rancho-Hütte), sprich: Rehndschör!

Büffel stillstehend regelmäßig nach seinem Feinde umzuschauen pflegte. In den ungeheuren Herden der Bisons hatte die Natur den Menschen in dieser Gegend eine schier unerschöpfliche Hilfsquelle geschenkt; aber statt sie vorsichtig zu nützen, brachte man sie auf die roheste Art in blinder Geld- und Mordgier mit einem Schlage zum Versiegen. Die Regierung that nicht das Mindeste, um solchem Frevel Einhalt zu gebieten; die erstaunliche Vervollkommnung der Feuerwaffen beschleunigte dann das Vernichtungswerk noch. Von den verschiedenen Jagdarten war der „Anstand“ sicher die verwerflichste; der feige Jäger wurde dabei zum erbarmungslosen Schlächter. Hinter einem Felsen oder einem hohen Grasbüschel verborgen, feuerte er so lange auf die in Schußweite vorüberkommenden Glieder der tausendköpfigen Herden, bis er selber des Gemetzels satt war. Die wilden Indianer jagten den Büffel zu Pferde, auch noch nach Einführung der Feuerwaffen. Diese Jagdart war entschieden edler, sie erforderte ein vortreffliches Pferd, einen sicheren Reiter, Mut und Kaltblütigkeit. Der bekannte Buffalo-Bill brachte es in der Bisonjagd zu Pferde zu einer Art Meisterschaft; im Dienste der Kansas-Pacific-Eisenbahn hat er behufs Versorgung der Arbeiter mit Fleisch binnen 18 Monaten 4280 Büffel getötet. Oft schlossen die zu Pferde jagenden Indianer die Herde auch in einen immer enger werdenden Kreis ein. Vergeblich wagten die edlen Tiere dann Durchbruchsversuche; in Zeit von 15 Minuten war die Herde vernichtet. Nicht selten trieb man die wandernden Massen der Büffel auch in Abgründe, oder in der Winterszeit, wenn die Bisons tief in den Schnee versanken, näherten sich ihnen die Jäger auf Schneeschuhen und töteten sie ohne alle Gefahr. So schmolz die Zahl der Bisons immer mehr zusammen; trotzdem lebten im Jahre 1870 noch Millionen der riesigen Tiere. Da wurden die großen, den Kontinent durchquerenden Eisenbahnen gebaut, und damit war das Vernichtungsurteil über die Büffel ausgesprochen. Die Art, wie man das nutzbare Wild von der Erde vertilgte, steht in der Geschichte der Jagd ohne Beispiel da. Namentlich um das Jahr 1873 wurden ganze Gesellschaften zu dem Zwecke ausgerüstet, den riesigen Höckerträgern zu Leibe zu gehen — aber nicht etwa aus Jagdlust, sondern aus bloßer roher Geldgier, zum Teil auch aus Vergnügen an der sinnlosen Schlächterei. Mit Wagen, Zelten, Waffen, Schießbedarf ausreichend versehen, drangen die Jäger, besser gesagt Schlächter, in die Weidegründe der Bisons vor. Zu Hunderttausenden knallte man die Büffel nieder; vom Fleische ward höchstens die als besonderer Leckerbissen bekannte Zunge benutzt, das Übrige blieb liegen. Diese Tierleichname erfüllten die Gegend weithin mit entsetzlichem Gestank, machten die vorher von frohem Leben erfüllte Prairie zu einer öden, verpesteten Wüste. An einer Stelle des Republikanflusses lagen 1874 zu gleicher Zeit 6500 solcher Kadaver. In langer Reihe stellten sich die Jäger an den Ufern der Flüsse auf, wohin die Büffel kommen mußten, um ihren Durst zu löschen. So viel wie möglich wurden niedergeschossen; die übrigen wurden von den rohen Gesellen durch Stein-

würfe und Feuerbrände von der Flut weggetrieben. Vom Durste gepeinigt, kehrten die beklagenswerten Geschöpfe immer wieder zurück, und wieder erlag eine Menge den wohlgezielten Schüssen. Um das Abziehen der Haut rascher zu bewirken, schlug man einen 3 Fuß langen eisernen Nagel durch den Schädel des erlegten Tieres in die Erde, machte mehrere Einschnitte in das Fell und zog es dann durch die Kraft vorgespannter Pferde herunter. Bald war der Markt so mit Büffelhäuten überschwemmt, daß sie kaum noch mit dem dritten Teil des früheren Preises bezahlt wurden. In den Jahren von 1870—75 sind alljährlich nach einem Berichte der amerikanischen Regierung durchschnittlich $2^1/_2$ Millionen der stattlichen Tiere abgeschlachtet worden. Im Jahre 1883 waren die Büffel ausgerottet. Aber die kurzsichtigen Jäger meinten, sie seien nur nach Norden in die englischen Besitzungen geflüchtet und würden in noch viel größerer Zahl von dort wiederkehren. Die elenden Metzger stellten sich deswegen im Herbste wieder vollständig ausgerüstet ein; aber die Bestien in Menschengestalt erlebten eine große Enttäuschung, und einzelne von ihnen sammeln jetzt die Knochen auf den Hauptschlachtplätzen zum Verkaufe. Insgesamt leben etwa noch 1000 Büffel in Amerika: 550 auf einem englischen Gebiet, 200 unter dem Schutze der Unionsregierung im Yellowstone-Park, 250 in Privatbesitz und zoologischen Gärten. Wer in der Absicht, Büffel zu jagen, nach der neuen Welt auswandert, der wird kaum noch Gelegenheit finden; auch der einstige Reichtum an anderem Wild ist fast gänzlich verschwunden.

Anders sehen die Scharen der Tiere aus, die heute in den Büffelgründen weiden; es sind Haustiere, Rinder und Schafe, die einzelnen Herren oder ganzen Gesellschaften zugehören. Wohl 2 Millionen Rinder und ebenso viel Schafe mögen im „wilden Westen“ grasen. Auch über dem Leben des Ranchers liegt ein eigentümlicher wilder Zauber, der an das Dasein der Trapper, an die Lederstrumpfgeschichten erinnert. In öder, weltferner Einsamkeit haust er mit seinen unbändigen Schutzbefohlenen, bedroht von mancherlei Gefahren durch wilde Tiere, vagabundierende Strolche und schweifende Indianer. Je einsamer das Land ist, je weniger es sich zum Anbau eignet, desto lieber ist es dem Viehzüchter, weil er dann nicht leicht von der vorrückenden Kultur verdrängt wird.

Dort tobt eine Herde der halbwilden Rinder heran; kecke Reiter schwärmen darum her und halten sie zusammen. Kühn schauen die Gesichter der verwegenen Gesellen unter dem breitrandigen Sombrero hervor; ein buntes Flanellhemd umschließt den Oberkörper, oder ein perlenbesetzter Lederrock dient zum Schutze gegen Wind und Wetter; die Beine stecken in riesigen Stiefeln, die mit gewaltigen Radsporen versehen und über und über schmutzig sind. Im ledernen Leibgurt stecken zwei Revolver bester Art, ein langes Messer in lederner Scheide und eine Menge Patronen. Und hier ist auch der Herr des ganzen Triebes, der Rancher, ein stattlicher Mann auf feurigem Pferde. Er unterscheidet sich schon äußerlich von den Cow-boys durch die bessere Kleidung. Ein ledernes,

an den Ärmeln mit langen Fransen versehenes Hemd bedeckt den Oberkörper; auch er trägt lange Reiterstiefel mit gewaltigen Sporen. Ein rotes Tuch ist nachlässig um den Hals geschlungen; der breitrandige graue Hut ist keck auf das eine Ohr gedrückt, der vordere Teil der Krempe in die Höhe geschlagen, ein paar golddurchwirkte Trobbeln baumeln nach hinten hinab. Am Sattel hängt der Lasso, an der rechten Seite in einem Lederfutteral mit dem Kolben nach oben die Büchse. Einige Decken und Büffelfelle, die hinter dem Reiter festgeschnallt sind, dienen zur Bereitung des Nachtlagers.

Wir gesellen uns zu dem kühnen, stattlichen Manne, der seinen Leuten eben befohlen, zur Nachtrast Vorkehrungen zu treffen. Schon nach wenig Worten merken wir, daß er zu den Gebildeten gehört und geistig hoch über den rohen Cow-boys steht. Die Herde hält, von den Reitern umkreist, an, und Nachtwachen werden zu ihrer Hut bestimmt.

Am Lagerfeuer sitzen wir mit dem Rancher zusammen; über der Glut schmort ein leckeres Stück Wildbraten, würziger Kaffee lockt ebenso wie der in Eile in der Asche gebackene Kuchen zum Genusse.

„Kein freieres und schöneres Leben als das des Ranchers," sagt der Herdenbesitzer. „Hasse das Leben in den Städten von ganzem Herzen. Muß da jeder tausenderlei Rücksichten nehmen — hier ist der Mann frei wie der Adler, der in der Höhe kreist. Wenn wir beim Vieh nichts mehr zu thun haben, gesellen wir Rancher uns zusammen. Zu drei, vier, fünf streifen wir auf unseren Pferden durch die Prairien und über die wilden Gebirge. Schauen da jeden Tag immer Neues, immer Schöneres. Kommt der Hunger, schießt man einen Hirsch oder eine Antilope und röstet die edelsten Teile davon am Feuer. Bei dem Wolfshunger, den der Ritt in frischer Luft hervorruft, schmeckt solcher Braten trefflich. Nun sinkt die Nacht hernieder; wir hüllen uns in unsere Decken und Büffelfelle ein, die auf Packpferden nebst einigem Kochgerät und etwas Lebensmitteln mitgeführt werden; der Sattel dient als Kopfkissen. Zur Seite liegen Büchse und Revolver, jeden Augenblick bereit zum Gebrauche. Schläft sich köstlich so unter dem weiten Himmel mit den funkelnden Sternen oder dem blassen Monde. Da und dort heult ein Wolf, läßt ein Cuguar sich hören; leise weht die Nachtluft um die Müden. Steigt die Sonne dann im Osten herauf, wird schnell Kaffee gekocht, Brot gebacken, gefrühstückt — dann geht's wieder fort in die wilde Herrlichkeit. Erst wenn die Prairie welkt und grau wird, wenn der erste Schnee fällt, kehren wir heim in die Stadt — aber mit schwerem Herzen. Sag' einer, was er will: es geht nichts über das freie, schöne Rancherleben! Gebe alle Lust der Städte dafür."

„Aber es ist doch ein gefahr- und mühevolles Dasein," werfen wir ein.

„Darin eben liegt der Reiz, die Lust," entgegnet er eifrig, „Gefahr, Mühsal, Strapazen, Entbehrungen locken den rechten Mann! Was kümmert mich's, ob ich mich nachts unter einem Dach oder unter freiem Himmel

schlafen lege? Ob ich wochen-, monatelang nur Fleisch, Speck, Brot, Bohnen, Reis und Kaffee zu genießen bekomme? Das freie Leben ersetzt mir alles. — Kommen eben aus Texas, ich und meine wilden Jungens; kaufte dort tausend Tiere, das Stück zu 10 Dollars. Sind jetzt schon einen Monat unterwegs. Ist ein gefährlich Ding, solche weite Reise mit dem Vieh. Scheut leicht und rennt dann wie wild und toll dahin, bricht die Beine, oder stürzt in Abgründe — Stampede nennen die Mexikaner solche Hatz. Nachts muß besonders acht gegeben werden; wenn der Mond auftaucht, die Wölfe heulen, sonst etwas Ungewöhnliches sich regt, entsteht oft Unheil. Ein scheuer Stier reißt die ganze Herde mit; schnaubend und brüllend drängen die Tiere durcheinander, dann geht's los wie vom Teufel gejagt. Jetzt heißt es reiten; wie der Wind jagen die Cow-boys an die Spitze der Herde und treiben sie zurück, muß aber oft genug einer der Jungens sein Leben bei solcher Jagd lassen. Mehr noch fürchten wir Rancher den Prison-River, im Norden von Texas, denn er führt Giftwasser. Das Vieh hat immer schlimmen Durst, wenn es dorthin kommt. Müssen es so schnell wie möglich durch Schießen und Schreien in eine Stampede versetzen und durch den verfluchten Fluß jagen. Jedes Tier, das eine größere Menge von dem Giftwasser trinkt, stirbt. Sind mir dort fünfzig Stück verendet. Liegen da Tausende von toten Tieren umher. Jetzt ist die Herde schon ruhiger, selten kommt eine Stampede vor."

„Wie bringen Sie die Tiere durch den Winter?" fragen wir.

„Wir lassen im Herbste Gras mähen, dörren und in Haufen aufsetzen, daß die Rinder nicht vor Hunger umkommen. Im Winter führen die Cow-boys auch immer eine Axt bei sich, damit sie das Eis aufschlagen und den Tieren so Wasser schaffen können. Wer nicht für Futter sorgt, hat bei Schneestürmen großen Verlust. Ist da ein Freund von mir, dem im letzten Jahre 3000 Stück auf solche Art eingingen. Im Gebirge bieten Felsen Schutz vor dem Schnee, und der Salbei giebt Futter in der Not."

„Verlieren Sie auch Vieh durch Seuchen oder diebische Indianer?"

„Nein, Seuchen kommen nicht vor, und die Rothäute mögen das Fleisch der Rinder nicht. Doch nun gute Nacht — morgen ist auch ein Tag!"

Nun sinkt die Nacht in hehrer Majestät hernieder; eine eigentümliche Erregung läßt uns nicht einschlafen, während die müden, abgehärteten Cow-boys sowohl wie ihr Gebieter lange schon in festem Schlummer liegen.

Der folgende Mittag bringt uns zu dem Blockhause des Ranchers, dem Mittelpunkte seines Weidegrundes. Im Winter dient es den bei der Herde zurückbleibenden Hütern als Aufenthalt, während der schönen Jahreszeit wird es kaum benutzt. Stämme der Pechtanne bilden die Wände, das Innere ist in zwei Räume geteilt. Das Dach wurde aus Sparren und Strauchwerk hergestellt, worauf des besseren Schutzes wegen noch Rasen und Steine zu liegen kommen. Die Feuerstelle ist aus Felsblöcken gebaut; große Holzblöcke dienen als Stühle, der höchst einfache Tisch ist aus Kistenbrettern zusammengenagelt. In diesem unansehnlichen

Gebäude genießen wir die Gastfreundschaft des Ranchers noch etliche Tage, streifen mit ihm durch die Prairie und in die Berge, und er erzählt uns während dieser Zeit noch mancherlei vom Leben im wilden Westen, wie man diese noch wenig bevölkerten Gebiete nennt.

„Im Frühjahr treiben wir, in einer langen Linie aufgestellt, alles Vieh nach einer bestimmten Richtung vor uns her; ebenso thun die andern Rancher mit ihren Leuten," berichtet unser Wirt. „So wird alles in weite Umzäunungen gebracht und nach der eingebrannten Marke an die einzelnen Besitzer verteilt, den Kälbern wird das Zeichen ihres Herrn aufgebrannt; die zwei- bis dreijährigen Ochsen verkaufen wir an die Händler. Dann geht's mit der Herde zum Blockhause zurück, und fast völlig frei weidet sie bis zum nächsten Frühjahre. Nach der 3—4 monatlichen Arbeitszeit entlassen wir die meisten unserer Leute; nur einige von ihnen bleiben im Blockhause zurück. Die Abgelohnten wandern in ihre Heimat oder in die kleineren Städte und verjubeln dort ihr sauer verdientes Geld in wenigen Wochen auf schauderhaft leichtsinnige Art. Zuweilen verspielt oder vertrinkt der Cow-boy sein Pferd und verläßt die lastervolle Stadt dann als armer Bettler. Vagabundierend wandert er von Blockhaus zu Blockhaus und nimmt hier die gern gewährte Gastfreundschaft in Anspruch. Gar mancher fängt aber auch ein äußerst gefährliches Handwerk an; er wird zum Pferdediebe. Dann ist sein Schicksal indes meist bald erfüllt; eines Tages wird er gefangen und ohne viele Umstände gehängt. Wir haben hier im Westen ein Liedchen, das solche Geschichte kurz aber richtig schildert:

Er fand einen Strick und hob ihn auf,
Ging still von hinnen dann:
Zufällig war am andern End'
Ein Roß gebunden dran.

Sie fanden den Baum und banden den Strick
An einen der grünen Äst';
Zufällig war das andre End'
An seinem Halse fest.

Es sind wilde Burschen, diese Cow-boys; sie stammen aus den verschiedensten Völkern und aus allen Klassen der Gesellschaft. Habe da einen unter meinen Leuten, der in seiner Heimat Ingenieur war; mancher von den Burschen ist gutmütig wie ein Kind und setzt sein Leben ein, wenn er einem in Not Befindlichen helfen kann. Die meisten aber sind rohe Gesellen und sehr zu Gewaltthätigkeiten geneigt. Wenn sie zu Pferde in den Städten waren und abends heimreiten, macht es ihnen Hauptvergnügen, den ahnungslosen Bürgern Revolverkugeln durch die Fenster zu jagen, und so veranstalten sie zuweilen auch eine Art Wettschießen mit dem Revolver auf vorbeikommende Eisenbahnzüge. Vorsicht ist im Verkehr mit ihnen unerläßlich, denn sie fühlen sich sehr leicht beleidigt und suchen dann sofort mit dem Revolver Rache. Treibt sich überhaupt viel Gesindel im Westen herum; der Auswurf der ganzen Menschheit findet sich hier zusammen.

kommen da Banditen vor, wie sie nirgends in der Welt grausamer und kaltblütiger zu finden sind, ruchlose Burschen, die das Gesetz verlachen, dem Gericht trotzen, aller guten Sitte Hohn sprechen. Mancher von diesen verwegenen Gesellen hat schon eine ganze Stadt, ja sogar einen ganzen Staat in Furcht und Entsetzen gejagt. Rotten sich manchmal sogar zu ganzen Banden zusammen, diese Desperados, überfallen Eisenbahnzüge, bringen Beamte und Passagiere um und plündern den ganzen Zug aus. Ist mancher unter ihnen weithin bekannt und gefürchtet, weil er's meisterlich verstand zu stehlen und einzubrechen, Postkutschen auszurauben, Leute niederzuknallen und ähnliche Schandthaten zu verrichten. Solche berühmte Mordbuben waren die James boys, Billy the Kid, Wild Bill, Texas Jack, Bloody Enright, Fly Sam, Curly Bill. Billy the Kid, der aus New-York stammte, war wohl der Verwegenste unter den Schuften. Kaum 23 Jahre alt, hat er das östliche Neu-Mexiko mit seiner Mordbrennerbande in Schrecken gehalten. Der Bursche war aufs feinste gekleidet und trug eine Masse Gold und edles Gestein auf seinem Sombrero. Drei Tage lang lieferte er den Bewohnern des Städtchens Lincoln und den zu ihrer Hilfe herzueilenden Truppen ein förmliches Gefecht, in dem mehr als 30 Leute erschossen wurden. Endlich ward er gefangen und zum Tode verurteilt, erschoß aber zwei Beamte und entwischte aus dem Gefängnis. In wenigen Wochen vollbrachte er drei neue Mordthaten. Da ertappte ihn der Sheriff des Lincolner Kreises, schoß ihn nieder wie einen tollen Hund und erhielt die dafür ausgesetzten 500 Dollars Belohnung. Wild Bill schnitt nach jeder Mordthat eine Kerbe in den Schaft seines Revolvers; nach seinem gewaltsamen Tode wurden 26 solcher Einschnitte an der Waffe gefunden. Curly Bill drang sogar während des Gottesdienstes in eine Kirche ein und zwang den Geistlichen, auf dem Altare zu tanzen. Solche Schandbuben hielten lange Zeit Dodge-City in Schrecken. Um den endlosen Mordthaten ein Ende zu machen, bildeten die Bürger ein sogenanntes Vigilance-committee, d. h. einen Sicherheitsausschuß, wie das aus ähnlicher Veranlassung in fast allen kleinen Städten des Westens geschieht.

Dann giebt es manchen blutigen Zusammenstoß zwischen dem Richter Lynch, wie man hierzulande die Volksjustiz nennt, und den Verbrechern. Immer ist's aber lebensgefährlich für die Mitglieder des Sicherheitsausschusses, und nicht selten werden viele von ihnen durch die Grenzstrolche erschossen. Meist wird das Gesindel jedoch vertrieben oder vernichtet, denn Richter Lynch läßt nicht mit sich spaßen. Sie werden sich wundern, daß das Volk die Pflege der Gerechtigkeit so oft selbst in die Hand nehmen muß; aber die Gerichte lassen zuweilen kaum die Hälfte der wüsten Burschen hinrichten, die den Galgen hundertfach verdient hätten. Da greift dann das Volk selber ein. Im Jahre 1892 sind in der ganzen Union zusammen 236 Personen gelyncht worden, davon in den Südstaaten allein 200, und von diesen 200 waren 160 Neger. Manchmal geht es bei solchen Hinrichtungen sehr ruhig und ordentlich zu, manchmal kommen

aber auch unmenschliche Grausamkeiten vor. So banden die Weißen in Texas voriges Jahr einen Neger, der eine weiße Frau ermordet hatte, an einen Pfahl mit einer Kette fest, und häuften im Kreise darum her einen Kranz von Holzscheiten auf. Diese wurden angezündet, und nun lief der schwarze Bursche schreiend und heulend unter dem Gebrüll und Gejohl der Menge in den sonderbarsten Sprüngen verzweifelt in toller Hatz rund um seinen Pfahl, bis er langsam unter scheußlichen Qualen geröstet war. Gewöhnlich wird die Sache aber mit dem Strick abgemacht.

Die Blätter hier im Westen berichten solche Vorgänge meist in trockener, komischer Art. In dieser Zeitung steht z. B. folgende Mitteilung: „Der nicht besonders vorteilhafte Jim Moore unternahm kürzlich eine Reise, um Pferde zu holen, die ihm nicht gehörten. Er kam aber nicht wieder zurück, da er plötzlich nicht mehr im stande war, den Erdboden mit seinen Füßen zu berühren. Wir sahen ihn zuletzt unter einer Telegraphenstange stehen und in seiner unmittelbarsten Nähe einige unserer hervorragendsten Bürger, die angelegentlich an einem Seile zogen.“ In diesem Blatte steht eine ähnliche Meldung: „Der in unserem Städtchen nicht gerade besonders beliebte Jack Webster ließ sich gestern mit dem Sheriff in ein Spielchen im Freien ein. Da der Sheriff zwei Trümpfe mehr hatte, verlor der sehr ehrenwerte Mr. Webster.“ Mit den zwei Trümpfen sind zwei Revolver mehr gemeint. Und hier steht noch eine ähnliche Nachricht: „Der Sicherheitsausschuß hat den Postmeister unseres Städtchens durch Aufhängen beseitigt. Das Brennmaterial muß der Regierung knapp geworden sein, da er beim Anzünden einer Scheune betroffen wurde.“ Solche Berichte werden hier mit besonderem Vergnügen gelesen.

Das Teeren und Federn der Galgenvögel kommt nicht oft mehr vor. Soll ein Verbrecher geteert werden, so wird er ganz entkleidet und dann mittelst eines Besens vollständig mit Teer überstrichen. Dadurch werden alle Hautporen verstopft, und der Bursche gerät deswegen in eine grauenhafte Beängstigung, die auch einen hartgesottenen Bösewicht mürbe macht. Die feinen Härchen am Körper backen natürlich im Teer fest; bewegt sich der Bestrafte nun, so hat er das Gefühl wie wenn diese Härchen nacheinander einzeln ausgerissen würden. Fast noch schlimmer ist die Entfernung des Teers; sie geschieht unter Zuhülfenahme von Öl, Besen und Bürsten und dauert lange Zeit. Wenn der Geteerte dabei auch noch so behutsam verfährt, wird doch die ganze Haut blutrünstig und heilt sehr langsam. Wochen vergehen, bis der so empfindlich Bestrafte den freien Gebrauch seiner Glieder wiedererlangt. Ein Geteerter, der in Federn gewälzt worden ist und dann im Triumph herumgetragen wird, bietet einen so lächerlichen Anblick, daß man sich's kaum vorstellen kann, wenn man die Geschichte nicht selber gesehen hat.

Die Fremden schütteln die Köpfe, wenn sie von den vielen Lynchhinrichtungen hören; hier im Westen können sich die ehrbaren Bürger aber nur durch solche Gewaltmittel gegen die Strolche und Banditen be-

haupten. Es ist nicht selten, daß eine Räuberbande ganze Städte monatelang in Schrecken erhält, daß die Gerichte ohnmächtig sind gegen das freche Gesindel. Was bleibt dann übrig, als die Ordnung selbst herzustellen? Solchem Gelichter eine richtige Portion Blei in den Leib oder den Strick um den Hals und das einige Wochen beharrlich fortgesetzt — dann wird die Luft von solchem Ungeziefer rein. Scharfrichter giebt's im freien Amerika nicht; irgend ein Bürger übernimmt die Hinrichtung. Dabei kommt es nun allerdings manchmal zu schrecklichen Auftritten, weil der Mann solches Geschäft nicht versteht; aber wer kann's ändern?"

Voll von Gedanken über diese Mitteilungen, verlassen wir den Rancher und suchen eins der Städtchen an der Eisenbahn auf, um mittelst derselben die große Union-Pacificbahn zu erreichen, die nach Westen bis San Francisco fährt.

Ein seltsames Nest, diese kleine Stadt mit ihrer breiten Hauptstraße, ihren einstöckigen, leichten Häusern, ihren großen Schildern, ihren vielen Telegraphendrähten und dem Gewimmel plumper Wagen und malerischer, zum Teil recht herabgekommen aussehender Gestalten. Viele unter diesen Männern sind bis an die Zähne bewaffnet und haben ein sehr wenig Vertrauen erweckendes Aussehen. Manche sitzen, mit der Flinte auf dem Rücken, stolz zu Pferde; unter den Fußgängern bemerken wir auch einzelne indianische Krieger, die, in die unvermeidliche Wolldecke gehüllt, das Gewühl ernst durchschreiten. Sogar der Neger fehlt nicht in dem bunten Gemisch. Rauh und wild ist das Leben unter den meist verlorenen Kindern der Kultur, die sich hier zusammenfinden; man läuft beständig Gefahr, unangenehme Zusammenstöße mit rohen Gesellen zu erleben, namentlich nachts in den hell erleuchteten Wirtschaften, Schnapshöhlen, Spielhäusern, denn hier findet sich der Abschaum der Menschheit zusammen. Wilder Gesang erschallt, die derben Burschen trinken unsinnig viel, man spielt und tanzt. Plötzlich verstummt der Lärm; zwei Männer zanken sich heftig, meist um eine lächerliche Kleinigkeit, vielleicht darüber, daß der eine sich weigerte, das von dem anderen gebotene Glas anzunehmen. Plötzlich kracht ein Schuß — rasch folgen mehrere andere — und etliche Zeit danach wird ein blutüberströmter Toter aus der Lasterhöhle getragen. Dann beginnt der wilde Spektakel wieder, wie wenn nichts geschehen wäre.

Wir lernen hier einen deutschen Trapper kennen, einen schlichten, stillen, mutigen Mann, der seinem Geschäft als Jäger und Fallensteller fast das ganze Jahr hindurch, von aller Welt abgeschieden, draußen im wilden Gebirge obliegt. Bald merken wir, daß er nicht zu jenen thörichten Berufsgenossen gehört, die ihr sauer verdientes Geld in wenigen Tagen auf sinnlose Art verprassen. Er ist in die Stadt gekommen, um seine Felle an die eingetroffenen Händler zu verkaufen, wohnt aber nicht in der liederlichen, verrufenen Stadt, sondern draußen auf dem Lande bei einem der vielen deutschen Mennoniten, die sich in großer Anzahl hier angesiedelt haben. Da auch uns der Aufenthalt in dem wüsten Neste nicht behagt, nehmen wir die Einladung des zur Stadt gekommenen Farmers

dankbar an, ihn mit dem Trapper zu begleiten. Wir gelangen zu Wagen auf ein reizendes, inmitten wohlbebauter Felder gelegenes Anwesen. Ein freundliches zweistöckiges Wohnhaus, in zierlichem Villenstil erbaut, lugt aus üppigem Grün hervor und nimmt die Gäste freundlich auf.

Am Abend erzählt uns Kühn, der Trapper, von seinem beschwerlichen und entbehrungsreichen und doch reizvollen Leben in der Wildnis.

„In den ödesten Berggegenden gehen wir Trapper unserm Gewerbe nach. Unsere Hauptarbeit fällt in den Winter, weil dann die Felle der Tiere am wertvollsten sind. In Eis und Schnee, verlassen von aller Welt, meist nur mit einem Kameraden zusammen, stellen wir unsere Fallen. Wehe dem, der, ganz allein in der Öde hausend, von dem Bergfieber befallen wird! Er ist rettungslos verloren, denn zuweilen sehen wir monatelang keinen Menschen, höchstens einmal eine Rothaut. Mein Gefährte, auch ein Deutscher, ist in unserer mit Erde bedeckten Blockhütte in den Felsengebirgen geblieben. Mit den Indianern stehen wir gut, treiben sogar einen kleinen Tauschhandel mit ihnen. Weil wir mancherlei Arzeneien und Heilmittelchen kennen, ehren uns die Wilden als große Medizinmänner, d. h. Ärzte; manches Fell verdienen wir als solche. Letzten Winter lebten wir an einem Fluß, worin noch viele Biber vorkommen. Dort bleiben wir, bis wir das letzte dieser Tiere in unseren Fallen erwischt haben. Wie alle anderen Trapper, haben wir unsere eigene Fangart; keiner verrät die seine dem anderen. Die Biber sind sehr scheu und schlau, und man muß daher die Fallen sehr geschickt stellen. Ehe der Tag kommt, müssen wir alle Fallen nachsehen, weil sich die Gefangenen sonst die Füße abnagen und entwischen. Ein Schlag mit einem Holzstück auf den Kopf tötet die in der Falle zappelnden Tiere. Nun werden die Felle abgezogen; die Körper aber bestreichen wir mit Strychnin und legen sie abseits auf einen Haufen. Mit ihnen vergiften wir, der guten Felle wegen, die Wölfe. Biberschwänze essen wir gekocht oder gebraten besonders gern. Die Häute werden ausgespannt und so getrocknet. Abends müssen die Fallen nochmals untersucht und nötigenfalls neu gestellt werden. Liegt Eis auf den Flüssen, dann müssen wir oft stundenlang im Wasser stehen und erfrieren dabei nicht selten die Füße. Mit der Büchse verstehen alle Trapper gut umzugehen. Dreist rücken wir damit sogar dem großen grauen Bären auf den Leib, einem schrecklichen Untier, dessen Fell aber überaus wertvoll ist. Verwundet man den riesigen Burschen bloß, so wird er rasend vor Wut. Dann heißt es, mit dem Messer sicher in Hals oder Rachen stoßen, sonst ist man verloren. Mir selber hat schon einmal eine solche Bestie die ganze Kleidung in Fetzen vom Leibe gerissen und furchtbare Wunden geschlagen. Wer einen grauen Bären erlegt hat, gilt für einen großen Helden. Die kleineren Pelztiere, z. B. Füchse und Stinktiere, erbeuten wir gleich den Wölfen durch Vergiftung. Unsere Kleidung verfertigen wir uns aus den selbst gegerbten Häuten der Hirsche und Rehe. Gegen den Sommer hin ziehen wir nach den Städten und verkaufen unsere Felle. Nun sind aber die meisten Trapper gewöhnlich so leicht-

sinnig, ihren ganzen Verdienst in wenigen Tagen zu verjubeln. Anfangs thun sie wohl langsam im Fröhlichsein; aber von allen Seiten winkt die Verführung, und bald ist der letzte Cent verjuxt. Nach der langen Entbehrung schmeckt das Schwelgen gar zu gut. Nun kommt die Reue zu spät; der Wirt wirft den Ausgebeutelten endlich vor die Thüre, er borgt sich etwas Lebensmittel für die Reise und etwas Schießbedarf und fängt dann wieder ganz von vorn an. Bald ist über der Freude am Jägerleben alles Schlimme vergessen; aber im nächsten Frühjahre geht es ihm genau wieder wie im vorhergehenden. So verstreicht ein Jahr ums andere; endlich kommt er nicht mehr zur Stadt — vielleicht ist er im Kampf mit dem grauen Bären umgekommen, vielleicht auch hat ihn eine schwere Krankheit dahingerafft. Ich und mein Kamerad treiben es verständiger. Wie fast alle Trapper verdienen wir viel Geld; aber wir verprassen es nicht, wie die andern thun, sondern wir sparen und denken uns, wenn wir einmal älter geworden sind, solch' eine hübsche Farm zu kaufen wie die unseres Freundes hier."

„Ist Ihnen das Leben in der öden Einsamkeit noch nicht zum Überdruß geworden?" fragen wir. Der Trapper aber antwortet mit leuchtenden Augen: „Wohin denken Sie? Es liegt ein eigener Reiz über diesem freien, ungebundenen Leben, jener Reiz, der mich aus der friedlichen Heimat fortlockte. Die Natur ist schön im Frühlingsgewande, wenn das Büffelgras neu zu sprießen beginnt und Millionen Blumen hervorkommen; sie ist schön, wenn das Gras gelb wird und der Indianersommer mit seiner bunten Herrlichkeit einzieht; schön auch im winterlichen Schneegewande. Furcht kennen wir nicht, denn wir wissen, daß wir uns aufeinander verlassen können und unsern guten Büchsen vertrauen dürfen. Und über die rechte Waidmannslust geht nichts in der Welt; sie füllt die ganze Seele aus, sie läßt uns Gefahren, Strapazen und Beschwerden vergessen. Das Leben in und mit der Natur entschädigt uns tausendfach für alles Schlimme. Unsere Nahrung besteht ja Tag für Tag fast nur aus dem Fleisch des getöteten Wildes, wovon wir auch Streifen für den Winter im Rauche und an der Sonne trocknen. Aber was kümmert uns solche Einförmigkeit? Wollen wir Wechsel in Speise und Trank, so haben wir unsere zähen, ausdauernden Pferde, die uns schnell genug in eine Ansiedelung bringen, wo wir Lebensmittel einkaufen können. Und die Stunden, wenn wir nach gethaner Arbeit rauchend am Feuer sitzen und uns aus unserem wilden und doch so schönen Jägerleben erzählen, sind unbeschreiblich köstlich. Herrlich ist auch die Nacht in unserer Einsamkeit. Wenn die Dämmerung sinkt, die Heimchen zirpen, die Fledermäuse durch die Luft flattern, der Whippoorwill seinen Klageruf ertönen läßt, wird es einem schon ganz eigen ums Herz; aber mächtiger noch spricht die eigentliche Nacht zu uns. In der Dunkelheit kläffen Scharen der jagenden Prairiewölfe; dazwischen klingt das tiefe Geheul des großen kanadischen Wolfes, das schauerliche Rufen der Ohreule; hoch in der Luft ziehen Gänse und Enten dem Flusse mit eigentümlichem Pfeifen zu. Wenn dann

der Mond emporsteigt und die Berge, den mit Nebeln erfüllten Thalgrund bescheint, kann man sich nicht satt sehen an all' dem Zauber der Einsamkeit. Man muß das selbst gesehen haben, um zu begreifen, wie mächtig das Leben da draußen lockt und festhält. Und köstlich ist auch die Nachtruhe nach den Anstrengungen in der reinen Bergluft, wenn wir auch nur auf Moos und gedörrten Farnkräutern schlafen und uns auch nur mit wollenen Decken schützen können gegen die Wirkung des Frostes. Kommen Sie einmal mit in unsere Berge — vielleicht bleiben Sie dann ganz bei uns!"

Dieser freundlichen Aufforderung können wir allerdings nicht folgen, vielmehr setzen wir unsere Reise durch den Westen auf der großen Union-Pacific-Eisenbahn fort, was durchaus nicht so anstrengend ist, wie man angesichts der riesigen zu durchmessenden Räume denken könnte. Die Züge enthalten nämlich in fast raffinierter Art alle Bequemlichkeiten, die man sonst gewohnt ist: Schlafzimmer, Restaurationen, Lesekabinete, ja, sogar einen eigenen Waggon zur Herstellung neuer Zeitungen für die Reisenden. Hunderte von Lokomotiven, Tausende von Güter- und Personenwagen stehen jederzeit zum Dienste bereit. An den Stationspunkten finden sich Werkstätten zu Reparaturen, Kohlen- und Holzlager, Wasserbehälter u. dergl. Überaus abwechselungsreich und anregend ist die Fahrt; bald braust der Zug durch einen Tunnel, dann über einen Thaldamm, nun durch einen Bergdurchstich oder über eine Brücke. Einmal ragen rechts und links hohe, trotzige Felsenmassen, dann wieder rast der Zug durch eine weite Urwaldblöße. An Langeweile während der Fahrt ist überhaupt nicht zu denken; schon die Reisegesellschaft des Hotel-Expreßzuges ist zu interessant dazu, um jenes Gefühl aufkommen zu lassen. Wer rauchen will, begibt sich in den Rauchwagen; dort findet er Möbel, z. B. Tische und Stühle, wie sie für einen solchen Raum passen. In den 17 m langen Speisewagen ist die Küche untergebracht. Wir treten ein, um zu speisen. Der Zug braust rastlos dahin, aber das hindert uns nicht im mindesten. Ruhig setzen wir uns an einen Tisch und ziehen an dem neben uns befindlichen Glockenzuge. Ein in weiße Jacke gekleideter Neger tritt ein und legt uns die Speisekarte vor. Während wir wählen, deckt er mit schneeweißem Leinen und entnimmt einem Fache neben uns das silberne Speisegeschirr, das er zierlich aufsetzt. Nach ganz kurzer Zeit schon steht das bestellte Stück Rind- oder Wildfleisch, das gebratene Hühnchen oder die verlockende Gebirgsforelle vor uns. Auch Wein, Thee und Kaffee, sowie frische Milch werden uns auf Verlangen verabreicht. Im Salonwagen lassen wir uns auf weichen Sofas oder Lehnstühlen nieder; die Luft darin wird durch Doppelfenster vor dem Eindringen von Hitze, Staub und Kälte geschützt und beständig durch höchst zweckmäßige Vorrichtungen erneuert. Wenn der Abend kommt, wird der Salonwagen wie durch Zauber in einen Schlafwagen verwandelt. Die Sofas und Stühle sind plötzlich zu Bettstellen geworden; saubere Betttücher, Wolldecken und Überzüge werden durch Sprungfedern zu Tage gefördert und

unter Zuhilfenahme von schiebbaren Schirmen und Vorhängen ist bald ein vorzügliches Lager hergestellt, auf dem wir ruhig schlummern, während der vortrefflich gebaute Wagen sanft und sicher dahinrollt. Am Tage versammeln sich die Reisenden fast sämtlich in dem großen Salonwagen des Zuges, wo unter den Klängen heiterer Musik und bei fröhlichem Geplauder die Stunden rasch verschwinden. Zur Winterszeit sind alle Wagen des Zuges mittelst heißen Salzwassers, das in Röhren unter den Sitzen hinzieht, gleichmäßig und angenehm erwärmt. Die Beleuchtung geschieht durch von der Decke niederhängende Lampen. Diese von Pulmann erfundenen Wagen haben sich ungemein bewährt und bringen der Pulmann-Gesellschaft, die sie baut und als Eigentum besitzt, ansehnlichen Gewinn.

Rastlos dahinkeuchend, bringt uns der Bahnzug bald in jenes weitberühmte Gebiet, das unter dem Namen **Nationalpark** bekannt und unter den besonderen Schutz der Unionsregierung gestellt ist. Dieses Wunderland verdient seinen Ruhm, denn es gleicht in der That einem großen Zaubergarten. Sein eigentlicher Entdecker war der 1810 gestorbene Trapper Colter, dessen Erzählungen von den Merkwürdigkeiten jener Gegenden lange Zeit für Aufschneidereien gehalten wurden, bis sie 1869 durch zwei Goldsucher als vollberechtigt bestätigt wurden. Auf den Bericht eines mit Untersuchung des Landes beauftragten Gelehrten hin wurde es als Staatseigentum erklärt, soll vor der Besiedelung geschützt und dem Vergnügen wie der Erholung aller Bürger in der Union geweiht sein. Seitdem die Northern-Pacific-Bahn eine Nebenbahn bis zum Eingang in jene Wunderwelt gebaut und ein unternehmungslustiger Amerikaner zwölf große Hotels in den weltfernen Gegenden ins Leben gerufen hat, kann der Naturfreund das herrliche, quellenreiche, mit üppigen Waldungen bedeckte, aber fast unbewohnte Hochland ohne allzugroße Opfer an Behagen und Bequemlichkeit besuchen. Mit mehreren Amerikanern unternehmen wir einen Abstecher in das vielgerühmte Gebiet.

Die herrlichsten Gegenden des ganzen Parks befinden sich am Yellowstone,*) so vor allem ein großer, zwischen tiefen Waldungen liegender See, in dessen Fluten es von Forellen wimmelt. Nah dem Ufer sprudeln an einigen Orten heiße Quellen, in deren Wasser wir die geangelten Fische ohne aufzustehn sofort sieden können. Malerisch gestaltete Felswände wechseln in der Umrahmung mit düsteren Fichtenwäldern. Der dem See nach Norden hin entströmende Yellowstone schießt, zahlreiche Stromschnellen bildend, in engem Felsenschlunde dahin. Kurz nacheinander, etwa 1000 Schritte entfernt, unternimmt er zwei tolle Sprünge in grausige Tiefen, erst 30, dann 100 m hoch. Bei dem zweiten Sturze zerstiebt der Fluß in Dunst. Die Schlucht, in die er hinabrast, wird von 600 m hohen senkrechten Felsenwänden umstarrt; ein fesselnder Gegensatz bannt den Blick hier; oben auf den Höhen ragt schwarzes Nadelholz, die Wände

*) Sprich Jellohstohn!

des Engweges aber leuchten schwefelgelb, dunkelgelb, ziegelrot und in zahllosen Zwischenfarben. Solche enge Durchbruchsthäler werden mit dem Namen Cannon bezeichnet. An einem durch liebliches Wiesenthal fließenden Nebenarme des Flusses gewahren wir an einer Stelle mit Erstaunen zwischen den horizontalen Schichten der 600 m hohen Felswand die Überreste von 20 versteinerten Wäldern, deren einzelne Bäume noch ganz deutlich zu erkennen sind und in ihrem Innern zuweilen reizende Amethyste und bunte Quarzkrystalle enthalten. Im weiten Kessel der Mammutquellen übernachteten wir in einem großartigen, mit allem nur erdenkbaren Luxus ausgestatteten Hotel. Ganz in der Nähe eilen von Terrasse zu Terrasse fast kochend heiße Quellen den Abhang eines etwa 100 m hohen Hügels hinunter. Auf jeder Stufe sehen wir Becken und Wannen mit weißen Kalkwandungen, gefüllt mit der völlig klaren, dampfenden, himmelblauen oder lichtgrünen Flut. Aus diesen Behältern eilt sie überfließend zu der nächsten Terrasse, die Ränder der Becken dabei mit marmorweißen Zacken und Zapfen schmückend. Diese natürlichen heißen Bäder übertreffen die meisten Thermen Europas in ihrem Gehalt an Mineralstoffen und haben überdies den Vorzug, 2000 m hoch in herrlicher Waldluft zu liegen. Auf kleinen, aber kräftigen und ausdauernden Pferden begeben wir uns nach dem westlichen Teile des Nationalparkes, wo die berühmten heißen Quellen (Geiser) springen. Ein kleiner See zeigt uns die kunstvollen, schnurgeraden Dammbauten der Biber, sowie auf einer Seite eine hohe glitzernde Felswand aus Obsidiansäulen. Mancherlei Wild belebt die Gegend, auch der graue Bär soll die Wildnis nach Aussage des Führers noch durchstreifen. In einer weiten Vertiefung, dem Norrisbecken, treffen wir den ersten Geiser. An hundert Stellen dringen hier Dampfsäulen und Wasserstrahlen aus dem Boden empor. Überall dampft und kocht es; viele Vertiefungen sind mit heißer, schlammiger Brühe erfüllt; daneben liegen marmorweiße Becken mit tiefblauem Wasser, aus dem stoßweise Wassergarben von 8—10 m Höhe emporschießen. Wir gelangen weiter zu den sogenannten „Farbentöpfen", Becken mit smaragdgrünem oder azurblauem Wasser oder wallendem Schlamm, letzterer in allen Tönen gefärbt. Im Thale des Fireholeflusses gewahren wir mit Staunen wohl 700 heiße Quellen und Geiser. Der berühmteste unter diesen ist der Brunnengeiser; aus einem wunderbar schön geformten, schneeweißem Becken schleudert er 6mal im Laufe eines Tages tiefblaue, gewaltige Wassermassen empor. Im nahen „großen Farbentopf" wallt eine breiige Masse aus feinster Porzellanerde, ohne daß sich der zum Teil schneeweiße, zum Teil rosenrote Inhalt jemals vermischt. Großartig ist der Geiser „Excelsior", der aus einem tiefblauen heißen See zwischen wunderlich geformten Wänden emporsteigt. Aus der Mitte aufschwebende, immer rascher aufeinander folgende helle Dampfkugeln verkünden den Ausbruch. Wild wogt die heiße Flut, sie schwillt bis zum Rand empor, zischend und brüllend erheben sich glitzernde Wogen, fallen zurück, werden von anderen abgelöst. Wilder wird das Toben, und endlich erhebt sich unter Poltern, Zischen, Klatschen,

Donnern und Brüllen ein 8 m dicker heißer Strahl 100 m hoch in die Luft, während die entstehende Dampfsäule wohl 300 m Höhe erreicht. Man versteht sein eigenes Wort nicht mehr, die Erde bebt, schreckliches Krachen übertönt alle Laute, Steine fliegen empor, Strahl folgt auf Strahl. Allmählich läßt der Aufruhr nach, und endlich liegt der Schlund fast trocken da. Der „Riesengeiser" treibt alle 4 Tage eine 50—60 m hohe, gewaltige Wassersäule empor, der „alte Getreue" ganz pünktlich alle 60—64 Minuten. Wohl 3000 heiße Quellen und 71 Geiser sind im Nationalpark vorhanden. Was Wunder, daß dieses Gebiet mit seinen mächtigen Gebirgsketten voll ewigen Schnees auf den Höhen, mit seiner reinen, stärkenden Luft, mit seiner fast völligen Gewitter- und Sturmfreiheit, seinen Sinterterrassen und Becken, seinen heißen Quellen und Geisern, seinen herrlichen Waldungen, seinen klaren Seen, seinen tosenden Flüssen, seinen ragenden, bizarr gestalteten, oft wunderbar gefärbten Felsmassen, seiner tiefen, der Gewinnsucht für immer entrückten Einsamkeit alljährlich eine größere Menge von Naturfreunden und Neugierigen anzieht? Es ist eine Welt voller Wunder, wie sie sich sonst nirgends auf dem weiten Erdenrund vorfindet, die uns hier in Staunen und stumme Bewunderung versetzt.

Die Union-Pacific-Bahn bringt uns, nachdem wir die Parks genügend bewundert haben, nach **Utah,** dem Gebiete der weitbekannten **Mormonensekte,** und hier lernen wir ein eigentümliches Stück des religiösen Lebens in der Union kennen. Der Begründer der Sekte, Joseph Smith, hat mit seinen Gläubigen viel Verfolgung und Trübsal zu erdulden gehabt. „Die Heiligen des jüngsten Tages", wie sich die Mormonen nennen, wurden von Andersgläubigen wütend verfolgt, namentlich weil ihr schlauer „Prophet" die Vielweiberei erlaubt; sie zogen aus ihrer ersten Niederlassung in Missouri nach Illinois, wo der Begründer und sein Bruder im Gefängnisse vom Pöbel ermordet wurden. Um den Verfolgungen der „Heiden" zu entgehen, das neue Zion zu errichten und dem Herrn eine heilige Generation heranzuziehen, wanderten die Heilgen durch Prairien und Bergwildnisse im harten Winter nach dem „Großen Salzsee". Hier, in einer kahlen Einöde mit Salzseen und Salzflächen, mit weiten, trostlosen Ebnen, worin nur armseliger Pflanzenwuchs gedeiht, ließen sie sich nieder, geschützt vor Verfolgungen durch die Armut ihres Gebietes, durch Prairien und Bergwildnisse, durch die nicht selten 15 m hohen Schneemassen des Winters in den Engpässen. Nach den Geboten ihres Propheten sehr fleißig, schufen die Flüchtlinge in wenigen Jahren mit staunenswerter Willenskraft ein blühendes Kulturland an den Gestaden des überaus salzreichen, völlig toten Sees. Haupterwerbszweig der Bewohner ist die Landwirtschaft, die sicherste Grundlage jeden Gemeinwesens. Die Hauptstadt heißt Große Salzseestadt oder Neu-Jerusalem. Kanäle mit gutem Wasser durchziehen die breiten Straßen, die überdies durch Busch- und Baumpflanzungen verschönt werden; freundliche Gärten lachen den Besucher an. Die Lage Neu-Jerusalems ist höchst malerisch, denn

nach Norden und Osten steigt das Land terrassenförmig zu hohen, schneebedeckten Bergen an, nach Mittag hin aber breitet sich eine reichbewässerte, fruchtbare Ebne voller Gärten und Felder aus. Die Bevölkerung beträgt gegenwärtig über 200000, wovon der kleinere Teil aus Nichtmormonen besteht.

Die Stadt Neu-Jerusalem scheint uns beim ersten Anblick in nichts von anderen amerikanischen Städten verschieden; aber ein Mitreisender macht uns auf die zahlreichen Hausthüren an einzelnen Wohngebäuden aufmerksam. Diese Einrichtung treffen solche Männer, die eine Anzahl Frauen haben, um den Hausfrieden zu erhalten. Unter den öffentlichen Gebäuden zieht vor allen das Tabernakel oder der Tempel der Heiligen der letzten Tage unsere Aufmerksamkeit durch sein eigentümlich geformtes riesiges Kuppeldach auf sich. Ganz aus Holz erbaut und im Innern allen Schmuckes entbehrend, dient das Tabernakel zum Gottesdienst, zu Vorlesungen und Versammlungen. Nur eine Orgel weist auf die religiöse Bestimmung des Raumes hin. Ein einfaches Haus in seiner Nähe dient zu den „Ansiegelungen" (Trauungen) und anderen religiösen Verrichtungen, darf aber nicht von „Heiden" betreten werden. Mit der Regierung der Vereinigten Staaten lagen die Mormonen wegen der Vielweiberei beständig in erbittertem Streit; ihr Kongreß soll diese Einrichtung deswegen im Jahre 1890 abgeschafft haben. Sie glauben an Gott, an Jesum Christum und an den heiligen Geist, an das Versöhnungsopfer des Heilandes, an die Notwendigkeit der Taufe und der Reue. Wer das Evangelium verkünden will, muß besonders von Gott berufen und von den schon Berufenen durch Handauflegung geweiht sein. Nach Ablauf von 1000 Jahren stehen ihrer Meinung nach die Leiber der Toten wieder auf. Sie werben in vielen Gegenden eifrig für ihren Glauben, haben sogar eigentliche Missionen in verschiedenen Ländern.

Die Einwohner der Union rühmen sich wie der großen bürgerlichen Freiheit, so der vollkommenen Religionsfreiheit. Die Folge davon ist, daß jetzt bereits mehr als 120 religiöse Sekten in dem weiten Gebiete vorhanden sind. Manche davon sind geradezu als Rückfälle in rohes Heidentum zu betrachten; sie stellen die Religion in den Dienst ihrer sinnlichen Leidenschaften. So haben die Oneidas oder Bibelkommunisten vollständige Güter- und Weibergemeinschaft. Ähnliche Sekten mit zum Teil noch verwerflicheren Lebenseinrichtungen benutzen die Religion gleichfalls als Deckmantel ihres Unrechts. Viele Sekten, besonders die Baptisten, Methodisten und Presbyterianer, betreiben die Gewinnung von neuen Gläubigen auf höchst auffallende Art in den Revivals*) und Campmeetings.**) Die Revivals sollen moralische Wiedergeburten durch plötzlichen Einfluß des heiligen Geistes sein; die Campmeetings sind Gottesdienste im Freien. Wir haben im Westen Gelegenheit, diesem Humbug beizuwohnen. Flugblätter über die Ankunft der Prediger sind

---

*) Sprich: Riweiwäl! (= Wiederaufleben, Erweckung. — **) Sprich: Kämpmihting! (= Feldgottesdienst).

ausgegeben; alles gerät in Aufregung und harrt mit Sehnsucht auf das Erscheinen der Geistlichen. Endlich erscheinen sie, predigen Tag für Tag in den Kirchen oder in Privathäusern, worin rasch Kapellen hergerichtet worden sind. Überdies werden Abendgesellschaften abgehalten, worin wiederum gebetet und gepredigt wird; Liebesmahle aus Thee und Kuchen bilden dabei den Abschluß. Uns kommt es vor, als seien wir unter lauter Verklärte geraten; alles redet nur vom heiligen Geiste, denkt nur an ihn, ruft ihn an, spricht mit ihm. „Laß dich erkennen!“ bittet der eine: „Was soll ich thun?“ fragt ein anderer. „Hier ist er! Ich habe ihn!“ schreit ein dritter. „Revival! Revival!“ rufen die Verzückten einander beim Begegnen zu. In der Kirche sehen wir einen Prediger mit wilden Blicken auf der Kanzel hin- und hergehen; bald schreit, bald seufzt er. Donnernd redet er von den Schrecken der Hölle, die der nicht Wiedergeborenen warten sollen. In die Ferne starrend, schildert er die Qualen der Verdammten mit furchtbaren Worten, in grausigen Bildern, mit glühender Einbildungskraft. Endlich wankt er keuchend und erschöpft; ein geistlicher Mitbruder eilt herzu, ihn zu stützen; ohnmächtig sinkt er in die Arme des Hilfsbereiten. Nun ersteigt ein anderer Redner die Kanzel; in feurigen Worten schildert er die Seligkeiten des Paradieses, das Glück der Auserwählten. Dumpfes Murmeln erhebt sich unter den Zuhörern, es geht in Schluchzen über, Ausrufe der Reue, der Verzweiflung, der Verzückung klingen wirr durcheinander. Da steigt der Prediger von der Kanzel herab und fordert die Zerknirschten auf, zu ihm zu kommen. Jetzt ertönt eine Hymne in Marschtempo; blasse, halb ohnmächtige Frauen und Mädchen wanken zu ihm hin und knieen vor ihm nieder. Er beugt sich zu ihnen nieder und raunt ihnen dunkle Worte von der Wiedervereinigung mit dem süßen Jesus ins Ohr. Nun gebärdet sich die ganze Schar der Andächtigen wie vom Schwindel ergriffen, viele verfallen in Zuckungen. Flehend tönt der Ruf: „Jesus, Jesus, hilf, komm zu mir!“ Sinkt einer der bethörten Schwärmer ohnmächtig nieder, so ruft der Prediger jauchzend: „Der heilige Geist hat gewirkt!“ und die Gemeinde schreit: „Glory! Glory!“ (Ruhm, Seligkeit!“) Bei den Campmeetings, die zuweilen 14 Tage währen, wohnen die Teilnehmer in Zelten, und es geht dabei ganz so aufgeregt her, wie bei den Revivals. — Die Sonntagsheiligung ist in der Union außerordentlich streng, eine Menge von religiösen Gesellschaften übt mehr oder weniger einflußreiche Thätigkeit aus. Aber das Gesetz wird oft umgangen, wie denn z. B. Wirte anzeigen, in ihrem Lokale würden religiöse Vorträge gehalten werden, in Wirklichkeit aber hält man Trinkgelage; da alle nichtgeistliche Musik am Tage des Herrn verboten ist, erklärt man z. B. den lustigsten Straußschen Walzer einfach für Kirchenmusik u. dgl. m. Ganz besonders charakteristisch für das religiöse Leben in den Vereinigten Staaten ist aber die Thatsache, daß sich ihre Bürger religiös meist von der großen Masse der Christen getrennt haben und in oft lächerliche Sektirerei voller Ungesundheit und Verkehrtheit verfallen sind. Die Zersplitterung wächst fortwährend noch, die eine Sekte haßt

und verachtet überdies die andere, der Gottesdienst mit seinen Bußkämpfen und Bußkrämpfen artet nicht selten in ein Zerrbild aus, und in die Frömmelei mischt sich, für den Fremdling oft abschreckend deutlich, meist eine tüchtige Portion verkniffenes Yankeetum, das auch aus der Religion Vorteil zu ziehen sucht. In den Revivals sehen wir neben dem religiösen Ernste sehr viel Modethorheit, sehr viel krankhaften Wahn und Taumel. Uns und unsere deutschen Landsleute ekelt dieser Schwindel an, denn er erinnert uns an die sonderbaren religiösen Übungen von Fetischdienern und Buddhisten. Wir können es nicht verstehen, daß die Zeitungen in jeder Nummer Namen von neu Erweckten in Listenform mitteilen, daß Prediger mitten in ihrer Verzückung ankündigen, es seien Streifen mit Bibelstellen bedruckt käuflich zu haben u. s. f.

Unter den Geistlichen sind überdies, wie wir früher schon sahen, oft recht fragwürdige Persönlichkeiten. So ist der nichtsnutzige Scherenschleifer, der auf dem gleichen Schiffe mit uns im Zwischendecke überfuhr und der seine Mitpassagiere durch seine Gesichter und seine tollen Reden ergötzte, hier im Westen ein großes Licht unter den Methodisten geworden. Mit viel Salbung spricht er von seinem früheren Sündenleben und von seiner Erweckung durch die besondere Gnade des Herrn. Ein anderer, sehr geschätzter Prediger mußte eines schweren Vergehens wegen aus Europa flüchten und hält nun seinen Gemeindegliedern donnernde Moralpredigten. Das Amt des Geistlichen ist hier ganz genau so ein Geschäft wie jedes andere, und die Prediger sind, außer von der Gunst ihrer Gemeinden, ganz besonders auch von dem Wohlwollen der Zeitungen abhängig. Am Montag sind die Spalten der Tagesblätter ganz besonders mit Besprechungen der am Sonntage gehaltenen Predigten gefüllt. Die Geistlichen werden überall auf halbjährige, ein- oder zweijährige Kündigung angestellt; sind ihre Predigten langweilig, namentlich witzlos, so entläßt man sie einfach. Sie bringen sich dann mit hochtönenden Selbstbelobungen anderswo an, oder werden Lehrer, Redakteure, Kaufleute. Berühmte Kanzelredner beziehen Jahreseinkommen von weit über 100 000 Mark. In den Predigten hören wir die sonderbarsten Dinge, so z. B. Anweisungen inbezug auf den Ackerbau, Mitteilungen über Fortschritte in Fabrikation und Gewerben u. dergl. Großen Einfluß auf die Handlungsweise des Amerikaners, auf seine Sittlichkeit üben solche Redner nicht aus. Ihre Hörer zahlen entsprechende Summen zum Bau und der Erhaltung der Kirchen, zur Bestreitung der Priestergehalte, für Kirchenmusiken, Dekorationen von Friedhöfen, sie besuchen auch den Gottesdienst sehr gewissenhaft — im übrigen machen sie auf erlaubte oder unrechte Art Geld. Die Sitte, sich in den Zeitungen zu empfehlen, bürgert sich unter den amerikanischen Geistlichen immer mehr ein. Da steht z. B.: „Billig, billig billig ist Pastor Adams bei allen Ceremonien. Man spreche vor und überzeuge sich: 105 Lincolnstraße.“ Die Kirchen sind meist aus sehr wertvollem Material gebaut und oft auch recht formschön. Aus der Vermietung der Kirchenstühle zieht man Riesensummen, in einem Jahre aus einer Kirche

wohl 50 000 Dollars. In den Negerkirchen der Südstaaten erscheinen die schwarzen Pastoren gewöhnlich mit Hut und Stock auf der Kanzel. Im allgemeinen verlangt der Amerikaner von dem Geistlichen ein klangvolles Organ, reine Aussprache, angenehme, gewandte Redeweise, Belehrung über wichtige allgemeine Angelegenheiten. Wer hierin genügt, der erzielt fast immer glänzende äußere Erfolge. Überhaupt werden die Kirchen drüben viel zahlreicher besucht, als bei uns, weil sich eben die Geistlichen in ihrem eigenen Interesse sämtlich bemühen, jenen Wünschen ihrer Hörer möglichst gerecht zu werden.

Im Westen der Union stoßen wir bei Wanderungen ab und zu auch auf Eingeborene, auf **Rothäute** oder **Indianer**, so in Utah auf den in 60 Banden zerfallenden und etwa 30 000 Köpfe zählenden Stamm der Utes oder Utahs, eines der mächtigsten Indianervölker. Ihr Anblick erinnert uns lebhaft an das, was wir bisher überall über das Schicksal der Ureinwohner in der Union hörten, sahen und lasen: sie alle sind dem Untergange oder dem vollständigen Aufgehen in der übermächtig andrängenden Flut der Blaßgesichter geweiht. Die meisten Weißen, namentlich die Yankees, haben uns überaus ungünstige Bilder von den roten Leuten entworfen; wir hörten diese wie Schnee vor der Sonne dahin schmelzenden Leute nur als „rotes Ungeziefer" bezeichnen, das entsetzlich roh, wild und blutdürstig und eben das Gehängtwerden wert sei. Diese Schilderungen sind aber arg einseitig, denn die Erzähler vergessen zu berichten, daß die Rothäute seit Jahrhunderten in der scheußlichsten, niederträchtigsten Art von den Weißen mißhandelt und betrogen worden sind. Alles, was dem roten Manne teuer ist, hat ihm das mitleidlose Blaßgesicht geraubt; es hat ihn von den Jagdgründen vertrieben, in denen schon seine Urväter den Büffel und Hirsch erlegten; es hat ihn mit List oder Gewalt aus seiner ursprünglichen Heimat verdrängt und erbarmungslos weiter und weiter zurückgetrieben; es hat die Daseinsbedingungen des roten Mannes völlig verändert, indem es die Büffelherden und das andere Wild vernichtete und indem es nun verlangt, der Indianer, der bis dahin als stolzer Jäger und Krieger gelebt und mit Verachtung auf die Ackerbau treibenden Weißen geblickt hatte, solle den Unterhalt für sich und die Seinen gleichfalls dem Boden mit harter Arbeit abringen. Diese Forderung ist dem indianischen Krieger einfach unverständlich, denn nach Ansicht seines Volkes fallen alle Verrichtungen außer Jagd und Krieg den Frauen zu. Anstatt sich nun zu bemühen, die roten Leute allgemach und vorsichtig mit anderen Anschauungen zu erfüllen, will man sie mit einem Schlage aus Jagdnomaden zu Ackerbauern machen. Dieser Sprung ist aber zu groß, zu gewaltsam und hat deswegen im ganzen auch recht herzlich wenig Erfolg gehabt; die europäische Kultur bringt, je weiter sie vordringt, den rothäutigen Urbewohnern Amerikas den gewissen Untergang, denn sie vermittelt den Indianern ihre Wohlthaten nicht schritt- und stufenweise, sondern schroff und plötzlich. Bedürfnisse, Gewöhnungen, Neigungen, selbst

die Haltung des körperlichen Lebens werden durch sie umgeändert; eine große Reihe verderblicher Einflüsse rafft Tausende nach Tausenden hinweg, und so kommt es, daß ganze ehemals mächtige und zahlreiche Stämme entweder vollständig ausgestorben, oder bis auf wenige traurige Reste zusammengeschmolzen sind. Als Ursachen dieser beklagenswerten Erscheinung sind zu betrachten: die Krankheiten, welche den Ureinwohnern der neuen Welt durch die Weißen zugeschleppt werden. Der Europäer kennt seit langen Jahren eine Reihe ansteckender Krankheiten, welche, wie z. B. Masern oder Scharlach und Pocken, den Rothäuten nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Nun sind aber die Indianer, wie sich durch zahllose Beispiele nachweisen läßt, für diese Krankheiten besonders empfänglich, während sich z. B. indianische Völkerschaften auf der höchst ungesunden Halbinsel Florida so an die giftigen Ausdünstungen der Sümpfe gewöhnt haben, daß sie darin vollständig gesund bleiben. Am schrecklichsten haben die Pocken unter den Indianern gewütet; so verloren die Huronen durch eine Pockenseuche 8%, die Cherokees, durch eine einzige Epidemie ca. 50% ihrer Stammesglieder. In manchen Gegenden leiden schon die kleinen, noch auf dem Arme der Mutter getragenen Kinder an ekelhaften Ausschlägen, ganze Stämme sind dort von Krankheiten, die ihnen durch die Weißen zugetragen wurden, durchseucht. Weil sich die thörichten Menschen der Länge der Kur halber nicht heilen lassen wollen, entsteht eine wahrhaft ungeheure Sterblichkeit unter ihnen. Von 802 Kranken, die der Arzt einer sogenannten Indianer-Agentur im Laufe eines Jahres zu behandeln hatte, starben 34 an Skrofeln, Schwindsucht und anderen furchtbaren Krankheiten. Eine nicht minder verderblich wirkende Ursache des Hinschwindens der roten Rasse ist die Branntweinpest. Der Indianer in der Union kannte kein berauschendes Getränk, als die Weißen in seine Jagdgründe eindrangen. Mit anderen verderblichen Gaben des Kulturlebens brachten ihm die Blaßgesichter auch den Schnaps. Und merkwürdig: obwohl die Rothäute erkannt haben, welche Gefahr ihnen persönlich und ihrem ganzen Volke von diesem Gifte droht, sind sie doch ganz versessen darauf, sich darin zu berauschen. Sie geben alles für den Branntwein dahin, ihre Jagdbeute, ihre Waffen, ihre Kriegs- und Jagdtrophäen, ihre Pferde, betrinken sich sinnlos, werden dann im Handel von den Weißen schmählich betrogen und büßen, wenn sie dafür Rache zu nehmen suchen, nicht selten mit dem Tode. Es ist unglaublich, wie das „Feuerwasser" manche sonst sehr gemessene und kaltblütige Rothaut bethört. Um dem dadurch entstehenden Unheil zu steuern, verbot die Regierung bei schwerer Strafe, einem Indianer unter irgend einem Vorwande Schnaps oder Likör oder sonst ein berauschendes Getränk zu verabreichen. Dies Verbot hat den Feuertrank aber nur noch begehrenswerter gemacht, und Massen von Branntwein werden eingeschmuggelt. Betrug doch die Zahl der gerichtlich verfolgten Schnapsverkäufer im Jahre 1888 allein 138! Die Indianer wissen sich aber, wenn sie gar kein berauschendes Getränk zu bekommen imstande sind, auch selbst zu helfen;

sie lassen sich nämlich von einem alten Weibe (einer Squaw) eine Art Bier, Tiswin genannt, brauen. Während dieser wenig verlockende Trank gährt, fasten die Männer zwei bis drei Tage; dann werden sie aber durch einige Becher des Gebräus in einen Zustand wahrhaft sinnloser Trunkenheit, wahnsinniger Mordgier, wilder Lust an rohen Ausschreitungen versetzt. Für den Genuß einer Flasche Schnaps läßt sich selbst ein indianischer Häuptling wohl eine Woche und länger freiwillig einsperren. So scheint es fast, als brächte die Berührung mit der Gesittung der Weißen die Indianer immer mehr herunter; sie nehmen nur die Laster der Blaßgesichter, nicht aber ihre Tugenden an. Gegen die so entsetzlich wirkenden Pocken wurde neuerdings mit bestem Erfolge die Impfung eingeführt.

Aber auch die eigentümliche Entwickelung der politischen Verhältnisse ist Ursache der furchtbar raschen Verminderung der Indianer geworden. In endlosen, zuweilen schrecklich blutigen Kämpfen sind die Ureinwohner nach und nach von den verhaßten Blaßgesichtern zurückgedrängt und endlich vollständig ohnmächtig geworden. Überdies haben die Rothäute selbst in ihren beständigen Fehden untereinander sehr viel dazu beigetragen, ihre Zahl zum schweren Nachteil der ganzen Rasse herunterzubringen. Dazu kommt noch, daß die Ansichten über Stellung und Behandlung der roten Leute eine tiefgehende Veränderung erfahren haben. Die ersten Ansiedler im Gebiet der Vereinigten Staaten erwarben Land durch Kauf und Vertrag, die bisherigen Eigentümer wanderten in andere Gegenden, was keinerlei Schwierigkeiten machte, da in jenen Zeiten Raum im Überflusse vorhanden war. Die weißen Eindringlinge lebten dann unter sich, sie brauchten nicht zu fürchten, man werde den Rothäuten einst gleiche Rechte einräumen müssen. Trotz mancher blutigen Zusammenstöße, die in der Folgezeit nicht ausblieben, behielt man jenes Enteigungsverfahren bei, ja, die Weißen bedienten sich in ihren Kriegen gegeneinander der indianischen Stämme als wertvoller Bundesgenossen. So entstand allgemach die Ansicht, die Rothäute seien eine eigene Nation und müßten als eigene, unabhängige Macht behandelt werden. Daraus erklärt es sich, daß die Indianer heute noch von der Regierung der Union nicht als Staatsangehörige behandelt werden und keinerlei Staatsbürgerrechte genießen, aber auch keine Steuern zu entrichten haben. Neuerdings indes wächst die Zahl der Weißen, die behaupten, die Indianer seien keine selbständigen Nationen; sie hätten ja die Oberhoheit der Unionsregierung in Verträgen mehrfach anerkannt. Überdies erheische die vollständige Umgestaltung aller Lebensverhältnisse, namentlich die Notwendigkeit, die einzelnen Staaten durch Eisenbahnen zu verbinden, dringend ein anderes Verfahren in Bezug auf die Rothäute. Man verlangt daher, und nicht ohne Berechtigung, die Eingeborenen sollten sich in allem willig den Forderungen fügen, die von den Weißen im Interesse der Union und der ganzen civilisierten Menschheit gestellt werden müßten. Bei Verfolgung dieser Ansicht entstehen aber immer wieder Reibereien, die oft zu blutigen Zusammenstößen führen, denn der Indianer will nichts von Eingriffen

in seine vermeintlichen Rechte wissen. — Daß sich die Weißen vieler schweren Sünden gegen die Eingeborenen schuldig gemacht haben und noch machen, sehen wir gerade im wilden Westen mit Abscheu. Um der unbedeutendsten Ursachen willen schießt der Weiße den Indianer zuweilen nieder wie ein wildes Tier; viele der rauhen Männer an den Grenzen betrachten die roten Leute ja nur als „Ungeziefer“. Der auf so brutale Art verübte Mord wird nicht bestraft, denn die Behörden verhalten sich in derartigen Fällen selbst dann höchst gleichgültig, wenn sie die Macht zur Bestrafung besitzen. Nun beschleicht ein Verwandter des Getöteten seinen Mörder und bringt ihn um. Sofort erhebt sich jetzt die gesamte weiße Bevölkerung in der Gegend und fordert mit Wut den Beginn eines Krieges gegen die Rothäute. Meist bleibt eine solche grauenvolle Fehde dann auch nicht aus; sie endet regelmäßig mit Besiegung der Eingeborenen, nachdem viele von ihnen getötet worden sind. Auf ganz unbestimmten Verdacht hin werden zuweilen solche Metzeleien verübt. So ist z. B. vielleicht ein Trapper oder ein entlegen wohnender Farmer von einer mehrtägigen Reise nach dem entfernten Städtchen nicht wieder heimgekehrt. Man sucht nach ihm und findet ihn ermordet. Sogleich nimmt jedermann an, die Indianer hätten die Unthat verübt, obwohl genau mit demselben Rechte behauptet werden könnte, einer der zahlreichen Grenzstrolche sei der Mörder. Die Freunde des Umgebrachten legen nun das Gelöbnis ab, ihn zu rächen; sie thun das, indem sie den ersten Indianer, den sie einsam auf der Jagd oder beim Fischfange treffen, niederschießen. Nun üben die Stammesgenossen der Rothaut Vergeltung, und so entsteht eine endlose Kette von schauerlichen Rachethaten. Der wilde rote Krieger und der harte, zähe Amerikaner können und wollen eben nicht friedlich neben einander hausen.

Und noch eine Ursache tritt uns bei Beobachtung dieses Rassekampfes entgegen: die Indianer sterben infolge eines langsam, aber sicher wirkenden Naturgesetzes aus, wonach die Völker, die ihre Aufgabe im Menschheitsganzen erfüllt haben, ausgeschieden werden und untergehen, oder sich in den höher entwickelten Völkern auflösen. Darin liegt das Hauptmittel zur Weiterbildung des Menschengeschlechtes, und darum erliegen die Rothäute dem übermächtigen Anwogen der Weißen.

Rechnet man zu alledem, daß die Indianer unzählig oft von einzelnen Weißen im Handel betrogen werden, daß sich die Agenten, welche von der Regierung zum Schutze der roten Leute eingesetzt wurden, in unverschämtester Weise bereichern, indem sie den Indianern das ihnen Zukommende an Lebensmitteln, Kleidung, Waffen, Munition u. s. f. entziehen, so kann man sich nicht wundern, daß die wilden Krieger von grimmigem Haß und zehrender Rachsucht gegen ihre Verfolger erfüllt worden sind. Voll heißen Schmerzes sind manche Stämme von dem ursprünglichen Boden ihrer Väter gewichen. So erklärte der Häuptling Oceola, der Führer der in Florida ansässigen Seminolen, nach einer zweitägigen Schlacht: „Lieber werden wir unsere Gebeine niederlegen unter den Eichen unserer Väter und hinübergehen in das Land des großen

Geistes, als daß wir uns vertreiben lassen von unseren Seen, Flüssen und Jagdrevieren nach einem Lande jenseits des Vaters der Ströme, wo kein Wild ist, wo keine Fische und keine Vögel sind!" Und doch mußte auch dieser Stamm nach blutigem Kampfe weichen. Von Natur schon ernst und düster, wird es der Indianer da, wo er in unmittelbarer Nähe der Weißen lebt und das Schicksal, das seinem Volke droht, täglich furchtbarer deutlich wird, noch mehr; dort scheint sich sein Ernst ganz von selbst in eine finstere Melancholie zu verwandeln. Seine Umgebung macht es dem Wilden fortwährend klar, daß eine unheilvolle Zukunft der roten Kinder Manitous wartet. Der Wilde kann eben nur in der freien Wildnis gedeihen; wenn ihm die Kultur nahe rückt, entweicht er vor ihr; sobald sie ihn umklammert, ist er verloren wie das von der Meute umstellte Waldtier. Wenn die Amerikaner nichts weiter thäten, als daß sie den Indianern reichlich Whisky verabreichten, so würden sie damit schon viel zur Ausrottung des verhaßten Geschlechtes gethan haben. Aber sie thun mehr: sie gewöhnen den Rothäuten eine Menge bis dahin nicht gekannter Bedürfnisse an und lassen sich dafür Land von ihnen abtreten. Die Kaufsumme wird regelmäßig rasch durchgebracht, und bald sitzen die Weißen den nach Westen gedrängten Ureinwohnern wieder auf der Ferse; dann beginnt das alte Spiel von vorn. So werden die Rothäute immer weiter zurückgetrieben, immer träger und ärmer, der Name ihres Stammes verschwindet allmählich, und bald sind von den Zehntausenden nur noch wenige arme, hungernde Menschen übrig, die fern in den unwirtlichen Felsengebirgen in elenden Hütten kümmerlich von den Erträgnissen der immer weniger ergiebigen Jagd und von Baumrinde leben. Dann wird dem Reisenden wohl gesagt: „Jene unseligen Leute sind die letzten Reste von der einst so großen, mächtigen Nation der Apachen, der Sioux oder der Comanchen." Schauerlich wütet der Hunger oft unter den Stämmen; es ist vorgekommen, daß Hunderte von indianischen Kriegern in die Grenzforts kamen und um Nahrung baten. Aber nur die Häuptlinge und ihre Familien erhielten sie, und so verzehrten die übrigen denn die Körper mehrerer schon halb in Fäulnis übergegangener Kavalleriepferde. Die Ärzte der Agenturen finden nicht selten halbverweste Tiere in den Hütten solcher Elenden, die zu sechs und acht in solcher verpesteten Atmosphäre zusammenhocken. Daß die schrecklichsten Krankheiten auf solchem Boden günstige Entwickelungsgelegenheit finden, kann uns nicht Wunder nehmen.

Allerdings sind die in Romanen gepriesenen Vorzüge der Indianer nicht in dem Maße vorhanden, wie es der Fremdling vielleicht erwartet. Wohl setzt uns die Feinheit und Schärfe der von Jugend auf geübten Sinne in Erstaunen, besonders „die Augen falkenhelle, die des Rentiers Spur zählten auf des Grases Welle, auf dem Tau der Flur." Aber der Körper ist trotz aller Kraft und Gelenkigkeit energielos, er kann keiner andauernden Plage, keiner ernsten Krankheit erfolgreich widerstehen. Sobald die Rothaut ermattet, bricht sie auch zusammen, denn der Geist

findet keine neuen Hilfsquellen in Krankheit und Elend. Höchst eigentümlich und auffallend ist die Thatsache, daß der Indianer keine Begriffe und Ideen bilden, keine Schlüsse ziehen kann; er kann nicht verallgemeinern, nicht abstrahieren. Er sieht wohl die Einzelerscheinung und drückt sie in Worten aus, aber mehrere ähnliche unter einen Begriff zu vereinigen und dafür ein Wort zu finden, vermag er nicht. So kennt er wohl die zahlreichen Eichenarten seiner Heimat, aber den Gattungsbegriff „Eiche" kennt er nicht. Sein Geistesauge schaut immer wieder hartnäckig in die Vergangenheit, die Zukunft aber hat keinen Inhalt für ihn. Die oft gerühmte Schweigsamkeit und Selbstbeherrschung entspringt wohl vorwiegend aus der eigentümlichen Trockenheit des Geistes, aus Mangel an Elastizität und Beweglichkeit. Angeborene sittliche Ideen hat die Rothaut nicht; sie thut, wonach sie Gelüsten trägt, wozu sie Stärke genug fühlt, und wovon sie der Aberglaube nicht zurückschreckt. Sehr bezeichnend ist es, daß die Sprache der Indianer für die Begriffe Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Dankbarkeit und Milde keine Worte hat. Wer längere Zeit unter ihnen lebt, der ist vielleicht einige Zeit davon entzückt, auf die ursprüngliche Kraft und Ungebundenheit des Menschen zurückgeführt zu sein; aber nach wenig Wochen schon kommt man zu der überaus niederdrückenden, unangenehmen Erkenntnis, daß diesen Wilden alle sittliche Willenskraft, jedes hellere Geisteslicht fehlt. Da der Indianer keine Ahnung von einem höheren Dasein besitzt, lebt er Tag für Tag in öder Einförmigkeit dahin. Ein Spielball seiner Launen und Leidenschaften, verbringt er die Zeit träge und düster. Was auch kommen mag — er setzt ihm unüberwindliche Trägheit und Gleichgültigkeit entgegen; wie er das Leben gleichmütig betrachtet und unter Umständen in leidenschaftlicher Wallung um geringer Ursache willen einsetzt, so schaut er auch dem Tode mit unbewegtem Gleichmut entgegen und duldet, ohne jemals zu klagen. Was die Amerikaner oft vom ihm behaupten, daß er unanstellig und nicht bildungsfähig sei, ist nicht wahr. In der Jugend entwickelt sich sein Geist rasch, bleibt dann aber stehen, oder schreitet wenigstens auffallend langsam voran. Aber die Rothaut beobachtet scharf, errät die Gedanken anderer leicht, ist gelehrig und anstellig und legt bei Anfertigung mechanischer Nachbildungen große Geduld und gespannte Aufmerksamkeit an den Tag. Bewundernswert ist schon die erstaunliche Gewandtheit indianischer Redner; sie sprechen eindringlich, oft in Ausrufen und Fragen unter Anwendung schöner Bilder und gut gewählter Veranschaulichungsmittel. Im gegebenen Falle faßt der Indianer alle seine Kräfte ernstlich zusammen und bringt dann Großes zustande, wie z. B. die Geschichte der Aufstände und Kriege gegen die Blaßgesichter darthut. So hat der Häuptling Tecumseh seiner Zeit die Kraft der verschiedenen, sich in blutigen Kämpfen selbst zerfleischenden Nationen mit unermüdlicher Ausdauer gesammelt und die Weißen dadurch in die schwerste Gefahr gebracht. Was unmöglich erschien, brachte der seltene Mann durch seine düstere Beredsamkeit, seinen Mut, sein Geschick in Behandlung der roten Krieger und in Lenkung der Massen fertig.

Die Erfindungsgabe des Indianers ist gering, seine Einbildungskraft schläfrig, langsam arbeitet sein Geist; wenn man sein Wesen aber sorgsam und vorurteilsfrei prüft, wird man finden, daß er eine in jeder Hinsicht eigenartige, keineswegs unbedeutende Bildungsfähigkeit besitzt, die ihn hoch über den Neger erhebt, wie ja auch sein würdevolles, ernstes, gehaltenes Benehmen scharf gegen die affenartige Beweglichkeit des Schwarzen absticht. Der Neger kann seine Kraft nicht zusammenfassen, nichts Ganzes und ihm Eigentümliches leisten; er ahmt in kindischer, an das Zerrbild des Menschen erinnernder Art nach, ihm fehlt ebenso wie der Mischlingsbevölkerung in den Städten der Ernst und die Sinnigkeit des roten Mannes. Dafür verhält sich dieser allerdings auch kalt und ablehnend, wo der Neger, der Mischling Feuer und Flamme ist.

Der Indianer wird nur selten von großen Ideen begeistert, noch seltener durch sie zu rühmlichen Thaten angetrieben. Überaus reizbar und empfindlich ist er aber gegen persönliche Beleidigungen und Kränkungen, gegen alle vermeintlichen oder wirklichen Übergriffe in seine Rechte, seine eigne Welt. Dadurch kann er zur wildesten Leidenschaft entflammt, zu heldenhaften sowohl, wie verabscheuungswürdigen, grausamen Thaten hingerissen werden. Sein merkwürdig phlegmatisches, mit sonderbarem Starrsinn gepaartes Wesen äußert sich namentlich dann besonders auffallend, wenn man ihn in seinem altgewohnten Thun und Treiben stört; er will darin nicht belästigt sein und zieht sich deswegen so lange und so weit zurück, bis er glaubt, vor Störungen seines Lebens sicher zu sein. Ruhig in tiefer Einsamkeit, fern vom Treiben der Weißen, im Gebirge, im tiefen Walde, auf der Prairie, am See oder Flusse Tag für Tag einförmig dahinzuleben — das entspricht seinen Neigungen am meisten, ist seines Herzens Wunsch. Er fühlt sich unglücklich, sobald er nicht freien Boden unter, freien Himmel über, freie Luft um sich hat. Zu gehen oder zu bleiben nach Gefallen — das ist ihm Lebensbedingung, und dieses Verlangen nach vollkommen freier Bewegung beherrscht sein ganzes Dasein. Abhängigkeit und Dienstbarkeit haßt er von Grund seiner Seele, und die Einpferchung auf den sogenannten „Reservationen“ wirkt auf ihn, wie eine Art andauernder Gefangenschaft — er geht langsam, aber sicher darin zu Grunde. Er will eben in allem nur sein, was er einmal ist, will leben, wie seine Urväter lebten. Weil er zäh am Alten hängt, haßt er das Blaßgesicht, das ihm das Altgewohnte geraubt hat. Verschlossen, vollkommen unabhängig von den Bedürfnissen und Vorteilen der Kultur, entschiedener Gegner aller Neuerungen, wendet er sich feindselig und voller Eigenwillen von den weißen Eindringlingen und ihrer fremdartigen, ihm völlig unverständlichen Lebensführung ab; er verlangt keine Wohlthaten von ihnen, er verachtet die Vorteile ihrer Gesittung. Die Amerikaner verschreien ihn als undankbar, als unfähig zu aller edleren Denkart, zu jeder wirklichen Hingebung, als einen rohen Burschen ohne Treu und Glauben; sie thun ihm unrecht mit solchem Urteil, denn er kann von Herzen dankbar und ergeben sein, auch dem bitter gehaßten

Weißen gegenüber, wenn ihn dieser durch sein Verhalten zu gewinnen, seinen zurückhaltenden Trotz zu besiegen versteht. Nach den zahllosen schlimmen Erfahrungen, die er mit den fremden, klugen weißen Leuten gemacht hat, kann man sich nicht darüber wundern, wenn sein ganzes Wesen Mißtrauen, Kälte, Abgeschlossenheit geworden ist, wenn er trotz äußerer Höflichkeit, trotz Fügsamkeit und gesetzlichen Verhaltens doch voll kalten Argwohns steckt und scheu mit seinem Vertrauen geizt, ja, sich in solcher Gesinnung zu niedrigen Handlungen hinreißen läßt. Voll finsterer Scheu weicht er den Blaßgesichtern überall aus, ihnen, die sein Volk in den Staub getreten haben und vor deren Andringen es dahinschwindet, wie das Laub der Bäume vor dem Winterfroste. Dem Neger gegenüber zeigt er eine unüberwindliche Abneigung, die in der Natur zu liegen scheint. Wer als Fremdling das Gastrecht in seinem Zelt oder seiner Hütte sucht, dem gewährt er es voll Stolz und Selbstgefühl und mit jenem Anstand, jener Würde, die ihm eigentümlich sind und recht wohl anstehen. Von Zeit zu Zeit verläßt er seine Einsamkeit; aus dem Felsengebirge, dem tiefen Urwald, der unermeßlichen Prairie begiebt er sich in das laute Leben und Treiben der Städte. Aber selten verrät ein Aufleuchten des dunkeln Auges, ein Zug des ernsten Gesichtes Staunen über die Wunder und Eigentümlichkeiten in jenem Mittelpunkte des Verkehrs. Niemals hält er längere Zeit inmitten des lauten Treibens aus; es ist seiner Natur zuwider, und er entfernt sich deswegen daraus, sobald es ihm unbehaglich wird. Daheim aber verlacht und bespöttelt er im Kreise seiner Stammesgenossen das unbegreifliche Leben und Treiben der Blaßgesichter. Nur mühsam gelingt es, sich seine Achtung und sein Vertrauen zu erobern; aber wenn man ihn einmal gewonnnen hat und in Ehren hält, dann erweist er sich auch in allen Lagen als treuer Freund, als zuverlässiger Kamerad, als willfähriger und ruhiger Unterthan.

Diese Jagdindianer der Union hätten ein besseres Schicksal verdient als das ihnen von den Weißen bereitete, denn sie sind eigenartige, kraftvolle, selbstbewußte Menschen, die sich ganz so geben, wie sie sind, und nichts anderes sein wollen, als das, was sie sind. Sie sind entschieden geistig besser beanlagt, tapferer, kühneren und beweglicheren Sinnes, als die Menschen ihrer Rasse in Mittel- und Südamerika. Der unbändig wilde Sohn der nordamerikanischen Prairien, Wälder und Gebirge ist trotz aller Wut gegen die Weißen, trotz der immer wieder erfolgenden Auflehnung gegen sein sich unerbittlich vollziehendes Geschick doch viel edler als die roten Leute im Süden.

So stehen sie vor uns, die malerischen Gestalten im einsamen Thale der Felsengebirge, wo die Reste des einst großen, gefürchteten und mächtigen Stammes ein freudloses Dasein führen in dem Gedanken, daß der letzte rote Mann bald verschwunden sein wird, verschlungen von der Flut der Weißen. Über den Thalgrund verstreut, stehen die kegelförmigen Zelte. Ihre Wandungen sind aus gegerbten Büffelhäuten hergestellt; der Rauch zieht oben durch eine Öffnung des etwa 4 m hohen Raumes ab; der

Durchmesser eines solchen Zeltes beträgt etwa 4—6 m. Die Lagerstätten sind aus gegerbten Fellen und Wolldecken hergerichtet. Von Mobiliar entdecken wir auffallend wenig; einige Reisesäcke enthalten gedörrtes Fleisch und die wertvolleren Kleider und Schmuckgegenstände; sonst bemerken wir nur noch etliche Töpfe, Kessel und Zinnbecher. Eben haben die roten Leute gute Zeit, denn das Wild ist zahlreich. Nicht ohne Verwunderung bemerken wir, daß sie beim Verzehren der Jagdbeute äußerst wählerisch sind, indem sie nur die zartesten und saftigsten Teile genießen. Der mit uns reisende Indianer-Agent erzählt, daß auch Zeiten der Not kommen; dann wird alles an den Tieren, was überhaupt eßbar ist, vertilgt, selbst die Eingeweide werden verschlungen; in solchen schlimmen Tagen verschmäht der hungernde Stamm auch Schlangen, Kröten, Eidechsen und sogar Aasvögel nicht. Eben ist eine Anzahl Frauen beschäftigt, Wintervorrat herzustellen; sie schneiden das Fleisch des Wildes in dünne Streifen und dörren es an der Luft. Andere zerstoßen das schon ausgetrocknete zwischen zwei Steinen zu Pulver, das sie dann in Säcke aus Büffelhaut verpacken. Nun gießen sie geschmolzenen Talg darüber und bewahren die Masse so für die ungünstige Jahreszeit auf.

Es ist ein malerisches Bild, das wir da vor uns sehen. Dunkler Nadelwald schließt den Thalgrund, an den Bergen emporkletternd, ab. Kahl ragen die Riesenleiber der Felsengebirge weiter zurück; ewiger Schnee leuchtet auf den Höhen. Unten aber auf dem grasigen Grunde weiden die wilden Renner, stehen oder sitzen die roten Krieger in ihrer malerischen Gewandung, mit buntem Federschmuck auf den Köpfen beisammen; auch einen mit seinem Pferde beschäftigten Mischling gewahren wir unter ihnen. Um die Feuer, unter oder neben den Zelten kauern die Frauen und rüsten das Mahl; die dürren Hunde schauen ihnen aus ehrerbietiger Entfernung andächtig, mit unverkennbarem Heißhunger zu. Die Männer wie die Weiber haben braunrote Hautfarbe, straffes, schlichtes, glattes, grobes und glänzend schwarzes Haar, eine platte Stirn und scharfe, schwarze, finster oder träumerisch blickende Augen. Ernst, fast starr ist der Ausdruck in den scharfgeschnittenen Gesichtern; die hohe, gebogene Adlernase giebt den stattlichen Kriegern etwas ungemein Kühnes. Die Gestalten sind groß und kräftig, der Wuchs ist wohlgebildet, die Brust breit und gewölbt. Hände und Füße zeichnen sich durch Kleinheit aus, Arme und Beine durch volle, kräftige Muskelbildung. Erstaunlich ist's, was diese Männer körperlich und namentlich mit ihrem Auge und Ohre leisten. Sie rennen mit dem flüchtigen Hirsch um die Wette, ohne zu ermüden; ihr Auge erspäht die leiseste Spur im Grase, und mit erstaunlichem Scharfsinn verstehen sie dieselbe zu deuten; ebenso sicher erlauscht ihr Gehör den leisesten Laut und errät seinen Ursprung mit nie fehlender Sicherheit. Mit oft unbegreiflicher Geschicklichkeit gebrauchen sie ihre Waffen, namentlich den Tomahawk, das gefürchtete Kriegsbeil, und auch in Anwendung des Feuergewehres haben sie es zu großer Fertigkeit gebracht.

Aber so kräftig der Indianer auch von Natur gebildet ist — er beweist doch weniger Widerstandskraft als der Weiße. „Der Kaukasier kann sich in alles schicken, er ist biegsam und zäh," sagt uns der Indianer-Agent, „diese Rothäute vermögen das nicht. Sehen Sie diese stattlichen Gestalten an; man sollte meinen, sie müßten alles ertragen. Aus der Ebne hierher in die wilden Berge versetzt, zu etwas anderer Lebensweise gezwungen, von mancher liebgewordenen Gewohnheit losgerissen, können sie sich durchaus nicht einleben, und wer sie kennt, weiß, daß sie innerlich unglücklich, mit ihrem Schicksal zerfallen sind. Schon das rauhere Klima ist ihnen äußerst unangenehm. In den Gesichtern sieht der Unkundige wenig davon; die Leute schweigen, wo der Neger bitter klagen und winseln würde. Aber ohne daß sie mir etwas sagen, erkenne ich aus ihrem stumpfen Hinbrüten, ihrem düsteren, melancholischen, ja scheinbar vollkommen gleichgültigen Benehmen, was in ihnen vorgeht. Sehen Sie diese Kinder an und vergleichen Sie in Gedanken Kinder weißer Leute damit! Erscheinen diese jugendlichen Rothäute nicht schon unnatürlich ernst, alt und freudlos? Und doch behalten die Indianer bis in ihr hohes Alter hinein auch wieder etwas Jugendliches. Schauen Sie sich um: selbst die Greise haben nur wenig Runzeln im Gesicht, und das Haar ist nur bei einigen leise ergraut; auch werden Sie keinen einzigen unter den Alten finden, der geknickt und gebeugt in sich selber zusammengesunken ist. Wenn Sie dann aber die jungen Krieger vergleichen, werden Sie finden, daß keiner unter ihnen sich straff und aufrecht hält; den Blick zu Boden gerichtet, schreiten sie in lässiger Haltung umher. Wenn auch kräftig, sind sie doch nicht fest und zäh in unserem Sinn. Eine leichte Kinderkrankheit der Weißen rafft den stärksten Krieger weg."

„Sind diese roten Leute schwer zu behandeln?" fragen wir.

„Ja und nein," lautet die Antwort. „Wenn Sie in die teilnahmlosen, starren Gesichter der Männer sehen, werden Sie meinen, es berge sich keine Spur von Gefühlsleben dahinter. Aber das ist eine Täuschung, die unter Umständen recht gefährlich werden kann. Der rote Mann ist durchaus nicht so stumpfsinnig, gefühllos und abgestorben, wie es den Anschein hat; seine Gefühle sind im Gegenteil sehr stark und werden unter Umständen im Nu zur Leidenschaft; dann kann der eben noch so kalte Krieger plötzlich wahrhaft fürchterlich werden. Zum Glück ist er nur schwer aus seinem Ernst und seiner kalten Würde aufzurütteln; wenn seine Leidenschaft aber einmal entflammt ist, so kennt er auch keine Schranken mehr und verübt in solchem Zustande Thaten, die einem das Blut in den Adern zum Erstarren bringen."

„Sind die Indianer nicht zum Christentum bekehrt? Und hat die Religion der Liebe keinen Einfluß auf ihr Denken und Thun gewonnen?" forschen wir weiter.

„Viele unter ihnen sind Christen," entgegnet der Agent, „so z. B. die Irokesen, die sich auch an ein thätiges bürgerliches Leben nach europäischer Art gewöhnt haben. Von Natur ist der Indianer überhaupt religiös;

auch als Heide unternimmt er nichts, ohne die Geneigtheit der Gottheit erforscht zu haben. Aber sein Glaube ist bei Lichte besehen ein Gemenge wilden Aberglaubens, aus dem der Glaube an einen guten und einen bösen Gott als einzig klarer Grundzug hervorleuchtet. Jener sendet alles Gute: Wärme, Nahrung, Kleidung, Jagd- und Kriegsglück; dieser dagegen schickt das Böse und liegt beständig mit dem guten Gott im Kampfe. Eine große Rolle spielt im Leben der Indianer die „Medizin," d. h. die Ahnung oder Weissagung, durch die er den Willen der Gottheit zu erforschen sucht. Alles, was als heilsam und erstrebenswert angesehen wird, heißt gute, alles Gegenteilige schlechte Medizin. Der Flug der Vögel, das Kläffen des Fuchses, das Dahingleiten einer Schlange und dergleichen Dinge üben den größten Einfluß auf die Denk- und Handlungsweise der Rothäute aus. Den eigentlichen Kern des Christentums, seinen tiefen, sittlichen Gehalt, seine wunderbaren Geheimnisse erfaßt der bekehrte Indianer nicht. Auch in seinem Leben behält der Glaube an finstere Dämonen eine unheimliche Gewalt. Mit seinem Lose ist der zum Christentum übergetretene Indianer so wenig zufrieden wie seine heidnischen Brüder. Ein dumpfes Wehgefühl liegt schweren, dunklen Schatten vergleichbar auf seiner Seele; er fühlt es nur zu deutlich und nur zu tief, daß ein unabwendbares, schreckliches Verhängnis der Kinder Manitous harrt, daß ein entsetzlicher Frevel an seinem Volke begangen worden ist. Er weiß es nicht klar, aber er fühlt es instinktmäßig, daß ihm die Bildung und Gesittung der Weißen den Untergang bringt; er empfindet es, wie sie zermalmend über die rote Rasse hinweg wälzt und möchte sich ihr gern hemmend entgegenstellen; zugleich ist es ihm aber auch völlig klar, daß er der unbarmherzigen Kultur der Weißen nicht entrinnen kann, obwohl es ihm unmöglich ist, darin zu leben."

„Was thut die Regierung, um die noch vorhandenen Reste der Stämme zu erhalten?"

„Vor zweihundert Jahren betrug die Zahl der Rothäute auf dem heutigen Gebiet der Union mehr als 2 Millionen Köpfe; heute ist kaum noch der vierte Teil vorhanden. Diese Thatsache sprach so deutlich, daß die Regierung, wollte sie nicht schwere Vorwürfe auf sich laden, versuchen mußte, dem furchtbar raschen Dahinschwinden der Rothäute Einhalt zu thun. Sie rief deswegen das sogenannte Indianer-Bureau ins Leben, eine Behörde, die Streitigkeiten zwischen den Rothäuten und Weißen verhindern und die Ureinwohner vor Übergriffen und Mißhandlungen der Ansiedler schützen sollte. Leider gelang das nicht, und so wurden denn die Stämme in abgegrenzte Bezirke gebracht, um sie vor Betrug und Vergewaltigung zu schützen, andererseits aber auch den Weißen ruhige Ausführung ihrer Arbeiten möglich zu machen. Die meisten Rothäute leben jetzt in solchen über die ganze Union verstreuten Reservationen; Superintendenten und Agenten regieren die weiten Bezirke im Namen des Indianer-Bureaus. Leider sind viele von meinen Herrn Kollegen Diebe, die den ihrem Schutz Anvertrauten das vorenthalten, was der Staat für diese

liefert. Agenten und Superintendenten machten sich mit den vielen Millionen die Tasche voll, die roten Leute aber verhungerten, oder erhoben sich im Verzweiflungskampfe gegen ihre Bedrücker. Dann geschahen arge Greuelthaten, und der Indianer ward mit Waffengewalt niedergeschlagen. Und doch ließe sich, wie ihr großer Landsmann Karl Schurz während seiner vierjährigen Thätigkeit als Minister gezeigt hat, bei gutem Willen gewiß etwas aus den Indianern machen; aber der Amerikaner hat keine Geduld zu solchem weitaussehenden Werke Die Irokesen haben Schulen mit Lehrern aus ihrem Stamm, eine Druckerei und Zeitungen. Die Cherokees, Creeks, Choctaws und Chickasaws, sowie die Seminolen treiben auf vielen Millionen Morgen Land Ackerbau und Viehzucht und zwar mit bestem Erfolge. Die Cherokees, Creeks und Choctaws besaßen schon zu Anfang der siebziger Jahre 170 000 Pferde, 300 000 Stück Rindvieh, 350 000 Schweine und 35 000 Schafe. Die Cherokees, die besten Ackerbauer unter allen indianischen Stämmen, hatten allein eine ungeheuere Fläche Land in Kultur. Die meisten Angehörigen dieser Nationen sind Christen. Die Schulen sind Gegenstand besonderer Sorge; die Cherokees allein haben 2 Seminare, eine Taubstummenanstalt und fünfundsiebzig öffentliche Schulen mit 2000 Schülern. Die Zahl der Mischlinge ist unter diesen Stämmen jetzt schon sehr groß; ohne Zweifel werden die Nationen bald gänzlich in den Weißen aufgehen."

So plauderte der Agent, ein Mann, der es mit seinen Schutzbefohlenen offenbar herzlich gut meint. Wir betrachten die Männer, Frauen und Kinder um uns her jetzt noch mit viel größerer Teilnahme. Welche schöne, stattliche Gestalten sind unter den Kriegern! Hochgewachsen und kräftig, schauen sie mit kühnen Blicken um sich; am Beratungsfeuer reden sie, wenn es sich um Stammesangelegenheiten handelt, mit erstaunlicher Gewandtheit und Sicherheit. Unter den jungen Frauen und Mädchen bemerken wir einzelne von ungemein großer Anmut. Mittelgroß, zart und schlank, geschmeidig wie Bergantilopen, vollkommen ebenmäßig gebaut, mit regelmäßigen Gesichtszügen, schönen Lippen und Zähnen, mit schwarzen, lustigen Augen und einem Antlitz voller Frohsinn, brauchen sie den Vergleich mit europäischen Schönheiten durchaus nicht zu scheuen.

Höchst malerisch ist die Tracht der roten Leute. Die Männer tragen im Sommer Lendenschurz und Moccasins (Schnürstiefel); im Winter kommt dazu die wärmende Decke aus Wolle oder einer Büffelhaut. Die jungen Mädchen sind in eine Art Jacke ohne Aermel und kurze Röckchen aus gegerbten Hirschfellen gekleidet; die Frauen tragen den Oberkörper entweder ganz entblößt oder mit einem losen Stück Zeug bedeckt. Putz und Flitterkram erfreuen sich allgemeiner Beliebtheit. Im Haar der Männer wehen Federn, an Arm- und Fußgelenken sind Messingringe aufgereiht, Ringe von beträchtlichem Umfang und aus dem gleichen Metall baumeln in den Ohren, oft noch beschwert mit Tierzähnen, Steinen, Muscheln und dergl. Die Häuptlinge sind durch reichen Federschmuck auf dem Kopfe und Rücken ausgezeichnet; die gemeinen Krieger dagegen dürfen sich solches Vorrecht

nicht anmaßen. Die Frauen und Mädchen verstehen es oft meisterhaft, sich zierlich zu kleiden und herauszuputzen; je vornehmer sie sind, desto reicher und schöner ist auch ihre Gewandung. Bemalung des Körpers gehört bei jedem Alter und Geschlecht zum Schmuck und wird in ausgiebigster Art angewendet.

Oft heiratet der junge Krieger aus Neigung, aber immer muß er einen Kaufpreis für die Erwählte zahlen, etwa Pferde oder Decken geben. Je unterwürfiger die Squaw (Frau) ihrem Herrn und Gebieter gegenüber ist, desto mehr wird sie als Muster eines guten Weibes gepriesen. Ihr größter Stolz und Ruhm besteht darin, den Mann gar nichts für sich selber thun zu lassen, jeden seiner Wünsche im voraus zu erraten und zu erfüllen, bevor er ausgesprochen ward. Sie bereitet ihm die Speisen, sie näht Kleider für ihn oder bessert sie aus, sie gerbt die Häute der erlegten Tiere, sie trocknet das Fleisch und bewahrt es für den Winter auf, sie sorgt für das Pferd und ist überhaupt unermüdlich in der Sorge für den Herrn Gemahl. So gedrückt die Lage der Frauen uns aber erscheinen mag, so streng es ihnen verboten ist, die Beratungshütte nur zu betreten, üben sie im stillen doch einen Einfluß auf die Stammesangelegenheiten aus. Und unglücklich fühlen sich die vielgeplagten Weiber durchaus nicht, im Gegenteil, wenn der Stamm nicht Not und Bedrängnis zu erdulden hat, sind sie so zufrieden und glücklich, wie es eine Frau überhaupt sein kann. Es gilt für unpassend, daß der Krieger seiner Gattin irgendwelche Zärtlichkeit zeigt; aber es kommt doch vor, daß sich tapfere Männer sehr liebevoll gegen ihre Frauen benehmen, selbst in Gegenwart anderer.

Die Kinder werden von ihren Eltern sehr geliebt und infolge davon nicht selten arg verhätschelt und verwöhnt. Im Zelt tummeln sie sich kletternd an dem ernsten Vater, ja sogar an seinen Gästen umher, und niemand wehrt ihnen. Die Knaben wachsen in völliger Ungebundenheit auf und haben sich, wenn sie unter die Zahl der Krieger aufgenommen werden wollen, überaus schmerzhaften Proben zu unterwerfen, bei deren Schilderung es dem Weißen schon seltsam zu Mute wird. Die Mädchen müssen von früh auf lernen, stumm zu gehorchen; schon die ganz zarten Dingelchen, die kaum gehen können, helfen der Mutter bei ihren häuslichen Verrichtungen.

Der Indianer ist ein scharfsinniger, gewandter Jäger, ein gefährlicher Krieger. Im Herbste sucht man besonders viel Wild zu erlegen, um Vorrat für den Winter zu haben. Die freie Zeit verwenden die Männer zu kriegerischen Übungen, in denen sie erstaunliche Gewandtheit erlangen. „Ihre Angriffe sind furchtbar, verwegen über die Maßen,“ erzählt uns der Agent. „Sie erwarten keine Gnade vom Feinde, aber sie gewähren selber auch keine. Eine stürmende Reiterkolonne der Rothäute gewährt einen prächtigen Anblick; wie mit den Pferden zusammengewachsen, brausen die Scharen daher, jeden der durch Zeichen gegebenen Befehle sicher und erstaunlich rasch ausführend. Reiten, Schießen, Wettrennen, Wettlaufen, Ringen und Schwimmen stählen ihre Leiber und machen sie fähig, allen

Beschwerden des Kriegslebens mit Erfolg zu trotzen. Die Berührung mit den Weißen ist ein Fluch für die armen Rothäute; die Stämme, die mit den Mexikanern zusammenkommen, sind bald leidenschaftliche Kartenspieler, die mit kaltem Wagemut Pferde, Zelte, Waffen, Decken, sogar Weiber und Kinder als Einsätze riskieren. Die Horden im Norden aber gehen am Branntwein zu Grunde. Die Regierung hat unter Androhung der schwersten Strafen verboten, den Eingeborenen irgendwelche berauschende Getränke zu verkaufen; aber was hilft's? Texas, Neumexiko, Colorado, Nebraska, Kansas, Wyoming, Utah und Dakotah wimmeln von umherziehenden Schnapsschenken, in denen weiße Schurken den roten Kriegern Gift verkaufen."

„Welche Vorstellungen haben die heidnischen Indianer von dem Fortleben der Seele nach dem Tode?" fragen wir.

„Der gerechte Krieger geht nach ihrem Glauben mit dem Tode in die „glücklichen Jagdgründe" oder die „seligen Jagdgefilde" hinüber. Aber zwei Dinge können den Krieger hindern, solches Glück zu erlangen: die Skalpierung seines Leichnams und das Gehängtwerden. Weil die Rothäute meinen, die Seele entfliehe mit dem Hauche des Mundes, nehmen sie als feststehend an, sie könne deswegen nicht aus dem Körper eines Erdrosselten entweichen. Daher hat das Gehängtwerden etwas unsagbar Schreckliches für den roten Mann; er wird lieber tausendfache andere, viel grauenvollere Qual ertragen, als sich aufknüpfen lassen. Die seligen Jagdgefilde stellt sich der Indianer ganz in seiner Weise vor. Es herrscht dort ewig Frühling und Sommer; Wild ohne Zahl wartet nur darauf, von ihm erlegt und verzehrt zu werden; an kostbaren Fellen zur Kleidung wird er Überfluß haben; alle seine Feinde wird er dort besiegen und ihnen die Skalpe nehmen. Auf Grund dieser Anschauung giebt man dem Toten Waffen, Kleidung, Lebensmittel, Farben zur Bemalung des Körpers mit ins Grab. Die Indianer der Prairien bahren ihre Toten am liebsten auf Bäume auf. Zuweilen wirft man Gestorbene auch einfach in eine Schlucht oder eine Vertiefung und bedeckt sie nachlässig mit Laub oder Gras, läßt sie vielleicht sogar völlig unbedeckt verfaulen."

Wir nehmen Abschied von den Söhnen der Wildnis, die nicht so fühllos, nicht so jeder edlen Regung unzugänglich sind, wie die Amerikaner oft behaupten. „Bleibe nicht lange! Kehre bald wieder!" sagen sie mit dem Ausdruck unverkennbarer Aufrichtigkeit zu dem Fremdling, der das Gastrecht in ihren Zelten genoß. Mit seltsam traurigem Gefühl gehen wir von ihnen; wissen wir doch, daß wir Menschen verlassen, die rettungslos dem Untergang verfallen sind, wenn nicht als einzelne, so doch als Nation.

Die Eisenbahn führt uns weiter nach Westen; über weite Hochflächen und durch gewaltige Bergmassen zieht der Schienenstrang. Ein Gefühl der Unsicherheit plagt uns auf der Fahrt: noch sind ja die Spuren der Entgleisung eines Güterzuges sichtbar, und die Berichte Mitreisender über fast täglich vorkommende Unfälle solcher Art auf diesen Strecken sind wahrlich nicht geeignet,

unsere Unruhe zu verscheuchen. In dunkler Nacht erklimmt der Zug die Höhen der Sierra Nevada, des kalifornischen Küstengebirges. Der Morgen kommt endlich herauf; sein mattes Licht zeigt uns, wie wir in stark gekrümmten Bogen auf steilen Hängen zu den Vorhügeln hinabsausen; aus einem Schneetunnel gelangen wir in den anderen, eine starke Krümmung des Geleises reiht sich an die nächste. Eben jagen wir wieder durch einen Schneetunnel; da halten die Wagen plötzlich mit einem starken Ruck. Der Zug ist entgleist und bereits eine große Strecke neben den Schienen gelaufen. Ein Wunder ist's, daß er nicht in die gähnende Tiefe zur Linken stürzte, alles hinabreißend ins Verderben. Ein Wagen ist seitwärts geschleudert, vier andere sind entgleist; die auf den Schienen gebliebene Lokomotive dampft bereits ab, um Hilfe zu holen. Bald kehrt sie mit einer anderen auf einem Nebengeleise zurück, chinesische Arbeiter und Winden mitbringend. Sechs Stunden harter Arbeit — dann geht es mit echt amerikanischem Leichtsinn in noch tollerem Jagen den Abhang hinab nach Sacramento. Dort verbringen wir eine grauenvolle Nacht im Gasthause, denn die Moskitos zerstechen uns, durch kein Netz zurückgehalten, entsetzlich. Das Klima ist hier auffallend heiß, sodaß sogar Palmen gedeihen. Deutsche Landsleute, meist Schwaben und Schweizer, wohnen in beträchtlicher Anzahl in Sacramento. Am auffallendsten sind uns unter den Bewohnern die vielen Chinesen. In einer Straße sehen wir die langbezopften Söhne des himmlischen Reiches in solcher Menge, daß wir uns in ihre ferne Heimat versetzt glauben könnten. Bald lernen wir die Stellung und Bedeutung dieser Mongolen im Süden und Westen der Union, wo sie in großer Anzahl vorkommen, kennen.

Durch den großen Krieg zwischen den Nord- und Südstaaten wurde die Sklaverei der Neger aufgehoben. Wie die Schwarzen die Freiheit benutzen, haben wir schon gesehen. Der Mangel an Arbeitskräften brachte die Plantagenbesitzer auf den Gedanken, **chinesische Arbeiter,** sogenannte Kulis, einzuführen. Und siehe da, „John Chinamann", wie der Amerikaner den Chinesen nennt, bewährte sich als Arbeiter vortrefflich. Die gelbhäutigen Einwanderer gehören im „Blumenreich der Mitte" natürlich den niedrigsten Klassen an, und so bringen sie denn außerordentlich wenig Lebensansprüche mit. Von daheim an eine Lebensweise gewöhnt, bei der der anspruchsvolle amerikanische Arbeiter überhaupt nicht bestehen kann und will, und ihre heimatlichen Gewohnheiten treulich beibehaltend, kommen viele von ihnen schnell zu Wohlstand. Man glaubt nicht, wie anstellig und geschickt der schlitzäugige Bursche ist, der in kürzester Zeit alles erlernt und obendrein seine Künste für so geringen Lohn übt, daß der weiße Mann von vornherein darauf verzichten muß, überhaupt mit ihm in Wettbewerb zu treten. John Chinamann kocht, er wäscht, er putzt, macht Kleider und Schuhe, arbeitet in den Druckereien — kurz, er ist ein Tausendsasa, den man zu allem gebrauchen kann, ein richtiges „Mädchen für alles." Die Wäscherei befindet sich hier im Westen wie in anderen Teilen der Union fast ganz in den Händen der Chinesen und

wird von den Männern betrieben, die in Gesellschaften zusammen leben und arbeiten. Die Frauen dagegen ergeben sich meist dem süßen Nichtsthun. In jeder Straße Sacramentos findet man die Aufschrift „Chinesische Waschanstalt“ mindestens einmal. Die Preise, die von den Herren Chinesen für ihre Wäscherarbeit verlangt werden, sind allerdings zuweilen recht unverschämt.

Im heißen China aufgewachsen, fühlt sich John in den heißen Süd- und Weststaaten der Union ungemein wohl, und hinsichtlich der Ausdauer bei der Arbeit nimmt er es in diesen Gegenden vollkommen mit dem Neger auf. Es ist lehrreich, den gelben Burschen beim Schaffen zuzusehen. Wir bewunderten ihre Anstelligkeit schon beim Flottmachen des Bahnzuges nach der Entgleisung. Wenn wir in ihre Straßen mit den abscheulichen Düften, mit den farbigen Schildern und Häuserzierraten, Fahnen, bunten Laternen, Lampions und Tempelabzeichen umherwandern, fällt uns der zähe, ausdauernde Fleiß, die erstaunliche Gelehrigkeit Johns, seine Gewandtheit in allen mechanischen Thätigkeiten ebenso sehr auf, wie seine beispiellose Genügsamkeit und Zufriedenheit mit den bescheidensten Löhnen. Durch das gleißende Gold nach der neuen Welt gelockt, weiß er sich dessen durch beispiellose Emsigkeit binnen kurzem so viel zu verschaffen, daß er mit seinem Reichtum ins „unvergleichliche“ China zurückkehren kann, denn in Amerika zu bleiben, fällt ihm nicht ein. Im Jahre 1880 allein sollen die rückflutenden Mongolen mehr als 1 Million Dollars in ihre Heimat geschleppt haben. Allerdings leisten die Chinesen, wirklichen menschlichen Arbeits- und Lasttieren vergleichbar, dafür auch große, anerkennenswerte Dienste. Bei allem, was in Californien geschah und geschieht, haben die gelben Männer mitgewirkt. Wie Arbeitsbienen wimmeln sie überall; sie erfüllen die Fabriken als anstellige und fleißige Arbeiter; sie helfen riesige Erdwerke und öffentliche Bauten herstellen; sie schufen die ungeheuren Bahnen, die das ganze Festland durchschneiden, als willige, ausdauernde und geschickte Werkzeuge der weißen Ingenieure; sie benutzt der Weinhändler beim Lesen und Keltern, der Landwirt beim Einbringen der Getreide- und Obsternte; als Schneider, Barbiere, Schuster, Metzger, Matrosen, Cigarrenfabrikanten u. s. f. kommen sie dem Amerikaner in ihren Leistungen gleich, arbeiten aber bedeutend billiger. In den Banken Californiens sind zahlreiche Chinesen als redliche und zuverlässige Buchhalter und Kassierer thätig und machen sich durch die Sicherheit, womit sie rechnen und falsches Geld durch bloßes Anfühlen erkennen, fast unentbehrlich. In den Häusern der Amerikaner finden wir die gelben Leute als Diener und Köche. Überall, wo die Zopfträger in Massen oder Trupps zur Verwendung kommen, erweisen sie sich erst recht wertvoll, was sich namentlich bei großen Bauunternehmungen und auf den ungeheuren Plantagen des Südens zeigt. Hier ernährt man die gelben Arbeiter mit Alligatorfleisch und Reis, und sie leisten bei solcher für die Unternehmer überaus billiger Kost Erstaunliches. Der Chinese ißt überhaupt alles, was genießbar ist, Hunde,

Ratten, sogar gefallene Tiere; deshalb eben wird er überaus schnell wohlhabend, zumal er sich auch kein Gewissen daraus macht, gelegentlich zu stibitzen. In der Bedürfnislosigkeit übertrifft er den weißen Arbeiter und wird ihn immer übertreffen, ebenso im Fleiß und — was sehr wesentlich ist — in der Lenksamkeit. Aber neben diesen Lichtseiten finden sich im Leben der kalifornischen Chinesen auch sehr bedenkliche Schattenseiten. In San Francisco, dem wir nun zueilen, lernen wir die Chinesengefahr, von der im Westen so viel geredet wird, genau kennen und in ihrem ganzen Umfange begreifen.

Wer sich eine Vorstellung von amerikanischer Willenskraft und Leistungsfähigkeit machen will, der muß San Francisco besuchen. Noch im Jahre 1848 war die Gegend fast öde und menschenleer; elende Bretterbuden bildeten damals den aus einer Missionsstation entstandenen Ort. Heute zählt die Stadt $^1/_3$ Million Einwohner und gehört zu den bedeutendsten Handelsplätzen der ganzen Union. Einst im Besitze der kurzsichtigen und trägen Mexikaner, gelangte Californien erst seit seinem Anschlusse, seiner Vereinigung mit der großen nordamerikanischen Republik zur vollen Entwickelung seiner überaus reichen natürlichen Hilfsquellen. Fruchtbarer Boden und ausgedehnte Weidegründe lockten den Ackerbauer und Landwirt, sichere Häfen und die treffliche Handelslage den Kaufmann, in großer Anzahl strömten die Einwanderer zu. Da fanden Leute des Schweizers Kapitän Sutter bei Anlage einer Sägemühle, als man einen Abzugskanal grub, reine gediegene Goldkörner in Menge und entdeckten bei genauerer Untersuchung, daß der ganze Boden goldhaltig sei. Beim bloßen Aufwühlen des Sandes wurden Goldkörner im Wert von 150 Dollars binnen wenigen Tagen gesammelt. Die Leute Sutters gelobten Stillschweigen, vermochten aber ihr Versprechen infolge der großen Aufregung nicht zu halten. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Wundermär, und erstaunlich, unbeschreiblich war ihre Wirkung. In unendlichen Scharen strömten die Goldgräber herbei, um sich in die Thäler zu stürzen und die Erde nach dem gleißenden Metall zu durchwühlen. Abenteurer aus allen Ländern der Erde, Menschen von allen Farben und Berufsarten, Gesindel der gefährlichsten Art erfüllte den Staat. Ein wahnsinniger Taumel, ein förmliches Goldfieber hatte alles erfaßt, riß auch den Kühlen und Besonnenen allgewaltig mit hinweg. Die Schiffe im Hafen, etwa 350 an Zahl, lagen ohne Mannschaft, ohne Bewachung da; ein einziges Kriegsschiff hütete die Masse der Güter. Die Matrosen wie die Offiziere — alles war ans Land gegangen, um sich dem Strome der Goldgräber anzuschließen. Neben dem Kaufmann und Advokaten, dem Gerichtsbeamten und Schiffskapitän, dem Arzt und Geistlichen grub und wusch der Handwerker, der Matrose, der Taglöhner, der Landwirt; zwischen Indianern, Weißen, Negern, Mongolen trieben sich zahllose Mischlinge umher, alle von dem gleichen Gefühl erfüllt: dem gierigen Hunger nach Gold. Das Dorf San Francisco war nach kurzer Zeit von fast allen männlichen Bewohnern verlassen; nur 3 Kaufleute und

etliche Soldaten waren zurückgeblieben. In dem Gewimmel der Mexikaner, der amerikanischen Ansiedler aus Oregon, der Kanaken von den Sandwichinseln, von Peruanern, Chilenen, Europäern aller Nationen, Australiern und Chinesen, Creolen und Indianern, Mestizen, Mulatten und Negern trieben sich die schrecklichsten Mörder und Räuber umher, Menschen, die schon unglaubliche Dinge vollbracht und erlebt hatten und vor nichts zurückschreckten. Wie in einem Hexenkessel brodelte es in Californien. Schweigend, in ewiger Hast, ohne das geringste Gefühl für den Nebenmenschen ging jeder seinem Geschäfte nach. Ein wunderliches, abenteuerreiches, gefährliches Dasein, dieses Goldgräberleben! In den Spielhöllen drängte sich der Abschaum der Menschheit um die Roulettetische; draußen belagerte eine ungeheure wartende Menge die Thüren. Wer schon eingedrungen war, balgte sich mit anderen um den Platz; nicht selten kam es dabei zu Faustschlägen, Stößen, Schüssen und Dolchstichen. Meist verloren die Spieler in einer einzigen Nacht, was sie durch monatelange Arbeit und unter schweren Entbehrungen gewonnen hatten. Berauscht von hitzigen Getränken, stießen diese wüsten Menschen von Zeit zu Zeit während ihres abscheulichen Getriebes wilde Flüche und Verwünschungen gegen einander aus — das waren die einzigen Worte, die über ihre Lippen kamen. Und draußen in den Goldwäschereien selbst waren Raub und Mord etwas ganz Gewöhnliches. Kein Mensch traute dem anderen; wer Glück bei seiner Arbeit gehabt hatte, der mußte gewärtig sein, von seinen Zeltkameraden beraubt oder ermordet zu werden. Derart war die Unsicherheit in allen Lebensverhältnissen gestiegen, daß Richter Lynch sein Machtwort sprechen mußte. Und er sprach's; in verhältnismäßig kurzer Zeit stellte er leidlich Ordnung her. Aber viele zweideutige Persönlichkeiten mußten mit Kugel und Strick beseitigt werden, um dieses Ziel zu erreichen.

Zwei Halbinseln umschließen den gewaltigen, einem Binnensee vergleichbaren Hafen von San Francisco. Von Norden und Süden her auf einander zustrebend, lassen sie einen schmalen Durchgang offen, das vielgepriesene „goldene Thor“. Bei der Einfahrt durch diese Meerenge hat man zur Linken steil abfallende Wände, zur Rechten drohen die Kanonen eines mächtigen, das Thor beherrschenden Forts. Scharfgeschnittene, braungelbe Höhenzüge umlagern starr die herrliche Bai. Aus weiter Ferne grüßen die langgestreckten Ketten der Sierra Nevada. Fahrzeuge aller Art durcheilen die Bucht nach allen Richtungen hin in lustigem Gewimmel; neben den seltsamen Gondeln der Chinesen bewegen sich die kleinen Boote der Fischer; Fährboote vermitteln den Verkehr mit den kleineren Ortschaften an der Bai; stolze Dreimaster, eisengepanzerte Kriegsschiffe durchschneiden die Salzflut; buntbewimpelt prangt die Handelsflotte mit ihren ragenden Masten. Auf steilen Sandhügeln erhebt sich die Stadt an der Südseite der Meerenge; sie füllt auch die Senkungen und klimmt mit ihren in Größe und Bauart ungemein verschiedenen Häusern wieder zu einer Hügelkette empor. Neben kleinen, auf Rädern stehenden Bretter-

buden gewahren wir herrliche Paläste mit schönen Gärten, Veranden, Terrassen und Balkonen. Hindernisse aller Art schienen regelmäßige Anlage der Stadt unmöglich zu machen; doch die zähen Amerikaner ließen sich dadurch nicht beirren; sie legten ihre Hauptstraße, die Marketstreet, schnurgerade vom Ufer des Meeres nach dem Innern der Halbinsel und ließen alle anderen Straßen ein rechtwinkliges Netzwerk bilden. Von einem der höchstgelegenen Häuser bietet sich bei dieser eigentümlichen Anlage ein überaus fesselnder Anblick. In den langen Straßen wimmelt es von Menschen in den verschiedensten Trachten; stolze, mit reichem Zierrat versehene Häuser und Kirchen, deren Dächer tief unter uns liegen, klettern den steilen Berg hinan. Die Häuser sind fast ausschließlich aus Holz erbaut, was namentlich der nicht seltenen Erdbeben halber geschieht. Aber die Holzgebäude boten wiederholt einer anderen Naturgewalt nur allzu reiche Nahrung: dem Feuer. Zweimal wurde die Stadt durch die gefräßigen Flammen in einen einzigen riesigen Scheiterhaufen verwandelt; doch mit neuer Kraft, in neuer Schönheit erstand sie jedesmal wieder aus der Asche. Die überaus festen Stämme der Rottanne in der Sierra Nevada lieferten immer wieder treffliches Baumaterial. Die hellen Häuser leuchten aus ihren Gärten freundlich hervor; allerlei äußerer Schmuck, wie Erker, Ecktürmchen, Säulenvorbauten fesseln den Beschauer; überaus großartig sind viele öffentliche Gebäude, sowie die Paläste der Millionäre und das selbst im wunderreichen Amerika nicht übertroffene riesenhafte „Palast-Hotel“, ein ungeheurer Bau mit vier Fronten von je 120 m Länge. Es besteht aus 6 Stockwerken und einem Entresol nebst einem 10 m hohen Erdgeschosse. In den zweistöckigen Kellerräumen befinden sich die Küche, die Bäckerei, die Dampfwaschanstalt, die Magazine u. s. f. Der mit Glasdach überwölbte Haupthof hat 1000 qm Flächeninhalt und ist als Garten eingerichtet. Der größte Saal ist 50 m lang und 18 m breit; 755 Zimmer sind zur Aufnahme der Gäste bereit. 5 hydraulische Aufzüge sind dem Verkehr bestimmt. Ein elektrischer selbstthätiger Apparat meldet jeden entstehenden Brand sofort im Hauptbureau, und mittelst dreier Dampffeuerspritzen ist es möglich, die Gefahr rasch zu ersticken. 2000 Röhren führen den einzelnen Räumen frische Luft zu. In jedem Stockwerk ist eine Briefabgabe angebracht.

Überraschend ist das Gewimmel der verschiedensten Nationen in den Straßen, das Gemisch der Sprachen. Aber nirgends ist es so bemerkbar, welche Gefahr in der chinesischen Einwanderung liegt, wie gerade in San Francisco. Wir wandern durch das Viertel, in dem die schlitzäugigen Zopfträger wohnen. Ein Geheimpolizist begleitet uns als Führer, denn wir wollen nicht nur die Theehäuser, die Kuriositätenläden, die Tempel und Theater der gelben Eindringlinge, sondern ihr geheimstes Leben und Treiben kennen lernen. Unser Begleiter erzählt uns schon auf dem Wege nach „Chinatown“, daß der regelmäßige, schöne Stadtteil einst von weißen Leuten bewohnt wurde, daß diese aber nach und nach auf höchst eigentümliche Art vollkommen aus dem chinesischen Gebiet verdrängt wurden.

Überall zögen sich die Amerikaner aus der Nachbarschaft der gelben Leute zurück, immer mehr leere Häuser zwischen sich und den Eindringlingen lassend. In solche Wohnungen zögen aber wieder Chinesen, und so wichen die Kaukasier täglich mehr. Die Schilderungen des Mannes erweisen sich als nur zu wahr; das Chinesenviertel ist entsetzlich übervölkert; auf kleinstem Raume drängen sich die Menschen; schauderhafter Schmutz, verpestete Luft, ekelhafte Krankheiten herrschen überall in diesen Heimstätten der Laster. Die chinesischen Arbeiter führen in ihren Höhlen ein Dasein, in dem auch sehr niedrig stehende Weiße zu Grunde gehen würden, denn die hier gewöhnliche Häufung von Schmutz und Gestank übersteigt alle Begriffe. Die schönen Zimmer der Häuser sind in widerliche Schlupflöcher verwandelt; hölzerne Verschläge trennen sie in drei-, ja vierfach übereinander liegende Schlafstellen, zwischen denen sich ein überaus enger Gang hindurchwindet. Solche schauerliche Gelasse erfüllen das ganze Gebäude bis unters Dach, ja sogar die 2—3 m in die Erde eingewühlten Stockwerke. In diese schrecklichen Kojen schlüpft der müde Arbeiter abends, sodaß ein einziges Haus einem Ameisenhaufen gleicht. Überall belästigt der eigentümliche, widerlich-süßliche Geruch des Opiums unsere Nase in diesen Spelunken, überall starrt alles von entsetzlichem Schmutz. Er überzieht die Wände massenhaft; er bedeckt als ekelhafter Schleim die Bretterwände der Verschläge, er bewirkt, daß der Fuß ausgleitet, während der Kopf beständig in Gefahr ist, an der niedrigen Decke anzustoßen. Lächerlich gering ist die Miete für solchen Unterschlupf, unbekannt selbst den Behörden der Stadt die Menge des gelben Menschengewürms, das in diesen Höhlen wimmelt. Ganz „Chinatown" ist in einem solchen Zustand, daß erst nach vollständigem Umbau wieder weiße Leute darin leben könnten. Das gesamte Leben des Chinesen wickelt sich, auch während der Arbeit, in entsetzlich schmutzigen Höhlen, Gassen und Durchgängen ab; seine Nahrungsmittelbuden, seine Spiel- und Opiumhöllen starren von dem gleichen Unrat. Aus dem Abschaum der Seehäfen in seiner Heimat stammend, bringt er die scheußlichsten Laster mit und verbreitet sie weiter. Noch bedenklicher fast ist der Umstand, daß die Mongolen unter einer von ihnen selbst gewählten heimlichen Behörde stehen, einem Vehmgericht, das sogar Todesurteile fällt und vollziehen läßt und dessen Befehle blindlings befolgt werden. Verbrechen unter den Zopfträgern sind an der Tagesordnung; ein Mord im Chinesenviertel erregt kaum irgendwelche Aufmerksamkeit. Alte, kranke und arbeitsunfähige Leute werden von Eindringlingen auf die Straße geworfen, wo man sie verhungern läßt. So ist das Chinesenviertel in jeder Hinsicht eine schwere Gefahr für die herrliche Stadt geworden, und man darf sich nicht wundern, daß die erbitterte weiße Bevölkerung nach vielen Krawallen und Prügeleien dem Kongreß von Washington 1882 ein Gesetz abzwang, wodurch die chinesische Einwanderung auf 10 Jahre verboten ward. Im Interesse der Gesittung ist aber zu wünschen, daß die widerliche Kloake ganz beseitigt wird.

Gar manches im ungeheuern Gebiete der Vereinigten Staaten erregt

die Aufmerksamkeit des Fremdlings bei seinen Streifzügen noch. So erstaunt sich der Einwanderer immer wieder über die unbegreifliche Trockenheit der Luft, die das ungemein rasche Trocknen des gemähten Grases, der Wäsche u. s. f. bewirkt und eine eigentümliche Entfeuchtung der Haare hervorruft, aber auch zwingt, jeden Tag frisches Brot zu backen. Andererseits sind Nahrungsmittel viel weniger der Gefahr des Verderbens ausgesetzt als bei uns; neugebaute Häuser können sofort bezogen werden. So beruhen noch zahlreiche andere Erscheinungen auf dieser Eigentümlichkeit, wohl auch die auffallende Hagerkeit der Amerikaner, die gewissermaßen ausgetrocknet zu sein scheinen.

Mehr noch als durch die natürliche Beschaffenheit der so verschiedenen Staatengebiete wird unsere Aufmerksamkeit durch mancherlei Erscheinungen im Volksleben gefesselt. So spielen die Frauen, außer im häuslichen Kreise und im Gesellschaftsleben, schon eine einflußreiche Rolle im Erwerbs- und Berufsleben. Hunderttausende von Frauen sind z. B. als Lehrerinnen thätig, in einzelnen Staaten machen sie sogar fast das gesamte Lehrpersonal aus, so in Massachusetts. Zahlreich vertreten sind sie auch in den Schulvorständen; sie sind als Ärztinnen, ja, sogar als Richterinnen thätig; sie treten als Rednerinnen auf und machen den Schriftstellern gefährliche Konkurrenz, ja, sie arbeiten mit großer Rührigkeit für die vollständige politische Gleichberechtigung mit den Männern, haben sie aber bisher nur in Wyoming dauernd errungen.

Die so viel gerühmte, vollständig unbeschränkte Freiheit des einzelnen Bürgers suchen wir vergebens; niemand darf ungestraft wagen, sich der öffentlichen Meinung, die namentlich in der Presse und in Versammlungen zum Ausdrucke kommt, zu widersetzen. Die Zeitungen aber reden fast ohne Ausnahme einen ziemlich rohen Ton, der nicht selten in vollkommene Gemeinheit ausartet. Sie sind meist käuflich und treten ohne Ausnahme in den Dienst einer bestimmten Partei, mit der sie dann durch Dick und Dünn gehen. Den politischen Gegner greifen sie in der niederträchtigsten Weise an, streuen schändliche Lügen, Verleumdungen und Übertreibungen mit boshafter Berechnung aus. In Wahlzeiten tritt diese Thatsache besonders grell zu Tage, sodaß ein Präsidentschaftskandidat mit Recht sagen durfte, wenn ein Mensch erfahren wolle, was für ein miserabler, verkommener Tropf er sei, so brauche er sich nur um den höchsten von der Nation zu vergebenden Posten zu bewerben; die feindliche Presse sage es ihm dann gründlich. Nicht minder verächtlich ist die Ämterjägerei, die darauf hinausgeht, den Anhängern der eben herrschenden Partei alle öffentlichen Ämter zuzuschieben, damit sie den Staat während der Dauer ihrer Gewalt gründlich ausrauben können. Doch hat sich in den letzten Zeiten eine sehr starke Gegenströmung wider dieses Gebaren gebildet. Wehe auch dem Fremden, der es wagen wollte, die Mängel des amerikanischen Wesens offen nach Gebühr zu kennzeichnen! Der Eigendünkel der Eingeborenen würde ihm übel mitspielen. Lächerlich ist ferner die Titelsucht; Leute, die sich Oberst und General

nennen, aber keine Ahnung von militärischem Leben haben, finden sich in Unmenge.

Ohne Zweifel hat die Union mit ihrem Naturreichtum, der Energie, dem Fleiß und der Unternehmungslust ihrer Bewohner eine große Zukunft. Aber ob sie dereinst wirklich der Mittel- und Angelpunkt des Völkerlebens werden wird, das ist noch sehr zu bezweifeln, denn schon haften den Amerikanern alle Mängel einer zu hoch gesteigerten Kultur an; sie sind das nervöseste Volk der Erde, namentlich die Frauen aus den höheren Ständen leiden fast sämtlich in bedenklichem Grade an dem Übel unserer Zeit: der nervösen Entartung.

IV.

In Mexiko.

Als die Spanier unter der Führung des kühnen, abenteuerlustigen Ferdinand Cortez in das weite Hochland von Anahuac eindrangen, fanden sie dort ein hochentwickeltes Volk vor, die Azteken. Die spanischen Eroberer konnten sich während des Marsches nach der Hauptstadt Mexiko nicht genug über die mancherlei Zeichen einer blühenden Kultur wundern. Auf gepflasterten Straßen bewegte sich der Abenteurerzug; auf Steinbrücken überschritt er die hemmenden Flüsse und Schluchten; kunstvoll angelegte Kanäle bewässerten das Land, das mit seinen üppigen, blühenden Gärten, seinen wohlangebauten Feldern einem Eden glich. Die Paläste der Vornehmen, worin die Fremdlinge Bewirtung und Nachtruhe fanden, übertrafen alles in der Heimat gesehene Bauwerk an Großartigkeit. Die weißen Tempel, die stolzen Türme, die wundervollen Goldschmiedearbeiten aus kostbaren Steinen und edlen Metallen erregten immer neue Bewunderung in den Herzen der Weißen. Aber auch das Leben und die Staatseinrichtung der Bewohner war Gegenstand des Staunens. Zwar sind die herrlichen Göttertempel, die stolzen Paläste der Könige und Vornehmen, die riesigen, 60 000 Menschen fassenden Markthäuser ebenso wie die großartigen Wasserleitungen und Springbrunnen verschwunden; aber die spanischen Geschichtsschreiber jener Zeit wissen nicht, wie sie genug davon rühmen sollen. Und noch reden mächtige Überreste von der Herrlichkeit des alten Reiches, so die sich über einen Raum von 6—8 Meilen ausdehnenden Ruinen von Palenque, die Pyramiden, auf deren Höhe die Heiligtümer ragten und die an Größe die Pyramiden Ägyptens weit übertrafen. Manche dieser Reste machen einen überwältigenden Eindruck auf den Beschauer; reicher

Schmuck durch Bildwerk verrät, daß es den Erbauern auch nicht an Kunstsinn mangelte.

Alle Würden und Ämter wurden im Aztekenreiche durch Wahl erlangt; selbst der Herrscher wurde durch vier Wahlherren aus der Königsfamilie erkoren, allerdings auf Lebenszeit. Die gesetzgebende Gewalt übte der König mit dem ihm zur Seite stehenden geheimen Staatsrate aus; die vollkommen unabhängigen Gerichtshöfe aber wehrten aller Willkür. Mit 20 Jahren mußte jeder junge Mann heiraten; nur bestimmte Priester blieben ehelos. Die Kindererziehung stand unter Leitung der Geistlichkeit; die höheren Lehranstalten lehrten unter Zuhilfenahme hieroglyphischer Aufzeichnungen Theologie, Astronomie und Geschichte. Streng wurden die Strafgesetze gehandhabt; den Mörder traf Tod oder lebenslängliche Sklaverei, dem Verleumder schnitt man die Lippen ab; mit dem Tode ward auch bestraft, wer Kostbarkeiten aus den Heiligtümern entwendete. Die Rechenkunst des merkwürdigen Volkes, das Kalenderwesen und die Zeitrechnung erheischten bedeutende Kenntnisse.

Die Azteken waren eine regsame, fleißige Nation; sorgsam bebauten sie ihre Felder, durch regelrechten Bergbau gewannen sie Silber, Blei und Zinn; Gold erbeuteten sie aus dem Sande der Flüsse durch Auswaschen. Das Eisen war ihnen unbekannt; es wurde im Gebrauche durch Bronze und harte Steinarten ersetzt. Groß muß die Kunstfertigkeit in vielen Dingen gewesen sein, wie emaillirte Vasen mit glänzenden Farben, stickereiähnliche Gewebe, Schmuckwerk aus Federn, Statuetten aus Gold und Silber beweisen. Handel trieb man teils durch Tausch, teils durch Anwendung gewisser Ausgleichungsmittel (kupferner Äxte und ankerförmiger Messingstücke.)

Die religiösen Vorstellungen des hochbegabten Volkes enthielten vieles, was uns überraschen muß. So erzählte die Priesterschaft von einer Urmutter aller Menschen, durch deren Sünde die Menschheit aus dem Zustande des Glückes und der Unschuld herausgestoßen wurde; die Überlieferung wußte von einem riesigen Gebäude zu berichten, das von dem Hochmut der Menschen erbaut, vom Zorn der Götter aber zerstört wurde. Das neugeborene Kind ward einem mehrmaligen Reinigungs- und Sühnungsbade unterworfen, dann mit Wasser benetzt, um die bösen Geister zu vertreiben; überdies empfahl man es der Obhut eines Schutzgeistes. An die in den Tempeln versammelten Gläubigen verteilte man aus Mehl gebackene Götzenbilder. Wer Vergebung seiner Sünden erlangen wollte, mußte sie beichten. Verehrt wurden viele Götter, unter ihnen ein höchster Schöpfer aller Dinge, der für unsichtbar, unkörperlich galt und von Liebe und Erbarmen zu den Menschen erfüllt sein sollte. Wie ihn, so verehrte man die Göttermutter Tonantzin und die Gottheiten der Ernte, des Feuers, des Reichtums durch Fasten, Bußübungen, Prozessionen, Tänze, Gesänge, Räucherungen und Opfer; unter letzteren galten als besonders wertvoll Herzen, namentlich diejenigen von Menschen. Und in den Menschenopfern lag die größte Schwäche der mexikanischen Religion. Schon im Vorbau des Haupttempels Teocalli in der Hauptstadt verriet sich der scheußliche Brauch, denn

jener Raum war mit den Köpfen der geopferten Menschen geziert. Diese Unglücklichen waren teils Kriegsgefangene, teils Angehörige der unterjochten Stämme, die solchen lebendigen Tribut zu den großen Opferfesten liefern mußten. Auf dem grünen Opferstein, der das fünfte und höchste Stockwerk des Tempels krönte, ward das jammervolle Opfer noch lebend ausgestreckt; der Oberpriester schnitt ihm mit einem Steinmesser die Brust auf, riß das Herz heraus, legte es in einen goldenen Löffel und steckte es dem Kriegsgotte Huizilopochtli dampfend in den Mund. Bei der Eroberung durch die Spanier wurden 136000 Schädel geopferter Menschen in diesem einzigen Tempel vorgefunden, und zuverlässige Berichte schätzen die Zahl der Unglücklichen, die alljährlich auf den Altären bluten mußten, auf 50—80000.

Diesen Greueln machten die Spanier 1519 ein Ende, sonst aber hat die Herrschaft des goldhungrigen Volkes dem reichen und schönen Lande keinen Segen gebracht, und obwohl sich das Vice-Königreich Neu-Spanien, wie Mexiko amtlich hieß, 1836 vom Mutterlande losriß, leidet es doch heute noch unter dem Fluche, in den Händen der spanischen Rasse zu sein. Die Republik hat die Zustände wenig festigen können; Aufstände ohne Zahl brachten immer wieder heillose Verwirrung. Durch einen unglücklichen Krieg mit den Vereinigten Staaten gingen die wertvollen Nordprovinzen Texas und Californien an die Union verloren. Das von Napoleon III. gegründete mexikanische Kaiserreich aber ging schnell wieder unter, indem der edle Kaiser Maximilian, ein österreichischer Erzherzog, gefangen genommen und in Queretaro erschossen ward.

Nach längerer Seefahrt landen wir an der ebenen, fast alles Pflanzenwuchses baren Ostküste. Kleine, sich oft verändernde Hügelungen aus feinem Seesande bedecken den ungastlichen Strand, an dem von der See ausgeworfene Massen größerer und kleinerer Seetiere in der Sonnenglut rasch in Fäulnis übergehen und die Luft durch entsetzliche Miasmen vergiften. Ungefähr eine Meile weit reicht die völlig kahle Öde, dann folgt ein etwa doppelt so breiter Strich, in dem wenigstens kümmerliches Pflanzenleben vorkommt. Nun gelangen wir in die Gegend der Savannen, die mit büschelweise zusammenstehenden Gräsern und Halbgräsern bewachsen sind. Ununterbrochen steigen die Wege von hier ab bergan, bis wir zur ersten Stufe der Cordilleren gelangen. Das sich jetzt bietende Bild zeigt wenig Veränderung; weder im Pflanzenwuchs, noch in der Bodenbeschaffenheit weicht es wesentlich von dem bisher Gesehenen ab; nirgends findet sich eine Spur der tropischen Fülle, die wir in Mexiko erwartet hatten. Nach längerer Zeit gelangen wir zu den Barrancas, jenen wilden, tiefeingerissenen Schluchten, die das Land zahlreich von Westen nach Osten durchziehen. Je höher wir kommen, desto enger werden sie, desto tiefer senkt sich die Schlucht zwischen den fast senkrecht abfallenden Wänden hinab; ein unbedeutendes Flüßchen durcheilt den Grund. Die nahen Vulkane sagen uns, daß wir es hier mit gewaltigen, durch vulkanische Ausbrüche entstandenen Rissen zu thun haben. Diese Barrancas sind ein Paradies für den Naturforscher; ihre Tiefen enthalten eine Fülle überaus üppigen Pflan-

zenlebens, das, vom Schatten und der feuchten Wärme begünstigt, selbst in Zeiten entsetzlicher Dürre noch in überraschender Üppigkeit prangt. Dichte, hohe Wälder ragen in den Tiefen; aus allen Ritzen und Spalten treiben Sträucher und Schlingpflanzen hervor; Cactus und Agave, im Kalkgebirge Fächerpalmen und Fleischgewächse, recken sich auf den Vorsprüngen empor. In der Regenzeit tritt eine Veränderung ein, die von neuem überrascht: das nackte Gestein überzieht sich mit Moosen und Flechten, die schwarz, silberfarben, dunkelgrün, gelb, hochrot nebeneinander wuchernd, ein wunderbares Farbenspiel zeigen.

Aus dieser untersten, heißen Gegend, der Tierra caliente, gelangen wir in die gemäßigte, in die Tierra templada. Hier ist es wunderbar schön; die Hitze quält nicht mehr so, wie in den heißen Küstenstrichen, wo überdies das gelbe Fieber oder das schwarze Erbrechen den Fremdling jählings hinraffen kann; empfindliche Kälte ist diesen glücklichen Gegenden gleichfalls unbekannt. Und großartig, unbeschreiblich herrlich ist die Natur hier; seltsame Gegensätze finden sich in diesen Landschaften vereint. Mächtige Eichenwälder erinnern an die nordische Heimat; aber Cactusarten, Euphorbien, Dracänen und zahllose kleinere Pflanzen heißer Klimate wuchern daneben. Mächtige Berge, einst vulkanische Flammen ausspeiend, jetzt mit glänzenden Schneemänteln geschmückt, ragen vor den staunenden Blicken in die reinen Lüfte. Ungeheure Lavafelder reden stumm und doch eindringlich von den Schrecknissen, die jene Bergriesen einst verbreiteten. In den Tiefen der Schluchten wuchern große, von Schlingpflanzen überzogene Loorbeer-, Feigen- und Wollbäume; die Luft ist vom Dufte zahlloser Blüten gesättigt. Aus dem Tiefland ist der gelbe Mais bis hier herauf gestiegen; daneben prangen Felder mit Weizen und anderem europäischen Getreide, aber auch Anpflanzungen der Agave, aus deren Saft sich der Mexikaner sein Lieblingsgetränk bereitet, finden sich in großer Anzahl. Immer stattlicher und kräftiger werden die Eichen, in etwa 2300 m Höhe beginnen dunkle Tannen- und Fichtenwälder — wir sind in die kalte Region, die Tierra fria, gelangt. Unterwegs in der Tierra templada kann es uns wohl begegnen, daß Nordwind eintritt, die ganze Gegend in Nebel hüllt und alles von Nässe triefen läßt, wodurch die Wege fast ungangbar gemacht werden. Aber das gesunde Klima, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Schönheit der Gegend entschädigen für solche kleine Unannehmlichkeiten. Was ein Land den Sterblichen überhaupt zu bieten vermag, das findet er in der gemäßigten Region vereinigt: den stolzen Baumwuchs des Nordens, das üppige, fremdartige Strauchwerk des Südens, die tropischen Kräuter mit ihren riesigen Blättern und, bei einzelnen Arten, erstaunlich großen Früchten; neben Zuckerrohr, Kaffeebaum, Banane, Reis und Mais gedeihen die europäischen Fruchtbäume, neben Trauben, Pfirsichen, Birnen, Orangen sind köstliche einheimische Früchte der Region eigentümlich, so die würzigen Ananas, Tunas, Granaditas u. s. f.

Auch in der Tierra fria ist das Klima anfänglich mild. Die immergrünen Eichen klettern noch bis hierher; zahlreiche Fichtenarten bilden mit

ihren stolzen Stämmen, ihren prachtvollen Kronen weite, unbeschreiblich herrliche Wälder. Erst in etwa 3000 m Höhe verdrängen sie das Laubholz ganz. In den tieferen Strichen aber finden sich noch viele strauchähnliche Heidearten, Fuchsien und Lippenblüter, selbst die rein tropischen Pflanzen verschwinden erst in 2 300 m Meereshöhe. Belebend wie reines, klares Bergwasser wirkt die gesunde, fast immer wunderbar durchsichtige Luft dieser Höhen.

So durchwandern wir ansteigend alle Klimate mit ihren ganz verschiedenen Naturerzeugnissen. Durch erstickend heiße Tropenluft gelangen wir allgemach in erquickende Frühlingsatmosphäre; auch die Tierwelt zeigt uns eine merkwürdige Vereinigung von Gegensätzen auf verhältnismäßig kleinem Raume, denn in den Wäldern der Tierra caliente treiben lärmende Papageien, Wolken herrlicher Schmetterlinge ihr munteres Wesen, während höher hinauf das Tierleben schon an unser europäisches erinnert.

Die Tierra templada ist auch die Gegend, worin sich die wichtigsten und bedeutendsten Städte, die größten Dörfer und die reichsten Landgüter, hier Haciendas genannt, finden. Im mittleren Teile Mexikos gleicht ein solches Landhaus einer Festung. Es ist aus Stein erbaut, hat zinnenartige Terrassen, feste Thüren und ist überdies durch Eisenstangen vor den Fenstern gesichert. In den endlosen Bürgerkriegen haben solche Gehöfte nicht selten regelrechte Belagerungen ausgehalten. Eigentümlich ist das Verhältnis des Haciendero (Gutsbesitzers) zu seinen Arbeitern, die in der Umgebung des festen Hauses wohnen, die Felder besorgen, das Vieh hüten, allerlei Dienste anderer Art verrichten, in unruhigen Zeiten Schutz im Herrenhause finden und in der Kapelle beten. Ihren Lohn müssen diese Leute dem Haciendero zurückgeben, denn alle ihre Lebensbedürfnisse kaufen sie für außerordentlich hohen Preis von ihm. Dadurch aber werden sie seine Schuldner und geraten nicht selten in eine Art Sklaverei, aus der sie sich bis ans Ende ihrer Tage nicht herauszuarbeiten vermögen, weil zu den alten Verpflichtungen immer wieder neue kommen.

Wohl die interessantesten unter diesen armen Menschen sind die Vaqueros (Kuhhirten), die zu Roß mit dem nie fehlenden Lasso ihres Amtes walten. Ställe sind weder für das Rindvieh, noch für die Pferde vorhanden; während der Nacht pfercht man die Ziegen und Schafe in weiten Umzäunungen aus Pfählen ein, Pferde, Maultiere und Rinder aber bleiben vollständig sich selbst überlassen. Wenn der lange Sommer das Gras der Weideflächen verbrannt hat, zündet man es an, damit die jungen Halme desto lustiger hervorsprießen. Einmal im Jahre treibt man das gesamte Vieh in die Pfahlumzäunungen (Toriles); die Vaqueros zeigen dann ihre erstaunliche Geschicklichkeit im Reiten und im Gebrauch des Lasso. Sie fangen die jungen Füllen und Rinder ein, worauf diese Tiere mit dem Brandzeichen des Herrn versehen werden. Jene werden gebändigt, indem man sie zwei- bis dreimal reitet. Dann kehrt das Jungvieh auf die Weiden zurück, bis man es verkauft. Aber lange noch empfinden die feurigen Füllen Grauen vor den unbarmherzigen Reitern, die

ihnen den Leib mit den Sporen blutig rissen, oder ihnen das glühende Eisen ins Fleisch drückten. Die Vaqueros erlangen erstaunliche Gewandtheit und Sicherheit im Reiten; schon als Knabe jagt der Hirtensohn, am Sattel festgebunden, mit dem Vater über Stock und Stein. Niemals irrt er sich später in seinen Einöden hinsichtlich der einzuschlagenden Richtung; der Lauf der Gewässer, der Stand der Sonne, die Neigung der Grashalme, der Zug des Windes, das Moos an den Bäumen — alle diese und viele andere Dinge und Erscheinungen nützt er klug als Wegweiser. Überaus gering sind seine Ansprüche an die Genüsse des Lebens; mit etwas getrocknetem Fleisch, einigen Brocken Maiskuchen, etwas Pfeffer und einer Strohcigarre ist er Tag für Tag zufrieden. Weder Hitze noch Kälte belästigt ihn empfindlich; in Leder gekleidet, verfolgt er die entlaufenen Tiere oder den vierbeinigen Räuber durch Berge und Schluchten, über Ebnen und durch Wälder — ein unermüdlicher, der erstaunlichsten Leistungen fähiger Reiter. Mit fast unbegreiflicher Sicherheit wirft er seinen Lasso; mag der flüchtige Renner, der sich von der Herde entfernte, auch noch so wild und stark sein — er bringt das stolze Geschöpf zurück. Mit Schaum bedeckt, mit mattem Auge, zitternd und bebend fügt sich das Roß dem kühnen Manne. Den tollsten Hengst reitet ein echter Vaquero in kurzer Zeit zu; kein Drehen und Rennen, kein Wiehern und Beißen, kein Bäumen und Wälzen, keine List und Verschlagenheit nützt dem Tiere. Wenn der Hirte mit dem Pferde vom rasenden Rennen zurückkehrt, ist er regelmäßig Sieger.

Überaus malerisch wie das Land selber ist der Anblick, den seine in Hautfarbe, Körperbildung, Tracht und Wesen so verschiedenen Bewohner bieten. Die Vaqueros gehören sicher zu den interessantesten darunter; aber auch die übrigen Mexikaner erregen unser lebhaftes Interesse. Ein Drittel der 12 Millionen Menschen besteht aus Mischlingen von Weißen und Indianern, die Hälfte aus Nachkommen der ursprünglichen Einwohner des Landes, nur etwa $1^1/_2$ Millionen sogenannte Kreolen, d. h. weiße Leute, sind Nachkommen der Spanier. In den Städten an der Küste finden sich auch vereinzelte Neger.

All' diese verschiedenen Elemente sehen wir in Mexiko, der politischen Hauptstadt des Landes, auf verhältnismäßig engem Raume vereinigt. 2300 m hoch in dem Reiche des ewigen Frühlings gelegen, lagert sie in der Mitte eines von Norden nach Süden laufenden, 12 Meilen langen und 8 Meilen breiten, von Porphyrbergen umschlossenen Thales. Vier Seen, darunter der größte der von Tezcuco, nehmen $^1/_{10}$ des Grundes ein. Die Stadt bildet ein großes, von sich rechtwinklig kreuzenden Straßen durchzogenes Viereck. 1500—2000 m lang und völlig eben, überdies auch noch sehr breit, gestatten diese Straßen den Blick auf die umrahmenden, durch die Einwirkung der völlig klaren, dünnen Luft auffallend nah erscheinenden, deutlich sichtbaren Berge. In der Straße de los Pláteros staunen wir über die Fülle der Schätze in den Silber- und Goldschmiedläden. Die Plaza mayor, der größte und schönste öffentliche Platz, ist

von stattlichen Gebäuden, von Kolonnaden und Arkaden umrahmt und regelmäßig gepflastert; ähnliche Plätze finden sich in größerer Anzahl. Wir begreifen den Stolz des Mexikaners auf die schöne Stadt, die kaum irgendwo ihresgleichen hat, obwohl es auch an mancherlei empfindlichen Übelständen nicht fehlt. So ist das Straßenpflaster z. B. ziemlich schlecht; die mit Steinplatten bedeckten Kanäle vermögen bei schweren Regengüssen die Wassermassen nicht zu fassen und treten über, bei heißem und trocknem Wetter dagegen entwickeln sie üble Gerüche. Die Straßen, die von offenen Rinnen, statt von Kanälen durchzogen werden, sind natürlich in beiden Beziehungen noch übler daran. Die Häuser sind auffallend niedrig, denn häufige Erdbeben haben die Bewohner vorsichtig gemacht. Die Gebäude tragen flache Dächer und umschließen, im Viereck gebaut, offene Höfe. Balkone zieren sie an der Straßenseite, und hierhinwärts liegen auch die besten Zimmer. An Zieraten ist die Front arm, und der wenige Schmuck daran zeichnet sich durch Geschmacklosigkeit aus. Grell ist der Anstrich; rote, gelbe, grüne und blaue Farbentöne wechseln mit einander ab. Vor den in Nischen und Schreinen aufgestellten Heiligenbildern brennen beständig Wachskerzen oder Lampen. In den unteren Stockwerken befinden sich gewöhnlich Kaufläden, Schreibstuben, Werkstätten u. s. w.; sie erhalten ihr Licht durch die offenstehenden Thüren. Die Vorstädte haben enge Straßen, entbehren fast sämtlich des Pflasters und starren von Schmutz und Unrat. An den aus Lehm erbauten ärmlichen Häusern dieser Gegenden fehlt der Bewurf oft. Zerlumpte, wild aussehende Leute hausen in diesen von üblen Dünsten erfüllten Höhlen. Die stattlichste unter den vielen Kirchen ist die großartige Kathedrale; auch mehrere Klöster, zum Teil außerordentlich umfangreich, sowie einzelne öffentliche Gebäude fesseln unsere Aufmerksamkeit. Vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht herrscht unter den Säulengängen reges Leben. Zahlreiche Kaufläden, Speise-, Wein- und Kaffeehäuser befinden sich hier; die verschiedenfarbigen Kleinkrämer bieten unter diesen Hallen Galanteriewaren, Wachsfiguren, Bücher und zahllose andere Gegenstände feil. Zeitungsverkäufer suchen durch lautes Geschrei Abnehmer anzulocken, und Taschendiebe gehen ihrem unsauberen Gewerbe nach. Unablässig strömen die Menschen durch die Thüren der Erfrischungslokale aus und ein, während zerlumpte Bettler an den Säulen lehnen und die Vorüberkommenden anbetteln oder bestehlen. Auch auf der Alameda, einem herrlichen Spaziergang mit schattigen Alleen und lustigen Springbrunnen, bewegt sich den ganzen Tag hindurch eine lebhafte Menge. Ihr Trinkwasser erhält die schöne Stadt durch zwei großartige Wasserleitungen. Der Handel ist infolge der ewigen Unruhen sehr herabgekommen. Die nicht unbedeutende Industrie liefert zahlreiche Gold- und Silberwaren, ferner solche aus Eisen, Kupfer und Zinn, sowie Seiden-, Baumwoll-, Leder- und Töpferwaren.

Großartig schön ist der Rundblick von einem der Kathedraltürme. Staunend schauen wir auf das Gewimmel der fahrenden, reitenden, gehenden und laufenden Menschen in den weithin ziehenden Straßen und auf

dem großen Hauptplatze. Voll Bewunderung fliegt der Blick über die hell und glänzend daliegenden Dächer, auf die die glühende Sonne des Südens ihre Strahlen niedersendet. Da und dort erfreuen Blumenvasen und Kübel voll blühender Sträucher das Auge. Kuppeln und Türme in beträchtlicher Anzahl überragen die niedrigen Häuser. Nun schweift der Blick über das weite Thal, dessen Herrlichkeit den Mexikaner immer wieder begeistert. Üppige Maisfelder bedecken die Ebne; sie werden unterbrochen von grünen Aloereihen. Die sich verzweigenden Alleen und Landstraßen, die spiegelglatten, im Sonnenlichte funkelnden Seen, die blumigen Fluren, die schön bewaldeten Anhöhen, die freundlichen Dörfer und Meiereien, die langen Maultierzüge auf den Straßen, die Menge der indianischen Arbeiter auf den Feldern — alles das ist in der wunderbar reinen Luft deutlich sichtbar. In der Ferne verliert sich der Blick in stolzen Gebirgen, deren überaus seltsame Gestalten sich trotzig emporrecken und deren schneegekrönte Gipfel sich leuchtend vom blauen Himmel abheben. In wunderbarer Herrlichkeit spannt sich diese azurne Kuppel über die paradiesische Gegend, und belebend frisch streicht die Luft von den Höhen hernieder.

Doch jetzt zurück in die Straßen! Es ist heute Markttag, in der Straße San Cosmo, also nach Aussage von in Mexiko ansässigen Landsleuten reiche Gelegenheit zu anregenden Beobachtungen gegeben. Indianische Männer und Frauen, gebeugt unter der Last ihrer ungeheuren Bürden, ziehen gruppenweise an uns vorbei. In die Kniee knickend, trotten sie wankend dahin. Ein Rock aus dunkler Wolle, mit hellen Streifen geziert, umschließt den Körper der Frauen. Ein Stück Zeug, in dessen Mitte sich ein Loch zum Durchstecken des Kopfes befindet, verhüllt ihnen Brust und Nacken unvollkommen. Manche der kleinen Indianerinnen sind recht hübsch, aber ihre Unsauberkeit wirkt abstoßend. Mit hellen Augen, geweckten Gesichtern, lächelnd in ihrem Elend schauen sie sich um. So armselig sie gekleidet sind — ihr Äußeres ist doch anmutig; könnten sie sich gut kleiden und hielten sie sich sauber, so würden sie reizend sein. Anders die alten, in Lumpen gekleideten, schmutzigen Frauen! Ihr welkes Fleisch schaut überall durch die Löcher der armseligen Gewandung, abscheulich ist ihr Anblick; ganz besonders abstoßend erscheinen uns die alten Hexen, die schwerbetrunken daherwanken, mit stieren Blicken vor sich hinstarrend. Die Männer leben heute wie vor Jahrhunderten meist als Ackerbauer und Lastträger; die republikanische Verfassung gewährt ihnen volle Freiheit und gleiche Rechte mit den Weißen, aber sie sind jenen Beschäftigungen treu geblieben. Heute wie vordem hantieren sie mit den gleichen Gerätschaften. Sie schleppen in großen Krügen, die an ledernen, um den Kopf geschlungenen Riemen getragen werden, Wasser in die Häuser; in einem Netze aus Agavenbast bieten sie Kohlen feil, in durchsichtigen, aus Ruten geflochtenen Kisten irdenes Geschirr, Hühner und Eier. Ihre Schüsseln sind mit der Axt aus Holz gearbeitet. Zu ihrer ursprünglichen, sehr einfachen Kleidung ist nur die Hose neu hinzugekommen. Sie genießen heute die gleichen Speisen, die ihren Voreltern zur Nahrung dienten, und auch in der Zubereitung hat

sich nichts verändert. Hauptbestandteil ihrer Mahlzeiten ist der Mais, der nach althergebrachter Art gemahlen wird; der daraus hergestellte flache Kuchen wird ganz wie voreinst gebacken. Ein Gericht aus schwarzen, mit Pfeffer zubereiteten Bohnen erfreut sich gleichfalls besonderer Beliebtheit. An Festtagen kommt bei dem reichen Indianer zu diesem „Frijol" ein Truthahnschenkel, bei dem armen ein Stück Schweinefleisch. Lieblingsgetränk ist der berauschende „Pulque", der aus dem Safte der Maguey, einer Agavenart, auf höchst einfache Weise bereitet wird. Man bewahrt den wenig haltbaren, süßsäuerlichen, aber nicht unangenehmen Trank in Fässern oder — in Schläuchen aus Schweinehaut auf. Reich und arm trinkt den Pulque gern; ungeheure Mengen davon werden alljährlich vertilgt, sodaß die von Veracruz nach Mexiko führende Eisenbahn wesentlich mit durch die Frachterträgnisse der Pulquezüge besteht. Da der Pulque, in Masse genossen, stark berauscht, ist sein Verkauf der unausbleiblich eintretenden groben Ausschreitungen wegen abends nach 6 Uhr verboten.

Ein wunderbares Volkstreiben fesselt unsere Blicke auf Streifereien durch das Land in den mexikanischen Städten. Neben den Indianern sehen wir Weiße, Mestizen in allen Hautfarben, auch vereinzelte Neger. Manche Männer tragen gar keine Hosen, andere zwei Paar übereinander; das obere davon ist nach mexikanischer Sitte an den Seiten aufgeschlitzt und verschnürt. Überall gewahren wir breitkrempige, mit Silber oder bunten Perlen verzierte Hüte; darunter schauen rote, dunkelbraune, schwarze, weiße Gesichter mit blitzenden Augen hervor. Viele der lebhaften Leute sind in Lumpen gehüllt, andere wieder prangen in malerischer, reicher Gewandung. Hier ziehen indianische Frauen im Schmuck ihrer erstaunlich langen Zöpfe; mit ihren auf dem Rücken festgebundenen Kindern vorüber; dort drängen sich malerische Reitergestalten durchs Gewühl, umflattert von der graziös über die Schultern geworfenen Serape, einem farbigen Tuche, auf reichgeschmückten Sätteln wie festgewachsen sitzend, beschattet von den riesigen Hüten; mit ihren ledernen Stiefeln und silbernen Steigbügeln sehen sie ungemein schmuck aus. Maultiertreiber, Arrieros genannt, kommen in langen Reihen vorüber, mit ihren wilden, dunkeln Gesichtern herzlich wenig Vertrauen einflößend. Hier tragen bronzefarbene Männer in irdenen Gefäßen eingemachte Früchte oder Fett feil; dort gewahren wir gleichfarbige Frauen mit kurzen, zweifarbigen Röcken, die gewöhnlich ganz zerlumpt sind, aber doch eine Spitze am Saum tragen; die kleinen Füße stecken in Schuhchen aus schmutzigem weißen Atlas. Jene Herren aus spanischem Blut, die eben stolz vorüberreiten, werden von den in Fetzen gekleideten Leperos (Bettlern) mit kläglicher Stimme um eine Gabe gebeten; andere derartig zudringliche Burschen liegen träge unter den Thorbogen, hocken im Schatten der Häuser, oder im glühenden Sonnenbrand an den Thüren. In der Hauptstadt haben die Behörden diesem zudringlichen Gesindel das Handwerk gelegt; dafür treibt es sein wenig anstrengendes Gewerbe um so eifriger in den Binnenstädten. Da drüben setzen indianische Frauen ihre Körbe ab, um etwas auszuruhen; während der Rast untersuchen sie

mit großer Gründlichkeit die Haare ihrer Sprößlinge. In das Geheul und die Klagelieder der Bettler, die ihre Gebrechen meist erheucheln, oder wenigstens stark übertreiben, mischen sich die tausenderlei Ausrufe der Verkäufer; ihr Lärm endet erst mit Eintritt der Nacht und beginnt bereits in der frühen Morgendämmerung. Da schreit der Kohlenverkäufer, der Fetthändler, der Schlächter, die Käuferin der Küchenabfälle, die indianische Krämerin, der Hausirer, der indianische Fruchtverkäufer, die Verkäuferin von heißem Fettbackwerk, der Mattenhändler, der Lotteriekollekteur, der Süßigkeitenverkäufer, der gebratene Enten feilbietende Mann — all diese Rufe vermischen sich zu einem unbeschreiblichen Stimmengewirr.

Die Creolen, d. h. die weißen Mexikaner, sind die geistigen Führer des Volkes, thatsächlich eine Art Adel und die eigentliche Aristokratie des gesegneten und schönen Landes. Die reichen Grundbesitzer, die über ungeheure Landstrecken gebieten, sind fast sämtlich Creolen. In seinem Äußern erinnert der weiße Mexikaner an den Spanier, aber er hat sich eigenartig entwickelt. Sein Äußeres ist angenehm; mittelgroß und zierlich ist die Gestalt, wachsgelb die Hautfarbe, schwarz das Haupthaar und der Vollbart der Männer. Lebhafte Augen, kleine Hände und Füße, nicht selten orientalisch geformte Nasen und feingeschnittener Mund — das sind neben der schlanken Gestalt besonders auffallende Merkmale. In den kälteren Gegenden sieht man auch rosige Wangen, ja zuweilen sogar blondes Haar. Reizend sind die Creolinnen, obwohl sie manche Eigentümlichkeiten besitzen, die uns Deutschen an der Frau nicht gefallen. Leichten, schwebenden Ganges schreiten sie dahin; liebenswürdig und zuvorkommend ist ihr Benehmen. Wie der creolische Jüngling mit 17 Jahren, so ist das junge Mädchen mit 14 voll ausgereift, und es ist daher gar nicht ungewöhnlich, daß Creolinnen von 10 bis 12 Jahren heiraten. Ihre jugendliche Schönheit verblüht aber rasch, und die alten Frauen sind nicht selten recht häßlich. Träge verbringen die Creolinnen ihre Tage; häusliche Arbeiten sind ihnen ein Greuel, Vergnügungssucht bildet den hervorstechendsten Zug ihres Wesens. Erstaunlich ist ihre Unwissenheit; sie fragen den Fremdling mit drolliger Unbefangenheit die unsinnigsten Dinge, z. B. ob es daheim bei uns auch Sonne und Mond giebt. Die Männer besitzen meist viel Ehrgeiz; stolz auf ihre Abstammung, blicken sie mit Geringschätzung, oder gar mit Verachtung auf den Indianer, der ihre riesigen Besitzungen gegen geringen Lohn bebaut, ja sogar auf den Mestizen, den Mischling aus weißem und rotem Blut, obwohl diese Abkömmlinge verschiedenfarbiger Eltern meist sehr geweckt und anstellig sind und wahrscheinlich einst die Herrschaft im Lande an sich reißen werden. Mit diesem Stolze paart sich aber im Wesen des Creolen Hochherzigkeit und Tapferkeit, Höflichkeit und Gastfreundschaft und, was besonders hervorgehoben zu werden verdient, — Mäßigkeit im Genusse geistiger Getränke. Doch auch Schatten fehlen nicht; er ist sinnlich, faul, prunksüchtig und ein Sklave des Vergnügens. Obwohl gut begabt und anstellig, bleibt er doch oberflächlich und unwissend. Große Lebhaftigkeit und körperliche Gewandtheit einen sich in ihm mit Mangel an Ausdauer

bei körperlicher Arbeit, woran außer dem Hang zur Trägheit vor allem die schwache Muskulatur Schuld tragen mag. Rasch ist die Sprache; sie wird von lebhaften, sinnvollen Gebärden begleitet, die eine förmliche Zeichensprache bilden, mittelst deren tausenderlei dem Fremden unverständliche Dinge ausgedrückt werden. Leidenschaftliche Wallungen treten häufig im Gemüte des Creolen ein; Zorn, Eifersucht und andere Erregungen veranlassen ihn wohl, dem Gegner den Dolch ins Herz zu stoßen, aber Heimtücke übt er nicht, wird also den Feind z. B. niemals durch gedungene Mörder aus dem Wege schaffen lassen. Im Umgange berührt sein natürlicher Anstand ebenso angenehm wie seine Unbefangenheit. Aber seine Eitelkeit verleitet ihn leicht zu Selbstüberschätzung, die sein ganzes Volk in Kriegen schon öfters schwer zu büßen hatte. Leichtsinnig und genußsüchtig sind fast alle Creolen; sie lieben Süßigkeiten und Näschereien, Feste und Vergnügungen und — was als ein schwerer Schaden bezeichnet werden muß — das Spiel. Besonders monte, eine Art Pharao, erfreut sich großer Beliebtheit, und alle Verbote haben der Spielwut keinen Einhalt zu gebieten vermocht. Selbst bei den häufigen Hahnengefechten, Wettrennen und anderen Volksbelustigungen wettet man in unsinnigster Art; kalt wird der Verlust ertragen in der Hoffnung auf künftigen Gewinn. Gern treibt die Creolenbevölkerung Luxus in Pferden, Equipagen, zahlreicher Dienerschaft, und dennoch fehlt es in ihren Wohnungen an häuslichem Behagen. Man steht spät auf und macht sehr oberflächlich Toilette; selbst reiche Frauen ziehen daheim nicht einmal Strümpfe an und ordnen ihr Haar nur äußerst nachlässig. Gern rauchen sie leichte Zigarren. Im Leben aller Mexikaner spielt die Schokolade eine wichtige Rolle; sie ist Nationalgetränk und gelangte als solches aus Neu-Spanien auch nach dem Mutterlande. Bohnen werden von allen Ständen mit Vorliebe gegessen; außerdem kommen süßes Brot, Fleisch, Eier, Reis, Nudeln, Kohl, grüne Bohnen, Möhren, Rüben, Birnen, Bananen auf den Tisch; die Olla besteht aus einer Zusammenkochung der verschiedenartigsten Dinge und wird als dritte Tagesmahlzeit in jedem Hause genossen. Nach dem Essen folgt eine Ruhepause, in der man sich niederlegt. Abends macht man Spaziergänge, Ausflüge zu Wagen oder zu Pferde, dann folgt der Besuch des Theaters oder Besuch der Frauen untereinander in Begleitung der Männer. Bei dürftiger Beleuchtung raucht und plaudert man, tanzt wohl auch, genießt aber höchstens einige Süßigkeiten mit Wasser. Unmittelbar vor dem Zubettgehen wird die letzte Mahlzeit eingenommen. Bei Festlichkeiten ist die Zahl der Gäste oft ungemein groß, die Bewirtung immer reichlich und vorzüglich, die Fröhlichkeit groß und südländisch laut. Groß ist die Ehrfurcht der Kinder vor den Eltern bei den Weißen wie bei den Mestizen, bei den Reichen wie den Armen, was sich in der Art, mit den Eltern zu reden, wie in dem ganzen, überaus höflichen und achtungsvollen Benehmen kund giebt. Voll Liebe sorgt man für verlassene, elternlose Kinder; zunächst thun dies die Paten; sterben diese, so übernehmen die verwandten Familien die Sorge mit großer Freude. Auch gegen Arme und Unglückliche erweist man sich

mildherzig und opferfreudig, obwohl mancher Bettler der empfangenen Unterstützung durchaus nicht wert ist. Die Dienerschaft wird mild und nachsichtig behandelt und zur Familie gerechnet, ja man hört den Rat alter, erfahrener Dienstleute in wichtigen Dingen gern. Das gesegnete Land mit seinem natürlichen Reichtum, seinem milden Klima, seinem heiteren Himmel verwöhnt den Creolen; ebenso leicht, wie er erwirbt, verthut er auch wieder; Sorge um die Zukunft kennt er nicht.

Die Mestizen fallen uns zunächst durch schlanken, elastischen Wuchs und die hellbraune Hautfarbe, durch die das Rot schimmert, auf. Haar und Bart sind schwarz und dicht; lebhaft blicken die schwarzen oder hellbraunen Augen. Ueberaus malerisch ist ihre Nationaltracht, die in den heißen Gegenden aus einem weißen, gestickten Hemde, aus weißen Beinkleidern, Halbstiefeln von braunem Leder, einem breitrandigen Hute aus Filz und der malerischen Serape besteht. Ein roter seidener Gürtel umschließt den Leib, am bloßen Halse hängt ein Rosenkranz oder ein Skapulier als Zeichen frommen Sinnes. Ein Hirschfänger oder die landesübliche Machete, ein beilartiges Messer, bilden die Bewaffnung; zuweilen kommt dazu auch noch ein Dolch oder eine Pistole. Auf dem Hochlande zeigt die Tracht eine Veränderung; über die weißen Unterbeinkleider sind Hosen aus braunem Hirschleder oder Tuch gezogen. Zuweilen sind sie reich mit Silberknöpfen besetzt. Den Oberkörper umschließt eine hübsche Leder- oder Tuchjacke, ein buntes Seidentuch den Hals; die Serape ist hier schwerer und fast immer sehr kostbar. Ein spitzer, breitrandiger Hut, mit einem gestickten Bande, durch Pelzwerk oder Zieraten aus edlem Metall geschmückt, vollendet den Anzug. Die Mestizenfrauen tragen feine weiße Hemden mit kurzen Aermeln, ein seidenes Tuch umgiebt den Hals. Die aus weißen oder bunten Stoffen gefertigten Faltenröcke haben unten einen Spitzensaum; ein seidener Gürtel hält sie fest. Strümpfe sind nicht in Gebrauch, wohl aber Schuhe aus Zeug, worunter sich der Atlas ganz besonderer Beliebtheit erfreut. Das Umschlagetuch, Rebozo gegnnnt, besteht aus dunkelgestreiftem Baumwollstoff und wird von der Mestizin in sehr zierlicher Art getragen. Es bedeckt den Kopf so, daß das Gesicht frei bleibt; das eine der langbefranften Enden hängt über die Brust herab, das andere wird über die entgegengesetzte Schulter geworfen. So hebt der Rebozo die natürliche Anmut der Frauen. Das lange, schwarze Haar ist in Zöpfe geflochten, deren Enden häufig im Gürtel stecken. Hüte tragen die Mestizinnen nur auf Reisen, und dann immer Männerhüte.

Im Charakter der Mestizen finden sich neben vielen Lichtseiten auch schwere Schatten. Sie sind entschlossen, thatkräftig und im Gegensatz zu dem Creolen — auch arbeitsam. Überall finden wir sie thätig; im Land- und Bergbau, im Handwerk, als Arrieros (Maultiertreiber), ja sogar in den höchsten Staatsstellen, die sie infolge ihrer Energie und Intelligenz meist besser ausfüllen als die Creolen. Aber auch bei diesen Mischlingen bestätigt sich eine traurige Wahrnehmung im Völkerleben, daß sie nämlich die Laster, nicht aber die Tugenden der verschiedenfarbigen Eltern annehmen,

oder die letzteren wenigstens nur in geringem Maße besitzen. Sie sind sehr leidenschaftlich, sehr leichtsinnig, und wer sich auf ihr Wort verläßt, der ist betrogen. Wie Musik und Tanz, ja noch mehr als diese, lieben sie das Spiel. Sie setzen ihr ganzes Vermögen auf eine Karte und verlieren es mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt. Der Abschaum der mexikanischen Bevölkerung, die Säufer, die Faulenzer, die Spieler, die Vagabunden, die Wegelagerer, die Bettler (Leperos), besteht aus Mischlingen. Dieses Gesindel lebt ohne Sorge um die Zukunft in den Tag hinein, verschafft sich den Lebensunterhalt meist auf niederträchtige Art und vergeudet die ergaunerte Beute rasch in sinnloser Weise. Seiner indianischen Abstammung schämt sich der Mestize nicht, und daheim bei den Seinen ist er, mag er draußen auch noch so verworfen sein, ein guter Hausvater.

Der Häuserbau ist in Mexiko darauf berechnet, die Wirkung der Sonnenglut möglichst zu hemmen. In den Städten haben die Gebäude meist nur ein Stockwerk; die kleinen Höfe sind reizende, schattenreiche Blumengärtchen mit Springbrunnen. Nach diesem freundlichen Raume öffnen sich die Zimmerthüren. Meist dielt man die geräumigen Zimmer nicht, sondern pflastert sie mit roten Ziegeln. Die Einrichtung besteht aus zierlichen Stroh- und Bastmatten, sowie aus zahlreichen, an den Wänden stehenden Strohsesseln — das ist alles.

Landesübliche Vergnügungen sind Tanz und Reiten. Manche der Nationaltänze sind sehr anmutig, andere dagegen überaus einförmig und unschön, so der beliebte Zapateato, eine immer leidenschaftlicher werdende Stampferei auf dem gleichen Flecke. Das Reiten ist in Mexiko allgemein üblich; jeder nur einigermaßen bemittelte Mensch besitzt ein Pferd, und dieses Reittier geht ihm über alles.

Die Indianer Mexikos sind fast sämtlich zur europäischen Gesittung und Lebensführung übergegangen; sie leben wie die Weißen und Mestizen. Auf dem flachen Lande bilden sie den größten Teil der Ackerbauer; in den Gebirgsländern und den Niederungen des heißen Landstriches finden wir sie noch mit den ursprünglichen Eigentümlichkeiten ihrer Rasse und in verschiedene Stämme gespalten. Von Gestalt ziemlich unansehnlich, zeichnen sich die eingeborenen Männer doch durch sehnige Kraft und Ausdauer aus. Sie lieben die Einsamkeit und bauen ihre Hütten deswegen mit Vorliebe in dunklen Waldestiefen oder entlegenen, weltabgeschiedenen Bergwildnissen. Durch die örtlichen Verhältnisse gezwungen, schließen sie sich aber auch zu Dörfern zusammen. Hier ist die freundliche Kirche meist das einzige Steingebäude; die anderen Gebäulichkeiten sind überaus armselig aus Maisstroh errichtet, in ihren Wänden wimmelt es von Ungeziefer aller Art. Hübscher sind die aus Bambusstäben errichteten Ranchos (Hütten) der Eingeborenen in der Tierra caliente. Der ärmliche Hausrat besteht aus einigen thönernen Töpfen und Platten, Gegenständen zum Jagen und einer Strohmatte. Niedrige, aber zierliche Lehnstühle finden wir nur zuweilen in den ärmlichen Behausungen; in allen aber

prangt am besten Platze ein kleiner Altar mit dem Bildnis des Schutzheiligen. Den Hauptbesitz des Indianers machen Schweine und etliche Rinder aus. Mit einer Lanze treibt er sein Hornvieh zur Arbeit an, wenn es, vor den hölzernen Pflug gespannt, den Boden lockert. Der Landbau ist des Eingeborenen liebstes Geschäft; an den Ufern der Flüsse treffen wir ihn aber auch als geschickten Fährmann und gewandten Fischer, während er in der Nähe der größeren Städte seinen Unterhalt oft als Köhler erwirbt Was er im Lasttragen leistet, grenzt ans Unglaubliche; in den Silberbergwerken schleppt der indianische Bergmann 250 kg Erz auf jämmerlichen Leitern aus der Tiefe empor, und in der Provinz Chiapas trägt der Eingeborene den Reisenden tagelang auf einem Tragsessel durchs Gebirge. Dünne runde Kuchen aus grobem Maismehl, sogenannte Tortillas, die auf heißen Steinen oder thönernen Platten schwach gebacken werden, bilden die Hauptnahrung der Ureinwohner. Auch Bohnen, Kürbisse, spanischen Pfeffer, Tomaten, Bataten baut man, doch nur für den eigenen Gebrauch. Schweine und Hühner wandern zum Verkauf auf den Markt; mit dem Erlös werden die Abgaben bestritten. Da die Bedürfnisse der farbigen Leute meist sehr gering sind, haben sie reichlich zu leben. Aus den Früchten der zahlreichen, um die Hütte her stehenden Obstbäume lösen sie viel Geld, ebenso durch den Verkauf von Flechtwerk und Geweben aus Bromelien- und Agavenfasern. Aber der Gewinn wird entweder nach althergebrachter Weise vertrunken — oder vergraben. Es wird behauptet, das Thal von Oajaka, aus dem länger als drei Jahrhunderte hindurch Cochenille in alle Welt versandt wurde, berge mehr als zwei Milliarden Mark an solchen vergrabenen Schätzen. Wer einen solchen verborgenen Hort findet, deckt ihn mit heiliger Scheu wieder zu; wer durch das Vertrauen eines anderen Kenntnis davon erhält, stirbt lieber Hungers, als daß er solches Geheimnis verrät. Als Getränke hat der Indianer starke Branntweine, in den Küstengegenden eine Art Palmwein, Chicha und Chilote, zwei aus Mais und Gerste hergestellte geistige Flüssigkeiten, und den Pulque, dessen wir schon erwähnten.

Von Charakter ist der Indianer verschlossen und mißtrauisch, er redet niemand geradezu an, thut es vielmehr nur in Umschweifen und ohne den Angesprochenen anzublicken. Zweideutigkeit ist all' seinen Reden eigentümlich; seinen Namen sagt er nur äußerst ungern oder gar nicht, giebt auf Befragen auch selten richtige Auskunft über andere. Dem Weißen ist er nichts weniger als hold. Wenn wir mit der Bitte, uns gegen Bezahlung etwas zu essen abzulassen, in seine Hütte eintreten, dürfen wir sicher sein, ausweichende Antworten oder eine förmliche Absage zu bekommen. Gleichmütig behauptet er, weder Speise noch Trank zu besitzen, auch könne er uns kein Nachtlager bieten. Den Weg nach dem Orte, dem wir zustreben, weiß er angeblich nicht — kurz, er ist meist ganz unzugänglich. Jahrhundertelange Bedrückung hat ihn eben mit Haß gegen alle Weißen erfüllt.

Große Ehrfurcht vor dem Gesetz und rühmenswerte Achtung vor dem Alter, namentlich vor den Eltern, zeichnet die Indianer vorteilhaft

aus. Im Familienleben zeigen sie sich als gute Hausväter; fleißig schaffen sie auf dem Felde, während die Frauen die häuslichen Arbeiten verrichten. Die Neigung zum Trunk tritt nur zuweilen häßlich hervor, besonders bei Festlichkeiten und beim Besuch der Märkte; daheim sind die farbigen Leute oft wochen-, ja monatelang mäßig und nüchtern. Gering ist die Bildung, groß der Aberglaube unter ihnen. Es lebt viel religiöser Sinn in diesen Menschen; während des Gottesdienstes liegen sie langausgestreckt bis zum Schluß auf dem Gesichte. Je feierlicher und geräuschvoller die Kirchenfeste begangen werden, desto mehr Freude hat der Indianer daran.

Eine Reise mit dem Postwagen durch Mexiko nach der Grenze von Texas bietet viel des Schönen und Anregenden; aber auch mancherlei Aufregungen und Gefahren bleiben nicht aus. Gut ist's deswegen, wenig bares Geld bei sich zu führen, was durch Einzahlung einer beliebigen Summe in der Hauptstadt gegen einen Schein geschieht, auf den man dann an den einzelnen Stationen Beträge bis zur Höhe der eingezahlten Summe erheben kann. An einem schönen Morgen, wie sie hier zu Lande alle sind, fahren wir ab, vorbei an ungeheuren, zur Pulquebereitung bestimmten Magueypflanzungen, durch weißgetünchte Dorfhüttenreihen, über eine Hochebene, vorüber am Zumpangosee, der die Stadt Mexiko durch einen etwaigen Ausbruch beständig mit Verderben bedroht; an grünen Hainen, schön gelegenen Kapellen rumpelt die „Diligence" vorbei, sie passiert altersschwache Brücken, rauher und wilder wird der Weg. Ein Trupp Reiter kommt uns im weiten Thal entgegengejagt, banditenhafte Bursche mit riesigen Sombreros und nicht weniger riesigen Machetes unter dem linken Steigbügel; es sind zum Glück nur Maultiertreiber, die eine Koppel elender Mulas zum Verkauf in die Stadt treiben. Oft noch kehren solche gefahrdrohende Begegnungen wieder. Auf steilem Felshange geht es in halsbrechender Fahrt weiter nach dem 15 000 Einwohner zählenden San Juan, auf dessen Marktplatz zahlreiche Hökerinnen im Schatten ungeheurer Schirme Früchte, Gemüse und irdene Gefäße feilhalten, während Bettler aller Altersstufen, männlichen wie weiblichen Geschlechtes, eifrig in ihrem „Berufe" thätig sind. Auf der nun folgenden Strecke bis Queretaro sind Raubanfälle häufig; wilde Schluchten und dichte Gehölze auf beiden Seiten der Straße dienen dem Gesindel als Verstecke. In Colorado, der letzten Station vor Queretaro, umstehen zerlumpte, unheimliche Gesellen den Wagen mit scharfen, gierigen Blicken. Mit riesigem Spektakel und in wilder Eile jagt der Kutscher hindurch, den holperigen Bergpfad hinauf, hinein in dichten Wald. Ohne Unfall gelangen wir zu dem wunderbar schön gelegenen Queretaro, das in weiter, grüner Ebne liegt. Herrlich ist der Ausblick vom Glockenberg, auf dem der edle Kaiser Maximilian fiel. Unterwegs nach San Luis Potosi haben wir Gelegenheit, Volksbelustigungen der Mexikaner in einem kleinen Neste mit anzusehen. Eine große Menschenmenge hat sich um zwei Männer versammelt, von denen der eine einen gelben, der andere einen grauen Hahn trägt. Den Tieren sind scharfe Stahlsporen an den Füßen befestigt worden; von ihren Herren künstlich

in Wut gebracht, springen sie mit gehobenen Flügeln wütend aufeinander los, hacken sich mit den Schnäbeln, schlagen sich mit den Sporen, schwingen sich abwechselnd auf einander, ruhen aus und beginnen den Kampf wütend von neuem. Die Zuschauer schreien dabei immer lauter, sie wetten immer höher, bis endlich der eine Vogel siegt und mit lautem Geschrei als Überwinder ausgerufen wird. Nach lebhaftem Wortwechsel werden die verlorenen Summen ausgezahlt. Überall wird gespielt; fast jeder Mann trägt Karten oder Würfel in der Tasche, und so kann denn in Wirtshäusern, an Straßenecken, auf freien Plätzen dem Spielteufel gefrönt werden; nicht selten endigt solcher Zeitvertreib mit einem blutigen Kampfe.

Die große Stierweide, eine weite Ebne, liegt jetzt öde, denn die Stiergefechte sind verboten; einst aber züchtete man hier die edlen, feurigen Tiere, die in der Arena um ihr Leben kämpfen mußten. Zuweilen gestattet die Regierung zum Besten einzelner Orte noch solche Schauspiele, so in dem Dorfe Tlalnepantla, 10 Meilen von der Hauptstadt, um „dem Schulfonds aufzuhelfen". Dann versammelt sich eine ungeheure Menschenmenge; glänzende Uniformen, prächtige andere Gewandungen, strahlende Juwelen beweisen, daß die höchsten Stände unter den Zuschauern vertreten sind; selbst die Geistlichen fehlen nicht. Schwärme schmutziger Indianer und Leperos umlagern die Arena. Voll wilder Freude, unter Geschrei und Gelächter schaut alles den blutigen Auftritten zu.

Unterwegs wird der Postwagen einmal von Straßenräubern überfallen; aber die mitreisenden Amerikaner, echte, kaltblütige Yankees, machen ausgiebigen Gebrauch von ihren Revolvern, und da sich die Wegelagerer durch die Anwendung ihrer alten Schießeisen selbst in die größte Gefahr bringen würden, überdies entschlossenen, wohlbewaffneten Männern gegenüber auch immer außerordentlich feig sind, kommen wir ungerupft davon. Endlich erreichen wir nach wechselvoller Fahrt den Grenzfluß Rio Grande del Norte.

Ein wunderbares Gebiet ist die Halbinsel Yukatan, wo das intelligente Volk der Maya haust. Ungeheure Wälder wuchern hier um die bewunderungswürdigen Bauwerke vergangener Zeiten. Wohl die großartigste Trümmerstatt findet sich bei Chichen-Itza. Weithin dehnt sich der ernste, tiefe Wald, düsteres Schweigen waltet um die mächtigen Überreste einer untergegangenen Welt, und wehmütig gedenkt der Fremdling des allgemeinen Menschen- und Völkerloses, wovon dieser große Friedhof so ergreifend predigt.

V.

In Mittelamerika.

Von Nordamerika durch den Isthmus von Tehuantepec, von Südamerika durch die Landenge von Panama geschieden, umfaßt **Central-** oder **Mittelamerika** fünf Freistaaten: Costarica, Nicaragua, San Salvador und Guatemala. Gewaltige Bergmassen erfüllen ihr Inneres; einzelne Gipfel steigen bis 4500 m empor. Breite Tafelländer, durchzogen von einzelnen Gebirgsketten, an den Rändern von hohen Vulkanen überragt — das ist der Aufbau des reichen, schönen Landes.

In der Ebne von Nicaragua liegt zwischen malerischen Ufern der 160 □Meilen große Nicaraguasee, eines der herrlichsten Süßwasserbecken auf der ganzen Erde. Ein Kranz verschiedenartiger Berggruppen umgiebt ihn in einiger Entfernung; hier wuchert herrlicher Wald auf den Höhen; dort steigen angebaute Terrassen hoch hinauf; an anderen Stellen ragen nackte, wunderlich geformte Felsen, noch andere Berge senden Rauchsäulen empor und verraten sich dadurch als Vulkane. Die Pflanzenwelt entwickelt sich an den Ufern wie auf den Inseln in tropischer Pracht und Üppigkeit.

Landen wir an der Ostküste, so finden wir das ganze Jahr hindurch eine erstaunlich großartige Entfaltung des Pflanzenlebens. Die immergrünen Gewächse werden von den stets vorhandenen Niederschlägen ungemein in ihrem Wachstum begünstigt. Ewiger Frühling wohnt in den höher gelegenen Thälern und auf den Terrassen; übermäßige Hitze ist in diesen glücklichen Gebieten ebenso unbekannt wie strenge Kälte. Der Küstenrand allerdings ist ungesund, denn dort sind zahlreiche Sümpfe und feuchte Wälder vorhanden.

Anders treffen wir die Verhältnisse an der Westküste. Dort herrscht vom Dezember bis Anfang Mai der trockene, völlig regenlose Sommer. Im sengenden Sonnenbrande verdorren die Gräser der Savannen und die niedrigen Pflanzen der Wälder; zahlreiche Bäume und Büsche verlieren ihr Laub, die Mehrzahl der Bäume widersteht der Dürre und der Sonnenglut. Die Regenzeit, der Winter jener Gegenden, ruft eine erstaunliche Üppigkeit der Vegetation hervor; selbst die trotzigen Vulkankegel sind bis zu den Gipfeln bewachsen, und wenn wir zu den Kratern emporklimmen, überrascht es uns zu sehen, daß es sogar in ihnen grünt und blüht, und zwar dicht neben den Rissen, aus denen die unheimlichen Dämpfe aufsteigen.

Wunderbar ist die Ergiebigkeit des Bodens in diesen gesegneten Landstrichen. Mit Staunen vernehmen wir, daß der Mais zwei, in den besten Gegenden sogar drei Ernten in einem Jahre bringt. Kaffee, Kakao, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak, Reis und die meisten tropischen Früchte gedeihen in Fülle und in ausgezeichneter Güte. Besonders reichen Ertrag wirft die Zucht der Cochenille ab; sie ist eine Art Schildlaus, die herrliche rote Farbe liefert, neuerdings aber durch das Anilin verdrängt wurde.

Allerdings ist der Anbau je nach der Lage des betreffenden Landstriches verschieden in Bezug auf die Art der Kulturpflanzen, verschieden sind auch die Erträgnisse. In den heißesten Gegenden, wo die mittlere Temperatur 25—28° beträgt, werden Indigo, Kakao, Kokosnußbäume, Palmen in Menge gefunden, und in den Wäldern wuchert die köstliche Vanille ohne jegliche Pflege in Massen. In den gemäßigten Bezirken schwankt die mittlere Temperatur zwischen 18 und 24°. Hier staunen wir über die riesigen stolzen Bäume, deren Zweige mit prächtigen, die Luft mit Wohlgerüchen erfüllenden Orchideen behängt sind; die Baumgiganten bilden tiefe Wälder, in die nur wenige Sonnenstrahlen einzudringen vermögen. In diesen Gegenden baut man Zuckerrohr, Baumwolle, Ricinus, Tabak, Kaffee, zieht man den Nopalkaktus, auf dem die Cochenille lebt; Mais und Bohnen kommen in den heißen wie in den kühleren Gegenden fort und liefern der Bevölkerung die Hauptnahrung. In den hochgelegenen, kalten Landstrichen, die dem Einfluß der Nordwinde ausgesetzt sind und in denen die Temperatur nachts empfindlich sinkt, ragen stolze Wälder aus Tannen, Steineichen und Cypressen. Der Anbau findet hier besonders auf sanften, geschützten Abdachungen und den ergiebigen Hochebnen statt. Die Felder tragen Bataten, Mais, Bohnen, Weizen, Hafer, Gerste und andere Getreidearten. Unsere europäischen Obstbäume, sowie viele dem Lande eigentümliche gedeihen vortrefflich. Diese bebauten Landstriche reichen bis zu der beträchtlichen Höhe von etwa 2500 m empor; dann beginnt das Reich der Nadelwälder, die bis auf 100 m Entfernung an den Kraterrand herandringen.

Der schöne Vulkan von Agua, dessen merkwürdig regelmäßig geformter Kegel am Grunde 15 Meilen Umfang besitzt, giebt bei einer Besteigung Gelegenheit, die centralamerikanischen Vegetationsreiche sehr deutlich an dem benachbarten Vulkan Pacaya zu beobachten. Wir gewahren da am Grunde die charakteristische Pflanzenwelt der heißen Zone, überragt von Palmen; dann folgen die ewiggrünen Zuckerrohr- und Kaffeepflanzungen, sowie einige Reste schattiger, bis zu den kalten Strichen emporsteigender Urwälder, höher hinauf zeigen die bebauten Flächen gedämpftere Färbung; endlich folgen die Nadelwaldungen, auf deren Grunde gelbliches Gras wächst.

Wunderbar großartig und zugleich seltsam fremdartig ist der Anblick der zahlreichen gigantischen, vereinzelt gelegenen, kegelförmigen Feuerspeier. Mit ihren Rauchhauben thronen sie als furchtbare Herrscher über der Bergwelt, den Fremdling mit dem Gefühl menschlicher Ohnmacht und Nichtigkeit erfüllend. Ihre Anzahl ist erstaunlich; die Hauptgruppen enthalten

insgesamt etwa 80 der bizarren Spitzkegel, wovon acht noch in Thätigkeit sind und ihrem Groll zuweilen in fürchterlichen Erdbeben Luft machen, ganze Ortschaften in Trümmerhaufen verwandelnd.

Das Innere der Berge birgt reiche Schätze an Gold, Silber, Blei, Kupfer, Schwefel und anderen Mineralien, und in neuerer Zeit haben größere Gesellschaften diesen Naturreichtum mit Erfolg auszubeuten begonnen; aber der Mangel an Verbindungswegen hemmt derartige Unternehmungen sehr.

Auf den ausgedehnten Weidestrichen einzelner Gegenden, besonders in Honduras und Nicaragua, grasen stattliche Herden, den Naturreichtum des schönen Landes noch vermehrend. Aber den Hauptertrag wirft doch der Ackerbau ab.

Eigentümlich ist das ursprüngliche Tierleben Mittelamerikas. Wenn wir in die Wälder der heißen Gegenden eindringen, verursacht uns schon die wild wuchernde und toll verschlungene Pflanzenwelt viele Leiden. Einzelne Gewächse bringen bei der leisesten Berührung unerträgliches Brennen, ja sogar Hautausschläge hervor; zahllose andere verwunden mit ihren Dornen und Stacheln. Aber viel lästiger noch macht sich die Tierwelt bemerkbar. Zwar der wilde, blutdürstige Jaguar ist ein menschenscheuer Bandit, der sich erst in der ärgsten Not ernstlich zur Wehre setzt. Nur die schwächsten Wald- und Herdentiere wagt er anzugreifen. Feiger und scheuer noch ist sein Verwandter, der Puma; er versteckt sich immer im tiefsten Dickicht. Die in Herden vereinigten großen Stachelschweine werden, wenn wir sie reizen, sehr gefährlich; deshalb stören wir sie nicht in ihrem Treiben. Außerordentlich giftige Schlangen sind zwar in den Tiefen der Wälder heimisch; aber sie kommen doch selten vor und verbergen sich in den unzugänglichsten Dickichten unter Gesträuch und umgestürzten Bäumen. Der Biß einzelner Arten tötet in weniger als einer Minute. Doch die ärgste Plage des einsamen Waldläufers sind die Insekten. Wo die Luft recht feucht, der Wald recht sumpfig ist, da umsummen uns gewiß auch Legionen von Moskitos, Sancudos, Jehenes, Sandfliegen und ähnlichem Gelichter. Sie verscheuchen uns nachts den Schlaf, sie peinigen uns unablässig bei Tage. Ist die Jahreszeit und der Wald recht trocken, so erscheinen zahllose Baumläuse mit Spinnengestalt, die Garapaten; sie hängen sich an den Kleidern fest und fressen sich in die Haut ein.

Den Herdentieren werden die blutsaugenden Vampyre gefährlich, und in einzelnen Gegenden kommt eine Erdspinne vor, die durch ihren Biß den Tod vieler hundert Pferde herbeiführt.

In Wolken schwirrt von Süden her zuweilen die Wanderheuschrecke, jenes furchtbare Insekt, das alles kahl frißt, Mißernte und Hungersnot im Gefolge hat. Alle Bemühungen der Menschen, das gefürchtete Heer von den Pflanzen abzuhalten, erweisen sich als vergeblich; Trommeln, Schießen, Anzünden riesiger Feuer — nichts hält die gefräßigen Tiere von ihrem Zerstörungswerke ab. Mit Vorliebe verzehren sie die Kulturpflanzen; erst wenn die Plantagen kahl sind, gehen sie auch an die wilde

Vegetation. Das Anrücken einer solchen Kolonne wird durch ein eigentümliches Geräusch verkündigt, das an das Niederprasseln eines Platzregens erinnert. Entlaubte Büsche und Bäume, verheerte Pflanzungen bezeichnen ihren Weg.

Die Bewohner Centralamerikas, etwa 3 Millionen an Zahl, setzen sich aus vier Elementen zusammen: aus Indianern, Mestizen, Creolen und Negern. Mehr als die Hälfte davon machen die Ureinwohner aus; die Zahl der Mischlinge beträgt etwa $^2/_5$ der Gesamtbevölkerung; die weißen Creolen sind etwa 150 000, die Neger und ihre Mischlinge ungefähr 10—12 000 Seelen stark.

Fast überall sehen wir die Mischlinge, hier Ladinos genannt, an der Spitze der Bevölkerung. Ihre Hautfarbe ist meist hellgelb, zuweilen aber auch so licht wie bei Südeuropäern. Wir erstaunen uns über die guten natürlichen Anlagen dieser Leute; schon im Ladinokinde tritt die vortreffliche Begabung überraschend hervor. Abschreckend aber wirken viele Züge im Charakter der Mestizen; sie haben selten, fast niemals etwas Gründliches gelernt, lassen sich leicht von ihrem Ehrgeiz und ihren sinnlichen Leidenschaften fortreißen und erweisen sich in ihrem Reden und Handeln als äußerst unzuverlässig. Wohl treffen wir sie vom Präsidenten bis zum Handlanger hinab in allen Stellungen als Geistliche, Ärzte, Juristen, Handwerker, Landwirte — aber der Grundzug ihres Wesens ist eine durch die Üppigkeit und Freigebigkeit ihrer Heimat hervorgerufene erstaunliche Trägheit, eine oft unbegreifliche Gleichgültigkeit. Abstoßende Züge von tückischer Rachsucht, von gemeiner Hinterlist sind so häufig, daß sie kaum noch auffallen. Den Fremden haßt der Ladino; er ist versteckt und unaufrichtig gegen ihn und hält es für erlaubt und rühmlich, ihn zu schädigen. In den endlosen Parteikämpfen während der vielen Bürgerkriege haben die Mestizen erschreckliche Beweise von Gefühllosigkeit und Ruchlosigkeit gegeben; kein Alter, kein Geschlecht, kein verwandschaftliches Band ist ihnen in ihrem Hasse heilig; kein Gesetz, keine Autorität gilt ihnen etwas. Dem größten Spitzbuben aber begegnen sie, wenn er die Gewalt in Händen hat, mit kriechender Unterwürfigkeit, mit ekelhafter, aus Feigheit entspringender Heuchelei.

Bildung und Gesittung sind in Centralamerika nicht einmal dem Namen nach bekannt; in Nicaragua z. B. zerfällt die Bevölkerung in Beschuhte und Unbeschuhte; aber die beschuhten Aristokraten unterscheiden sich kaum von dem barfuß gehenden Gelichter. Wohl lesen sie schlechte französische Romane; wohl huldigen sie der französischen Mode in übertriebener Art; aber diese Äußerlichkeiten verdecken die innere Armseligkeit nicht. Die elegante, in Seide vorbeirauschende Dame hat eine Stunde früher, mit ungekämmtem, wirrem Haar auf einer Strohmatte am Boden sitzend, ihre Mahlzeit mit den Fingern zu sich genommen. Die kühne, eifrig grüßende Reiterin wird daheim die unbequemen Sammetstiefelchen schleunigst ausziehen und barfuß umherlaufen. Selbst die vornehmsten Familien kennen den Begriff „Bettwäsche“ nicht und schlafen auf einem

mit einem Ochsenfell überdeckten Lattengestell, obendrein in den Kleidern. Vor dem Wasser als Reinigungsmittel des Körpers herrscht ängstliche Scheu. Die geistige Bildung ist in einem bedauerlichen Rückgange begriffen, und die sittlichen Zustände lassen alles zu wünschen übrig. Nur in Costarica, wo die fleißigen, begabten Creolen das Übergewicht haben, finden sich erfreuliche Verhältnisse. Neben der inneren Roheit zeigt sich ein verächtliches Prunken mit äußerlicher Frömmigkeit; alle wichtigen Ereignisse werden mit kirchlichem Schaugepränge, mit Musik und Feuerwerk gefeiert. Die größte Freude empfinden die ungebildeten Menschen bei den blutigen Hahnenkämpfen, die selbst in kleinen Dörfern auf eigenen Bühnen abgehalten werden. Die langen, scharfen, sensenförmigen Messer am rechten Bein der Kämpfer machen dem Schauspiel oft schon in wenigen Sekunden ein Ende. Auch hier wird unsinnig auf die verschiedenen Kampfhähne gewettet. Die in Guatemala allein noch erlaubten Stierkämpfe sind eine ungefährliche Hetzerei der Tiere, denen vor dem Beginn die Hörner abgesägt werden.

Die Indianer Mittelamerikas sind teils wilde, teils gesittete. Jene leben als Jäger und Nomaden und beharren im Heidentume; diese haben feste Wohnsitze und treiben Ackerbau, haben auch die katholische Religion angenommen. Fast alle Indianer besitzen kräftige Gestalten; hervorstehende Backenknochen, schmale Stirn, schwarze, stechende Augen und struppiges, dunkles Kopfhaar sind die weiteren hervorragenden Eigentümlichkeiten ihres Äußeren. Die Kleidung dieser Eingeborenen ist einfach, ihre Wohnungen sind der Höhenlage angepaßt, in den Niederungen Rohrhütten, in den höheren Regionen Häuschen aus lufttrockenen Ziegeln. Die Einrichtung ist äußerst einfach. In einem Anbau verweilt der Indianer oft stundenlang, um ein Schwitzbad darin zu nehmen. Berauschende Getränke namentlich Pulque und Chicha, spielen leider auch im Leben dieser Naturkinder eine ziemlich bedeutende Rolle. Von Charakter sind die Indianer ernst, still, melancholisch, aber auch träge und abergläubisch. Ihre Erfindungsgabe ist gering, groß dagegen ihr Talent in der Nachahmung; darum leisten sie auch in allen Handarbeiten bei ihrer unerschöpflichen Geduld Vortreffliches.

Die Neger Centralamerikas und die zu ihnen gehörigen Mischlinge sind faules, rohes, niederträchtiges Gesindel wie in den Südstaaten der Union.

VI.

In der westindischen Inselflur.

In und vor dem riesigen Binnenmeere zwischen Nord- und Südamerika ist eine Inselwelt verstreut, die mit dem Namen **Westindien** bezeichnet wird, weil die ersten Entdecker hier das westliche Indien gefunden zu haben meinten. Die Spanier trafen hier von Säugetieren nur einige Affenarten, etliche Beuteltiere, Armadille, Faultiere und Fischottern; die sonstigen Vierfüßler der neuen Welt fehlten. Gold und Silber, die heißbegehrten Edelmetalle, waren nicht vorhanden; aber dafür gedieh die Pflanzenwelt in dem überaus milden Klima, in der feuchten Luft um so üppiger. Die angelegten Pflanzungen gaben reichen Ertrag an Kolonialwaren, besonders Zuckerrohr, Baumwolle, Kaffee, Kakao und Tabak. Die Wälder lieferten und liefern heute noch kostbare Holzarten, wie Mahagoni- und Campecheholz. Freilich ist durch Unverstand viel auf den reichen, herrlichen Eilanden gesündigt worden; große Waldungen hat man ausgerottet und infolge davon ist empfindlicher Wassermangel entstanden; durch den beständigen Anbau einer und derselben Pflanze auf der gleichen Fläche ward überdies der Boden erschöpft.

Bezaubernd wirken diese schönen Inseln mit ihrem Naturreichtum auf uns ein; aber unter ihren Blüten lauert die Schlange. In der Regenzeit ist das Klima für den Fremdling äußerst ungesund; das gelbe Fieber kehrt hier regelmäßig wieder und fordert seine Opfer namentlich unter den Weißen. Furchtbare Wirbelstürme, die Tornados, brechen namentlich von August bis Oktober schnell nacheinander aus allen Weltgegenden los und verbreiten durch ihre unbeschreibliche Wut grenzenloses Entsetzen. Sie schleudern die Schiffe hoch auf den Strand hinauf, sie entwurzeln die riesigsten Bäume, ja sie vernichten zuweilen ganze Städte. Im Monat August wurde die Insel Barbados einst von einem solchen Cyclon heimgesucht. Nach Mitternacht wurde das ununterbrochene Blitzen immer schrecklicher und großartiger. Die Raserei des Windes wuchs beständig; sein Geheul war unbeschreiblich; man hörte das Einstürzen der Dächer vor seinem Tosen nicht. Schwere Kanonen bewegten sich vor seinem Drucke wie leichtes Spielwerk. Bei Beginn des Tages stand kein Gebäude mehr; die Bäume waren ausgerissen, oder ihrer Blätter und Zweige beraubt; aus der üppigen Frühlingslandschaft war eine trümmervolle Herbstgegend geworden. Einige tausend Menschen hatten ihr Leben verloren. Schrecklich sind auch die sündflutartigen Regen. Sie steigern sich nicht selten zu entsetzlichen, verheerenden Wolkenbrüchen, die in unverminderter Heftigkeit viele Stunden lang niederstürzen und namenloses Grauen bei Menschen wie bei Tieren erregen. Der übersättigte Boden kann bald kein

Wasser mehr aufnehmen; Ströme stürzen infolge davon jeden Abhang herunter. Die Flut dringt durch die Dächer und Thüren in die Häuser, Blitze erhellen zuweilen das unheimliche Dunkel, furchtbare Donnerschläge übertönen das Brausen der Regenströme. In Angst und Zagen erwartet der Mensch das Ende des Ungewitters, das er stumm, ohne das Mindeste dagegen thun zu können, über sich ergehen lassen muß, und das eben deswegen auch einen tiefen, lange andauernden Eindruck auf ihn macht. Diese Revolutionen im Luftkreis sind eben viel stärker als unsere furchtbarsten Gewitter. Nicht minder schrecklich sind die häufigen Erdbeben.

Die gesamte Inselwelt zerfällt in zwei große Gruppen, nämlich in die großen und kleinen Antillen. Zu jenen gehören Cuba, Haiti oder St. Domingo, Puertorico und Jamaika. Zu diesen rechnet man eine große Anzahl kleiner Eilande, die sich schwer in einzelne Gruppen bringen lassen. Man kann darüber streiten, welche von den westindischen Inseln die schönste ist. Fast alle bieten einen zauberhaften Anblick, an dem wir uns nicht satt genug sehen können, während wir durch die bald blaue, bald grüne Flut an den Ufern entlang fahren. In der Überfülle ihrer tropischen Vegetation, die an den Bergen herabklettert und bis ins Meer taucht, gleichen sie jenen Wundereilanden, von denen die Märchen erzählen. Am Landungsplatze des Dampfers sind gewöhnlich Neger und Negerinnen, die nicht geringen Lärm verführen, in Menge versammelt. Ganz besonders unangenehm sind die Mulatten mit ihrer höchst eigentümlichen leichenhaften Hautfarbe; die Unsittlichkeit steht ihnen auf dem Gesicht geschrieben. Sie drängen sich dem Ankömmling in lästigster Weise auf, indem sie sich erbieten, ihn zu ihren Lasterhöhlen zu führen.

Beim Durchwandern der Eilande überrascht uns immer wieder die erstaunliche Fülle und die unverwüstliche Lebenskraft der Pflanzenwelt. In den dichten Hochwäldern der Berge finden sich die besten Holzarten, wie Mahagoni-, Eben-, Eisen- und Cedernholz. Palmen, Farnkräuter, Farbhölzer und für den Schiffbau wichtige Nadelbäume sind in unendlicher Menge vorhanden. Zahlreiche Nesselgewächse liefern Gummi. Lianen umschlingen Äste und Stämme und machen das Fortkommen fast unmöglich. An den Abhängen und in den Thalgründen prangen herrliche Pflanzungen, worauf namentlich Zuckerrohr, Kaffee, Tabak und Reis gebaut werden. Cuba allein erzeugte im Jahre 1881 fast 6 Millionen Centner Rohrzucker. Arm sind die Wälder an einheimischen Säugetieren; umso größer aber ist die Zahl der Vögel, die sich überall laut und fröhlich regen und unter denen Papageien und Kolibris ihrer Farbenpracht wegen besonders auffallen. In den Seen, Flußmündungen und Baien auf Cuba haust der Caiman, auf einigen kleineren Inseln kommt die überaus gefährliche Lanzenschlange vor, deren Biß fast immer den Tod bringt.

Die Urbevölkerung der Inseln bestand aus Indianern, den Taini und den Kariben. Von den Weißen auf die schändlichste Art unterdrückt und verfolgt, mit übermäßigen Anstrengungen gequält, von ansteckenden Krankheiten der Fremdlinge befallen, sind die sanften, unkriegerischen

Taini gänzlich, die begabten, kühnen Kariben bis auf wenige Familien ausgestorben.

Um dem durch Ausrottung der Eingeborenen entstandenen, höchst unangenehmen Mangel an Arbeitskräften abzuhelfen, wandte man das von dem frommen Freunde der Indianer, dem Bischof Las Casas, empfohlene Mittel an: man führte Negersklaven ein. Trotz der massenhaften Zufuhr des „schwarzen Menschenfleisches" ließen die Spanier in kluger Berechnung das Negertum niemals alles andere so überwuchern, wie dies seitens der Engländer und anderer Europäer geschah; in ihren Besitzungen überwiegen infolge davon die Weißen heute noch. Sonst haben die Schwarzen unter der $4^1/_5$ Millionen betragenden Bewohnerschaft mit 3 Millionen Seelen das Übergewicht in der gesamten Inselwelt.

Jetzt ist die Sklaverei auf allen Eilanden aufgehoben. Die freien Neger der Antillen sind im ganzen nicht so entartet, wie dies in den Südstaaten der Union der Fall ist. Sie treten uns anständig, gutmütig, höflich und unterwürfig entgegen, benehmen sich weder steif noch frech, sind rasch in ihren Bewegungen und in ihrem Thun, und zeichnen sich durch eine unverwüstliche Heiterkeit aus; bei allen Verrichtungen singen oder pfeifen sie. Gelegentlich macht der schwarze Antillenbewohner gern lange Finger, aber so grobe Verbrechen wie die Neger in den Vereinigten Staaten begeht er doch selten. Gelehrig, klug und mäßig, dankbar für empfangene Wohlthaten, ist der Schwarze zugleich ein überaus zärtlicher Vater. Weniger Rühmliches ist von den Mischlingen zu sagen. Sie wohnen gern in den Städten, haben immer eine höhere Stellung innegehabt als die Afrikaner und sind auf vielen Inseln thatsächlich die Herren. Den Weißen hassen sie, arbeiten ihm möglichst entgegen und haben sich viele amtliche Stellungen zu erringen gewußt. Auf Cuba finden wir die Weißen noch als Herren; Neger und indische Kulis verrichten die Feldarbeiten; die rohen, ungebildeten und armen Mulatten sind fast nur in ganz untergeordneten Stellungen anzutreffen. Auch chinesische Feldarbeiter sind neuerdings eingeführt worden. Die Weißen sind teils Spanier, teils Creolen. Jene bilden das Heer, sie haben alle Beamtenstellen inne, üben großen Einfluß als reiche Kaufleute und Banquiers und blicken mit Stolz auf die Creolen herab, von denen sie dafür grimmig gehaßt werden, was um so bedeutungsvoller ist, als letztere die eigentlichen Land- und Plantagenbesitzer sind. Wie die Creolen in Mexiko sind sie träge, genußsüchtig, leichtsinnig, sonst aber ein begabter, edler Menschenschlag. Die Neger, hier allzeit besser behandelt, sind vielfach in dem alten Abhängigkeitsverhältnis zu ihren ehemaligen Herrn geblieben. Auf Puerto Rico dagegen, wo die Schwarzen als Landbevölkerung leben, haben sie die Arbeit gänzlich aufgesteckt; sie wohnen in elenden Hütten und schaffen gerade soviel, daß sie nicht verhungern müssen; hier sind die Mulatten thätiger und arbeitsamer als die Creolen. Die Bevölkerung des englischen Jamaika besteht großenteils aus Farbigen und Negern; unter etwa 600 000 Bewohnern finden sich nur 20 000 Weiße, vorwiegend Engländer, spanische und französische Creolen, englische

und spanische Juden. Infolge leichtsinniger Wirtschaft und verführt durch die gewissenlose Dienstfertigkeit der Judenschaft sind zahlreiche creolische Grundbesitzer ins Elend geraten. Die Farbigen, meist Mischlinge von Engländern und Amerikanern, sind hier körperlich und geistig tüchtige Leute und kommen schnell vorwärts; sie sind in allen Klassen der Gesellschaft zu finden. Die Neger zeigen sich auch hier faul, sinnlich, gleichgültig gegen Ehre und Ansehen, geistig wenig brauchbar. Ihr Glück besteht darin, träge und faul im Sonnenschein zu liegen. Lächerlich ist ihre affige Art, in feinen Ausdrücken zu reden, das Benehmen der gebildeten Leute nachzuahmen, sich des Scheines wegen für sehr fromm auszugeben. Sehr drollig wirkt auch ihre Art, sich an Sonn- und Festtagen aufzudonnern; drei geputzte Negerfrauen nehmen infolge ihrer Auftakelung die Breite einer Straße ein, und ganz widerwärtig ist ihre Sitte, sich die schwarze Haut mit Puder zu bestreuen. In den Blauen Bergen wohnen die Maroonneger, Abkömmlinge entlaufener Negersklaven; sie leben von Jagd und Fischfang. Es sind schön gebaute, schlanke, kräftige und gewandte Leute, die jetzt mit den Engländern Frieden halten. Auf Haiti bestehen zwei Republiken, die Negerrepublik Haiti im Westen mit fast einer Million Einwohner und die Republik Santo Domingo im Osten mit ungefähr 400 000 Einwohnern, größtenteils Mulatten und Negern. Weiße sind im Freistaate Haiti nur in sehr geringer Anzahl vorhanden; man haßt sie und hat sogar gesetzlich bestimmt, daß sie weder Grundeigentum besitzen, noch Bürger werden dürfen. Als Pächter, Kaufleute, Gewerbtreibende, Beamte können sie trotzdem im Lande leben. Neben der größten Üppigkeit und Überfeinerung findet sich die roheste Verkommenheit im Staate. Die Schulen sind schlecht, die Bildung ist daher in den Massen überaus gering. Da die Insel lange im Besitze der Franzosen war, ist das Französische Umgangssprache geworden. Gebildet, klug und ausnehmend höflich sind die farbigen Kaufleute. Der schwarze Landmann dagegen zeichnet sich durch Trägheit aus; er wohnt in einer armseligen Hütte und läßt das kleine Stück Land darum her von der Frau bearbeiten. Schon der Anblick der Hauptstadt Port au Prince verrät den im Lande herrschenden Geist. Die breiten Straßen starren von Unrat und sind von schmutzigen Rinnsalen durchzogen; Scharen von Hunden, grunzende Schweine und schreiende Esel beleben sie. Fuhrwerke können sich nicht durch diesen Wust hindurcharbeiten. Der Offizier, der zu Pferde in glänzender Uniform daher kommt, ist barfuß. Prunkvolle Festlichkeiten erfreuen sich großer Beliebtheit. Die Sittlichkeit läßt namentlich in den unteren Volksschichten sehr viel zu wünschen übrig. Die Haitier sind dabei äußerlich sehr religiös und kirchlich und halten das Andenken der Toten hoch in Ehren. Die Friedhöfe sind zum Teil großartig; selbst in den ärmsten Dorfschaften werden die Gräber am Tage mit frischen Blumen, abends mit brennenden Kerzen geschmückt. Leider findet sich in der Republik der abscheuliche Vaudouxdienst noch, dessen wir bereits bei Schilderung der Neger in der Union erwähnten. Auch in der Republik Santo Domingo hat die

Befreiung vom Joche der Sklaverei nur Unheil gebracht; alles befindet sich im jämmerlichsten Niedergang. Die blühenden Städte sind verfallen und verarmt, die Zuckerplantagen wurden in Syrup- und Rumfabriken umgewandelt, die Industrie ist armselig über die Maßen. Ärmlich sind die Behausungen, lächerlich die Erscheinungen der Polizisten und Vaterlandsverteidiger, die nicht selten an kostümierte Affen erinnern. Daß auch hier das Schulwesen arg darniederliegt, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. So haben die Neger und Mulatten auch auf der schönen Insel bewiesen, daß sie keinen vernünftigen, menschenwürdigen Gebrauch von der Freiheit zu machen wissen, ja, daß sie leicht in den rohesten Urzustand des Afrikanertums zurückversinken, wenn sie in Massen auf sich selbst angewiesen werden und ihre Geschicke selber leiten sollen.

VII.

In Colombia.

Von zwei Oceanen an seinen Küsten bespült, hat das Gebiet der Vereinigten Staaten von Colombia den größten Anspruch auf hervorragende Bedeutung im Welthandel; aber die auch hier äußerst kurzsichtige spanische Herrschaft und die vielfachen Unruhen nach der 1811 erfolgten Losreißung lassen das Land nicht zum Aufblühen kommen. Ewige Zwietracht hat vollständige Zerrüttung der Finanzen und nur allzugerechtfertigtes Mißtrauen in Hinsicht auf die Dauer der bestehenden Zustände hervorgerufen. Einst befand sich fast ganz Südamerika in den Händen der Spanier; aber überall mußte die Abschüttelung des spanischen Joches eintreten, da die Regierung nach völlig verkehrten Grundsätzen handelte. Sie stützte sich nicht auf den Pflug, sondern auf das Schwert. Die Länder der neuen Welt wurden in schmählichster Weise ausgesogen, um das Stammland durch Gold und Silber zu bereichern. Eine besondere Silberflotte brachte die Schätze alljährlich nach Spanien hinüber. Die Statthalter übten harte und willkürliche Herrschaft, sie brachen das Recht, zogen die aus Spanien nachrückenden Abenteurer den im Lande geborenen Creolen vor und hüteten die königlichen Vorrechte in ängstlichster und zugleich schroffster Art. Unter solchen Umständen konnte der Handel nicht in Blüte kommen, der Wohlstand sich nicht entwickeln; jede Berührung mit dem Auslande ward in thörichter Eifersucht verhindert. So mußte sich Zündstoff sammeln, mußte eine gefährliche Gärung entstehen. Die Losreißung der Vereinigten Staaten Nordamerikas von England entfachte das Verlangen, sich gleichfalls unabhängig zu machen, und in heißen, langjährigen Kämpfen, in denen Simon Bolivar, „der Befreier", sich besonders hervorthat, ward die Freiheit

erstritten. Aber bisher haben die weiten, schönen Länder wenig Segen davon gehabt. Wilde Parteiwut läßt die innere Zerrüttung niemals enden; wie der Boden immer wieder unter den Stößen der Erdbeben schüttert und wankt, so das Wohl der Allgemeinheit in den endlosen Revolutionen. Der höheren Bildung und Gesittung gleichgültig abgewandt, ohne edlen Schwung der Geister, ohne Opfermut für das Allgemeine Beste, hat die Bevölkerung dieser Staaten auffällig erwiesen, daß sie dem germanischen Element in der Kunst, neu entstandene Gemeinwesen zu festigen und zu sichern, weit nachsteht, ja, daß sie ganz unfähig dazu ist.

Und doch scheinen die südamerikanischen Länder berufen zu sein, dereinst eine hervorragende Rolle im Leben der Welt zu spielen. Dies gilt namentlich von Colombia, das eine so günstige Lage besitzt, wie kaum ein anderes Gebiet des ganzen Weltteils. Die beiden Oceane an seinen Küsten berühren sich fast, auf der zugehörigen Landenge von Panama wird höchst wahrscheinlich dereinst noch eine Verbindung zwischen ihnen geschaffen werden. Vielverzweigte, ansehnlich hohe Gebirgsketten bringen eine überraschende Verschiedenheit der Lagen hervor, in denen alle Klimate des Erdballs zu finden sind und auf deren verschiedenen Stufen alle Gewächse, die der Mensch in Pflege genommen hat, gedeihen. Gute Häfen werden den Schiffen, wie heute schon, sichere Zuflucht bieten, wenn sie dereinst in großer Anzahl nach den Gestaden des schönen Landes steuern, dessen natürlicher Reichtum noch so wenig entwickelt ist.

In drei riesigen Ketten ziehen die Cordilleren, fast parallele Richtung einhaltend, durch das Land; der Magdalenenstrom und sein Zufluß, der Cauca, eilen durch die so gebildeten Längsthäler. Im mittleren Kamm ragen noch Vulkane, unter ihnen der fast 6000 m hohe Tolima, der bedeutendste Gipfel des Gebirges nördlich vom Äquator. Im Nordosten berührt sich die Cordillera mit dem schönen Küstengebirge von Venezuela. An den östlichen Zug lehnt sich das weite, 2600 m über dem Meeresspiegel gelegene Hochland von Bogota, einst das Riesenbecken eines Sees. Der die Gewässer der Hochfläche abführende Rio de Bogota stürzt sich bei Tequendama in eine enge Schlucht hinab; bei diesem 139 m hohen Sprunge bildet er eine Wolke von Wasserstaub, die wir noch in einer Entfernung von 16 Stunden wahrnehmen können. Ostwärts von der Mündung des Magdalena erhebt sich die stolze Sierra Nevada de Santa Marta, ein Gewirr steiler, grasbedeckter Hügel und schroffer Berge, an denen der Wald nur bis 1800 m Höhe emporklettert. Höher hinauf gelangen wir in Savannen oder Weideflächen, dann folgt die Region des ewigen Schnees. Der östliche Teil Colombias ist Tiefland, ganz ähnlich demjenigen von Venezuela. Wasserreiche Ströme durchziehen das Land und begünstigen die Schifffahrt; der stolze Magdalena kann 250 Stunden landeinwärts von Dampfern befahren werden.

Wie in Mittelamerika, so können wir beim Ersteigen des Gebirges auch hier alle Klimate der Erde in kurzer Zeit durchwandern, alle Jahreszeiten im Laufe eines einzigen Tages mit einander vergleichen. Unten im

heißen Tiefland des Ostens, in den unteren Thalungen des Magdalena und Cauca, sowie in den Küstengegenden wandern wir lechzend durch glühende Tropenlandschaften. Klimmen wir auf die Berge empor, so gelangen wir in wonnig milde, überaus fruchtbare Gegenden mit gemäßigtem Klima. Je höher wir dringen, desto kühler umweht uns die Gebirgsluft, und endlich beginnt da, wo das Pflanzenleben erstirbt, jene Region voll erhabener Schrecken, voll leuchtender Majestät, die wir auch in anderen hohen Gebirgen finden: das Reich des ewigen Schnees. Bis zu 3000 m Höhe klimmt der dichte, wilde Urwald empor; seine Üppigkeit, sein wildes Durcheinander von Riesenbäumen und niedrigem Gestrüpp, von umgestürzten Stämmen und stachelbewehrtem Rankengewirr spottet jeder Beschreibung. Ungeheure gekrümmte Ficusstämme von 50 m Höhe breiten hier ihre gewaltigen Wurzeln aus; an ihrem Zweigwerk hängen die Nester der Beutelstare, lange, aus Gras zusammengeflochtene Säcke, die der Landschaft ein höchst eigentümliches Gepräge geben. Die wundervollsten Palmenarten breiten ihre prächtigen Blätterkronen weithin aus. Allerorten finden wir den hübschen Kaffeebaum und das saftreiche Zuckerrohr. Das ganze Jahr hindurch glüht die Goldorange in diesem gesegneten Lande aus dem dunkeln Laube hervor. Ohne jegliche Pflege rankt sich die Kürbispflanze an den Bäumen empor.

Wunderbar reich ist auch das Tierleben in den unermeßlichen Waldungen. Die Luft ist vom Geschrei der farbenschimmernden Papageien und kleinen Sittiche erfüllt; zuweilen steigern sich ihre Rufe zum ohrbetäubenden Lärm. Hoch droben in der klaren Luft fliegen lebhaft blaugelb gefärbte oder feuerrote Aras, stattliche Vögel mit langen Schwänzen, sich immer paarweise zusammenhaltend. Am Stromufer, wo die Äste der Waldriesen an manchen Stellen weithin Schatten über die Flut verbreiten, während andere Plätze ihres sandigen Grundes wegen kahl liegen, tummeln sich die stattlichen schwarzgefiederten und mit orangenfarbigen Fleischauswüchsen gezierten Hokkohühner. Löffelgänse und große weiße Reiher stellen den Bewohnern der Flut mit unermüdlichem Eifer nach, und nicht selten meinen wir, die am Ufer in der Ferne auftauchenden, regungslos dastehenden Reiher seien wachhaltende Krieger. In den Dickungen des Urwaldes birgt sich der plumpe, schwerfällige Tapir; während der Tagesglut ruht er im weichen Moorgrund, oder im schattigen, feuchten Gestrüpp; senkt sich aber die Kühle des Abends nieder, so trottet er zum Sumpfgestade der Flüsse, wo er seinesgleichen findet, wälzt sich mit ihnen behaglich im Morast, durchstreift den Wald mit ihnen, reißt die zarten Zweige von den Büschen, oder weidet in den hohen Gräsern. Zuweilen bricht ein solcher Trupp Tapire in die Felder ein, schweren Schaden durch seine Gefräßigkeit und das Zertreten der Pflanzen anrichtend. Ihr grimmigster Feind ist der Jaguar. Auf ihren nächtlichen Wanderungen überfällt sie der blutgierige Schleicher; dicht aneinander gedrängt durchbrechen sie das hemmende Strauchwerk, den dickhäutigen, keilförmigen Kopf dabei als treffliches Werkzeug benützend. Der Lärm

ihrer Flucht, ihr angstvolles Grunzen, das Brüllen des buntgefleckten Verfolgers, das Rauschen des Gesträuchs, das Krachen und Knacken der Stämme bringt die Affen und die gesellig horstenden Vögel in den Baumkronen in Aufregung; durch ihr Geschrei vermehren sie das Getöse noch, und auf solche Weise kommt eine große Waldstrecke in Unruhe. Auch den Armadillen oder Gürteltieren, die sich während des Tages in selbstgegrabenen Höhlen versteckt hielten und in der Dunkelheit hervorkommen, um ihrer aus Feld- und Baumfrüchten bestehenden Nahrung nachzugehen, stellt der Jaguar eifrig nach. Im Strome aber lauern unzählige Kaimans, die namentlich den Fischen Gefahr drohen. Die plumpen Tiere töten die Beute behend mit einem Schlage des Schwanzes, schleudern sie geschickt in die Höhe und fangen sie mit dem Rachen auf. Der Schlag des Riesenschwanzes und das Zusammenklappen der Kinnladen verursachen ein auffallendes Geräusch, das weithin durch die stille Nacht vernommen wird. Weiter noch hallt das schauerliche, Mark und Bein durchschütternde Gebrüll der gepanzerten Untiere, die auch untereinander zuweilen auf Tod und Leben kämpfen. Im Wasser versteckt, aber das ganze Ufer mit scharfem Blick beherrschend, lauert der Kaiman in der Dämmerstunde auf die zum Fluß kommenden durstigen Tiere. Geräuschlos schwimmt er herzu, erschnappt ein Opfer und zieht es mit in die Tiefe. Besonders gierig ist er auf Hunde, und wenn er erst einmal Menschenfleisch gekostet hat, zieht er es allem anderen vor. Selbst den Jaguar packt er mit grimmen Zähnen, und es entsteht dann ein furchtbarer Kampf, aber meist unterliegt der Beherrscher des Urwaldes. Schauerlich mischt sich in der Nacht das Brüllen der hungernden Kaimans mit dem entsetzlichen Geschrei der Brüllaffen.

Vereinzelt nur dringen Ansiedler in diese großartigen Wildnisse vor, denn Mühen und Entbehrungen warten ihrer in der Öde. Feindselig tritt ihnen die wilde, trotzige, willkürlich schaffende Natur entgegen. Einsam ist ihr Leben, denn selten nur verirrt sich ein anderer Mensch in den Wald auf die kleine Lichtung. Wohl ist der Boden fruchtbar, das Klima überaus günstig; dennoch gilt es Aufbietung der ganzen Kraft und Beharrlichkeit, um den ersten Lebensunterhalt zu erringen. Trotzdem beugt solches Leben nicht nieder, denn die großartige Schaffenskraft der Natur, die ewig gleichen und doch immer wieder neuen Bilder in der Umgebung üben einen mächtigen Reiz auf das Gemüt aus.

Freundlich nimmt uns der einsame Landsmann, der mit seiner Familie auf solcher kleinen Blöße im Urwalde haust, in seinem anspruchslosen, einfachen Häuschen auf. Rings umschließt dichter Wald die kleine Pflanzung, warm und doch nicht erschlaffend umweht uns die Bergluft, denn wir befinden uns in ansehnlicher Höhe über dem Meere. Eben zogen nach heftigem Gewitterguß noch schwere Wolken, dann leichte Nebelstreifen um die Gipfel; jetzt aber bricht die Sonne siegend durch und überstrahlt alles mit ihrem Lichte. Wir werden freundlich von den schlichten Leuten begrüßt, die das bierberühmte Bayerland mit dieser

Tropengegend vertauschten, wo ewiger Frühling und Sommer herrscht. Es gefällt ihnen auf ihrem Plätzchen; rein weht die Luft, tiefblau schimmert der Himmel, weithin schweift der Blick von den nahen Bergwiesen über die schimmernden Bergeszinnen, über die Thäler und Wälder und mächtiger noch als alles andere redet der nächtliche Tropenhimmel zu ihren Herzen. Und doch merken wir bald, daß die biederen Menschen still nach innen sehen: sie kranken am Heimweh nach ihren Alpenbergen, nach ihren Stammesgenossen, nach deutscher Art und Sitte. „Zwar ist's schön im fremden Lande, doch zur Heimat wird es nie."

„Es leben wenig Deutsche hier im Lande," sagt der Hausvater, nachdem wir mit Speise und Trank gelabt worden sind. „Das ist's, was uns am meisten drückt. Und auch das liederliche, verlotterte Wesen der Leute gefällt uns nicht. Der Boden ist so fruchtbar, das Klima so mild, es gedeiht hier alles. Aber man nutzt das nicht aus, wie sich's gehört. Das faule Volk baut etwas Reis, noch weniger Mais, außerdem Pisang und Bananen, letztere deswegen, weil sie fast gar keine Arbeit erfordern. Ins Ausland gehen nur Tabak und Kaffee. Mehr bedeutet der Bergbau; in allen Bezirken wird Gold gefunden, am meisten bei Santa Rosa, wo man jedes Jahr für viele Millionen gewinnt. Bei Santa Anna sind sehr reiche Silbergruben; auch herrliche grüne Edelsteine werden in Menge gefunden. Aber trotzdem ist alles verlumpt und verkommen. Von den 3 Millionen Menschen im Lande gehört ja auch die Mehrzahl den farbigen Leuten an, die nicht gern hart arbeiten. Eine halbe Million Indianer ist noch ganz roh, und die vielen Neger sind eine wahre Landplage. Drunten in den Wildnissen am mittleren Magdalena finden sich solche Schwarze und Mischlinge von ihnen; es ist häßliches Volk, das noch durch den Carete verunstaltet wird. So nennt man eine Krankheit, von der die Haut scheckig wird. Von der Roheit dieses Gelichters kann sich ein Fremder keine Vorstellung machen. Die Richter und Vorsteher gelten gar nichts; von Religion ist kaum noch eine Spur geblieben; die Kirchen sind verfallen, die Pfarrer fehlen, das Volk lebt wie das wilde Vieh."

Am Nachmittage unternehmen wir mit Vater und Sohn einen Ausflug in die wunderbare Bergwelt. Auf schmalem Pfade geht's in den Wald hinein; riesenhafte Bäume bilden mit ihren Kronen ein ungeheures Gewölbe; jeden Augenblick gewahren wir Neues und Schönes, daß wir gar nicht aus dem Staunen herauskommen. Geheimnisvolle Dämmerung umgiebt uns, rätselhafte Laute klingen an unser Ohr, bald tönen sie näher, bald ferner; wie ein großes Geheimnis umgiebt uns der Urwald mit seinen Schauern. Bergauf, bergab folgen wir der schmalen Wegspur und gelangen so in ein herrliches, üppiges Thal, durch das ein silberklarer, frischer Bergquell rollt und das der Himmel überdies allnächtlich mit reichem Tau tränkt. Stolze Palmwipfel, hohes Schilfrohr, baumhohe Bambusgräser flüstern im lustigen Spiel der Luft und beschatten die tiefen Rinnsale des Wassers; glutrote Blüten leuchten aus dem dunkeln Laube; Woll-, Balsam-, Harz- und Gummibäume tragen auf ihren stattlichen

Stämmen breite, schattenreiche Kronen. So bietet der entzückende Thalgrund alles, was der Mensch begehren kann. Weiter dringen wir und gelangen zu einer Stelle, an der unseres Wirtes ältester Sohn mit drei braunen Männern beschäftigt ist, sich ein eigenes Heim zu bauen. Schwer ist die Arbeit, denn das harte Holz der Bäume widersteht dem scharfen Eisen, und erst nach vielen wuchtigen Streichen neigt sich solcher Riese, alles im Sturze niederschmetternd. Eine ziemlich große Lichtung ist bereits geschlagen, aber noch ist kein Haus gebaut, ist der Boden nicht gerodet. Die fleißigen Männer haben sich einstweilen ein Schutzdach aus Palmblättern errichtet, worunter die Herdflamme prasselt und unter dem die rührigen Arbeiter nach anstrengender Thätigkeit Rast halten. Zwischen den Pfählen spannt man dem Fremdling die mitgebrachte Hängematte aus, damit er darin Nachtruhe halte. Auf der trocknen, harten Rindshaut schlafen die braunen Leute, die deutschen Männer, in ihre wollenen Cobijas gewickelt, auf Schaffellen. Vor der Nachtruhe sind die Kalebassen am Bache mit ganz frischem Wasser gefüllt und in die Ecke gestellt worden, in der sie am schattigsten stehen; überdies hat man sie vorsichtig mit breiten Pisangblättern zugedeckt, um das labende Naß möglichst frisch zu erhalten. Trinknäpfe, Schüssel und Löffel sind aus gespaltenen Totumaschalen hergestellt und in Lianen und Geflechten aus dünnen Stäben untergebracht. Die aus Reis, Mais, Salz, Kakao, Branntwein ꝛc. bestehenden Lebensmittel sind vorsichtig in Lederschläuchen, Säcken, Korbgeflechten und Lederkisten geborgen. Die lederharte schwärzliche Carne seca (lufttrocknes Fleisch) hängt in langen, dünnen Streifen über Stangen und Latten. Unter dem First ist ein Holzhaken angebracht, woran außer dem gesalzenen Speck einige Flaschen mit ausgelassenem Schmalz und Palmöl, etliche in Blätter eingewickelte Päckchen Rohrzucker, ein frisch erlegtes und bereits gerupftes Waldhuhn hängen. In einer Astgabel lehnt die schützende Feuerwaffe; Schloß und Mündung sind durch Umwickelung mit wollenen Lappen gegen den schweren Nachttau geschützt; daneben hängt, zu sofortiger Benutzung bereit, die kleine Munitionstasche aus buntgeflecktem Tigerkatzenfell. Vor dem Schuppen ruht der flache Quetsch- und Mahlstein auf einem Holzgestell. Drei zusammengeschobene Steine bilden den Herd; auf ihnen steht die Olla, ein großer, rundbauchiger Kochtopf aus gebranntem Thon. Der leichte, feine Rauch, der darum her kräuselt, beweist, daß die sorgsam verscharrte Glut unter der Asche fortglimmt.

Allmählich verklingen die Stimmen des Tages und Abends, still sinkt die geheimnisvolle Tropennacht hernieder, lautlos ruht das Getier im dichten Wald- oder Rohrversteck. In wunderbarem Glanze leuchten die Sterne vom tiefdunkeln Himmel hernieder; es ist uns beim Aufblick zu der Riesenkuppel, als schauten wir in die Geheimnisse der Ewigkeit hinein. Tiefer Frieden, träumerische Stille, unaussprechliche Anmut, vereint mit ernster Majestät verbinden sich in solcher wunderbaren Tropennacht zu unbeschreiblicher Herrlichkeit. Der Bach murmelt und rauscht geheimnisvoll; der leiseste Ton klingt merkwürdig auffallend durch die tiefe Ruhe

der Wildnis; ein seltsames fernes Rauschen geht zuweilen durch die Natur, die den Odem anzuhalten scheint; geisterhaftes Wehen zieht dumpf anschwellend durch die Wipfel, dann erstirbt es fast völlig, bis die feuchte Nachtluft wieder lebhafter zu wehen beginnt. Kühl umweht uns der weiche Hauch; fröstelnd vor Erregung suchen auch wir die Ruhe, bewacht wie die übrigen Schläfer von dem treuen zottigen Hunde, der zusammengeknäuelt neben der Feuerstelle liegt, zuweilen leise winselt, oder, durch ein auffallendes Geräusch im Nu erweckt, dumpf zu knurren beginnt. Endlich erbleichen die Sterne, der Tag zieht in flammender Herrlichkeit herauf. In schweren Tropfen rieselt der Tau, der an allem Blattwerk hängt, zur Erde nieder; die Tierwelt wird rege, ein Vogel weckt den andern, und bald ist die Luft vom Gewirr der zahllosen Stimmen erfüllt. Aber sobald die Sonne ihre sengenden Strahlen wieder niedersendet, verstummt der frohe Lärm, der frische Hauch verweht, die berauschenden Düfte verschwinden. Fröstelnd erwachen wir; im Zwielicht erkennen wir die braunen Männer, die ihre mechanisch eingelernten Gebetformeln murmeln, das Kreuz über Stirne, Mund und Brust schlagen, die feuchten Decken über die Schultern werfen und sich nun um das Feuer kauern, das einer von ihnen sorgsam mit Hilfe seines breitrandigen Strohhutes wieder zur Flamme entfacht. Bald sitzt die ganze Gesellschaft beim würzigen Morgentrunke, während der riesenschnäblige Tukan aus dem stillen Walde seinen melodischen Klageruf herübersendet, den sich die Eingeborenen sehr sinnig in die Worte übersetzt haben: „Dios te dé! Dios te dé!“ (Gott gebe Dir!) Eben streichen auch die schönen Hokkohühner aus dem Gezweig eines riesigen Mahagonibaumes zum Aufsuchen ihres Frühmahles ab. Einer der braunen Männer schürzt nun die weite Hose auf, ergreift Gewehr und Munitionstasche, lauscht ein paar Augenblicke, während er das Messer umgürtet, in die Wildnis und entfernt sich still zum Jagdzuge; ein anderer schärft Äxte und Schlagmesser, der dritte holt frisches Wasser am Bache, der junge Weiße schürt das Feuer. Immer großartiger entfaltet sich die Herrlichkeit des Tropenmorgens; unbeschreibliche Farbenpracht prangt am Himmel und funkelt und schimmert aus den Myriaden von Tautropfen zurück. Ein unbeschreibliches Wohlgefühl erfüllt uns; wir fühlen uns stark und frisch wie selten.

Da kracht ein Schuß und hallt vielfach an den Bergen wieder; der Hund macht sich von der Fessel los und stürmt heulend in den Wald. Kreischend stiebt der Hokkohühner-Schwarm empor, kreischend und schwatzend eilen die schillernden Papageien über die Blöße, und scharf spähend umkreist der Falke sein Nest im hohen Gipfel. Ein zweiter Krach! Schnaubend und stampfend wälzt sich ein Rudel aufgescheuchter Wildschweine durch das Dickicht. Alles im Lager lauscht gespannt; da tritt der Jäger aus dem Walde, an der Seite ein erlegtes Waldhuhn, auf dem Rücken ein erbeutetes Wildschwein. Freudig wird der glückliche Schütze begrüßt, und alles macht sich an die Zerlegung des Wildes, um es möglichst vor der rasch eintretenden Zersetzung zu schützen.

Nach eingenommenem Frühimbisse verlassen wir die Rodung; bald wird die Tropensonne den früher ewig feuchten Grund ausgetrocknet haben, dann verzehrt die Flamme das Holzwerk darauf, schwarzgraue Asche überzieht den Boden mit einer einförmigen Decke. Aber wenn die Regenzeit beginnt, wird neues Leben daraus erstehen; dann treiben die von Menschenhand in den Erdenschoß eingelegten und eingesteckten Körner, Wurzeln und Setzlinge frisches Grün, auf der üppigen Pflanzung ragt eine friedliche, mit Palmblättern gedeckte Hütte, und wirbelnder bläulicher Herdrauch lädt den Wanderer in der Wildnis alsdann zum Rasten ein.

Auf weiteren Wanderungen in Colombia lernen wir die Zustände des gesegneten Landes genauer kennen. Die deutschen Landsleute haben nicht übertrieben; es ist hier alles trostlos. Wohl hat europäische Gesittung das Leben der Bewohner beeinflußt; aber es ist gewissermaßen nur davon gestreift, die ursprüngliche Barbarei drängt überall abschreckend hervor. Was an Tüchtigkeit und Gesittung in den Urbewohnern gelebt hat, das haben die Spanier in ihnen vernichtet; aber Gutes, ihnen Eigentümliches vermochten sie nicht an seine Stelle zu setzen. Eine Revolution jagt die andere, ein gesunder, stetiger Fortschritt kann sich auf keinem Gebiete des Lebens entwickeln. Wir kommen durch Dörfer, durch volkreiche Städte — aber sie alle sind im tiefsten Verfall. Überaus beschwerlich sind Reisen durch das schöne Land, denn Wege gibt es — wenigstens nach europäischen Begriffen, — so gut wie gar nicht. Zur Beförderung der Briefpost aus dem Südwesten nach Panama sind, wie uns ein deutscher Kaufmann in Popayan erzählt, 13 Wochen erforderlich, obwohl die Strecke nicht größer ist als die Entfernung zwischen Berlin und Triest. In jener Stadt befindet sich eine „Universität“; welcher Art die hier verzapfte Bildung ist, erkennen wir daraus, daß in dem ganzen Neste kaum ein Bogen Schreibpapier zu haben ist; noch viel weniger können wir dort ein Buch zu kaufen bekommen. In Pasto ist die zweite „Universität“; sie hat so viel Helligkeit in die Köpfe der Einwohner gebracht, daß sie von gelehrten Fremden erwarteten, sie sollten den in der Nähe liegenden Vulkan zur Ruhe bringen und daß sie deswegen Deputationen aus den hervorragendsten Persönlichkeiten an sie abschickten. Diese Beamten, Universitätsprofessoren, geistlichen Würdenträger baten ganz ernsthaft, der Fremdling solle sich der leichten Mühe unterziehen, den drohenden Feuerspeier unschädlich zu machen. So treffen wir fast überall den lächerlichsten Aberglauben, die widerlichste Trägheit, die abscheulichste Trunksucht. In Bogota, dessen Vornehme sich kastilianischer Abkunft rühmen, sind unter etwa 60 000 Einwohnern nur ungefähr 9 000 Weiße; die übrige Bevölkerung besteht aus Indianern, Mestizen, Negern und Negermischlingen. An den Damen der Hauptstadt ersehen wir, wie wenig die Frauen des Landes den Anforderungen und dem Geschmack des deutschen Mannes entsprechen; sie verwirren ihr in die Stirn hängendes Haar absichtlich so sehr, tragen die Schminke so dick auf, daß man von der eigentlichen Beschaffenheit des Gesichtes kaum etwas zu erkennen vermag. Vergnügen ist ihr einziges Trachten; in Gesellschaft

verkehren, Cigaretten rauchen, sich putzen und in den auf- und absteigenden Straßen in Sänften umhertragen lassen — das ist ihr Zeitvertreib. Von hausfraulichem Sinn besitzen sie keine Spur; für die Haushaltung sind nach ihrer Meinung die Dienstboten da.

Die reinen oder nahezu reinen Indianer bilden den zahlreichen Arbeiterstand, die sogenannten Peonen; sie leben als Maultiertreiber, Boten, Maurer, Träger, Packer, lungern auch gern müßig umher. Die Mischlinge empfinden es als große Beleidigung, wenn wir sie nicht zu den Weißen zählen. Klein, schwächlich, mit gelblicher Hautfarbe und dunkeln Augen, erinnern die Indianer der Hochflächen noch sehr lebhaft an das alte Kulturvolk der Chibcha, das die Spanier bei ihrem Eindringen auf dem Plateau vorfanden und dessen trefflich kriegerische Organisation sie nicht wenig in Erstaunen setzte. Der Eingeborene ist gut beanlagt, aber die spanische Verdummungswirtschaft hat ihn ganz charakter- und energielos gemacht. Er verabscheut geregelte Thätigkeit, beträgt sich, je nachdem es ihm angebracht erscheint, kriechend und unterwürfig oder frech, nimmt es mit der Ehrlichkeit sehr wenig genau, namentlich in kleinen Dingen, und ist überdies durch und durch verlogen.

Die beste Bevölkerung Colombias wohnt in Antioquia. Die stattlichen, ernsten fleißigen Leute dort stechen scharf gegen die übrigen Bürger der Republik ab. Musterhaft ist das Familienleben; die Vergnügungssucht nimmt nicht alles Dichten und Trachten ein; die Trunkenbolde sind weit seltener. Die Familien leben eingezogen für sich; selbst der reiche Stadtbewohner gönnt sich wenig Vergnügen. Ein Sonntagsritt nach seinem Landgute ist seine Erholung. In den unteren Volksschichten übernehmen die Frauen einen beträchtlichen Anteil an der Last des Lebens. Die zerlumpte Armseligkeit fehlt, denn Sparsamkeit ist ein Hauptzug im Charakter der fleißigen Menschen.

Auf der Landenge von Panama, in Darien, sind vorwiegend Neger und Mischlinge daheim, gutmütige und gastfreundliche Leute, deren gute Eigenschaften aber leider gänzlich von der Trunksucht verdunkelt werden. Ewig in Schulden, vergeuden sie ihren Verdienst leichtsinnig sofort wieder und geraten so in eine Art Sklaverei, aus der sie niemals mehr loskommen.

In allen Teilen der Republik sind auch noch wilde Indianer zu finden, manche unter ihnen noch zahlreich, andere, wie die tapferen Cunas in Darien, bis auf wenige Dorfschaften zusammengeschmolzen. Auch hier das schon oft erschaute Bild: der rote Mann geht im Kampfe mit dem weißen Eindringling unter, oder er verschwindet als Rasse, löst sich in ein buntes Gemisch von Mestizen und anderen Halbblütigen auf.

VIII.

In Ecuador.

Vom Äquator durchschnitten und nach ihm benannt, wird die südliche Schwesterrepublik Colombias großenteils von dem gewaltigen Andengebirge erfüllt. Zwei Ketten davon durchziehen das Land und teilen es in drei große Abschnitte. Zwischen diesen Bergwällen dehnt sich ein Hochland hin, das bei der Hauptstadt Quito 2 600 m über dem Meeresspiegel liegt, durchschnittlich mindestens 2 500 m darüber hinausreicht. Der östliche Wall schickt zahlreiche, gewaltige Ausläufer ins Amazonasgebiet und senkt sich schnell nach dem ungeheuern Tieflande dieses Riesenstromes. Mächtige Berge sind den beiden Zügen aufgesetzt, unter ihnen als stolzer Beherrscher der eisgekrönten Bergwelt der über 6000 m hohe Chimborazo. Mindestens zehn unter diesen Giganten sind heute noch thätige Vulkane; von ihren verheerenden Ausbrüchen erzählen verwüstete Gegenden, zerstörte Städte, weite Felder und Halden voll Lava, Asche und Bimsstein. Der Cotopaxi und Sangay allein haben mehrere tausend Quadratkilometer in Wüsteneien verwandelt.

Auf dem Hochlande ist der Waldbestand gering; die Bäume, aus denen er sich zusammensetzt, sind verkrüppelt. Der westliche und östliche Teil des Landes aber prangen heute noch im Schmucke unermeßlicher Urwaldungen, die um so dichter und üppiger werden, je tiefer wir steigen. In den ungeheuren Klüften des Hochlandes schuf die Natur gewissermaßen Treibhäuser, worin, begünstigt durch die niemals ganz verdunstende Feuchtigkeit, die Pflanzenwelt unter dem Einfluß der Tropensonne eine erstaunliche Fülle zeigt. Die meisten Gewässer eilen zum Amazonas und sind zur Befahrung mit Dampfbooten geeignet. Die kurzen Stromläufe zum Stillen Ozean dagegen sind wild und reißend.

Ackerbau ist die Hauptquelle des Erwerbes. Aber wie verschieden ist er in Betrieb und Ertrag nach der Höhenlage der bebauten Fläche, nach der Beschaffenheit des Bodens, nach dem Grade der vorhandenen Feuchtigkeit und der Einwirkung der Sonne! Und wie vielfach wechseln diese Verhältnisse in einem so eigentümlich gestalteten und aufgebauten Lande! Wandern wir an der Westküste entlang, steigen wir in die Flußthäler des westlichen und östlichen Teiles, so erstaunen wir über den Reichtum der Gaben, womit die Natur den Fleiß des Menschen belohnt; Kaffee, Kakao, Tabak, Zuckerrohr, Baumwolle, Reis gedeihen hier in Fülle. Auf dem Hochlande kommen alle Getreidearten fort; aber trotz der ungeheuern Erträge müssen die Bewohner von Guayaquil z. B. ihren Weizen doch aus Chile kaufen, denn es fehlt an gangbaren Straßen, auf denen man den Überfluß des Hochlandes hinabzuschaffen vermöchte. Auf den ausgedehnten trefflichen Weiden der höheren Regionen wird starke Viehzucht getrieben; namentlich züchtet man Rinder und Schafe. Arm aber ist Ecuador an wertvollen Mineralien.

Auch in Ecuador fehlt es der Bevölkerung an Fleiß und Einsicht, an Thatkraft, und deswegen bleibt ein großer Teil der von Natur vorhandenen Schätze ungehoben. Vortrefflich ist die Handelslage; aber Creolen wie Indianer wissen keinen Gebrauch davon zu machen. Überdies kommt auch dieser Freistaat nie zur Ruhe, weil eine Revolution die andere jagt und auch Kriege mit den Nachbarrepubliken, namentlich mit Peru, nicht zu den Seltenheiten gehören.

Auf dem Hochlande finden wir die amphithetralisch am Abhange des Vulkans Pichincha erbaute Hauptstadt Quito, geschützt gegen den Groll des feuerspeienden Berges durch eine Art Terrasse. Großartig und erhaben ist die Bergwelt umher; sie erfüllt unser Herz mit Bewunderung. Die Stadt ist nur wenig vom Äquator entfernt; aber die hohen Berge bewirken ein verhältnismäßig kühles Klima. Die durchschnittliche Jahreswärme von 13,2° C. ist sozusagen auch die Temperatur der verschiedenen Abschnitte des Jahres; das Thermometer zeigt annähernd fast immer den gleichen Stand. Wo die Wärme nicht höher steigt, da kann sich auch kein tropischer Pflanzenwuchs entwickeln. Wir finden daher weder Fülle der Formen noch wuchernde Üppigkeit; der Hochwald fehlt, und da überdies dunkle Wolken keine Seltenheit sind, gewährt die Landschaft zuweilen einen recht öden, trostlosen Anblick. Dürftig ist der Ertrag der Felder in dieser Höhe; nur Kartoffeln, Gerste und Futterlupinen kommen noch fort. Wenige hundert Meter über der Stadt beginnt die ganz für den Anbau verlorene Region. Quito hat meist ein-, selten zweistöckige Häuser mit großen Höfen, sehr viele Kirchen und umfangreiche, aber schwach bevölkerte Klöster. Seine weitere Ausdehnung ist durch die Umgebung gehemmt; es bietet wenig Sehenswertes, namentlich fehlen alle Erinnerungszeichen aus der Zeit vor der Eroberung durch die Spanier (1533).

Wandern wir zum Fuße des Chimborazo, so gelangen wir nach Riobamba, einer 3500 m über dem Meere gelegenen Stadt, von deren 40 000 Bewohnern im Jahre 1803 infolge eines fürchterlichen Erdbebens mehr als 2000 umkamen. Die ganze alte Stadt wurde vernichtet, die neue liegt nicht genau auf ihrem Platze. Die Wände der einstöckigen Häuser bestehen aus gestampfter Erde; die Umfassungsmauern der Höfe und Gärten sind aus dem gleichen Material hergestellt. Als Sparrenwerk der Dächer dienen die Blütenstengel der Agave, zum Decken sind Ziegeln oder Gras benutzt. Luft und Licht können nur durch die offene Thüre eindringen, denn Fenster sind selten vorhanden. Eine pappelähnliche Weidenart und wilde Kirschbäume ragen über die armseligen Behausungen hinaus. Arm und öde ist diese Hochfläche, namentlich fehlt es an Baumwuchs; jene wegen ihres festen Holzes geschätzten Kirschbäume sogar müssen durch künstliche Bewässerung am Leben erhalten werden. Vom Turme der Kirche La Merced erblicken wir den Bergriesen Chimborazo, dessen Gipfel in ewigen Schnee gehüllt erscheint.

Zwischen diesem Gewaltigen und seinem Nachbar, dem Yanarumi, führt ein berühmter Saumpfad, „Camino real“ genannt, zur Westküste

hinab nach Guayaquil. Vier Tage sind nötig, um ihn zurückzulegen. Wer die Armseligkeit und Beschwerlichkeit einer Reise von der Hochebene zum Westgestade kennen lernen will, der muß diese „Straße der Schrecken" wandern, die von den Indianern gefürchtet wird und für die beklagenswerten Last- und Reittiere überaus beschwerlich ist. Wohlberitten treten wir, von einem Eingeborenen geführt, die wenig verlockende Reise an, gelangen in 4281 m Höhe über den Paß, durchqueren eine mehrere Stunden breite Sandwüste, die wegen ihres rauhen Klimas der Schrecken aller Durchkommenden ist. Und doch muß die Bevölkerung diesen Weg benutzen, denn er ist der einzige, der die Hochfläche mit der Welt verbindet — freilich nur für ein halbes Jahr, denn während der Regenzeit verwandelt er sich in einen unpassierbaren Sumpf. Indianer mit bepackten Lamas kommen an uns vorüber; widerwillig, unter Ausstoßung von Klagetönen tragen die langhalsigen Tiere ihre etwa 50 Pfund schwere, aus Kartoffeln, Saubohnen und Lupinen bestehende Last. Mühselig wurden diese Erzeugnisse von dem Eingeborenen der Flugsandschicht abgerungen, womit der Boden bedeckt ist. Durch Zäune von Aloe und Euphorbien muß er sein armseliges Aeckerchen noch obendrein vor Verwehung schützen, durch künstliche Bewässerung ihm die Lebenskraft zuführen. Aber er fühlt sich stolz als freier Mann gegenüber seinem Volksgenossen, der Fronarbeit auf der Hacienda (Landgut) eines reichen Creolen verrichtet. Dort sehen wir eine kleine Schafherde, gehütet von einer spinnenden Indianerin, deren Söhnlein die Mutter im Aufsichtswerke unterstützt. Nun gelangen wir zu einer armseligen Hütte, der Behausung eines Eingeborenen. Ihre Wände bestehen aus gestampftem Rasen, ihr Dach ist aus den Blütenstengeln der Agave und Stroh kunstlos hergestellt. Treten wir ein zu kurzer Rast! Ein Gestell an der Wand trägt einige Töpfe und Kürbisschalen; der rundliche, in einer Bodenvertiefung stehende Wasserkrug bildet den Rest des elenden Hausrates. An den Dachsparren hängen Maiskolben, am Boden glimmt in einer Steinumfassung das Feuer, dessen Rauch durch die offene Thür entweicht. Die Schaffelle am Boden bilden das Lager, auf dem die Familie bis Tagesanbruch schlummert, bewacht von den dürren Hunden, die uns mit wütendem Gekläff empfingen. Nachdem wir uns etwas ausgeruht und gestärkt haben, setzen wir unsere Reise fort, eine Strecke weit von unserem braunen Wirte geleitet, der Weib und Kinder bei der Herde aufsuchen will und die Thüre seiner Hütte beim Weggehen einfach mit einer Schnur zubindet. An den Abhängen der Cordilleren gelangen wir in ein freundliches, saftig grünes Gebiet; hier liegen die großen Haciendas der Creolen. Aber die Besitzer dieser Güter wohnen meist in der Stadt. Bis zur Höhe von 3400 m hinauf sind die Felder mit Gerste, Kartoffeln und Bohnen bebaut; auf dem größten Teile des fruchtbaren Bodens weiden zahlreiche, vielköpfige Herden, denen man jedoch wenig Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuwendet. Die reichen Grundherren lassen die Arbeiten auf ihren Besitzungen von Indianern verrichten, die schlecht bezahlt werden, und obendrein erhalten die armen Teufel den bedungenen Taglohn niemals in

klingender Münze. Das Stückchen Feld genügt nicht, um genug Nahrung für den Fröner und seine Familie zu schaffen; der Beklagenswerte erbittet darum in Zeiten der Not Vorschuß von seinem Herrn und wird dabei so betrogen, daß er für immer Schuldner seines Gebieters bleibt und noch seine Kinder in einer Art Sklaverei zurückläßt. Nachdem wir die Region der Haciendas passiert haben, gelangen wir nach oben hin in das bis zur Schneegrenze reichende Päramogebiet, in dem die Witterung auffallend schroff wechselt, worin große Rinder-, Pferde- und Schafherden Weide finden. Weite Strecken dieser der Gesundheit höchst ungünstigen Gegenden sind Gemeindebesitz; daher suchen auch die Tiere des Armen Futter darauf. Hier sammelt man Holz für den häuslichen Bedarf, Gras zum Decken der Hütten; hier jagt jeder nach Belieben Andenhirsche, Kaninchen, Enten, Hühnervögel, kleine Wölfe und Bären mit weißer Schnauze. Aber hier birgt sich auch der flüchtige Verbrecher, hier sammeln sich die Banden bewaffneter Aufrührer in Revolutionszeiten. Ein furchtbares Hagelwetter lehrt uns hier alle Schrecken der hohen Andenregionen kennen. In der Nacht vermögen wir uns kaum vor den Wirkungen des markdurchkältenden Frostes zu sichern. Unser brauner Führer weiß von noch größeren Schrecknissen zu berichten, von der gefährlichen Wanderung im dichten, plötzlich herabsinkenden Nebel, von der Furchtbarkeit des Schneesturmes, den er, an einen Felsblock gedrückt, eine ganze Nacht hindurch im dünnen Poncho aushielt, am Morgen fast erstarrt durch die Einwirkung der furchtbaren Kälte. Ein Freund von ihm ward bei einem grausigen Unwetter neben ihm vom Blitz erschlagen. So erzählt er auch, die riesigen Berge seien lebende Wesen, denen man mit Ehrfurcht begegnen müsse. Dringe man in ihr Bereich, so würden sie böse. Nach langer, beschwerlicher Reise kommen wir endlich in das heiße Küstenland am Stillen Ocean.

Die Weißen, die wir im Lande kennen lernten, stammen fast sämtlich von Spaniern ab. Gut gestaltet, wenn auch klein und wenig kräftig, mit angenehmen Zügen, klugen Augen, kleinen Händen und Füßen, stehen die Männer und Frauen kaukasischer Rasse in Ecuador keinem Volke Südamerikas körperlich nach. Höflich und gastfrei nehmen sie den Fremdling auf; aber trotz dieser Vorzüge verachten wir sie als charakterlose Wichte, als Menschen, mit denen der gebildete Europäer höchst ungern längere Zeit verkehrt, auf deren guten Willen angewiesen zu sein, einem feinfühlenden Manne geradezu peinvoll ist. In gesellschaftlicher Gewandtheit steht der Creole weit über dem Indianer; dennoch lernten wir diesen seiner besseren Gemütsart wegen vorziehen. Im häuslichen Leben der Weißen geht es überaus patriarchalisch und unbefangen zu, und doch macht sich daneben eine raffinierte Kultur breit. Die Frauen verbringen den größten Teil ihrer Lebenszeit in der Hängematte; die Sorge für den Haushalt bleibt in den reicheren Familien den zahlreichen Negerdienstboten überlassen.

Die Mischlinge (Mestizen, Cholos), vorwiegend spanisch-indianischer Abkunft, sind ein noch viel verächtlicherer Menschenschlag. Sie vor

allem sind es, die das Staatsleben nie zur Ruhe kommen lassen, sie treten, wo sie's ungestraft können, das Gesetz ungescheut mit Füßen; sie begehen am Gegner unerhört grausame Verbrechen; sie stemmen sich hartnäckig gegen alle höhere Gesittung und leben, obwohl sie nicht so träge sind wie viele andere Südländer, doch in Armseligkeit dahin. Schauen wir durch die offene Thüre in die jämmerliche Behausung — welche Unordnung gewahren wir da neben der zerlumpten, schmutzigen Armut! Die Fenster fehlen ganz; der gesamte Hausrat besteht aus einem Kessel, einer Pfanne und einigen höchst unsauberen Töpfen; der gleiche Raum wird als Wohngemach und Küche, als Werkstatt und Trödelbude, als Stall für das Geflügel benutzt, und zuletzt bettet man sich auf der harten Erde darin zur Ruhe für die Nacht.

Die Indianer des Hochlandes sind breitschulterige, stämmige, muskelstarke Leute. Sie blicken freier in die Welt als ihre Brüder in Peru und Bolivia, und obgleich auch ernst wie diese unter dem Einflusse des rauhen Hochlandklimas und des jahrhundertelangen spanischen Joches, haben sie das Lächeln noch nicht völlig verlernt. Schmutzig in ihren Lebensgewohnheiten, schlecht gekleidet, lebt die Indianerfamilie zusammengepfercht in dem engen Raume ihrer Hütte, die an Armseligkeit kaum etwas zu wünschen läßt. Obwohl nach der Verfassung frei, ist der Eingeborene in Wirklichkeit meist doch Sklave des großen Grundherrn, wird er heute noch ausgepeitscht. Hart ist sein Leben im rauhen Hochlande, reich an Entbehrungen aller Art; aber selten wird er von Krankheit heimgesucht. Im heißen Küstenklima stirbt er schnell dahin. Unwissend und abergläubisch im höchsten Grade, verbringt er sein ganzes Leben in harter Dienstbarkeit.

Auch wilde Indianer leben noch in Ecuador, so die gutmütigen Yumbos und die kriegerischen, unbändigen Jivaros; letztere haben ihre Freiheit bis heute tapfer bewahrt. Alle wilden Eingeborenen haben ihre Wohnsitze in den Gegenden östlich von den Cordilleren an den Zuflüssen des Amazonas.

IX.

In Venezuela.

Venezuela, ein Staatenbund aus 9 Staaten, 4 Territorien, 2 Kolonien und einem Bundesdistrikte, hat für uns Deutsche besondere Bedeutung, weil es sich einst während der kurzen Zeit von 1528—1545 im Besitze des berühmten Handelshauses der Welser zu Augsburg befand. Karl der Fünfte, den Welsern tief verschuldet, trat den stolzen Handelsherren das schöne Land als spanisches Lehen ab. Aber die sonst so klugen Leute benahmen sich hier äußerst unklug, nicht wie weitschauende Politiker, sondern wie golddurstige Eroberer, wie gewinnsüchtige Krämer. Im Jahre 1529 ließen sie unter dem Befehle von Ambrosius Alfinger 400 Fußknechte und 80 Reiter landen. Das Verlangen nach Gold veranlaßte nun entsetzliche Mißhandlungen der Eingeborenen; für den Anbau des reichen Gebietes, für die Verbreitung der Gesittung, für die Bekehrung der Indianer geschah gar nichts. Man unternahm abenteuerliche Züge nach dem fabelhaften Goldlande El-Dorado und mehrte dabei den Ruhm der deutschen Waffen durch kühne Thaten und heldenhafte Ausdauer in Bestehung der ärgsten Strapazen, förderte auch die Länder- und Völkerkunde, befleckte den deutschen Namen aber durch brutale Grausamkeit. Alle diese Umstände veranlaßten den Kaiser, das verwüstete, in abscheulichster Art ausgesogene Land wieder zurückzunehmen. Welche unabsehbaren Vorteile hätte der Besitz eines so großen und so reichgesegneten Gebietes unserem ganzen Volke bringen können, wenn es dauernd in deutschen Händen geblieben wäre, wenn die Kurzsichtigkeit geldhungriger Krämer unsere Nation nicht um ihren Anteil an der neuentdeckten Welt im Westen gebracht hätte!

Seiner Bodengestaltung nach zerfällt Venezuela in drei leicht erkennbare Teile; im Norden zieht das nach dem Lande benannte Küstengebirge hin; im Gebiet des Orinoko, also im mittleren Raume, dehnen sich ungeheure Tiefländer aus; im Süden schließt sich daran wieder ein Bergland.

Jenes Küstengebirge schließt herrliche, fruchtbare Thäler ein, in denen wir die am besten bebauten Gegenden des ganzen Landes finden. Vulkane fehlen in der Kette; aber in furchtbarster Art werden die Bewohner zuweilen plötzlich daran erinnert, daß auch sie unter dem Einflusse der vulkanischen Gewalten in den eigentlichen hohen Cordilleren stehen. Schreckliche Erdbeben richteten wiederholt entsetzliche Verheerungen an. So wurde die wichtige, 3 Meilen von der Nordküste gelegene Stadt Caracas am 26. März 1812 binnen einer Viertelminute in einen riesigen Trümmerhaufen verwandelt, worunter gegen 10 000 Einwohner begraben wurden. Zahllose andere wurden verstümmelt oder verwundet, die Unverletzten in grenzenlosen Jammer um das grauenvolle Schicksal der Ihrigen gestürzt. Heiß war die Luft an dem Unheilstage, dem Gründonnerstage; scharenweise strömte das Volk nach den Gotteshäusern. Da

begannen gegen 4 Uhr nachmittags die Glocken auf den Türmen von selbst zu tönen, eine 10—12 Sekunden lange Erderschütterung jagte allen Menschen Entsetzen ein; die Erde schien kochendflüssig geworden zu sein. Schon glaubte man die Gefahr vorüber; da ertönte plötzlich entsetzlicher unterirdischer Donner. Dann folgte eine 3—4 Sekunden lange senkrechte und gleichzeitig eine wellenförmige Bewegung in sich kreuzenden Richtungen. 3—4000 Menschen wurden unter den einstürzenden Gewölben der Kirche erschlagen, die Stadt war im Nu in Schutt verwandelt. So furchtbar war die Gewalt des Zusammensturzes, daß von den 4 m dicken Pfeilern der über 40 m hohen Kirche der heiligen Dreifaltigkeit keine Spur mehr zu erkennen war. Ein zum Anschluß an die Prozession bereites Linien-Regiment wurde unter den Trümmern seiner Kaserne verschüttet. In einigen Stadtteilen zeigten sich die Verheerungen weniger furchtbar; sogar die stolze Kathedrale blieb dort stehen. Die dicke Staubwolke, die sich beim Einsturze der Stadt gebildet hatte, senkte sich gegen Abend; die Luft ward rein wie sonst, friedlich schaute der fast volle Mond vom klaren Himmelszelt, aber er sah grenzenloses Elend, grauenvolle Verwüstung, wo vor kurzer Zeit noch glückliche Menschen gelebt, eine blühende Stadt gestanden hatte. Jammernde Familien irrten durch die Trümmer, nach ihren verlorenen Lieben suchend; verzweifelnde Mütter schleppten die Leichen ihrer Kinder aus dem Schutt; kläglich um Hilfe flehende Verwundete wurden aus den Trümmerhaufen hervorgezogen, was aus Mangel an Werkzeugen mit den Händen geschehen mußte. Am Flußgestade unter Bäumen lagerte man die Unseligen; aber es fehlte alles, was ihr Elend hätte lindern können: Betten, Leinwand zum Verbinden, chirurgische Werkzeuge, Arzneien — alles war begraben. Sogar das Wasser mangelte, weil die Quellen verstopft, die Leitungen zerschlagen worden waren. Um die Toten zu bestatten, mußte man seine Zuflucht zum Feuer nehmen; mehrere Tage lang wurden Leichen verbrannt, denn es fehlte an Händen, um die Tausende zu begraben. So war es in der herrlich gelegenen Stadt schnell anders geworden, als es am frühen Morgen war.

Herrlich sind die großartigen Urwälder, die den größten Teil des Küstengebirges von Venezuela in tropischer Fülle bedecken. Treten wir einmal in diese Wunderwelt ein! Am Saume prangt, einem wundervollen grünen Vorhange vergleichbar, ein umlaubtes Gewirr von Lianen-, Reben-, Bambusgrasgehängen; Zweige, Wurzeln und Schilf sind dicht verschlungen, Blätter- und Blumengewinde schwanken überall im Lufthauche, saftige Schirmblätter wanken kaum merkbar neben leichten Fiederblättchen. Staunend betrachten wir die unvergleichlich anmutigen und zierlichen Baumfarne, die schlanken, von stolzen Blattkuppeln gekrönten Palmsäulen. Hier fesselt uns eine glockenförmige, zweig- und astlose Laubwölbung; dort locken farbenprächtige, berauschenden Duft aushauchende Orchideen, die dicht beieinander als Schmarotzer auf den Ästen der Waldriesen wuchern. Neugierig betrachten wir die keck emporklimmenden und wieder niedersinkenden Lianen, um die sich dichte Gewinde von scharlachroten und orangenfarbenen

Blüten schlingen, an denen sich lustiges, zierliches Blattleben festklammert. Lieblich spielt der eindringende Sonnenstrahl um die feuerroten und himmelblauen Passionsblumen, um goldgelbe Blumenbecher. Schnurgerade klettert die Vanille am lichtgrauen Stamme des Kuhbaumes empor; die ganze Umgebung überströmt sie mit köstlichem Dufte. Aus der Höhe senken sich die wohl 20 und mehr Meter langen weißen, fadenförmigen Luftwurzeln kletternder Aronarten nieder. Aus dem dunkeln Laube im Hintergrunde leuchtet die herrliche Rose des Tropenwaldes, die rosa de montaña, in zahllosen feurigen Kugeln. So dringen wir rastlos weiter, immer neue Wunder, neue Schönheiten anstaunend, immer neuen Reizen und Lockungen nachgebend. Vorsichtig knicken wir Ästchen ein, brechen wir Blätter ab, schneiden wir Merkzeichen in die Rinden der Bäume, um uns nicht zu verirren. Doch plötzlich merken wir mit Schrecken, daß wir die Richtung nach der einsamen Hütte auf der Bergsavanne trotzdem verloren haben. Was nun? Ratlos sehen wir uns um; alles in dieser Wunderwelt ist uns fremd. Es war thöricht, sich auf die Merkzeichen allein zu verlassen und nicht auch andere Mittel zur Orientierung zu benutzen. Einen Augenblick wohl kommt uns der Gedanke, einen der Baumriesen zu erklimmen um Umschau zu halten; aber sofort erkennen wir auch die Unmöglichkeit der Ausführung. Nun klettern wir, uns durchs Dickicht arbeitend, Berghöhe um Berghöhe empor — vergebens, sie alle sind dicht mit Wald bestanden. Nirgends eine Lichtung in dem endlosen Walde, nirgends eine Spur menschlichen Lebens. Auch die Versuche, mit Hilfe der Richtung von Thalschluchten, Bächen, Hügelreihen einen Anhalt zu bekommen, erweisen sich erfolglos. Bald hat der Morgentau unsere Kleidung völlig durchnäßt; beim hastigen, angstvollen Vorwärtsdringen reißen wir uns am dornigen Gestrüpp wund; je weniger Erfolg unsere Bemühungen haben, desto ängstlicher und verwirrter werden wir. Wir rufen um Hilfe — niemand antwortet; wir lauschen und spähen rastlos — vergeblich! Und nun überwältigt das Gefühl trostloser Verlassenheit die bangende Seele. In fieberhafter Erregung muten wir uns halb bewußtlos unerhörte Anstrengungen zu. Kein Hindernis hält uns auf; wir zerreißen das Wirrsal der Pflanzen, Hände, Füße, selbst die Zähne und die Wucht des Körpers müssen dabei helfen. Bald klimmen wir mit Hilfe von Lianen an einer steilen Felswand empor bald an einer anderen hinab. Und plötzlich versinken wir vollständig im tiefen Pflanzenmoder, in dem dickleibige behaarte Spinnen, häßliche Riesenkröten hausen und aus dem widerlicher, betäubender Geruch aufsteigt. An einem Seil klettern wir weiter empor, zerschunden von Dornen und Steinen, ohne Sandalen, mit zerfetztem Hemde. Den Schmerz fühlen wir nicht; nur das glühende Verlangen, den Rückweg oder wenigstens einen Ausweg zu finden, ist noch in der Seele lebendig. Die Sonne ist inzwischen hoch emporgestiegen; sie hat den Tau aufgesogen und bedrückt uns durch ihre Schwüle. Totenstill ist's rundum; der Hammerschlag des einsamen Spechts macht die Ruhe nur noch auffallender, noch trostloser. Noch hoffen wir, rufen wir in das Schweigen hinaus; aber nur das Echo antwortet höh-

nisch. Die Dämmerung sinkt hernieder, eine Schar Brüllaffen läßt ihre schauerlichen Töne durch die Öde schallen. Nun vergeht uns der Mut zu weiterem Rufen.

Ein eigentümliches dumpfes Rauschen wird jetzt vernehmbar; es kann nicht vom Winde herrühren, denn die Luft ist völlig unbewegt. Wir dringen der Gegend zu, aus der es zu kommen scheint; immer lauter rauscht es — wir arbeiten uns zu einem Waldstrome durch, dessen Naß den lechzenden Gaumen labt, an dessen Ufern wir Menschen zu finden hoffen dürfen. Fast kostet uns das Hinabdringen zu der belebenden Flut das Dasein; wir rollen, stürzen mit losgelösten Felsblöcken in die Tiefe, wo es wallet und siedet und brauset und zischt, wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt. Doch Gesträuch, das unser Hemd vollends in Fetzen, unsere Glieder blutig reißt, bricht die Wucht des Sturzes; auf einem von wilden Wassern umtosten Felsblock stehen wir gerettet. Aber ringsum starren riesige steile Wände, die das Entkommen aus der Flut hemmen. In einer Wasserrinne arbeiten wir uns, oft zurückrutschend, mit zerschundenem Körper empor; an Tauen und toll verschlungenem Pflanzengewirr klimmen wir, zwischen Tod und Leben schwebend, weiter zur Höhe; bald versucht die Stachelpalme uns festzuhalten, bald schnüren uns zähe, mit Widerhaken bewaffnete Sassaparillruten ein, bald droht stürzendes Felsgetrümmer, den verwegenen Eindringling zu erschlagen. Doch glücklich gelangen wir beim Anbruche der Nacht auf die Höhe; aber stechender Schmerz in den Schläfen und Schwindel werfen uns nieder, wir verfallen in wohlthätige Betäubung.

Beim Erwachen daraus gewahren wir, daß die Nacht angebrochen ist. Vorsichtig tasten wir uns etliche Schritte weiter vom Abgrunde weg, bereiten uns ein dürftiges Lager aus Blättern und Zweigen und erwarten, darauf sitzend und mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, den Schlaf. Er stellt sich bald ein, ist aber unruhig und dauert nicht lange; immer wieder fahren wir erschreckt daraus empor. Die tiefe Ruhe der Nacht belebt sich gespenstisch; wir meinen fernes Glockengeläut, dann leises Geflüster in der Nähe oder laute Rufe in der Ferne zu hören; dann wieder verhaucht alles Getön. Seltsam, wie in solcher Nachtstille des Waldes auch die schärfsten Sinne getäuscht werden! Das unbedeutendste Geräusch erregt Aufmerksamkeit; das Fallen einer Frucht im Blattwerk scheint vom Niedersturz eines schweren Körpers herzurühren; das Hämmern des Spechts wird für fernen Axtschlag gehalten. Aber nicht alles, was das Ohr vernimmt, ist Trug; rund umher, selbst oben in den Baumwipfeln, schlüpft und schleicht es, flattern schlummernde Vögel angstvoll vor den Nachtraubtieren auf. Im Holz und in der Erde nagt und bohrt, rasselt und scharrt es, und ha! jetzt umschleicht uns selber ein schwerer Körper, wohl ein auf seinem Beutezuge begriffener Jaguar. Wir richten uns empor, packen das Messer und halten uns mit stürmisch pochendem Herzen, dessen Schläge wir in der Stille deutlich hören, zur verzweifelten Abwehr bereit. Bange Minuten vergehen — wir spähen und lauschen in fieberhafter Spannung, wir fühlen's, daß ein unbekanntes, unheimliches Etwas selber nach uns

späht und lauscht und — endlich hinwegschleicht, abgeschreckt durch die Witterung des Menschen, die ja nach den Erzählungen der nordamerikanischen Jäger selbst den fürchterlichen grauen Bären zum Entweichen bringt, solange das Untier den Menschen nicht gesehen hat. Hochaufatmend, wie von fürchterlichem Alpdrucke befreit, lehnen wir uns an den Baum zurück und entschlummern wieder.

Aber es ist nur unerquicklicher Halbschlummer. Wolken von Stechmücken umschweben uns unablässig, mit schrillem Surren und Summen, die krankhaft erregten Nerven in noch stärkere Vibration bringend; sie verwunden uns tausendfach, mit dem Saugrüssel brennend-stechenden Schmerz hervorrufend. Die Erde strahlt die am Tage eingesogene Wärme lebhaft aus, und infolge der dadurch entstehenden Abkühlung fällt massenhafter Tau, daß uns die Glieder vor Frost beben und die Zähne vor Kälte klappern. Obwohl wir todmüde sind, obwohl uns der Schlaf die schweren Lider immer wieder schließt, schrecken wir doch fort und fort unter der Einwirkung der Nachtkühle empor. Endlos dehnen sich die Minuten, die Stunden scheinen in der Öde und Verlassenheit zu Ewigkeiten zu werden. Selten nur irrt ein zitternder Lichtstrahl durch das Laubdach, heißes Verlangen nach dem vollen Lichte des Tages weckend. Plötzlich wogt ein eigentümliches Brausen durch die Baumkronen; es ist das nur allzuwohl bekannte Vorzeichen eines nahenden Unwetters. Noch regt sich kein Blatt, das Tosen klingt aus der Ferne. Da zuckt ein blendender Blitz durch die greifbar dichte Dunkelheit, ein entsetzlich krachender Donnerschlag läßt die Erde erzittern, die Riesenbäume erbeben. Gewaltig, langsam verrollend hallt der Donner nach; nun rast der Tropensturm daher, er wühlt wie toll in den Kronen, daß die Stämme ächzend vor Angst hin und her schwanken. Abermals ein greller Feuerstrahl, und nun stürzen sich die brüllenden, prasselnden Wolkenmassen vor den Stößen auf den bebenden Wald nieder. Stämme brechen krachend zusammen, werden mit den Wurzeln aus der Erde gerissen, weite Lücken entstehen durch den Niedersturz. In Strömen rauscht der Regen nieder, seine Fluten reißen Baumgetrümmer und Felsbrocken mit donnerndem Getöse fort. Die Tierwelt ist in angstvolle Bewegung geraten; ihr wildes Angstgeschrei übertönt das Tosen der Wasser, den Aufruhr der Lüfte. Krächzend flattern die hühnerartigen Vögel aus den Dickungen empor; mit schrillem Kreischen klammern sich die Herden der kleinen Affen im Gezweig droben fest; das donnernd-wirbelnde Geheul der Brüllaffen, der eigentümlichste Laut des Urwaldes, übertönt den allgemeinen Aufruhr. In allen Klüften und Thälern hallt das Brüllen und Tosen nach; Schrecken und Vernichtung haben die Herrschaft im Urwald errungen, und stumm, in dumpfer Verzweiflung, im Gefühle vollkommenster Ohnmacht und Verlassenheit, ergeben wir uns in das rund umher entfesselt rasende Verderben.

Rasch, wie es daherwogte, jagt das Unwetter vorbei; aber lange noch regnet es aus den Wipfeln in schweren Tropfen nach. Endlich beginnt es zu dämmern, und freudiger pocht das Herz, denn das Licht, der gött-

liche Freund des Menschen, naht, die Schrecken der Finsternis besiegend. Unter dem Einfluß der Wärme kehren Kraft und Beweglichkeit in den Körper zurück, froh springen wir empor und setzen unsere Wanderung aufs Geratewohl fort, nicht mehr horchend und spähend, nicht mehr rufend, da im weiten Waldmeere doch alles täuscht. Selbst dem Durst geben wir nicht mehr nach, um nicht wieder den steilen Hang hinab in den Strom zu rollen. Unruhig, aber thatlos und unentschlossen, von unsteten, wilden Phantasiegebilden geplagt, flimmerndes Licht vor den Augen, versinken wir bald in stumpfes, verzweifeltes Brüten, bald raffen wir uns wieder zu energischer Arbeit auf. Entgegengesetzte Gefühle wühlen die Seele in ihren tiefsten Tiefen auf; die Zunge klebt am Gaumen, in den Eingeweiden brennt der Durst. Je mehr uns die Verzweiflung übermannt, desto heißer und stärker regt sich die Lust am Leben.

Wieder wird es Mittag, wieder sinkt die Nacht hernieder. Neben einem mit Farnen, Moosen und zierlichen Orchideen überwachsenen Steinblock, umgeben von dichtem Gebüsch, umwogt von berauschenden Düften, sinken wir ermattet in sanfter, wohlthätiger Betäubung nieder. Mit schläfrigen Sinnen, umgaukelt von wirren Traumgebilden verbringen wir auch diese Nacht; Vergangenheit und Gegenwart fließen chaotisch zusammen. Die Erinnerung an die selige Kindheit, an die traute Heimat, an die Lieben daheim verschmilzt mit den Schrecknissen, die wir eben durchleben. Wohl kommt uns der Gedanke, der hoffnungslosen Qual mit dem scharfen Messer ein rasches Ende zu machen in halber Betäubung; doch der Stolz, die Lust am Leben siegen, wir denken weiter um das süße Dasein zu ringen.

Da wenden wir gegen Morgen halb unwillkürlich den Kopf; ein Schuß scheint neben uns gefallen zu sein, ein aufzuckender Lichtschein die Augen getroffen zu haben, Ist's wieder Täuschung? wieder Gaukelspiel der krankhaft erregten Einbildungskraft? Nein, o nein! Mit unsagbarem Entzücken starren wir aufblickend in ein braunes Antlitz; es gehört einem der farbigen Arbeiter in der Hütte auf der Savanne, worin ein deutscher Landsmann haust. Mit den andern Männern nach dem Verirrten suchend, hat er uns, nach langem, vergeblichem Umherstreifen, nach vielem Rufen und oft wiederholten Schüssen gefunden; wir sind gerettet. Der braune Helfer in der Not führt uns zu der gastlichen Behausung, und bald erholen wir uns hier von den ausgestandenen Schrecknissen. Während die guten Leute uns eifrig erzählen, daß ganz kurze Zeit vorher erst ein Mann auf Nimmerwiedersehen in dem unermeßlichen Waldbereiche verschwunden sei, erinnern wir uns daran, daß einer der berühmtesten Reisenden aus unserem Volke durch die Rückerinnerung an seine Verirrung im Urwalde, an die dabei ausgestandenen Gefahren und Schrecknisse, in der Heimat noch in Wahnsinn gejagt wurde, und gern geloben wir, uns niemals mehr ohne Führer in die Wildnis hineinzuwagen.

Nicht minder großartig wie die Urwälder Venezuelas sind seine un=

geheuren Steppen, die mit dem Namen Llanos*) bezeichnet werden. Sie bieten dem Fremdling ein ungemein verschiedenes Bild, je nachdem man sie in der trockenen Jahreszeit oder in den Monaten besucht, während deren unendliche Regengüsse herniederstürzen. Bald scheint die weite Gegend zur unfruchtbaren Wüste ausgebrannt zu sein, bald ist sie mit dem üppigsten Graswuchse bedeckt.

Es ist heiße Zeit. Tag für Tag vollendet die Sonne ihre Bahn am völlig wolkenlosen Himmel, Tag nach Tag sendet sie ihre Strahlen senkrecht hernieder. Das Gras vergilbt unter der Einwirkung der Glut, es sieht endlich halb verkohlt aus. Unsagbar öde breitet sich der unbegrenzte Raum um uns her, während wir im Geleit brauner Männer auf stattlichem Renner hindurchschweifen. Kein Grasmeer wallt im Winde, kein kühler Hauch streift labend daher; wie eine Flamme weht uns die Luft an. Wer vermag sich gegen solche Glut zu schützen? Wer den brennenden Strahlen von obenher, der zurückprallenden Glut des Bodens zu wehren? Zahllose flimmernde Sternchen tanzen vor unseren Augen in tollem Wirbel, sie scheinen sich endlich in einen förmlichen Funkenregen zu verwandeln; kein Zweifel, der Sonnenstich bedroht uns! Doch glücklich gelangen wir noch in den Schatten einiger Mauritiapalmen, deren Wedel von der Dürre und Glut gelb gebleicht sind. Hier, in der oasenartig eingestreuten Niederung, konnten wir noch etwas Wasser zur Löschung des brennenden Durstes zu finden hoffen; aber längst sind die Bäche verdunstet, nur die binsen- und schilfartigen Gräser verraten, daß sich einst Regen hier gesammelt hatte. Die langbeinigen Reiher, die feuerroten prächtigen Ibisse sind längst nach anderen Gegenden gezogen, wo sie im Wasser der Savannenflüsse reichliche Nahrung an Reptilien und Fischen finden. Da und dort gewahren wir einen einsamen Caracara-Adler, einen abwechselnd braun und weiß gestreiften Räuber, der das Küchlein unter dem Flügel der Mutter hervorholt, ganz kleine Lämmer frißt, besonders gern auch kleine Schlangen und Eidechsen verschlingt. Obwohl ein trefflicher Flieger, treibt er sich doch meist gehend am Boden umher und begleitet den Reisenden, um die Abfälle seiner Mahlzeiten zu verzehren.

Jedes Mittel, den entsetzlichen Durst zu löschen, scheint hier versagt; und doch hat die Natur flüssige Labe für den Kundigen bereit. Der Melonenkaktus, der gerade in den dürrsten Gegenden der Llanos vorkommt und nicht selten 10—12 Zoll Durchmesser erreicht, enthält ein wasserreiches Mark, das der Maulesel sogar kennt und zu erreichen weiß, indem er die Stacheln seitwärts schlägt und den kühlen Saft hierauf behutsam trinkt. Ist er bei solchem Beginnen unvorsichtig, so lähmt er sich den Fuß mit dem eingedrungenen langen Stachel. Die Rinder und Pferde der Steppe verstehen sich überhaupt nicht auf solche Kunst; angstvoll, vom zehrenden Durste gepeinigt, streifen sie umher, jene dumpf brüllend in ihrer Qual, diese mit weit vorgestrecktem Kopfe gegen den Wind anschnaubend, um die

---

*) Sprich Ljanos!

Nähe einer nicht völlig verdampften Lache aus der größeren Feuchtigkeit der Luft zu erraten.

Plötzlich wird unser Auge durch ein seltsames Schauspiel gefesselt. Eine wirbelnde Bewegung in der Atmosphäre hebt den Staub und Sand der Llanos hoch empor und formt ihn zu einer riesigen Trombe (Sandhose), die gewaltig über den ausgedörrten Raum hinwegschreitet. Erschrocken sind unsere Begleiter aufgesprungen, gespannt beobachten sie die Richtung, in der sich die Säule bewegt. Mit hastigen Worten erzählen sie uns, daß schon mancher Reiter, der nicht vorsichtig auswich, von dem Wirbel erfaßt, mit seinem Tier in die Höhe gerissen und dann zu Boden geschmettert wurde. Zum Glück bewegt sich die Sandmasse in beträchtlicher Entfernung an uns vorüber; aber sie hat die erstickende Glut unverkennbar noch vermehrt und die Luft überdies mit nebelartigem Dunst erfüllt, der das Gemüt des Wanderes seltsam bedrückt.

Nach längerer Rast reiten wir weiter. Da wird unser Blick durch ein neues Schauspiel gebannt: die ganze Steppe vor uns scheint plötzlich in einen wallenden See verwandelt. Doch es ist Trug der Sinne, was wir da erschauen; die Luftspiegelung treibt ihr neckisches, quälendes Spiel mit uns. Vergeblich haben wir darauf gehofft, den brennenden Durst gründlich löschen zu können.

Tot, schauerlich öde liegt die Steppe da. Die vereinzelt stehenden Bäume haben gelbgraues Laub; das niedliche Aguti, das scheue Steppenreh sind weit hinweg nach dem Walde oder an den fernen Fluß ausgewandert. Der scheue Puma, der grimme Jaguar sind nirgends mehr zu erblicken, denn die Tiere, denen sie nachstellten, sind durch den vollständigen Wassermangel verscheucht worden. Der Indianer, der sonst dem Hirsch mit vergifteten Pfeilen nachzog, hat gleichfalls ergiebigere Jagdgründe aufgesucht. Der Kaiman und die Riesenschlange halten, tief im Erdreich vergraben, ihren Sommerschlaf.

Doch wehe! jetzt tobt eine Feuersbrunst durch die völlig ausgetrocknete Savanne! Zahllose Rauchsäulen wirbeln im Südosten auf, unsere landeskundigen Begleiter betrachten sie einen Augenblick wie gebannt vor Schrecken, dann mahnen sie entsetzt zur Flucht, indem sie die Befürchtung aussprechen, der Brand werde sich auf uns zuwälzen. Nun stieben die Rosse wie im Fluge dahin. Aber wohin der Blick auch irrt — nirgends entdecken wir eine dunkler gefärbte Stelle, deren sumpfiger Grund den Flüchtlingen Schutz zu gewähren vermöchte vor der gierigen Flamme. Immer näher jagt sie, schon hören wir ihr Zischen und Sausen, das Platzen und Prasseln der zerspringenden Gräser. Da entdecken die scharfen Augen unserer braunen Gefährten einige kleine, mit dünnem, ganz niedrigem Grase bewachsene Erhöhungen. Im Fluge geht's darauf los, wir gelangen glücklich hinauf, schon tobt das Feuer unten heran. Jetzt erst gewahren wir, wie groß die Gefahr war. Mit wildpochenden Herzen betrachten wir das heranwälzende Feuermeer. Es hat uns von allen Seiten eingeschlossen und wogt mit der Schnelligkeit des Sturmes näher. Sengend

schlägt die Lohe in unsere Gesichter; sie zwingt uns, ihr den Rücken zuzuwenden. In stumpfer Ergebung erwarten wir den Augenblick, der über Leben oder Tod entscheiden muß. Nun schlägt die Flamme an uns empor; zwei Feuerfluten umschließen den Hügel, sich vor uns wieder zu einer Masse vereinigend. Starr, gelähmt von Grauen blicken wir hinein; und nun atmen wir plötzlich erleichtert auf, denn die Flamme jagt weiter — wir sind gerettet. Hätten wir den Hügel nur eine halbe Minute später erreicht, so wären wir sicher im Savannenbrande umgekommen. Verzehrt ist das kurze Gras umher, aber das Feuer hatte nicht genug Nahrung gefunden, uns den Untergang zu bereiten. Schwärme von gierigen Raubvögeln stieben kreisend hinter dem Feuer her; sie machen Jagd auf die fliehenden, halbverbrannten Schlangen und Eidechsen. Wenn sie herniederstoßen, sieht es aus, als wollten sie den Tod freiwillig in den Flammen und Rauchmassen suchen. Auch die Pferde und Rinder in der Steppe rasen entsetzt vor dem Feuer hinweg. Bald verstummt der Lärm der Flammen; nur schwarze Wolken deuten in der Ferne an, wohin der Brand jagt. Jetzt können wir unseren Weg nach der Meierei Santa Maria fortsetzen; er führt viele Stunden lang durch eine Schicht von leichter Asche.

Beim Eindringen der Spanier waren die Llanos fast unbewohnt; obwohl herrliches Viehfutter in Menge vorhanden war, fehlten die Herdentiere doch vollständig. Nur die nützliche Mauritiapalme hatte mehrere Indianerstämme durch ihre Früchte in die ungeheuren Ebnen gelockt. Aber die Fremdlinge brachten Leben in diese Steppenlandschaften; sie führten das Rind, das Pferd und den Esel ein, und bald wimmelte die grasreiche Fläche von den Herden solcher Geschöpfe. Der Mensch zog ihnen nach und nahm sie unter seine Aufsicht; in elenden Hütten hausen die Hirten der halbwilden Tiere; oft liegen solche Wohnstätten Tagereisen voneinander entfernt. Dem Llanero oder Steppenbewohner ist nur in seiner endlosen Ebene wohl; er fühlt sich nur froh, wenn er recht weit um sich schauen kann. Die flachen Bodenerhebungen, die Mesas genannt werden, haben so geringe Höhe, daß sie uns beim Durchreiten der Steppe vollständig entgehen. Außer diesen weit ausgedehnten Bodenschwellungen finden sich auch kleinere, die mit dem Namen Bancos bezeichnet werden. Sobald die Ströme in der Regenzeit über ihre Ufer treten und die Niederungen überschwemmen, flüchten Menschen und Herden auf jene höher gelegenen Stellen. Die Bewohner der Steppe sind so wenig an Abwechselung in der Oberflächengestaltung gewöhnt, daß sie schon da ein schreckliches, von Bergen starrendes Land zu sehen meinen, wo andere Leute nur ganz unbedeutende Hügelungen und Bodenschwellungen erblicken. Wohl erfreut uns der freie Blick über die endlose Fläche, das lustige Spiel der Luftspiegelung, der Anblick der glänzend grünen Mauritienpalmen; aber bald ermüdet uns die Einförmigkeit der Gegend, die ewige Wiederkehr der gleichen Bilder. Verschiedene Grasarten haben sich hier die Herrschaft in solchem Maße errungen, daß andere Gewächse kaum aufkommen können. Wären die verstreuten Palmen nicht, so könnten wir meinen, wir befänden uns in irgend

einer Steppe der gemäßigten Zone und nicht in einer Tropenlandschaft. Allerdings geht gegenwärtig eine bedeutsame Veränderung in den Llanos vor sich, an die zu Humboldts Zeit noch niemand dachte. Nur im Westen sind die Savannen jetzt noch ein Ozean von Gras mit völlig freiem, scharf abgezeichnetem Horizont. Andere Flächen sind mit Gebüsch bedeckt, das allerdings nicht fest zusammengeschlossen ist und gewissermaßen mit seinen Gruppen nur Inseln im Grasmeere bildet. Der Llanero behauptet auf unsere Frage nach der Ursache solcher Umwandlung, die außerordentliche Verminderung der Rinderherden trage die Schuld. In den endlosen Revolutionskämpfen der letzten Jahrzehnte seien die Herden gewissermaßen als öffentliches Eigentum betrachtet und von beiden Parteien geplündert worden. Erst wenn die Zahl der Rinder wieder beträchtlich größer werde, wenn die Schößlinge der Sträucher wieder von den nützlichen Huftieren niedergetreten oder abgefressen würden, werde die Zunahme der Bewaldung aufhören. Im nördlichen Teile der Savannen wird das Gras etwa $^1/_2$ m hoch, im südlichen und westlichen dagegen schießen die Halme so hoch empor, daß sie über dem Kopfe des Reiters zusammenschlagen. Hier finden sich auch die sogenannten Esteros, ausgedehnte Weideflächen an den Ufern der großen Ströme. Zu allen Zeiten des Jahres, auch während der Trockenheit des Sommers, sind auf diesen Flächen beständig frische Gräser zu finden. Man treibt deswegen die Herden in der Zeit der Dürre, wenn das Gras in den höher gelegenen Teilen der Steppe zu Staub wird, hierher.

Die Meierei, die wir erreicht haben, besteht aus 3 armseligen Hütten, die in höchst roher Art aus Stämmen und Wedeln von Palmen errichtet sind. Ein etwas größeres, aber nicht minder ärmlich aussehendes Gebäude dient als Kirche für die Leute der ganzen Umgegend. An einem hohen Gerüste hängen unter einem aus Palmwedeln hergestellten Schutz-Dache die kleinen Glocken, die den farbigen Llanero mit den Seinen zum Gebete rufen. Er nimmt es nicht besonders ernst mit der Religion; wenn er die Kirche ab und zu besucht, meint er genug für sein Seelenheil gethan zu haben. Dagegen verlangt er, daß sich die ihm bekannten Heiligen seiner nachdrücklich annehmen; er würdigt aber nur die Gewaltigen im Himmel, die als besonders kräftige Nothelfer bekannt sind, seiner Aufmerksamkeit. Sankt Paulus beehrt er mit der Aufgabe, ihn gegen giftige Schlangen zu schützen; der heilige Antonius hat das gestohlene Gut zurückzuschaffen. Seinen Dolch und seine Lanze ziert er mit dem Kreuze; sein Gewehr behängt er mit einem Rosenkranze. Von früh bis spät sitzt er im Sattel und hütet das Vieh seines reichen Herrn. Dunkel ist seine Haut, denn er ist ein Mischling, obwohl er sich stolz mit seiner Abstammung von den Castilianern groß thut.

Der Morgen graut über dem Llano; da erhebt sich der farbige Hirte in seinem Rancho von der harten Ochsenhaut. Er tritt hinaus und ruft sein weidendes Pferd durch ein bestimmtes Zeichen herbei. Willig gehorcht das mutige Tier, willig läßt es sich den plumpen Holzsattel auflegen. Zum

Lohn erhält es eine kleine Portion Maiskörner, die es dem Herrn aus den Händen frißt. Mit größter Zärtlichkeit hängt der braune Mann an seinem Rosse; er sorgt mit rührender Sorgfalt für den treuen Gefährten. Nun schleift der Llanero seine Lanze und das Messer; dann nimmt er sein Frühmahl ein, bestehend aus langsam über Kohlenfeuer geröstetem oder an der Luft getrocknetem Rindfleisch; mit Kaffee oder Kakao wird die Speise hinabgespült. Halbnackt, nur mit kurzen Beinkleidern und mit einem breitrandigen Sombrero bekleidet, schwingt er sich jetzt auf seinen Renner und eilt im Fluge zu seiner umherirrenden Herde, der er mit dem Lasso gebietet. Übermütig trällert er ein Liedchen das seine Denkweise klar veranschaulicht:

„Mein Rößlein und mein Mädchen
Sie starben zu gleicher Zeit,
Zum Teufel mit dem Weibsbild,
Ums Roß nur thut mir's leid!"

Wilde Lust ist's ihm, den flüchtigen Tieren nachzusausen, die endlose Ebne frei zu durchschweifen. Hat er diese Freude genügend ausgekostet, so kehrt er heim zu seinem elenden Rancho, den Hunger mit geröstetem Fleische stillend.

Es ist ein eignes Völkchen, diese Llaneros. Heimtücke ist, wie wir bald genug erfahren, ihrem Wesen fremd. Sie geben sich ganz so, wie sie sind, ihrer leidenschaftlichen Gemütsart keinerlei Schranken auferlegend. Ohne Falsch und Arglist in ihrem Reden und Handeln, sind sie doch maßlos im Genuß, unbändig in der Erregung. Liebe und Haß brechen mit vulkanischer Gewalt aus ihren Gemütern hervor; verwegen setzen sie sich über Sitte, Religion und Gesetz hinweg. Wenn ihr Zorn durch Widerstreit beim Trunk, durch Verlust im leidigen Spiel, durch Eifersucht gegen einen begünstigten Nebenbuhler erregt ist, dann bricht ihre Roheit, Gewaltthätigkeit und Zuchtlosigkeit erschreckend hervor wie ein Lavastrom. In blinder Rauflust setzen sie das Leben ein, rachsüchtig über alle Begriffe stellen sie ihrem Beleidiger nach, aber im offenen Kampfe fechten sie ihre Sache mit ihm aus. Die Frauen und Mädchen unter diesen Hirten verbringen ihre Tage mit süßem Nichtsthun, denn in den überaus armseligen Haushaltungen beschränkt sich ihre Thätigkeit auf ganz wenige Verrichtungen. Wenn sie besonders fleißig sein wollen, bebauen sie ein kleines Feld neben dem Rancho mit Bananen oder Yucca. Locker sind die Sitten; wie Mann und Frau sich rasch zu gemeinsamem Leben vereinigen, so trennen sie sich auch wieder.

Endlich ist die traurige Zeit der Dürre vorüber; heller wird das dunkle Blau des vorher nie bewölkten Himmels — ein Zeichen, daß die ersehnte Regenzeit herannaht. Fernen Gebirgen vergleichbar, tauchen einzelne Wolken am Horizonte empor; sie schieben sich zu gewaltigen Massen zusammen, heben sich höher und höher aufwärts. Heftige Regenschauer prasseln, sich rasch folgend, auf die lechzende Erde nieder, sie gehen in grauenhafte Gewitterstürme über, wie sie in solcher Furchtbarkeit nur die

Tropenwelt kennt. Aber aus der Wolke strömt der Segen; das Wasser zeigt seine lebenweckende Kraft auf überraschende Weise. Kaum ist die Erde angefeuchtet, da erwacht die Pflanzenwelt mit wunderbarer Schnelligkeit. Mannigfaltige Gräser sprossen hervor; die graugelbe, völlig ausgedörrte Fläche verwandelt sich wie durch Zaubergewalt in den herrlichsten Wiesengrund, auf dem tausenderlei Blumen leuchten. Krautartige Mimosen falten ihre Blätter erschrocken zusammen, wenn sie vom Fuße eines weidenden Tieres berührt werden; in lebenskräftiger Frische und Fülle prangen die Wedel der schönen Mauritiapalme; die ganze Luft ist von Wohlgeruch erfüllt.

Jetzt beginnt eine herrliche Zeit für die Tierwelt der Savannen. Pferde und Rinder laben sich am saftigen jungen Grün, in dem sich zuweilen der schöngefleckte Jaguar heranschleicht, die arglosen Geschöpfe in furchtbarem Sprung erhaschend. Am Rande der Sumpfstrecken erhebt sich der Boden langsam; große Schollen bildend, bricht er auseinander, und durch den klaffenden Riß arbeitet sich ein scheußlicher Kaiman oder eine ungeheure Boa; scheintot ruhten sie drunten im feuchten Lehmboden. In den neuentstandenen Lachen und Seen wimmelt es von Leben, und zahllose Wasservögel, besonders Flamingos, Ibisse und Reiher, eilen herbei, um Jagd auf die Geschöpfe in der Flut zu machen. Die Indianer in den armseligen, zerstreut liegenden Dörfern auf den höheren Stellen der Llanos werden jetzt von überaus lästigen Gästen heimgesucht. Endlose Heere von Sandflöhen und Moskitos stellen sich ein; Klapperschlangen suchen, von der Kälte und Nässe in den tiefer gelegenen Strichen vertrieben, hier oben Zuflucht; widerliche Geckoeidechsen laufen mit unglaublicher Behendigkeit an den überhängenden Dachsparren hin; scheußliche Kröten, die sich bei Tage in den finstersten Winkeln der Hütten verbergen, kommen mit Einbruch der Dunkelheit hervor und beginnen ihre Streifzüge nach Beute; andere Eidechsen- und Schlangenarten, Scorpione, Tausendfüße — widerliches tierisches Gesindel aller Art retiriert zur Verzweiflung der Menschen in die höheren Gegenden. Ist doch die weite, ausgebrannte Steppe durch den unendlich niederflutenden Regen in einen ungeheuren See verwandelt worden; das Austreten der angeschwollenen Ströme ermöglicht es jetzt, in großen Fahrzeugen 10—12 Meilen weit quer durch das Land aus einem Stromlaufe in den anderen zu gelangen.

Auch die Herdentiere kommen durch die Fluten in nicht geringe Not. Die Mutterpferde flüchten mit den Füllen auf die höher gelegenen Bänke, die wie Inseln aus der braunen, gärenden Flut hervorragen und deren Raum von Tag zu Tag kleiner wird. Dann wird das Futter knapp, und stundenlang schwimmen die hungernden Tiere umher, die über das Wasser emportauchenden blühenden Grasrispen gierig abweidend. Und eine grausige Gefahr birgt die Flut für die armen Tiere: den gefräßigen Kaiman. Plötzlich ist er da, zerschmettert eins der zierlichen Füllen mit der furchtbaren Kraft seines Schwanzes und verschlingt es.

Die Wasser verlaufen sich; noch haben die Gluten der Sonne die tief in den Boden hinabgedrungene Feuchtigkeit nicht verdampft. Jetzt

ist's unbeschreiblich herrlich auf der Savanne. Alles prangt in frischem Grün, in wonniger Lebensfülle; erquickend weht die Luft über den Grasocean, klar und mild schauen die Sterne, blinkt der friedliche Mond auf das leise bewegte Meer von Halmen. Köstlich ist's jetzt namentlich, am Urwaldsaume zu schweifen, wo die Natur einen großartigen, anmutigen Park geschaffen hat, wie ihn der feinste Sinn für landschaftliche Schönheit nicht herrlicher anzulegen vermöchte. Überaus ansprechend sind die höheren Bäume verteilt; neben riesigen Cactusarten und Agaven erheben sich stolze Gruppen der Mauritiuspalme. Und prächtig ist auch die Umrahmung eines solchen entzückenden Landschaftsbildes durch den üppigen Tropenwald, durch ferne blaue Berge. Die Mauritiapalme ist zweifellos der wertvollste Baum dieser Gegenden; sie verdient den Namen „Lebensbaum" in jeder Beziehung, denn sie bietet dem genügsamen Indianer fast alles, was er begehrt. 30 m hoch erhebt sich ihr schlanker Schaft, gekrönt von einer herrlichen Kuppel großer, fächerförmiger, glänzend grüner Blätter. Darunter hängen die $1\frac{1}{2}$ m langen Kolben, oft mit 800—1000 einzelnen Früchten besetzt. Mit den Wedeln deckt der Eingeborene seine Hütte; aus den Fasern der Blätter verfertigt er Fäden und Stricke, aus dem scheidenartigen Endstück der Blattstiele stellt er seine Sandalen her. Vor dem Hervorbrechen der zarten Blütenscheide aus der männlichen Pflanze enthält das Mark des Stammes ein sagoähnliches Mehl, das in dünnen, brotähnlichen Scheiben getrocknet wird. Aus dem Saft des Blütenstandes bereitet man berauschenden Palmwein, der an Champagner erinnert. Die schuppigen, rötlichen Tannenzapfen gleichenden Früchte werden als wohlschmeckende Nahrung genossen und geben ganz verschiedene Speisen, je nachdem man sie genießt, wenn sie noch mehlig sind, oder wenn sie ihren Zuckerstoff voll entwickelt haben. Nicht nur die Menschen, sondern auch Affen, Papageien und andere Tiere verzehren diese wohlschmeckenden und nahrhaften Früchte gern. Nähern wir uns einer Palmengruppe zur Zeit der Reife, so entsteht ein eigentümliches Knurren darin; es ist der Warnungsruf der grünen, von den Blattwedeln kaum unterscheidbaren Papageien, die plötzlich mit wildem Gekreisch, unwillig über die erfahrene Störung, hinwegfliegen.

Die Indianer Venezuelas bewohnen den Südwesten und Süden bis zu den Mündungen des Orinokostromes. Unschön aber kräftig, zeichnen sie sich durch Wildheit und Rachsucht, sowie durch ihre Leidenschaft für geistige Getränke aus. Die Otomacos haben die Gewohnheit, in der Regenzeit, wenn sie keine Fische und Schildkröten mehr bekommen können. eine feine, schmierige Thonerde von graugelber Farbe zu essen. Merkwürdiger Weise bleiben sie dabei gesund, bekommen auch keinen aufgetriebenen Leib wie andere Stämme, die das gleiche seltsame Nahrungsmittel verzehren. In Bolivar, der Hauptstadt der Llanos, erschienen alltäglich auch Guaraunos in großen Kähnen, um Handel zu treiben. Draußen in ihrer Heimat im Delta des Orinoko tragen die Männer nur einen baumwollenen, um die Hüften geschnürten Lappen, die Frauen ein dreieckiges, weich geklopftes Stück Rinde als Kleidung. In diesem Kostüm

kamen sie früher auch zur Stadt, erregten aber durch ihre Nacktheit solchen Anstoß, daß sie jetzt nur bekleidet kommen sollen. Viele kümmern sich nicht um diese Verordnung; nicht selten erscheinen sie heute noch in solchem adamitischen Kostüm in der Stadt, und man läßt sie gewähren. Es sind wohlgebaute Leute mit sanftem, einnehmendem Gesichtsausdrucke. Aber die Älteren zeigen, wohl auch infolge übler Erfahrungen bei den unvermeidlichen Berührungen mit den Weißen, jene eigentümliche Verschlossenheit, die uns anderwärts gleichfalls an den Indianern auffällt. Die Guaraunos hausen in sorgfältig gebauten, nach allen Seiten hin offenen Hütten, neben denen die hübsch gearbeiteten, aus einem einzigen Stück Holz hergestellten Pirogen (Kähne) festgelegt sind. Dieser Indianerstamm beklagt seine Toten besonders lebhaft und begräbt sie gewöhnlich nicht, weil man im Delta schon in 1 m Tiefe Wasser findet. Die Leichen werden daher in Palmblätter gepackt und auf Gerüsten niedergelegt, die auf kreuzweise in die Erde gesteckten Ästen ruhen. Zuweilen kommt aber auch ein ausgehöhlter Baumstamm als Sarg zur Verwendung.

Venezuelas großartige Wasserader ist der Orinokostrom. Er windet sich aus den Bergmassen im Süden des Landes hervor und trennt nach seinem Austritte daraus die weiten Grasfluren der Llanos von den riesigen Urwäldern auf dem rechten Ufer. Da, wo der Fluß sich nach Norden wendet und die Bergkette durchbricht, bildet er die berühmten Wasserfälle von Atures und Maypures. Hier sehen wir das Strombett durch riesige Felsenmassen eingeengt und durch natürliche Dämme gewissermaßen in einzelne Wasserbehälter abgetheilt. In tosendem Sprudel ragt vor der Mündung des Rio Meta eine isolirte Klippe. Gegenüber der Indianermission Carichana bestaunen wir ein neues Wunder: einen Felsblock von 70 m Höhe mit senkrecht abstürzenden Wänden; auf der oberen Fläche des Steinkolosses wuchert stolzer Wald. Hoch erhebt sich dieses von der Natur errichtete Monument über die Gipfel der umstehenden Palmen; die Bäume darauf prangen als Wald über einem Walde. Weiter nach Norden ragen Granitmassen von seltsamer Gestalt; ihre wilden Zacken stechen in blendendem Weiß gegen das dunkle Grün ab. Großartig über alle Begriffe ist der Urwald auch in diesen Regionen. Schnell vergeht hier die Dämmerung, aus Tag ist in wenigen Minuten Nacht geworden. Aber was für eine Nacht! Die Sterne strahlen eine so wunderbare Helle hernieder, daß wir vom sandigen Rastplatz am Ufer aus das gegenüberliegende Gestade deutlich zu erkennen vermögen. Im dunklen Laube schweben Tausende von Glühkäfern umher, bald hier, bald dort feuriger aufleuchtend. Fernher tönt es wie das Tosen eines Eisenbahnzuges, der über eine Brücke rollt; näher und näher klingt der eigentümliche Lärm, und jetzt unterscheiden wir deutlich das Geheul zahlloser Stimmen — Brüllaffen halten ihren nächtlichen Umzug. Aus dem endlich eingetretenen Schlummer erweckt uns plötzlich wildes Tiergeschrei; ab und zu ertönt in der Ferne das stoßweise Geheul des Jaguars — er verfolgt den Tapir oder das Peccari im brechenden Unterholze. Sein Herrenruf hat die ganze Tierwelt in

Aufruhr gebracht, wie wir es früher schon im Küstengebirge am Antillenmeer erlebten.

Auf anregender, tausenderlei Genüsse bietender Fahrt lernen wir alle Eigentümlichkeiten des Stromlaufes kennen; in Angostura oder Ciudad Bolivar rasten wir längere Zeit, um uns das Stadtleben Venezuelas etwas genauer anzusehen. Der Platz liegt 50 Meilen von der Mündung des Stromes, aber nur 40 m über dem Spiegel des Meeres, von dem aus Dampfer bis hierher fahren. Unter den zahlreichen Deutschen, die neben Franzosen und Engländern den Hauptbestandteil der Fremdenkolonie in der aufblühenden Stadt ausmachen, finden wir bald Bekannte und dringen, von ihnen eingeführt, auch in die Kreise der einheimischen sogenannten „Gebildeten" ein. Wunderliches Leben, das uns unter dieser Mischlingsbevölkerung, die sich aus Negern, Indianern und Weißen gebildet hat, umgiebt! Unter den $2^1/_3$ Millionen Bewohnern des ganzen, weiten Landes sollen kaum 20 000 Weiße sein. In den wohlhabenden Schichten werden wir durch eine gewisse Feinheit und äußere Gewandtheit überrascht; man hat sehr freisinnige Ansichten, viele Leute in diesen Gesellschaftsklassen sprechen auch eine fremde Sprache — aber alles das ist doch nur oberflächlicher Firnis. Und nach den Schilderungen unserer Landsleute sieht es nirgends im Lande besser aus, selbst in der Hauptstadt der ganzen Republik, in Caracas, nicht. Wie wenig erquicklich und anmutend ist ein Blick in die Häuslichkeit, in das Familienleben der Venezuelaner! In den einstöckigen, nicht immer aus Stein erbauten Häusern der Reichen sowohl, wie in den elenden, von den Termiten zernagten Bretterbuden der Armen sind unglaubliche Unordnung und wahrhaft abschreckender Schmutz daheim. Selbst der Salon des Vornehmen enthält zerbrochene Gerätschaften, zerfetzte Möbel und Kehricht der verschiedensten Art. Im geselligen Verkehr wird ganz unbefangen über Dinge geredet, sogar vor Kindern, von denen anderwärts in den gebildeten Klassen unbedingt nicht gesprochen wird. Dementsprechend haben die Leutchen über Sittlichkeit und Unsittlichkeit höchst eigentümliche Begriffe. Fremden Völkern gegenüber zeigen sie eine mehr als lächerliche Selbstüberhebung, eine wahrhaft sinnlose Prahlerei, damit darthuend, daß ihre Bildung hohl, eitel, oberflächlich ist, weil sie eben Wesen, Leben und Bedeutung der Ausländer nicht kennen. Dem äußeren Bildungsfirnis entspricht ganz die kindische Titelsucht. Wer nur einigermaßen Ansehen und Bedeutung besitzt, sei er Beamter, sei er Privatmann, nennt sich mit Stolz General. Diesen Titel hat er sich nicht etwa selbst beigelegt — nein, er empfing ihn von der armseligen, haltlosen Regierung, damit er ihr nicht feindselig gegenübertrete. Ein deutscher Freund beweist uns aus dem Amtsblatte, daß sich nach amtlicher Zählung unter 110 000 Einwohnern 448 Generäle befanden, und daß selbst Frauen mit der Generalswürde bekleidet worden sind. Guzman Blanco, 1877 zum Präsidenten erwählt, ließ sich vom Kongresse die Titel „Der erleuchtete Amerikaner" und „der Erneuerer" beilegen, zwei Standbilder aus Bronze in der Hauptstadt errichten, und in seiner Bedeutung für die Menschheit

stellte ihn die amtliche Zeitung unmittelbar hinter den Weltheiland. Wenn man die höheren Bildungsanstalten des Landes betrachtet, kann man sich über solche Hirnverbranntheit kaum wundern. Die Prüfungen auf den „Universitäten“ sind lächerlich leicht, und wer sich durch Vetterschaften oder sonstige Beziehungen die Gunst des Präsidenten zu sichern weiß, der kann von dem Gewalthaber sogar in den ihm unangenehmen Fächern durch einfachen Machtspruch befreit werden, z. B. der künftige Arzt von der so unendlich wichtigen Prüfung in der Anatomie. Trotz aller republikanischen Freiheit macht sich eben in allen staatlichen Verhältnissen eine drückende Gewaltherrschaft geltend. Wer die Macht besitzt, der hat auch das Recht und setzt sich kühn über alle Gesetze hinweg.

In den Hütten der Armut erblicken wir Elend und Schmutz, wo wir auch eintreten mögen. Festgestampfter Erdboden bildet den widerlich unsauberen Flur; zahllose ekelhafte Erdflöhe hausen darauf und machen dem Menschen das Leben zur Hölle. Die zerlumpten Weiber mit dem wirren Haar, die ungewaschenen Kinder, die braunen, gleichfalls wenig anziehenden Männer sitzen eben beim Essen; sie benutzen dazu weder Messer, noch Gabeln, noch Löffel; alles langt mit den Fingern in die gemeinsame Schüssel; nur die Mutter, die längere Zeit als Mädchen im Dienste einer europäischen Familie stand, ist etwas von der Kultur beleckt worden: sie benutzt als Löffel eine getrocknete und ausgehöhlte Jotumafrucht. Ihre Sprößlinge aber hat sie nicht zu solcher Anpassung an die lästigen Angewohnheiten der Fremden zu bringen vermocht.

Eines Abends wandern wir mit dem deutschen Freunde durch eine Nebenstraße. Da werden wir Zeugen einer höchst eigentümlichen Belustigung. In einem der besser aussehenden Häuser leuchtet heller Lichtschein; aufgeputzte Leute sind durch die offene Thüre sichtbar. Sie nehmen Erfrischungen, bestehend aus Kaffee, Chokolade, Rum und Wein zu sich, plaudern und sind sehr vergnügt. Nun ertönt Musik, die Paare ordnen sich zum Tanze.

„Ein Totenschmaus,“ erläutert der Landsmann. „Sehen sie dort das Paradebett? Darauf liegt das gestorbene Kind, als „Engelchen“ so viel wie nur irgend möglich herausgeputzt. Die beiden tanzenden Leute dort sind die Eltern; sie geben ihrer Freude darüber Ausdruck, daß ihr Kind unmittelbar in den Himmel eingegangen ist. Ländlich, sittlich!“

An hohen kirchlichen Festtagen wird ein erstaunlicher Pomp entwickelt; aber von tieferem religiösen Gefühl ist wenig zu merken. Dieselben Leute, die eben noch in Procession unter Lobgesängen zur Kirche wallten, frönen jetzt dem leidenschaftlich geliebten Hazardspiel Monte, bei dem es nicht selten zu sehr erregten Auftritten, wohl gar zu blutigen Scenen kommt. Die auch anderwärts so beliebten Hahnenkämpfe erfreuen sich auch hier der Volksgunst und werden häufig veranstaltet. Noch mehr erregen die als Volksbelustigungen abgehaltenen öffentlichen Stierkämpfe die wilden Leidenschaften. In einem durch Pallisaden abgesperrten Raum rollt sich das Schauspiel ab. Die greulich spektakelnden Zuschauer umdrängen die Schranken; eine entsetzliche Musik, bei der Trommeln und Becken die Haupt-

instrumente sind, tönt von einem Balkon herab. Berittene Männer erwarten den durch Steinwürfe gereizten Stier, ein kräftiges, schwarzes Tier mit langen Hörnern. Wild dringt das erzürnte Geschöpf auf seine Gegner ein, sie weichen wieder und wieder äußerst geschickt aus; nach langer, toller Hetze packt einer der Reiter den Unhold am Schwanze, hebt ihn hoch und wirft ihn dann zur Erde. Rasender Beifall erschallt; rasch erhebt sich das dumpf brüllende Tier wieder, noch mehrmals wird das gleiche Kunststück an ihm wiederholt, dann treibt man den Stier hinweg und läßt andere ein. An ihnen werden dieselben Künste gezeigt; man reizt die Tiere zur furchtbarsten Wut, dann erscheint der Matador, ein riesiger Neger, der einen der wütenden Unholde mit dem langen zweischneidigen Dolche abfängt. Wieder ertönt rasender Jubel — wir aber kehren uns mit Ekel von solcher Tierschinderei ab.

Dieses Gefühl unsagbaren Abscheus wird noch verstärkt, wenn wir die Schlächterei (Matanza) der Stadt draußen aufsuchen. Unter einer Halle ist dort eine beträchtliche Anzahl zum Schlachten bestimmter Ochsen angebunden; andere, in der Steppe mit dem Lasso eingefangene werden beständig herzugebracht. In der Nähe hocken auf Bäumen Scharen von Zamuros, widerlichen Aasgeiern, die ihr ekles Mahl begierig erwarten, indem sie die nackten Hälse alle lang nach der gleichen Richtung ausstrecken. Ein Peon ist eben beschäftigt, einen Ochsen am Lasso zum Schlachthause hinzuziehen; oft bricht das arme Tier zusammen, rafft sich, vor Wut und Qual dumpf brüllend, wieder empor und stürzt hinter dem braunen Burschen her. Der aber weiß sich sicher vor dem Zorne des Horngewaltigen, dem man der Vorsicht halber die Flechsen an den Hinterbeinen beim Einfangen schon durchgehauen hat. Auch hier entwickelt sich immer erst eine scheußliche Hetzerei, bevor die unglücklichen Geschöpfe den tödlichen Stoß ins Genick erhalten. Und fragen wir, weshalb man so unmenschlich bei dem ohnehin schrecklichen Geschäfte verfährt, so antworten die braunen Leute mit großem Ernst und vieler Wichtigkeit: „Das Fleisch der Tiere wird dadurch saftiger und mürber!“ Ein schöner Vorwand für solche Unmenschlichkeit!

X.

In Guayana.

Es ist ein höchst eigentümliches Gebiet, dieses Strom-, Wald- und Sumpfland, in das sich Brasilien, Venezuela, Frankreich, die Niederlande und England geteilt haben. Eigentlich muß es als eine riesige Insel betrachtet werden, denn im Nordosten wird es vom Atlantischen Ocean bespült, im Norden, Westen und Süden umschlingen es die Riesenströme Orinoco, Rio Negro, Cassiquiare und Amazonas.

Nähern wir uns der Küste vom Weltmeer aus, so kommen wir zunächst an einen etwa 30 km breiten Streifen angeschwemmten Landes, das sich kaum über die Oberfläche der See erhebt. Zur Zeit hoher Flut wird es von den Wogen des Oceans, in der Regenzeit von den Wassern der austretenden Ströme überflutet. Schlammbänke, oft von ansehnlicher Ausdehnung, lagern längs der Küste; sie bestehen aus mehr oder minder nachgiebigem Boden, den die großen Flußläufe ins Meer hinaus führten und den die Strömungen in der Salzflut wieder hierher trugen. Stundenlange, nicht selten auch ansehnlich breite Süßwassersümpfe sind in dieses Schwemmland eingelagert, das sich durch außerordentliche Fruchtbarkeit auszeichnet, aber auch die Brutstätte der schrecklichen Fieber ist, die Guayana zu dem gefürchteten „Pfefferlande“ machen, nach dem man Leute wünscht, denen man recht viel Böses gönnt. Das wunderlichste Bild in solchen Sumpflandschaften bieten wohl die Mangrovebäume, die auf 4—6 m über den feuchten Grund hervorstehenden stelzenartigen Wurzeln ruhen und die ihre ewiggrünen Kronen auf dem 12—15 m hohen Stamme wiegen. So wunderbar sie aussehen: sie spielen doch eine überaus bedeutsame Rolle in der Natur. Vortrefflich zur Erreichung ihres Zweckes eingerichtet, wissen sie sich im unsicheren Schwemmlande dauernd zu behaupten. Die Wogen des vom Sturme aufgewühlten Oceans stürmen gegen sie an — sie trotzen ihnen. Die Salzflut verzieht sich, weit draußen rollen die Wellen des Weltmeeres — die bizarren Bäume finden sich ohne Schaden auch in diese Veränderung. Ihre großen, wohl 30 cm langen spindelförmigen Samen sind etwa fingerdick und keimen schon in der Frucht. Sie fallen mit der Spitze mehrere Centimeter tief in den Schlamm und bleiben, lustig weiter wachsend, darin stecken, auch wenn das Wasser ziemlich hoch darüber steht. Überraschend schnell bilden sich Wurzeln, ankern sich im Grunde fest und erheben sich nach einigen Monaten bogenartig über den Boden. Wenn der Stamm kaum tischhoch geworden ist, treibt er schon etliche Zweige; ein wenig über den alten Wurzeln entstehen neue, die sich in das Schwemmland senken. Hat der seltsame Baum Zimmerhöhe erreicht, so stützt er sich schon auf ein förmliches Wurzelgerüst. Nun verwendet er

seine ganze Kraft vorwiegend auf die Kronenbildung. Den Ästen darin entsprießen dann rostfarbige, zähe und faserige Luftwurzeln, die wie Stricke abwärts hängen, den Grund erfassen und den Baumsonderling noch besser befestigen. Auf solche Art entwickelt sich ein Gewirr von Wurzeln und Ästen, das weite Strecken der Küste für den Menschen unnahbar macht, aber einem überaus zahlreichen Tierleben sichere Schlupfwinkel bietet.

Außerordentlich groß ist die Bedeutung der Mangroven für die Vergrößerung des festen Landes in den Tropen. Einem langsam, aber unwiderstehlich vordringenden Heere gleich besetzen sie die Lagunen; ihr gitterartiges Wurzelgeflecht verlangsamt den Lauf der schlammigen Gewässer, bringt die mitgeführten Stein-, Kiesel-, Sand- und Erdmassen zum Sinken und bewirkt so, daß sich der Boden ungemein rasch erhöht. Kaum ist er über die Oberfläche gestiegen, da fliegen auch schon Hunderte von Samen darauf, beginnen zu keimen und das dem feuchten Element abgerungene Gebiet zu befestigen.

Zur Ebbezeit, wenn die salzige Flut des Ozeans aus den Mangrovesümpfen zurückgewichen ist, entdecken wir auf dem Schlammboden eine unendliche Lebensfülle. Es wimmelt förmlich von Seegewürm, das hier Schutz vor den rauhen Wogen des Weltmeeres suchte und fand, außerdem aber in den verwesenden Pflanzenstoffen Speise in Menge entdeckte. Myriaden von Seeflöhen, Seeigeln, Holothurien, Krabben und anderen Lebewesen schleichen, hüpfen, kriechen, laufen rastlos umher. Besonders auffallend stechen die glänzend farbigen Panzer der Krabben von dem schwarzen Schlamm ab. Tausende von Fischen zappeln oder springen, selbst in den Ästen und Wurzeln regt es sich, soweit sie vom Wasser bespült werden, von Muscheln, Austern und Balanen. Eine solche Unmasse von Meertieren lockt natürlich auch eine Menge hungriger Vögel herzu. Da schreitet der herrliche rote Ibis, dort der stolze, rosig gefärbte Flamingo, hier die weiße Egrette, neben ihr die rosige Löffelgans. Alle diese Vögel verschönern den Anblick der Mangrovewaldungen noch durch ihr prächtiges Gefieder. Denn schön sind diese bizarren Waldungen, obwohl ihr Boden widerlich und schmutzig ist; saftiges, lebhaftes Grün prangt überall; die dichten rundlichen Gebüsche mit den glänzenden, lederharten Blättern sind mit zahllosen großen Blütenkelchen besetzt, von denen viele im feurigsten Rot glühen.

Wohl lockt uns ein solcher Wald durch seine Geheimnisse; doch weiß er den Neugierigen durch mancherlei Schrecknisse aus seinen Irrgängen fernzuhalten. Selbst wenn wir, leichtfüßig wie der mit Wald- und Sumpfwildnis vertraute Indianer, über das verworrene Geflecht der Wurzelstelzen zu schreiten vermöchten, können wir doch nicht tief eindringen. In dicken Wolken schwirren uns die Myriaden der schrecklichen blutsaugenden Insekten entgegen, die sich dem Menschen nirgends furchtbarer machen, als hier, wo sie im Schatten der „Wurzelträger" immer wieder in unendlicher Menge ausgebrütet werden. Trotzen wir ihnen aber auch, arbeiten wir uns, an allen freien Hautstellen entsetzlich zerstochen, wirklich weiter vor, so bedroht

uns der schon erwähnte unsichtbare, dafür aber um so gefährlichere Feind: das furchtbare Fieber. Im weichen, von zahllosen faulenden Tier- und Pflanzenstoffen durchsetzten Boden entstehen fortwährend giftige Dünste; mit jedem Atemzuge atmen wir hier Millionen winzigster Lebewesen ein, die uns den Tod bringen können. Alle Sumpffieber in den Flußniederungen unserer Heimat sind unbedeutend gegen die Malaria, die in den heißen morastigen Gründen der Mangroveregionen ausgebrütet wird. Eine durch solche Gegenden umgürtete Küste ist sozusagen unzugänglich; weder Feuer noch Axt vermögen daran etwas zu ändern. Sobald aber die Mongrevegegend so hoch geworden ist, daß die Fluten des Ozeans sie nicht mehr überströmen können, sobald sich der weiche Schwemmboden in Festland umgewandelt hat, ist es mit der Herrschaft der sonderbar gestalteten Bäume vorbei. Sie überlassen den Platz den stolzen Palmen, wie der Cocos- und Mauritiuspalme, den Manzanillabäumen und anderen Gewächsen, und nun kann sich auch der Mensch in dem ihm einst so gefährlichen Gebiete ansiedeln.

Die Piroge eines Indianers führt uns stromaufwärts. Riesigen Mauern vergleichbar, tritt der Urwald dicht an das Gewässer heran, am Saume mit undurchdringlichem Unterholze den Eintritt in seine dunklen Hallen wehrend. Einem ungeheuern Kanale ähnlich, wälzt sich die Flut durch die großartige, den Fremden immer wieder bestrickende Landschaft. Dort, wo er sich seeartig erweitert, schwimmt die Wunderblume Victoria regia auf dem Wasser; der Größe ihrer tellerförmigen Blätter, die fast 2 m Durchmesser besitzen, entspricht der Umfang der Blüte. Auf einem Kelche von 35—40 cm Durchmesser ruht die weißlich rote Blume mit Hunderten von Blütenblättern. Die ganze Vegetation strotzt überhaupt von Üppigkeit; unsere nordischen Gefilde geben nirgends eine auch nur annähernd richtige Anschauung von solcher Fülle und Herrlichkeit des Pflanzenlebens. Und nicht minder reich ist das Tierleben dieser Gegenden; insbesondere ist der Wald von zahllosen Vögeln der verschiedensten Art belebt, und Amphibien finden sich gleichfalls in großer Menge. Da windet sich die 12 m lange Anaconda durchs Wasser; sie liebt die nassen Brüche der Urwaldungen, die Flüsse und Landseen. Von der Strömung getrieben, schnellt sie ihren Kopf auf die vorbeischwimmenden Fische, legt sich aber auch auf Felsblöcken auf die Lauer, um durstige Vierfüßler zu erwischen. Oft liegt sie auf dem Grunde der Lagunen, nur den Kopf über die Oberfläche herausstreckend. Mit scharfen Blicken späht sie umher, erhascht den sorglosen Fisch, den unachtsamen Reiher, das scheue Reh. Außer ihr kommen noch 20 andere Schlangenarten in Guayana vor. Auffallend sind uns auch die zahlreichen, zum Teil abschreckend häßlichen Kröten. Bei einer Art, der gehörnten Kröte, erheben sich die Augenlider, hornartige Spitzen bildend, über den Augen; ihr warziger, stachelbewehrter Körper ist mit breiten, braunen Streifen bedeckt. So hockt sie als ein wirkliches Scheusal vor uns. Fast ebenso abschreckend sieht die Pipa oder Wabenkröte aus, die, größer als ihre Verwandten, ihre Eier in eigentümlichen Zellen auf ihrem Rücken ausbrütet.

Wenn wir weit stromauf dringen, entdecken wir hinter der Mangrove-region etwas höher gelegene Savannen. Weite Strecken derselben sind auffallend unfruchtbar; spärlicher Pflanzenwuchs bedeckt diese Landschaften; vorwiegend hartes, hohes Gras und kleines Gesträuch fristen ihr Dasein auf dem sandigen Boden. Wenn die Regenzeit vorüber ist, verdorren auch diese Gewächse; erst wenn der Himmel seine Schleusen wieder öffnet, erwacht die Savanne zu neuem Leben.

Unsere Piroge führt uns weiter aufwärts ins Reich der unermeßlichen und undurchdringlichen Urwälder, die mit ihren Baum- und Gesträuchmassen auch das weite Hügelland vollständig überwuchern. In diesen Regionen stoßen wir auf das Boot eines einsamen Händlers, der in der Wildnis mit den herzugekommenen Eingeborenen Waren tauscht und unverkennbar sehr mit dem Erfolg seines Geschäftes zufrieden ist. Es ist ein hagerer Mann mit von der Tropensonne gebräuntem Antlitz, schwarzem Haar und Bart und lebhaften, dunkeln Augen, von Geburt ein Franzose. Sein großes, sorgsam gebautes Boot trägt einen kleinen Mast und ist mit einem leichten Verdeck versehen. So unterscheidet es sich auffallend von den Canots der Oyampis, Trios, Roucouyennes und anderer Indianer, die darum her festgelegt sind. Die Besatzung des größeren Fahrzeuges besteht nur aus dem Händler, seinem Neger Bob und einem riesigen Hunde. Auf dem Uferrande lagern, vor der dichten Hecke aus stachlichtem Sauso, die Gruppen der Eingeborenen. Aus Furcht vor dem Fieber kommt selten ein Händler in die Einöde; drum haben sich die gutmütigen Indianer in beträchtlicher Anzahl eingefunden, um ihre einfachen Produkte loszuwerden. Sie bringen Massen von Kautschuk, gewonnen aus dem Safte der Siphonia elastica, ferner Tonkabohnen zur Bereitung von Wohlgerüchen, Gewürznelken, Sassafrasöl, mit dem man Holzwerk zum Schutze gegen Termitenfraß bestreicht; ebenso bieten sie den geschätzten roten Farbstoff Crajuru, Seidenbaumwolle, köstlich duftende Vanille, Copaivabalsam, Tierfelle, Öl aus Schildkröteneiern, sowie zahlreiche lebende Papageien und Affen zum Tausche an. Der Verkehr zwischen ihnen und dem fremden Manne ist sehr freundlich; sie kennen einander unverkennbar schon lange und haben bereits viel mit einander gehandelt. Beliebt macht der Weiße sich namentlich durch den erhitzenden und berauschenden Feuertrank, den wir unter dem Namen Rum kennen und der zum Überfluß auch noch reichlich mit rotem Cayennepfeffer gewürzt ist. Die braunen Leute erhalten Nägel, Messer, scharfe Beile, grellfarbigen Kattun, bunte Perlen, Tabak und mancherlei andere wertvolle und wertlose Dinge. Der Fremde versteht sein Geschäft; für ein Pfund Vanilleschoten, das bei uns sozusagen mit Silber aufgewogen wird, giebt er einen Nagel, für eine schwere Last Sassaparille einen halben Meter seines Kattuns, und die Indianer sind mit ihm zufrieden.

Der Abend sinkt; die beiden Insassen der Barke rudern in den Strom und legen das Fahrzeug dort mit einem kleinen Schleppanker fest. Wir bringen die Nacht auf Einladung des Franzosen mit in dem Boote

zu. In dicken Wolken stürzen die Moskitos auf uns; der landeskundige Händler wirft, um das entsetzliche Ungeziefer zu verscheuchen, wiederholt kleinere Mengen eines feuchten Krautes auf die Kohlen, die in einem Blechtopfe glühen. Ein abscheulich riechender Qualm entwickelt sich, aber er hilft fast nichts. In stumpfer Ergebung finden wir uns in unser Schicksal, von den Blutsaugern aufs grauenhafteste zerstochen zu werden; doch zuweilen preßt die ausgestandene Pein dem einen oder anderen ein tiefes Seufzen, ein dumpfes Murren aus. Um Mitternacht verschwinden die Moskitos, abgelöst von den nicht weniger schrecklichen Titinoriquis, denen in der Morgendämmerung mit abscheulicher Pünktlichkeit die Tempranitos folgen.

Eine wunderbare Nacht ist's, die wir durchleben. Still sind die Indianer am Ufer, weiter zurück haben sie sich um große Feuer gelagert, deren Flammenschein den schleichenden Jaguar schreckt. Hier, in größerer Entfernung vom Strome, quälen die Titinoriquis und Tempranitos weniger. Schnaubend rudern Züge von Süßwasserdelphinen stromauf; da und dort tönt das schauerliche Brüllen des hungrigen Kaimans. Sonst ist's still, seltsam still im Wald und auf dem Strome. Nur gegen Mitternacht weckt uns jener Aufruhr, ohne den es nun einmal nicht abzugehen scheint, dessen Ursache wir aber niemals ergründen können. Endlich schweigt das dumpfe Murren der Nachtaffen; aus dem Urwalde hallt der weitklingende Metallton des Glockenvogels; droben, in den höchsten Gipfeln der Piritu- und Königspalmen, fangen die lebhaft bunten Aras ihr Gekreisch wieder an; die Papageien schwirren lebhaft schwatzend in großen Zügen umher, die kleinen, allerliebsten Sagouins pfeifen im Geäst. Rasch erhebt sich die Sonne über den Horizont; ohne vorausgehende Dämmerung folgt der Tag der Nacht. Ganze Züge von Peccaris und Tayassus kommen an den Strom; sie traben die Sausohecke entlang, bis ihnen eine jener Lücken, die von den Indianern mit dem Namen „Waldthor" bezeichnet werden, den Zugang zum Wasser gestattet. Ängstlich spähen die Tiere über die Flut; durch Erfahrung gewitzigt, wissen sie, daß ihnen hier beständig Gefahr von dem furchtbaren Kaiman, der behenden Anaconda droht. Alles erscheint ihnen sicher, und nun erst stürzen sie zum Bad in die murmelnden Wasser. Wir sind längst erwacht, kühlen uns die jämmerlich zerstochenen und geschwollenen Wangen und Hände mit dem klaren Naß und essen etwas gedörrte Cassava, wozu ein Schluck Rum genommen wird. Der Rest Wildfleisch von gestern ist über Nacht für Menschen ungenießbar geworden; er wird dem Hunde hingeworfen. Und nun beginnt des Händlers Tagewerk wieder.

Der Mann hat schon 3 Jahre im Fieberland Guayana ausgehalten und kann viel von Land und Leuten erzählen, von den wilden Indianerstämmen, die noch unabhängig in der Wildnis leben, verschiedene Sprachen reden, aber in ihrem Äußeren und in ihren Sitten viel Ähnlichkeit zeigen.

„Viele von ihnen sehen gar nicht aus wie Gottes Ebenbild," sagt der lebhafte Mann, behaglich aus seiner kurzen Pfeife rauchend, beim

Rasten in einer weiter stromaufwärts gelegenen Bucht. „Häßlich sind namentlich die kleinen, dumm dreinschauenden Warraus. Die Wapianas sind groß und gut gebaut. Die Kariben sind wohl aus Westindien eingewandert. Die ganze Kleidung besteht aus einem kleinen Schurz; im Gesicht verzieren sich die Bursche durch farbige Linien. Mancherlei drolliger Schmuck ist unter diesen Wilden üblich; so tragen die Männer Halsbänder, die aus den Zähnen des Bisamschweins hergestellt werden, Armbänder aus Baumwollstoff, einen Kopfputz aus bunten Federn. Die Frauen hängen sich Schnüre von aneinandergereihten Perlen und Samenkörnern um. Manche Stämme haben die Unsitte, den Kopf der kleinen Kindern einzuschnüren und ihn dadurch abzuflachen. Ihre Hütten bauen die Wilden ganz verschieden, manche auf Pfählen über Wasser und Sumpf, andere stellen die Wände aus Flechtwerk, das Dach aus Palmblättern her; die Arawaken wohnen sogar in sauberen viereckigen Behausungen mit Tischen und Stühlen; um die Hütten her liegen gutgehaltene Baum- und Blumenpflanzungen. Jeder Stamm versteht irgend eine Kunst besonders gut; die Warraus bauen die besten Pirogen; die Makusis liefern den anderen das furchtbare Pfeilgift Urari und stellen die besten Hängematten her; die Arecunas sind Verfertiger der vollkommensten Blasrohre, und die Kariben gelten für die geschicktesten Töpfer. Ein Stamm tauscht von dem anderen, was dieser am besten liefert. Der beste Jäger ist Häuptling; er leitet die Jagd und führt im Kriege. Aber fast noch mehr Einfluß übt der Peaiman, der Zauberer, auf seine Stammesbrüder aus, denn nach dem tollen Aberglauben der Wilden hat er Gewalt über alle guten und bösen Geister. Die interessantesten Bewohner Guayanas sind ohne Zweifel die Maroni- oder Buschneger."

„Das sind die Nachkommen der ehemaligen Sklaven, die sich freimachten, in die Urwälder am oberen Laufe des Maroniflusses flohen und dort ein freies Leben zu führen begannen?" fragen wir.

„Ganz recht," bestätigt der Händler. „Ein kluger Schwarzer, Boni mit Namen, erregte 1772 im holländischen Guayana einen Aufstand, weil ihm sein Herr in gröblicher Art ein gegebenes Gelöbnis brach. Eine große Anzahl der befreiten Neger flüchtete mit ihm nach dem Maroni. Von ihren Wohnsitzen aus unternahmen sie immer wieder Einfälle in das Gebiet ihrer ehemaligen Unterdrücker, verbrannten Häuser und Pflanzungen und übten blutige Rachethaten aus. Heute noch spricht man in Holländisch-Guayana mit Entsetzen von den Schrecknissen der Jahre 1749, 1772 und 1774. Aber seit 1809 haben die Schwarzen mit den Kolonisten Frieden geschlossen. Sie erhalten jetzt alljährlich Geschenke an Pulver, Flinten und Kleidungsstücken. Es mögen alles in allem 4000 Neger sein, die draußen in der Wildnis, in vier Stämme geteilt, nebeneinander hausen. Voriges Jahr war ich einmal unter den starken, rußschwarzen Burschen. Es finden sich viele hübsche Jünglinge, besonders aber viele schöne junge Mädchen unter ihnen. Die ganze Kleidung der schwarzen Gesellschaft besteht aus einem Stück Zeug, das mit einer Schnur um die Hüften festgebunden wird. Das Haar flechten sie in eigentümlicher Art zu Kronen oder Pyramiden

zusammen. Sie zeichnen sich vorteilhaft durch große Liebe zur Reinlichkeit vor anderen Wilden aus, baden jeden Tag und spülen sich den Mund nach jeder Mahlzeit mit Wasser aus. Ihre viereckigen Hütten sind mit Palmblättern gedeckt die Behausung des Häuptlings steht oft über der Erde auf Pfählen. Ein freier Raum in der Mitte des Dorfes wird jeden Morgen reingefegt; hier werden Beratungen über gemeinsame Angelegenheiten gehalten; hier trocknen die Weiber den Reis, bereiten sie aus den Knollen der Maniocpflanze das beliebte berauschende Getränk Kaschiri. Das Völkchen nährt sich besonders durch Jagd und Fischfang; Bogen und Pfeile und schlechte alte Flinten sind seine Waffen. In jedem Dorfe fand ich eine Menge kläffender Hunde; diese Köter sind zur Jagd abgerichtet und werden von einem Indianerstamm, den Roucouyennes, gekauft. Ackerbau treiben die Schwarzen wenig; er erstreckt sich nur auf etwas Reis, Yamswurzeln, Bataten, Mais, Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle und Tabak. Wer unter den jungen Männern faul und täppisch ist, darf nicht heiraten; auch bekommt der Jüngling die Erlaubnis überhaupt erst, wenn er eine Hütte errichtet und ein Feld mit Manioc bepflanzt hat. Abends wird oft getanzt; man macht eine eigentümliche Musik mit Tamtams dazu und singt lustige Lieder dabei. In Bezug auf Mordthaten sind die Maronis sehr streng; wer eines solchen Frevels angeklagt ist, muß sich einem Gottesurteil unterwerfen, indem er den Giftbecher leert; stirbt er, so nimmt man an, er habe verdiente Strafe erlitten. Wer aber eines Mordes überführt ist, den verbrennt man lebendig auf dem Beratungsplatze. Alle Buschneger sind blinde Heiden; sie beten eine ganze Menge Götzen an; ihre Hauptgottheit aber soll der Seidenwollbaum sein. Die Toten werden erst begraben, wenn sie bereits in Fäulnis übergegangen sind."

„Und wie ergeht's den Negern, die seit 1838 in den Ansiedelungen als freie Menschen leben?"

Der Händler zuckt die Achseln. „Wie anderwärts, wo die Neger plötzlich aus der Sklaverei zur Freiheit übergingen. Ihr größtes Glück ist, ein sorgloses Faulenzerleben zu führen. Viel zu arbeiten brauchen die Bursche in solchem Lande auch nicht; eine mit geringer Mühe angelegte Pflanzung von Bananen, Papayas, Brotfruchtbäumen, Cassave und Quinbombo liefert schon nach 6—9 Monaten reiche Ernte, mittelst deren der Neger seine bescheidenen Ansprüche vollkommen befriedigen kann. Dann hat er aber noch den fischreichen Fluß, den Wald mit seinem zahllosen Geflügel und anderem Wild. Wer könnte sich da wundern, daß der Schwarze, von Natur ohnehin zur Trägheit geneigt, seine Tage am liebsten in der Hängematte verträumt, während ihm die Frau die Speise bereitet? In den Hütten sind Schmutz und Unordnung daheim; das Holzgefäß, worin die Weiber Gemüse in die Stadt tragen, worin sie das eingekaufte Fleisch und andere Dinge heimbringen, dient auch als Behälter für die schmutzige Wäsche und als Wiege für den wenig appetitlichen jüngsten Sprößling. In der Stadt müssen die Neger natürlich mehr arbeiten, wenn sie leben wollen; haben sie aber etwas erübrigt, so verthun sie es gewiß auch möglichst bald in Rum,

Tabak und lächerlichem Putz. Übrigens zeigen die in Amerika geborenen Schwarzen, die sogenannten Kreolneger, eine auffallende Veränderung in ihrem Äußeren; sie werden den Weißen ähnlicher, bekommen geradere und weniger platte Nasen, einen schmaleren Mund, dünnere Lippen und weniger wolliges Haar, als man es sonst bei den Schwarzen zu sehen gewöhnt ist. Sie sind begabter als die in Afrika geborenen Neger, aber ebenso unaufrichtig wie diese. Am drolligsten kommt mir in der Stadt immer ein schwarzer Stutzer vor; in der Woche sah ich den Burschen mit wenigen Lumpen bekleidet; am Sonntage steigt er mit elegantem Beinkleid und feinem Rock, mit einem französischen Cylinder auf dem Kopf und Lackstiefeln an den Füßen einher. Er hat feine Handschuhe an, spricht sehr geziert und geht gerne zur Kirche. Aber sein ganzes Wesen in solchem Aufzuge ist kindische Eitelkeit, lächerliches Selbstgefühl. Selbst wenn er durch die Kirche schreitet, tritt er möglichst hart auf, damit ja alle Leute merken, daß er in Lackstiefeln geht. Wenn er auf Geheiß des Predigers sein Gebet gesprochen hat und mit den dumpfen Worten endet: „Gott sei uns Sündern gnädig!" schaut er sich prüfend um, ob seine Frömmigkeit auch den gewünschten Eindruck macht. Dann begiebt er sich unmittelbar in eine Spelunke, betrinkt sich in Rum und prügelt sich schließlich mit seinesgleichen. Am nächsten Morgen treibt er sich wieder zerlumpt und barfuß in den Straßen umher. In den widerlich schmutzigen Dörfern ist die Rumschenke immer das ansehnlichste Gebäude — gewiß ein schlimmes Zeichen für den Geist der Schwarzen!"

Mit derartigen Gesprächen vertreibt uns der Händler die Zeit auf angenehme Art, wenn wir nicht im Walde streifen, oder auf dem Flusse fahren. Endlich nehmen wir Abschied von ihm, den Handelsgeschäfte noch länger in dieser Gegend zurückhalten. Von unserem kundigen eingeborenen Führer gelenkt, treibt die Piroge auf dem Strom abwärts. Rechts und links erhebt sich tiefer Wald; ein undurchdringliches Dickicht wuchert unter den Baumriesen. Weit über die Flut herein reichen die Äste; lange, faserige Schlinggewächse hängen, vom Winde hin- und hergeweht, davon nieder. Still, auffallend still ist es zwischen den riesigen Waldwänden; nur die Wellen um uns her plätschern leise. Schwül ist die Luft, aber getränkt von Wohlgeruch. Langbeinige Flamingos schreiten am Ufer im Wasser umher, ab und zu tönt das Geschrei des Pfefferfressers oder der Lärm eines Schwarms von Papageien aus dem Walde. Je mehr sich der Tag neigt, desto lauter und lebhafter wird es umher, bis endlich die Nacht herniedersinkt und wir die kleine Niederlassung erreichen, von der aus ein Schiff uns mitnehmen soll aufs weite, wogende Meer.

XI.

In Brasilien.

Wie ein schimmernder Schild aus edlem Metall dehnt sich der Ozean im Glanze der Tropensonne um unsern Dampfer, und einer riesigen Kuppel aus edlem Saphir gleich wölbt sich der Himmel in wunderbarer Bläue darüber. Vor uns steigt eine wundervolle Küste empor, stolze Berge, bedeckt mit fremdländischem Walde. Und nun fahren wir in die unvergleichlich schöne, von malerischen Höhen umrahmte Bai von Rio de Janeiro ein. Wahrlich, günstiger hätte man die Lage der Hauptstadt eines so ungeheuren und von der Natur so überaus gesegneten Landes nicht wählen können! 9 Stunden lang und 6 Stunden breit ist die wundervolle Bucht, worin alle Kriegsschiffe der ganzen Welt ankern könnten, ohne sich im mindesten zu belästigen und zu stören. Zwischen zwei kahlen Granitfelsen, die nur einen 1400 m breiten Eingang freilassen, geht die Fahrt hindurch. Welch' überaus anmutiges Bild bietet sich den entzückten Blicken nun! Aus der Ferne grüßt das Orgelgebirge mit seinen wunderlich geformten Kuppen und Hörnern. Sonderbar gestaltete Vorberge rahmen die Stadt im Norden ein. Auf den Hügeln stehen stattliche Klöster, die jetzt zum Teil als Kasernen dienen; da und dort sind die Gipfel auch von Kastellen gekrönt. Die prächtige dunkelblaue Bai mit ihren zahlreichen Felsen, Inseln und Forts, mit Gebäuden und sattgrünen Wäldern, die zahllosen Schiffe aller seefahrenden Nationen im Hafen, die lustigen Flaggen und Wimpel darauf, die herrlichen Gärten, die hübschen Landhäuser an den Ufern — alles das berauscht den Fremdling. Selbst wer den herrlichen Golf von Neapel gesehen hat, ist von diesem Landschaftsbilde überrascht und entzückt. Nun rasselt der Anker in den Grund — ein Boot führt uns an Land. Aber wie enttäuscht sind wir beim Eintritt in die Stadt! Wohl ist die Anlage regelmäßig, wennschon einförmig; aber die Straßen sind fast sämtlich eng und schmutzig, die Häuser meist armselig, die öffentlichen Gebäude wenig ansehnlich, die Kirchen nur in ihrem Innern reich und schön. Eine kunstvoll angelegte Wasserleitung führt der Stadt köstliches Trinkwasser zu und läßt zahlreiche Springbrunnen sprudeln. Am Meere ziehen schöne Alleen hin, geschützt durch einen gewaltigen Granitdamm gegen den Schwall der Meeresfluten; beim Spazierengehen haben wir von hier aus einen herrlichen Ausblick auf die stolze Bai und ihr imposantes Felsenthor.

Ein buntes Gemisch bildet die Bevölkerung der Stadt; Leute aller Farben drängen sich in den Straßen. Die schwarzen und gelbbraunen Leute sind den Weißen gegenüber auffallend in der Überzahl. Singend wandeln die Lasten tragenden Neger einher; sonderbar gebaute Sänften, von Maultieren gezogene, schwerfällige Kutschen erwecken unsere Aufmerksamkeit immer wieder. Im Erdgeschoß der Häuser befinden sich meist Läden; im oberen Stock ist vor jedem Fenster ein Balkon angebracht. Überraschend wirkt ein Theaterbesuch durch die Vielfarbigkeit der Besucher; vom Weißen bis zum Schwarzen sind alle nur denkbaren Abstufungen der beiden Farben vor=

handen, doch überwiegen die dunkeln Töne weit. Auffallend ist die Sitte der Logenbesucher, sich gegenseitig Visiten abzustatten, was sogar für besonders fein und ehrend gilt. Hier ist feiner Anstand wie in den gebildeten Kreisen Europas daheim; im Parterre dagegen herrscht unangenehmer, nicht selten roher Lärm. Der Abend zeigt uns Rio fast noch schöner, als wir es am Tage sahen. Die Landhäuser umher werden allmählich erleuchtet, auf den stillen Wassern der Bai gleiten einzelne Fahrzeuge, Matrosen singen ihre heimatlichen Lieder, Cikaden lassen ihre weithallenden Töne vernehmen — sonst ist's weithin feierlich still. Der linde Abendhauch trägt Ströme berauschenden Duftes von den Gärten hernieder, und auch die nahen Waldberge senden duftige Grüße. In den sanftbewegten Fluten der Bai schimmern die Millionen Sterne des Südens wieder; friedlich schaukeln sich die Schiffe der verschiedenen Nationen nebeneinander im sanften Mondlicht, das auch die schwarzen Massen der Kriegsfahrzeuge weniger unheimlich erscheinen läßt. Wenn der Tag dann wieder in seine Herrscherrechte tritt, beginnt das südländisch lebhafte Treiben von neuem. Menschen von allen Farben und Trachten drängen sich durcheinander, und ein Gewirr der verschiedensten Sprachen klingt an unser Ohr. Neger tragen mit immer wieder ertönendem, abgebrochenem Geschrei Lasten an Stangen hin und her; dazwischen schallt das Krächzen und Knarren der schwerfälligen Ochsenkarren, auf denen Waren durch die Stadt geschafft werden, dröhnt der Donner der Kanonen von den Kastellen, von den ein- und auslaufenden Schiffen, knattert das Geprassel der Raketen, mit denen die Einwohner fast jeden Tag kirchliche Feste verherrlichen — kurz, es ist ein nie gehörtes Getöse, das uns anfänglich fast betäubt. Machen wir Ausflüge in die Umgebung Rios, so werden wir mit Bedauern wahrnehmen, daß sie viel weniger angebaut und belebt ist, als wir nach der Größe der Stadt erwarten sollten. Von Fabriken ist nirgends etwas zu sehen, und auch Vergnügungsorte, die in der Nähe größerer europäischer Städte nirgends fehlen, sind nicht vorhanden.

Brasilien hatte bis zum 15. November 1889 einen Kaiser, und zwar war dieser Herrscher Dom Pedro II. einer der mildesten, wohlmeinendsten und einsichtsvollsten Regenten der Neuzeit. Ihm verdankte das Land zahllose Segnungen, verdankten die Negersklaven die Befreiung aus der Knechtschaft. Die Brasilianer haben es ihm nicht Dank gewußt; er ward entthront und des Landes verwiesen; das schöne Reich aber, das er so lange Jahre vor den schweren Erschütterungen bewahrte, unter denen die südamerikanischen Republiken so viel zu leiden haben, stürzte seitdem aus einer Revolution in die andere, und noch ist nicht zu sagen, ob die Föderativ-Republik nicht in Stücke zerfällt.

Brasilien läßt in seiner Bodengestaltung zwei Teile unterscheiden: die ungeheuer großen Tiefländer am Amazonenstrome und dem Paraguay und Parana, den Quellflüssen des La Plata, und das Bergland, dem die ganze südöstliche Hälfte zugehört. Jene Tiefebnen sind mit unermeßlichen Urwaldungen bedeckt und von der Riesenschlagader Südamerikas,

dem Amazonas, durchzogen. Das Bergland ist noch wenig bekannt und mit dichten Wäldern bedeckt, in deren Pflanzengewirr selbst der Eingeborene nur mit Hilfe seines großen Waldmessers einzudringen vermag.

Vor uns liegt der Saum der schier endlosen, fast menschenleeren Urwaldöde, erfüllt vom üppigsten Tier- und Pflanzenleben, das die Erde kennt, und für den einsamen Forscher doch eine Wüste; denn nirgends fast darf er darauf rechnen, dort Wesen seiner Art zu treffen, und wenn er wirklich einer Horde brauner Jäger begegnet, weiß er niemals, ob ihm der zufällige Zusammenstoß nicht vielleicht Gefahren ernstester Art bereitet. Ein lockendes Geheimnis ist das pfadlose, undurchdringliche Dickicht der Wälderwüste; sinnbestrickend, allgewaltig anziehend wirkt es namentlich auf den Fremdling; und doch bleibt es unheimlich, denn leicht verirrt sich der Unkundige in den labyrinthischen Irrgängen, Gefahren aller Art bedrohen ihn darin, und leicht kann sich's fügen, daß er den Fuß niemals wieder herauszusetzen vermag, sondern elend in den menschenleeren Waldgründen umkommt. Aber gerade der Zauber des Geheimnisvollen lockt uns in die Schauer des Urwaldes hinein. Wir bestaunen die Herrlichkeit der stolzen, riesig hohen Bäume mit den schöngewölbten Kronen; wir können uns nicht sattsehen an der unendlichen Fülle der Pflanzenwelt, an den ewig wechselnden Formen ihrer Gebilde, an ihren fremdartigen, köstlichen Wohlgeruch ausströmenden Blüten; aber unsere Einbildungskraft spiegelt uns beständig vor, es müsse noch Überraschenderes, noch Lieblicheres und Großartigeres kommen, und so lockt sie uns tiefer und tiefer in die Schatten, aus denen uns vielleicht niemals eine Rückkehr beschieden ist. Doch gerade der Gedanke, in Gebiete einzudringen, die noch nie zuvor eines gesitteten Menschen Fuß betrat, besitzt etwas Verführerisches, Unwiderstehliches. Und noch zu anderem Spiel findet die Phantasie Stoff in Menge, indem sie uns die Gefahren und Schrecknisse vorgaukelt, die in der fremden, von unheimlichen Gewalten beherrschten Natur lauern. Wenn das Laub im Windhauche raschelt, spähen wir erschrocken, ob nicht eine furchtbare Schlange uns mit ihrem Biß Verderben drohe; wenn es im Dickicht rauscht und bricht, fahren wir erschrocken zusammen, fürchtend, der schreckliche Jaguar, der König dieser Einöden, könne uns umschleichen; tausend unbekannte Laute schlagen beständig, namentlich in gewissen Zeiten der Nacht, an unser Ohr und regen unsere Einbildungskraft mächtig auf. Und doch liegt gerade in diesem Bewußtsein, sich beständig von Gefahren umgeben zu wissen, ein eigener, unsagbarer Reiz für den gesunden und kräftigen Menschen! Zuweilen aber überkommt es in der grünen Öde auch den Stärksten und Mutigsten wie Ermatten und Verzagen, dann nämlich, wenn die tiefe Stille des Waldes sich wie ein lastender Alp auf seine Brust legt, wenn er in heißer Sehnsucht verlangt, nur einmal wieder eine Menschenstimme zu hören, ein Menschenantlitz zu schauen.

Treten wir ein in diese Welt der Wunder und Schrecken! Wie ungemein verschieden ist dieser brasilianische Urwald von dem Hochwalde unserer Heimatberge! Daheim bestanden die Forste aus einer Masse selb-

ständiger, aber gleichartiger und gleichberechtigter Einzelwesen; nur einigen besonders Gewaltigen wird dort von den anderen gestattet, sich Herrschern gleich mit ihren Kronen über alle anderen Wipfel des Waldes zu erheben. So gleichen unsere Wälder einem wohlgeordneten Staatswesen, worin alle einzelnen gleiche Rechte und gleiche Pflichten haben; die Menge der Bäume scheint uns durch das Gefühl echter Nachbarschaftlichkeit vereint, keiner von ihnen macht dem andern seinen Platz streitig, sucht ihn zu schädigen oder zu verderben. Festgeschlossen stehen die ragenden Kinder des Waldes gegen den rasenden Sturm, einer den andern mit Aufbietung seiner ganzen Lebenskraft schützend, mit dem eigenen Leibe gegen den Anprall deckend. Dadurch gerade wirkt der deutsche Wald so wohlthuend und beruhigend auf unser Gemüt, deshalb erquickt uns ein Gang durch seine grünen Hallen so ungemein. Anders, himmelweit anders entwickelt sich das Pflanzenleben hier unter dem Einflusse der Tropenglut und der massenhaften Boden- und Luftfeuchtigkeit. Eine vollständig fremdartige, von allen Bekannten verschiedene Welt umgiebt uns hier. Da herrscht ewiger Kampf; jeder nachwachsende junge Stamm muß seine Äste mühsam durch die anderen Bäume hindurchdrängen, wenn er Luft und Licht genießen, wenn er sich lebenskräftig entwickeln will. Ungezählte Myriaden von Pflanzen ersticken sich in diesem stummen Kampfe gegenseitig. Üppig wuchernde Schmarotzergewächse siedeln sich auf der Rinde der Bäume an und saugen ihren Opfern den belebenden Saft aus. Stürzt der Riesenstamm, so reißt er andere Baumgiganten mit; die Gefallenen beginnen zu vermodern, und auf ihren Leibern streiten junge Schößlinge der verschiedensten Art den schweren Kampf ums Dasein. Unter der Riesenkuppel, die von den höchsten Baumkronen gebildet wird, breitet sich eine zweite und dritte aus. Drunten im Flachland hat der Wald streckenweise ein schauerlich düsteres Aussehen, denn das Tageslicht vermag kaum durch die undurchdringliche Laubdecke in der Höhe hereinzulugen. Dem hoch mit Moder bedeckten Boden entsprießt kein Buschwerk; in ihm treibt keine zarte Pflanze liebliche Blüten. Starr reiht sich Baum neben Baum; nur die Kobolde unter den Pflanzengebilden, die rasch emporschießenden Pilze, lieben die Finsternis und wuchern in Menge auf der feuchten, heißen Erde. Freundlicher grüßt uns der Urwald auf den Vorhöhen der Anden; da ragt der stolze Chinabaum; da bewundern wir die reißengroßen Orchideen mit ihren abenteuerlich gestalteten Blüten; da betrachten wir voll Freude die unzähligen Farnkräuter mit den feinen, spitzenartigen Riesenblättern; da fesseln die baumartigen Brennesseln, die wundervollen Bignonien und andere undurchdringlich verwobene Schlingpflanzen unsere Aufmerksamkeit. Tiefer drunten lichtet sich der Wald, aber Buschwerk und Ranken sind immer noch häufig. Hier wird unser Auge durch die mannigfaltigen Formen der Palmen, durch die auffallend großen Terebinthinaceen, durch dichtbelaubte Leguminosen entzückt, deren Saft köstliche Balsame liefert. Wir können uns nicht satt sehen an den mit gewürzreichen Früchten beladenen üppigen Laurinien, an den großblätterigen Heliconien, an den Solaneen mit ihren Riesenblüten, an den Tausenden

und Abertausenden von Blumen, die uns bald durch ihre Farbenpracht, bald durch auffallende fremdartige Formen, bald durch herrlichen Geruch entzücken. Sogar die Äste der größeren Bäume sind mit kleineren Gewächsen überladen, und zahllose Schlingpflanzen benutzen den letzten noch verbleibenden freien Raum zu kühnen Kletterkünsten, um, von Baum zu Baum fortrankend, die höchsten Wipfel zu erklimmen.

Die ungeheure Tiefebene, die der Amazonas und seine gewaltigen Nebenflüsse durchziehen, trägt eine Urwaldmasse von 130 000 □Meilen Umfang. Das Becken des Riesenstromes liegt nur wenig über dem Spiegel des Meeres. Der größtenteils angeschwemmte Boden ist an sich schon fruchtbar; seine Tragfähigkeit wird aber noch erhöht durch die im Laufe der Jahrtausende aus abgestorbenen Pflanzen gebildete hohe, schwarze Humusdecke. Immer wieder wuchert eine Überfülle von Gewächsen, obendrein begünstigt durch Wärme und Feuchtigkeit, aus diesem unerschöpflichen Grunde empor.

Ohne Zweifel dürfen die Flüsse unter den Naturkräften, die auf die Selvas (wie der Portugiese die Urwälder nennt) einwirken, die größte Bedeutung in Anspruch nehmen. Eine stattliche Anzahl riesiger Ströme, neben denen unser Rhein ein Zwerg ist, wälzen ihre Wassermassen durch das Tiefland dem Marannon und mit diesem dem Weltmeere zu. Träge ziehen ihre schwärzlichen Fluten zwischen den mit dichtem Hochwald bewachsenen Ufern dahin. Oft liegen die Gestade des Stromes meilenweit auseinander; immer sind sie flach, erheben sich nur ganz wenig über den Wasserspiegel. Im schlammigen, fast stillstehenden Uferwasser wächst hohes Schilfrohr, und unmittelbar da, wo das Land beginnt, erheben sich die durch ihr Astwerk dicht verschlungenen Riesenstämme des Urwaldes. Weit ins Innere hinein sieht man hoch hinauf Schlamm an den Bäumen abgesetzt; dadurch hat die Natur selbst die Flutmarke der letzten Überschwemmung angezeichnet. Die scheinbar so ruhigen und harmlosen Ströme treten nämlich zur Regenzeit über ihre Ufer hinweg und bedecken das Land zuweilen 15 Meter hoch mit ihren Fluten. Dann vermischt sich das Wasser verschiedener Flüsse miteinander und bildete einen Riesensee. In den etwas höher gelegenen Gegenden des Laufes entstehen in solcher Zeit zahllose Kanäle, die den Wald mit ihren Verzweigungen nach allen Richtungen hin durchziehen. Schon zu Beginn der Regenzeit flüchten alle warmblütigen Geschöpfe eiligst nach höher gelegenen geschützten Stellen; nur das dem Menschen wenig angenehme Geschlecht der Amphibien fühlt sich in der feuchten Witterung behaglich. Von Tag zu Tag schwillt die Flut höher, bis das schlammige Wasser schließlich die Baumkronen erreicht und in ihnen eine üppig blühende Pflanzenwelt hervorlockt. Die riesige schwarze Wasserschlange windet sich geschmeidig um die dicken Äste, sich im stachligen Gewirr der Lianen zuweilen verstrickend. Schmiegsame, behende Fische bewegen sich im wilden Durcheinander der Pflanzen, zuweilen verirrt sich wohl auch ein plumper Kaiman hinein. Riesige Kröten und ähnliches widerliches Getier hocken stumpfsinnig ganz nah bei den herrlichsten blühenden

Orchideen auf der Rinde eines Baumriesen, dichte Wolken summender Stechmücken ballen sich um die höchsten Wipfel. Ungefähr 6—8 Wochen dauert der höchste Stand der Flut, dann treten die schlammüberzogenen Waldflächen wieder hervor; aber lange noch bleiben schmutzige Lachen in den Vertiefungen stehen. Jetzt kehren auch die geflüchteten Tiere allmählich wieder an ihre früheren Wohnplätze zurück.

Nichts auf der Welt läßt sich dem schwermütigen Düster vergleichen, das während der Regenzeit auf diesen ungeheuren Wäldern liegt und das unsere Seele in einem unheimlichen Banne hält. Feuchte Schwüle umgiebt uns, undurchdringliche, schwere Nebel brauen in den qualmenden Gründen, lebendige Wolken blutgieriger geflügelter Plagegeister bewegen sich in Kreisen vor unserer Piroge rasch durcheinander. Von den Bäumen trieft es endlos melancholisch hernieder; die Blüten öffnen ihre Kelche nur in den wenigen regenfreien Stunden; die Tiere halten sich lautlos im Gezweig verborgen. Weder Vogel noch Schmetterling ist sichtbar; unser Ohr vernimmt nur das Schnarchen der Wasserschweine und den ermüdend eintönigen Ruf der Frösche und Kröten, deren Stimmäußerungen vollkommen zu der Stimmung in der Landschaft passen. Die Nacht sinkt endlich hernieder; die Einsamkeit in der triefenden Öde wird noch schrecklicher, sie weckt noch tiefere Schwermut in unseren Herzen, denn kein freundlicher Stern blickt tröstend hiernieder, und auch des Mondes friedliches Antlitz ist hinter schweren Wolken versteckt. Unheimlich dringen die Klagelaute der hungrigen Raubtiere aus dem Gewirr der Pflanzen zu uns, vergleichbar den Klagen Verdammter, die sich in ewiger Qual winden.

Die Ströme drohen dem Bewohner der Wildnis nicht nur zur Regenzeit, wenn sie austretend seine leichte Hütte fortschwemmen, schwere Gefahr. Auch wenn man sie sonst befährt, können sie jeden Augenblick Verderben bringen. Riesige Bäume, die durch den rasenden Orkan oder durch den Einbruch weithin unterwaschener Uferstrecken entwurzelt und von der Strömung hinweggeführt wurden, bleiben an seichteren Stellen sitzen; sie ankern sich gewissermaßen im schlammigen Grunde fest, neue treibt der Strom herzu, sie bleiben hängen, sodaß eine Art Barrikade entsteht. Wehe dem Fahrzeug, das zwischen diese Stämme gerät! Die Wurzelteile der Baumriesen sitzen wohl so tief eingerammt, daß sie sich nicht bewegen können; die oberen Enden aber treiben vor der Wucht der Strömung beständig gegeneinander. Krachend schlagen die festen, ineinander verwirrten Äste zusammen und zerschmettern den Nachen, den sie zu erreichen vermögen, zwischen sich. „Palisadas" nennt der Brasilianer diese gefährlichen Hemmnisse, die fast auf jeder Sandbank zu finden sind. Auch auf die Inseln trägt die Flut solche entwurzelte Bäume hinauf, und nicht selten häufen die Wellen einen Wall daraus um das ganze Eiland, daß es für den Menschen schier unnahbar wird. Zuweilen verwirren sich wohl auch mehrere Stämme unlösbar mit ihrem Wurzelwerk und Geäst ineinander; auf der Rinde siedeln sich dann kleine Wassergewächse an, und so bilden sich schwimmende Inseln, die langsam auf dem Wasserspiegel dahintreiben und auf denen der schneeweiße Reiher

ermüdet nach seinem Fischzuge Rast hält. Am häufigsten beobachtet unser Auge alle diese Erscheinungen auf dem Amazonas selbst. Meilenweit sind seine Ufer oft von einander entfernt, schöne, hochbewaldete Inseln ragen da und dort aus seinen Fluten auf; aber selbst an solchen Stellen, wo die ungeheure Fläche durch Eilande geteilt ist, macht der Strom noch einen wahrhaft königlichen Eindruck. Wo er ungeteilt dahinströmt, verschwinden uns, wenn wir auf der Mitte fahren, die Ufer entweder ganz aus dem Gesichte, oder der darauf emporragende Wald erscheint uns wenigstens nur als ein überall gleich breiter, dunkelgrüner Streifen fern am Horizonte.

Unwiderstehlich führt die Strömung unsern leichten Kahn hinweg; um uns vor Schaden zu bewahren, haben wir nur nötig, die von den verankerten Bäumen drohende Gefahr zu vermeiden. Gerade dieser Bequemlichkeit wegen vollzieht sich der gesammte Verkehr in den Urwaldregionen der Tiefebene auf den Flüssen, die das mit Feuchtigkeit getränkte Land in ungemein großer Anzahl durchziehen. Eine Reise durch das Dickicht der Selvas heischt zuweilen einen Aufwand an Mühe und Arbeit, der im schreiendsten Mißverhältnisse zur Wichtigkeit der Wanderung steht. Wer zu Lande zu reisen genöthigt ist, muß sich mit der Axt mühsam einen Pfad bahnen und kommt trotz aller Ungeduld und allen Eifers überaus langsam im dichten Buschwerk und Schlingpflanzengewirr vorwärts. Immer wieder setzt uns die Ueppigkeit der aus dem fruchtbaren Waldboden hervorwuchernden Gewächse in maßloses Erstaunen. Wir begreifen jetzt, daß der Pater der Missionsstation die volle Wahrheit sagte, als er behauptete, in solchen undurchdringlichen Dickichten verirre sich der Jaguar zuweilen so, daß er auf dem Boden nicht zu jagen vermöge und deswegen lange Zeit zum größten Entsetzen der Affen auf den Bäumen zu leben genötigt sei. Nachdem wir solche Gegenden des Urwaldes kennen gelernt haben, verstehen wir auch die weitere Mitteilung des Mönches, daß er zu einer Reise nach dem wenige Meilen entfernten nächsten Missionsdorfe mehrere Tage brauche, weil er den Windungen der Bäche mit dem Kanoe zu folgen genötigt sei; die Wanderung durch den zwischen den beiden einsamen Siedlungen liegenden Urwald sei eben ein Ding der Unmöglichkeit. Die ungemein große Lebenskraft der Tropenvegetation sei sozusagen unüberwindbar; statt der abgehackten und ausgerodeten Pflanzen wüchsen über Nacht neue empor. Auch der Boden des Waldes hemmt das Vordringen; modernde, unter unserem Fußtritt zusammenbrechende Baumstämme, hohe Lagen verwesenden Laubes bedecken ihn, und leicht gleitet der Fuß auf dem schlüpfrigen, unebenen Grunde. Oft sind wir genötigt, gänzlich niedergebrochene oder schräg liegende, halb umgesunkene Baumriesen in weitem Bogen zu umgehen. Die meiste Arbeit verursacht aber das dichte Buschwerk, dessen wild ineinander verwachsene Zweige uns erstaunlich zähen Widerstand entgegensetzen. Die im Urwald außerordentlich häufig vorkommenden Schlingpflanzen zeigen sich uns von einer doppelten Seite; ihre Ranken schlingen sich, zierlichen Guirlanden vergleichbar und reich mit Blütenbüscheln geschmückt, in den Baumkronen von Ast zu Ast; aber die starken, blattlosen, über einander gedrehten und am

Boden festgewurzelten Seile hemmen uns ebenso auf unseren Wanderungen, wie die kleineren Stränge, die senkrecht von den Ästen herabhängen oder wagrecht ausgespannt sind. Der gelenke Affe benutzt sie wohl, um mit ihrer Hilfe rasch über weite Urwaldstrecken hinwegzuklettern, uns aber sind sie überall lästig und hinderlich. Erst wenn jedes der zähen Taue einzeln zerhackt oder durchschnitten worden ist, können wir weiter. Fast noch unheimlicher sind die Ranken, die dicht am Boden hinkriechen und uns heimtückisch zum Stürzen bringen, wobei sie uns obendrein Kleidung und Haut mit ihren scharfen Stacheln zerreißen. Nicht einmal der braune Sohn der Wildnis ist imstande, durch solche Dickungen zu dringen; wie viel schwerer muß es also dem unkundigen Fremdling werden.

Endlich aber kommt auf solcher Wanderung nach unsäglicher Mühe die Zeit der Rast. Ein geeigneter Platz dazu ist bald gefunden; dort, wo sich der Wald lichtet, erhebt sich eine sanft ansteigende Bodenschwellung, die nur mit riesigen, baumhohen Gräsern und Schilfarten bedeckt ist. Bald saust die Axt, um dieses Dickicht zu lichten; doch an den holzigen Stengeln stumpft die Schneide, und die abspringenden Splitter verwunden die nackten Arme. Jetzt ist ein kleiner Raum freigemacht, ein Feuer prasselt lebhaft auf; an der nahen Quelle holt einer der Eingeborenen Wasser, ein anderer begiebt sich auf die Jagd, wir aber können uns, um die lustige Flamme gelagert, von den Strapazen der Wanderung erholen. Freundlich schaut der Himmel — ein lange und schmerzlich entbehrter Anblick! — auf die Raststätte nieder, um die rundum turmhohe Bäume mit dichtbelaubten Kronen stehen. Üppig wuchernd umschließt die tropische Pflanzenwelt den kleinen, von Menschenhand gesäuberten Raum. Drunten am Ufer des Flusses haben sich neben den moosbewachsenen, abgerundeten Felsblöcken zimmerhohe Baumfarne angesiedelt; sie breiten ihre zartgefiederten Blätter schattenspendend über die frischgrünen, fleischigen Wassergewächse aus. Rund umher stehen noch Reste des Schilfrohres; dazwischen prangen niedrige Mauritiuspalmen, deren riesige runde Blattwedel im Lufthauch angenehme Kühlung zuwehen. Dort dehnt sich ein Wäldchen aus zähem Bambus aus, überragt von unförmlich dicken, mit Schlingpflanzen umgürteten Drachenbäumen und den weißen Stämmen der schlanken Iririmapalmen. An jener Stelle erblicken wir den langen, gelben Schwanz des blauen Ara in einer dunkeln Laubwand; über diese neigt sich eine eigentümliche dicke Spirale von Baumhöhe: einer der gefährlichen Baumwürger. Er hat sein Opfer, einen riesigen stolzen Waldbaum, getötet, indem er es mit seinem fußdicken Stamme umwand und erstickte. Die abgestorbene Holzmasse ist zerfallen, aber der Baummörder steht stolz allein aufrecht, umschlungen von einer gewaltigen, kraftstrotzenden Bertholletia. Harte Fruchtschalen prasseln wie ein Regen auf die breiten, festen Blätter der Helikonien nieder; flinke und gewandte Affen tummeln sich hoch droben in den Kronen der Baumgiganten und erquicken sich dabei an allerlei Beeren und Früchten. Eine wunderbare Pracht umgiebt die Kletterkünstler; in dicken Brutlagern sitzen die herrlichsten blühenden Gewächse schmarotzend

auf allen Ästen; die armdicken, gewundenen Stämme der Aroideen hängen mit ihren fußlangen, breiten Blättern aus den Astwinkeln hernieder; anderwärts haben sich mehrere Schlinggewächse frei schwebend in der Luft verwirrt, und lebhaft blühende Schmarotzer haben sich an den Verschlingungsstellen angesiedelt, in solcher Art eine natürliche Blumenampel bildend. Auf breiten Ästen hat die Natur kleine hängende Gärten angelegt; da gewahrt das Auge neben Moosen und Farnkräutern besonders allerlei mit Blüten übersäte Orchideen, deren flaschenförmige Knollen sich mittelst bindfadenähnlicher weißer Wurzeln festhalten. Die Blütenpracht dieser Pflanzen ist unvergleichbar; die Blumen sind überaus abenteuerlich geformt, lebhaft, oft sehr bunt, gefärbt und hauchen einen geradezu berauschenden Duft aus. Einen stattlichen Blüthenkolben bilden die Blumen der Bromeliaceen; ungemein scharf tritt er neben den gelblichen Blättern hervor. Langer Baumbart hängt in Büscheln weißer Haarflocken von der Unterseite der Äste hernieder. Noch mehr aber als durch dieses seltsame Pflanzengebilde wird unsere Aufmerksamkeit durch die Tillandsia erregt; sie hat scharlachrote Blüten und über ein Meter lange, handbreite Blätter, an deren Enden sich mit Wasser gefüllte Schläuche befinden. Laubfrösche und ganze Kaulquappenfamilien wählen diese Flüssigkeitsbehälter zu ihren Standquartieren. Köstlicher Duft lenkt unser Auge nach anderer Richtung; wir erblicken die Vanille, die am dicken, lichtgrauen Stamme des Kuhmilchbaumes emporklimmt. Der unvergleichlich zarte, würzige Geruch der niedlichen Blüten erfüllt die warme Luft weithin und verrät uns den Standort der wertvollen Pflanze.

Verschwenderisch sorgt der Urwald für alle seine Kinder; überall bietet er dem Wanderer reichliche und treffliche Nahrung. Die frischgrüne Banane liefert uns erfrischende und stärkende Früchte; die Palmen spenden in den ihrigen gleichfalls unerschöpfliche Mengen guter Speise; zahllose Beeren vom feinsten Wohlgeschmack verkommen unbenutzt, weil sich hier jedes Geschöpf nur das auswählt, was ihm besonders behagt. Und immer wieder erfreuen wir uns überdies der mannigfaltigen, wechselvollen Bilder, der Schönheiten der einzelnen Pflanze wie des wohlthuenden Eindruckes der Gesamtheit. Und wie viele Freuden findet der Freund der Jagd in diesen Wildnissen! Nicht selten erleben wir dabei recht aufregende Abenteuer, so bei Bekämpfung des starken und gewandten Jaguars und des luchsähnlichen Marakaya. Das zierliche Reh, der plumpe Tapir, das scheue Peccari, das Bisamschwein fallen unter unseren Kugeln. Hoch droben in den Baumkronen treiben zahllose Affen ihr lustiges, possierliches Wesen; die interessantesten unter ihnen sind wohl die Brüllaffen, die am Tage mürrisch und regungslos im Gezweig hocken, am Abend aber ihr betäubendes, stundenweit schallendes Brüllen hören lassen. Ihr Fleisch dient uns auf der Reise im Urwald besonders als Speise. Um sie zu erlegen, steigt der braune Sohn der Wildnis lautlos auf einen dichtbelaubten Baum und entsendet seinen leichten, vergifteten Pfeil nach einem der zunächst sitzenden Tiere; der Getroffene stürzt, aber

seine Genossen bleiben ruhig hocken, und einer nach dem anderen wird von weiteren Geschossen weggerafft. Der zierlichste und niedlichste Vierhänder ist wohl der kleine goldgelbe Saimiri, ein liebenswürdiges Tierchen, das sich im Freileben wie in der Gefangenschaft durch ungemein große Sanftmut auszeichnet. Die Klammeraffen halten sich mit ihren starken Wickelschwänzen an den Ästen fest, ohne ihre Hände zu benutzen. Scheue Gürteltiere sichern sich durch schleuniges Vergraben in der Erde vor Gefahr. Blitzende Kolibris schwirren, funkelnden Edelsteinen vergleichbar, in ungemein raschen Bewegungen umher, so daß wir ihnen kaum mit den Blicken zu folgen vermögen. In Schwärmen umkreisen die unbeschreiblich schönen Vögelchen den Kelch einer riesiggroßen, nach Honig duftenden Blüte; da verwickelt sich eins von ihnen in das Netz der tückischen Buschspinne, die herbeikriecht und das von entsetzlicher Angst gelähmte Tierchen mit ihren giftigen Krallen tötet. Im dichten Gebüsch sind die winzigen Nestchen der Liliputaner angebracht; erbsengroße Eierchen liegen darin, und ängstlich schwirren die besorgten Gatten fortwährend um ihr Heim.

Horch, dort erklingt im dichten Laube des Lorbeerbaumes der heisere Ruf des Ara! Der ellenlange gelbe Schwanz des Vogels hängt aus dem Geäst, spähend biegt der vorsichtige gefiederte Bursche den Kopf nach uns, indem wir uns anzuschleichen versuchen. Jetzt kracht der Schuß, sterbend flattert der Vogel zu unseren Füßen nieder. Die ganze Tierwelt rund umher ist durch den ungewohnten Knall in Aufregung geraten. Schade, daß die prächtig blauen, metallisch glänzenden Federn des Ara so bald den frischen Ton des Lebens verlieren! Doch horch, unser Schuß muß Menschen herzugelockt haben! Ganz deutlich vernehmen wir einen Trompetenstoß, ähnlich dem Tone der hölzernen Instrumente, womit sich die Indianer weithin vernehmbare Zeichen geben. Unser landeskundiger Begleiter lächelt, dann erklärt er uns, daß wir den Schrei eines Trompetenvogels vernommen haben. Noch ist die durch den abgegebenen Schuß entstandene Aufregung nicht besänftigt; schreiend eilen die Affen von Baum zu Baum, der mit einem gewaltigen Schnabel ausgerüstete Tukan hüpft ängstlich auf den höchsten Ästen umher; die geschäftigen Spechte stellen ihr Hämmern lauschend ein; das Geschrei zahlloser Papageien schrillt ohrbetäubend durch die Luft. Da gewahren wir neben den bunten Araarten den schönen Lori und die paarweise fliegenden Sperlingspapageien; sie alle eilen in größter Bestürzung schwirrend hin und her. Dort hängen an den äußersten Enden dünner Zweige, vor jeder Verfolgung sicher, die beutelförmigen, kunstvoll geflochtenen Nester der Cassiken; unfern davon ist ein anderer Baum mit mehr als hundert großen Nestern des Yapu belastet; die Inhaber dieser luftigen Wohnungen fliegen unablässig mit Nahrung aus und ein. Es fehlt ihnen niemals an Speise, denn Insekten sind in unendlicher Menge vorhanden.

Neben aus der Heimat gewohnten Formen sehen wir hier die sonderbar gestalteten Stab- und Blattheuschrecken, die täuschend ähnlich wie

trockne Blätter aussehen. Unsere Blattläuse sind durch die Membraciden vertreten, kleine Tiere, denen horn- oder schildartige Auswüchse ein höchst eigentümliches Aussehen geben. Prachtvolle Spinnen lauern in den kunstvoll verschlungenen Fäden ihres großen Netzes auf Beute, und die widerliche große Vogelspinne kriecht lauernd im Gebüsch. Sorglos umgaukeln uns bunte Schmetterlinge; wir versuchen, sie zu haschen — da flüchten sie ins Gezweig, falten die Flügel zusammen und gleichen dann vollkommen einem welken Blatte. Der blauschillernde Menelaus, die bläulichweiße Idea, der mit prächtigen Augen bemalte Eurylochus, die zu den herrlichsten Geschöpfen der Tropenwelt gehören, umschweben die höchsten Stämme; die Eule, der größte Nachtschmetterling, hat sich an rissiger Borke festgesetzt und erwartet so den Abend.

Dort am kühlen Bache haben Termiten ihre hohen, kegelförmigen Bauten auf dem Sandufer errichtet. Der Ameisenbär, ein seltsam gestaltetes Tier, schlägt mit seinen riesigen krummen Krallen eine Bresche hinein und fängt die in Massen hervorstürzende bissige Gesellschaft auf seiner langen, klebrigen Zunge. Furchtlos durchstreift der 2 m lange, mit langem, buschigen Schweif geschmückte Bursche den Wald; die Kraft seiner Vorderbeine ist so groß, daß er sogar den Kampf mit dem Jaguar siegreich aussicht. Auf dem schmalen, sonnigen Uferstreifen ergötzen sich die Insekten; Cikaden und Heuschrecken schwirren umher, summend umfliegen Wespen ihre fußlangen, von den Ästen niederhängenden Nester. Ein breiter Heerzug schwarzer Ameisen zieht auf festgebahnter Straße von einem der künstlichen Lehmbaue, womit sie die Baumstämme überkleiden, nach einem entfernten Platze, von dem Nahrung heimgebracht werden soll.

Flinke Eidechsen von auffallender Gestalt und wunderbarer Farbenpracht schlüpfen hin und her. Ein gepanzertes Gürteltier eilt seiner Höhlung zu. Große Käfer, glänzend wie köstliches Edelgestein, schweben mit den Schmetterlingen um die duftenden Blüten. Dichte Schwärme der entsetzlichen Stechmücken erfüllen die brütend heiße Luft; sie verbittern uns den erhabenen Genuß, den uns die großartige, an Wundern überreiche Natur bereitet. Um ihnen zu entgehen, flüchten wir aus dem Lichte in das Waldesdunkel — die blutgierigen Quälgeister verfolgen uns; in Myriaden fallen die winzigen Moskitos über uns her und treiben uns in verzweifelte Flucht. Aber neue Scharen bedecken unsern Leib mit schmerzenden Stichen. Ermattet von der eiligen Flucht werfen wir uns nieder — aber von Schmerz gepeinigt springen wir nach kurzer Zeit schon wieder empor. Den ganzen Tag hindurch lösen sich diese schrecklichen Plagegeister in ihrem wenig rühmlichen Geschäfte ab, eine Art folgt der anderen. Sie peinigen uns so lange, bis schließlich der ganze Leib mit einer Art Friesel bedeckt ist. Nachts scheuchen sie den Schlaf vollständig, obwohl wir uns todmüde in unserer Hängematte umherwerfen. Um Schutz gegen ihre Verfolgungen zu finden, wickeln wir uns zuletzt vollständig in ein starkes Tuch ein; aber die unerträgliche Hitze zwingt uns bald, es

etwas zu lüften, und sofort dringen auch ganze Scharen der lauernden Blutsauger ein.

Nicht minder lästig werden die blutdürstigen Zecken. Von den Büschen fallen sie auf den ahnungslos Vorüberschreitenden herab und bohren ihren Saugrüssel tief in unsern Körper. Ursprünglich kaum so groß wie ein Stecknadelkopf, schwillt der Leib des boshaften Geschöpfes durch die Masse des eingesogenen Lebenssaftes bald zu Haßelnußgröße an. Wir reißen den widerlichen Schmarotzer ab, uns dadurch nicht geringen Schmerz verursachend; gelingt es uns dabei nicht, den Kopf mit zu entfernen, so entsteht eine gefährliche eiternde Wunde. Die Affen füllen einen großen Teil des Tages damit aus, sich diese schrecklichen Quälgeister gegenseitig abzulesen. Eine entsetzliche Plage sind auch die Erdflöhe, Chigos oder Pigues genannt. Kaum haben wir uns zu kurzer Rast niedergelegt, da bohren sich die winzigen Geschöpfe unter den Fußnägeln ein. Es entsteht eine Anschwellung; ein weißes Kügelchen, in dessen Mitte der Erdfloh als dunkler Punkt sitzt, bildet sich. Da gilt kein Zagen und Säumen: das Tier muß herausgeschnitten werden; andernfalls entwickelt sich die Brut in der Wunde und bohrt sich tiefer ein. Da nun aber das ungesunde Klima sehr ungünstig auf Verletzungen einwirkt, kann infolge ängstlichen Zögerns leicht Amputation des ganzen Fußes notwendig werden.

Die größte Gefahr droht uns in den Tiefen des Urwaldes aber von dem unheimlichen Gezücht der Schlangen, das hier in Menge vertreten ist, wenn es auch nicht davon wimmelt, wie manche Reisende behaupten. Der Reisende Castelnau hat auf seiner 5jährigen Reise durch die tropischen Gegenden Amerikas vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean trotz aller aufgewendeten Mühe nur 91 Schlangen aufzutreiben vermocht, und unter diesen 91 befanden sich nur 21 giftige. Aber wenn das Geschlecht der widerlichen Kriechtiere auch nicht so häufig ist, wie uns die erregte Phantasie beim ersten Betreten des Urwaldes vormalte — der Gedanke an die schleichende Gesellschaft kann uns doch, wenigstens im Anfange, die Freude an den Herrlichkeiten der Tropennatur vollständig vergällen. Müssen wir doch bei jedem Schritte gewärtig sein, aus den tiefen Moderschichten, in die der Fuß fortwährend einsinkt, aus dem dichten, von Schlingpflanzen durchwebten Buschwerk, aus dem Gewirr der Wurzeln könne plötzlich ein giftiges Untier hervorschießen und uns ein grauenhaftes Ende bereiten. Schon das Äußere der Giftschlangen warnt uns, so ihr platter, breiter, vor dem Halse herzförmig heraustretender Kopf und der Mangel der großen Schilder, womit die Köpfe der ungiftigen Nattern bedeckt sind. Zum Glück sind sie auch langsamer und träger als die ungefährlichen Schlangen, weshalb man ihnen leichter zu entrinnen vermag. Nähert man sich ihnen ruhig, ohne drohende Bewegungen, so schleichen sie meist davon; es ist, als wollten sie ihre todbringende Waffe nicht ohne Grund anwenden. Wenn sie den Menschen angreifen, so thun sie es immer nur zur Selbstverteidigung. Wir dürfen uns der furchtbaren Labarrischlange furchtlos nähern, wenn wir sie nicht durch unvorsichtige Bewegungen in Auf-

regung und Zorn versetzen. Sie blickt uns nur mißtrauisch an, zeigt aber nicht die geringste Neigung zum tödlichen Sprunge. Sie läßt sogar ihren Rücken sanft mit einer langen Gerte streicheln, ohne irgendwie in Erregung zu geraten. Aber wehe, wenn wir sie zum Zorne reizen! Dann bäumt sie im Nu zischend empor, und grausig nahe droht uns der Tod in seiner schrecklichsten Gestalt. Das feinste Ritzchen von dem Zahne des Ungetüms in der Haut bedeutet ein gräßliches Ende, dem wir nicht zu entrinnen vermögen. Einer der indianischen Jäger kommt bei Verfolgung eines angeschossenen Tapirs im Dickicht einer solchen Schlange zu nah, thut einen furchtbaren Schrei und versucht zu fliehen, wird aber durch das Gewirr der Pflanzen daran verhindert. Schon hat sich das Untier drohend erhoben, der arme Teufel scheint verloren — da zerschmettert ein Schuß aus der Flinte unseres portugiesischen Reisegefährten dem Ungeheuer den Kopf. Der Indianer aber, sonst ein ziemlich gleichmütiger, unerschrockener Bursche, kann sich erst nach langer Zeit von seinem lähmenden Schrecken erholen. Eine junge Indianerin, die ihren Gatten begleitet und die ganze Gesellschaft durch ihr munteres, harmloses Wesen erfreut, wird auf dem Marsche von einer Grubenotter gebissen. Entsetzlich rasch machen sich die Wirkungen des furchtbaren Giftes geltend, obwohl die Wunde sofort ausgesogen und Ammoniakspiritus innerlich wie äußerlich angewendet worden ist. Das Gesicht wird bleich und leichenähnlich, heftiges Zittern schüttelt den jugendfrischen Körper, furchtbare Schmerzen wühlen in der ganzen Seite, im Herzen, im Rücken. Mit wahnsinniger Hast jagt der Puls, das zersetzte Blut fließt aus Nase und Ohren und wird krampfhaft erbrochen. Am gebissenen Fuße zeigt sich Lähmung, die immer weiter um sich greift; nach 8 Minuten ist die Unselige nicht mehr zu erkennen. Das Bluterbrechen hört bis zum Tode nicht auf, aber erst nach 63 langen, bangen Stunden kommt dieser ersehnte Erlöser. Der Fuß ist zu einer unförmlichen Masse angeschwollen, die Besinnung längst vor dem Eintritt des traurigen Endes entschwunden. — Lautlos gleitet auch der 3 m lange Buschmeister, in Brasilien Surucucu genannt, durch das Dickicht; mit dem Blicke seiner unheimlichen Augen bannt er das ausgesuchte Opfer, umschlingt das von Grausen gelähmte Geschöpf mit seinem Leibe, der die Stärke eines Mannesschenkels erreicht und in allen Farben des Regenbogens schillert, und nun erfolgt die Tötung durch das schreckliche Gift. Selbst auf die Bäume klimmt der widerliche Geselle; erstarrt vor Schrecken unter dem versteinernden Blicke des greulichen Würgers, erwartet der flinke Affe sein trauriges Schicksal. Das Gift der dem Buschmeister verwandten, aber kleineren Jararaca ist weniger stark als das jener unheimlichen Schlange; oft findet man erschlagene Jararacas auf gebahnten Wegen. Um so furchtbarer sind die Klapperschlangen; der häßliche, über 2 m lange südamerikanische Schauerklapperer beißt durch den stärksten Stiefel hindurch und bringt alljährlich zahllosen Weidetieren den Tod, warnt den Menschen aber meist durch das höchst eigentümliche Geräusch seiner Hornklapper. Tausende von Menschen werden alljährlich jammervolle Opfer

des Schlangenbisses. Wohl dem, der dem entsetzlichen Gifte wenigstens rasch erliegt! Unendlich mehr ist der zu beklagen, der nicht getötet wird, aber lebenslang an den Folgen der unheimlichen Verwundung zu tragen hat. Ihm ist sein ganzes Dasein vergiftet, denn die Wunde bricht fast jedes Jahr wieder auf und bleibt ein empfindlicher, viel Schmerz verursachender Wetterprophet. So ist's dem beklagenswerten Farbigen ergangen, dessen Hütte wir am Urwaldrande trafen. Um seinen in die Wange gebissenen Knaben zu retten, sog er dessen Wunde aus, leitete aber dabei das Gift durch einen hohlen Zahn in den eigenen Blutstrom. Der Kopf schwoll ihm unter entsetzlichen Schmerzen dick an, sein ganzes Leben hindurch muß sich der Unselige mit einem siechen Körper herumschleppen — und sein geliebtes Kind hat er doch nicht zu retten vermocht! Unser brasilianischer Reisebegleiter erzählt uns noch viele ähnliche Fälle, teilt aber auch mit, daß die Wirkungen des Schlangenbisses nach der Art des Tieres und den Umständen, unter denen die Verwundung erfolgt, verschieden sind. Am gefährlichsten soll er nach allgemeinem Glauben bei sehr heißem Wetter, beim Mondwechsel und bei Häutung des Tieres sein. Je mehr Gift eindringt, desto schneller und furchtbarer erfolgt die Wirkung. Die Schlange, die ihren Giftvorrat durch mehrmaliges Beißen wesentlich vermindert oder ganz erschöpft hat, verwundet nicht so tödlich, wie die nach langer Fastenzeit ihre giftstrotzenden Drüsen entleerende. Viele Mittel sind gegen den Schlangenbiß empfohlen worden, wenige haben sich wirklich erfolgreich erwiesen. Wo sie Hilfe brachten, mag wohl in den meisten Fällen das Gift aus der ebenerwähnten Ursache schwächer gewesen sein. Am meisten wird der Saft einer Schlingpflanze, des Vejuco de Huaco, gerühmt; ein Neger entdeckte die merkwürdige Eigentümlichkeit dadurch, daß er den schlangenfressenden Sperber (huaco), so oft er von einem der giftigen Kriechtiere gebissen worden war, einige Blätter des Vejuco fressen sah. Durch Beobachtung fand man, daß der Biß durch Trinken des Saftes unschädlich ward. Dem Menschen werden die Bestien noch besonders gefährlich, weil sie sich gern heimlich in seiner Behausung einnisten. Die gewaltigen Boas kümmern sich fast nicht um ihn, wenn er ihren Weg kreuzt, und selbstverständlich geht der einsame Wanderer den riesigen Ungeheuern möglichst aus dem Wege. Die Iiboya (Boa constrictor) ist ein wahrhaft königliches Geschöpf, das 9 m Länge erreicht und zuweilen sogar auf Bäume steigt. Sie lebt von Rehen, Wildschweinen und anderen größeren Tieren, verschmäht aber auch Ratten, Mäuse, Schlangen, Eidechsen und Frösche nicht. Ein geschickt versetzter Prügelschlag tötet den Koloß übrigens.

Die kleine, etwa 50 cm lange Waldschildkröte, Jabuti genannt, liefert ein ungemein schmackhaftes Fleisch, das auch von den Weißen gern genossen wird. Man hält das Tier deswegen in Zwingern und füttert es mit Bananen. In den Gewässern Brasiliens hausen zahllose nahe Verwandte des seltsamen Geschöpfes, so die auf Vögel und Fische Jagd machende Flußschildkröte, vor allem aber eine Art, deren Eier den Eingeborenen ein geschätztes Öl liefern.

Unheimlich, wenn auch nicht in dem Maße wie die Giftschlangen, bleiben uns die Kaimans. Wenn wir uns zum labenden Bade ins Wasser wagen, müssen wir immer fürchten, eines der riesigen Ungeheuer werde geräuschlos herzuschwimmen und uns als Beute in die Flut hinabziehen. Meist lauern diese Ungetüme in Ufernähe an seichten Stellen. Während des glühend heißen Mittags liegen lange Reihen der trägen Geschöpfe regungslos auf den Sandbänken hingestreckt; erst in der Abendkühle beginnen sie, rege zu werden. Die Sonne taucht hinter die Kronen der hohen Bäume; da schwimmt der gepanzerte Bandit lautlos ins hohe Schilf am Gestade. Durstig kommt ein Wild zur Tränke; behend wie der Teufel schießt der Kaiman auf sein Opfer los, das schon durch den kalten, stieren Blick, das scheußliche, grauenerregende Aussehen des gefräßigen Raubtieres an seinen Platz gebannt wird. Aufregend und nicht ohne Gefahr ist die Jagd auf den Räuber, der am Lande vor dem Jäger flieht und deswegen in seinem Elemente aufgesucht werden muß. Mühsam zwängen wir den Kahn durch Schilfdickicht und sonstiges Pflanzengewirr, dicken Schlamm wühlt der Ruderschlag im seichten Uferwasser auf, Legionen Stechmücken peinigen entsetzlich. Jetzt sind wir im freien Wasser; die Indianer treiben den Nachen dahin, wo das Krokodil verschwand. Da taucht der von schrecklichen Zähnen starrende Rachen, der platte Schädel des Ungeheuers urplötzlich vor dem Fahrzeug auf. Pfeilschnell schießt das Ungetüm auf die Piroge los; mit furchtbarer Wucht schlägt der gewaltige Ruderschwanz nach dem Boot, um es umzustürzen, aber durch eine geschickte Wendung sind die Ruderer dem vollen Anprall ausgewichen. Jetzt kracht ein Schuß aus dem Gewehre des brasilianischen Reisegefährten; die Kugel schlägt, ohne einzudringen, auf die Panzerplatten der Stirne auf. Wütend peitscht das Untier die Flut, blitzschnell schießt es herzu; der Nachen schwankt angsterregend hin und her, und jetzt öffnet sich dicht vor den entsetzten Eingeborenen der schreckliche Rachen. Gleichzeitig krachen 2 Schüsse; der eine trifft das Auge des Kaimans, der andere die unbewehrte Brust; blutspeiend, krampfhaft zuckend versinkt der Schrecken aller Stromanwohner. „Es war ein Menschenfresser," sagt der Brasilianer lebhaft, „ich sah's an seinem ganzen Gebaren. Wenn eine solche Bestie einmal Menschenfleisch gekostet hat, zieht sie es jeder anderen Nahrung vor. Im allgemeinen flieht der Kaiman den Menschen, solches Untier aber greift ihn an und macht den Aufenthalt im Wasser ebenso unheimlich und gefährlich wie die Wasserschlange." Während wir nach dem Ufer zurückrudern, erzählt uns der sonngebräunte Freund von einer weiteren Plage des Badenden, den Pirangos, kleinen, ungemein blutdürstigen Lachsen, die den ins Wasser Gestiegenen legionenweise mit ihren spitzen Zähnen anfallen und ihm schmerzhafte Wunden beibringen. Sie fressen sogar die Schwänze der furchtbaren Kaimans an und quälen alle badenden Tiere greulich; dafür werden sie allerdings wieder arg von kleinen krebsartigen Parasiten geplagt. Die sehr niedlichen und behenden Fische haben wohlschmeckendes Fleisch und werden deswegen viel gefangen.

Über dem Stromspiegel jagen zuweilen verirrte Seeschwalben und Möven und erhaschen reiche Beute. Längs der Ufer ziehen sich, im dichten Urwalde versteckt, oft Uferseen hin — Überreste der großartigen Überschwemmungen; sie sind meist durch Kanäle mit dem Flußlaufe verbunden. Die Einfahrt in einen solchen Wasserarm eröffnet uns unbeschreiblich herrliche Durchblicke tief ins Herz der grünen Wildnis. Üppiger Pflanzenwuchs überwuchert den schmalen Wasserstreifen fast, die blütenübersäten Ranken der Bignonien schwingen sich von einem Baumwipfel zum andern wie natürliche Guirlanden, aus dem feuchten Grund erhebt sich der Mangrovebaum auf seinen Stelzen, tausend kräftige Pflanzenarme verwehren dem Nachen das Vordringen. Zahlloses Wassergetier regt sich in der Flut, denn Fische und Reptilien halten sich mit Vorliebe in den stillen Lagunen auf. Dort treffen wir die erfahrenen Eingeborenen, die wohlschmeckenden Schuppenträger mit der Wurflanze oder dem Pfeil erbeutend. Auch der tückische Kaiman jagt hier; aus schlau gewähltem Versteck schießt er gegen die Herden der scheuen Peccaris und anderer zur Tränke an die einsamen Waldseen kommenden Tiere und reißt sie mit furchtbaren Zähnen hinab.

So zeigt uns der Urwald Tag für Tag eine Fülle wechselnder, neuer, reizvoller Bilder. Aber schon das Leben und Treiben im Laufe von 24 Stunden ist höchst anregend und fesselnd; im glühenden Scheine der Mittagssonne, im Glanze des tropischen Sternenhimmels, in der kurzen Abend- und Morgendämmerung, im tosenden Orkan — immer erregt er unser Staunen, unsere Bewunderung, unser Grauen.

Geräuschlos gleitet das Boot im ersten Schimmer des Tages auf dem Strome dahin. Leichter Morgennebel bedeckt die totenstille Landschaft; noch sind alle Bewohner des weiten Waldreiches vom Schlummer gebannt. Lichter wird's im Osten, endlich hebt sich die rote Sonnenscheibe fern am Horizonte über den Waldsaum empor. Ein leises Regen zieht durch den schlafenden Wald, einzelne verlorene Vogelstimmen werden aus weitentfernten Baumwipfeln vom frischen Morgenwinde zu unserm Ohre getragen. Aber noch bleibt es still, bis die Sonnenwärme die vom Nachttau durchnäßten Körper belebend durchdrungen hat. Allmählich ermuntern sich die Schläfer; zahlreiche Affenherden klimmen lustig in den höchsten Gipfeln umher, die Brüllaffen begrüßen den neuen Tag mit weithallendem Rufe, alle Vögel flattern auf die obersten Astspitzen hinauf. Auf dem dürren Gezweig eines abgestorbenen Baumriesen hocken unbeweglich die Scharen der schwarzen Geier; wunderhübsch zeichnen sich die Gestalten der silberweißen, schlanken Reiher auf den dunkelgrünen Baumkronen ab. Nun erhebt sich ein leiser Wind und zerstreut den duftigen Nebel. Berauschender Duft verkündet uns, daß auch die Pflanzenwelt durch die milde Wärme zu neuem Leben erweckt worden ist. Emsig regt sich die Tierwelt; Scharen von Enten und schwarzköpfigen Möven sind eifrig mit dem Fischfange beschäftigt. Zierliche Rehe, Herden von Peccaris erscheinen am Stromgestade; in den Baumkronen flüchten die zahlreichen Affenfamilien entsetzt vor dem verfolgenden Jaguar. Unaufhörlicher Lärm erfüllt die Luft. Grüne Papageien vertilgen mancherlei

Kapseln und Beeren als Frühmahl, die niederfallenden Schalen erregen auf den harten Blättern ein Geräusch, das an das Prasseln niederstürzender Hagelkörner erinnert. Spechte pochen an den Baumstämmen, tief aus dem Innern des Urwaldes klingt es, wie wenn dort eine Reiterschar galoppierte. Unser Reisegefährte erzählt uns, das Geräusch rühre von Peccaris her, die den sumpfigen Boden aufstampften, bevor sie ihn nach Insekten und Würmern durchsuchten. Die Sonne steigt höher und höher, sie erreicht endlich den Zenith. Furchtbare Glut drückt lähmend auf alles Leben. Die Fische suchen die Tiefen der Gewässer auf, Säugetiere und Vögel die feuchte Kühle in den schattigen Waldgründen. Nur die Kaimans erfreuen sich der Hitze; ihre plumpen Leiber liegen auf den Sandbänken ausgestreckt, und man sieht es den Ungeheuern förmlich an, wie sehr sie sich der Sonnenwärme erfreuen. Stolz und still erheben sich in der Ferne die edelgeformten Palmwipfel über der heißen, flimmernden Luft. Betäubend wirkt die glühende, dufterfüllte Atmosphäre auf die müden Nerven; die vom Staube angegriffenen Augen werden durch das blitzende Wasser geblendet; die Tropennatur erzeugt in der Mittagsglut ein äußerst lästiges Unbehagen, eine stumpfe Teilnahmlosigkeit in uns, woraus wir aber durch die brennenden Stiche der Insekten auf höchst unangenehme Weise geweckt werden. Allmählich mindert sich die Glut, schräg fallen die Sonnenstrahlen auf, aus dem Flusse weht angenehme Kühlung herauf. Noch einen langen Blick wirft die blendende Tagesleuchte über den Wald, und wieder wird es unruhig wie in den Morgenstunden. Endlich sinkt der rotglühende Sonnenball hinter den Wipfeln hinunter, taucht den westlichen Himmel zum Abschied in ein Meer der herrlichsten Farben, und nun schweben die leuchtenden Gestirne des Südens über dem dunkeln Walde herauf. Die Bewohner der Wildnis geben sich in ihren Schlupfwinkeln dem Schlummer hin. Tiefes Schweigen lagert über der weiten Waldeinsamkeit; nur der Nachtwind rauscht leise in den Baumkronen, und dumpf murmelnd schlagen die Wellen an das vielfach verschlungene, dichte Wurzelwerk der Strandbäume. Weithin schimmern die Wasser im bleichen, zitternden Lichte des Vollmondes; scharf zeichnet sich der Waldrand zu beiden Seiten des Stromes gegen den Himmel ab, einen breiten Streifen tiefdunkeln Schattens auf die Uferwasser werfend. Jetzt landen wir an einer hochbewaldeten Strominsel. Behend springen die Indianer auf den mondhellen Strand, behend entzünden sie aus dem umherliegenden Holz ein lustig loderndes Feuer. Nun begeben sie sich auf die Schildkrötenjagd, gewandt werfen sie das unbehülflich heranwatschelnde Tier auf den Rücken, durchschneiden ihm die Kehle und tragen die Beute eilig nach dem Lagerplatze. Ein anderer Schildkrötenjäger bedroht sie nämlich: auch der grimmige Jaguar streift nach solch' leckerem Bissen und wirft sich mitunter wütend auf den Menschen, der ihm das treffliche Mahl entzog. Die Schildkröte wird geschickt zubereitet und verzehrt; namentlich ihre großen Eier sind als wohlschmeckende Speise geschätzt. Nun streckt sich alles müde im trockenen Ufersande nieder. Die ermatteten Eingeborenen verfallen sofort in tiefen Schlaf; wir aber vermögen noch nicht zu

schlummern, denn allzu sehr ist unser Geist durch die Wunder der Tropenwelt erregt.

Rundum im Walde, auf dem schimmernden Wasserspiegel tiefes Schweigen! Die sonst so lauten und lebhaften Tiere der Einsamkeit schlafen fest in ihren Schlupfwinkeln. Plötzlich wird fern im Wasser ein gurgelndes Geräusch, unterbrochen von tiefen Seufzern, hörbar; die eben noch vollkommen regungslosen Fluten geraten in wallende Bewegung, und weithin ziehen sich silbern schimmernde Kreise. Schnell erstirbt der seltsame Naturlaut, die erwachten Indianer aber flüstern scheu, denn sie halten eine riesige Amphibie für die Urheberin der unheimlichen Erscheinung. Wieder wird es totenstill; leise, leise brechen sich die Wellen am sandigen Gestade, aus der Ferne schüttern jetzt die heiseren Baßtöne des Ochsenfrosches, klingt das seltsame Knarren des Knackfrosches. Von einer nicht allzuweit entfernten Sandbank dringt das unheimliche Schnarchen der Krokodile, und plötzlich erschreckt auch das Knurren eines Jaguars die schlafende Gesellschaft. Im Hochwald der Insel wimmelt es von phosphoreszierenden Insekten, deren Leuchtkraft uns immer wieder in das größte Staunen versetzt. Die Eingeborenen benutzen die großen Leuchtkäfer auf sehr eigentümliche Art; sie befestigen die Tiere in Kürbissen mit Löchern und stellen sich so eine natürliche Lampe her, oder sie binden an jede große Zehe einen Käfer, um den pfadlosen Urwaldgrund vor ihren Füßen zu erhellen.

Mitternacht ist vorüber; eine unheimliche Spannung liegt in der Luft und bedrückt uns Herz und Sinne. Schwarze Wolkenmassen haben sich hoch am Firmament emporgeschoben — ein Gewitter ist im Anzuge. Jetzt fährt ein rascher Windstoß durch die Baumkronen, in der Atmosphäre entsteht ein heftiger Kampf der feindlichen Strömungen. Pfeilschnell jagen die Wolkengeschwader vor dem Sturme daher, knatternd bricht das dürre Geäst. Zwei, drei Blitze zucken fahlgelb durchs Gewölk, furchtbar, langausrollend kracht der Donner, schwere Tropfen schlagen mit hellem Klange auf. Wieder und wieder welterschütternde Schläge — dann stürzt der Regen in Strömen herab, auch das dichteste Schutzdach im Nu durchdringend. Trübe Bächlein rieseln von der Insel nieder; entsetzlich krachend zerschmettert der Blitz die gewaltigsten Bäume. In der Tierwelt ist ein furchtbarer Aufruhr entstanden. Das Wild flüchtet in das tiefste Dickicht, die Vögel flattern entsetzt umher, die Insekten klammern sich an der Unterseite breiter Blätter fest; nur die Amphibien freuen sich der endlos herabströmenden Flut, und zahllose Frösche lassen ihr wunderliches Lied vergnügt zum Himmel emporsteigen. Allmählich vermindert sich der Aufruhr, der Regen läßt nach, die Wolken teilen sich und ziehen hinweg — wieder tritt nach und nach Ruhe ein. Doch einmal noch wird sie plötzlich unterbrochen; ein seltsamer, unheimlicher Schrei tönt tief aus dem Walde. Wir fahren erschrocken zusammen, denn der beängstigende Laut scheint von einer Menschenstimme ausgestoßen worden zu sein. Die erwachten Indianer lauschen und murmeln scheu, da das dem Schrei folgende dumpfe Murmeln verklingt. Sie meinen, ein

gespenstisches, furchtbares Wesen, der „Herr des Waldes“ stoße dieses drohende Murren aus. Auch die Tiere scheinen Grauen zu empfinden, denn sie sind in einen förmlichen Aufruhr geraten. Klagend ertönt der Ruf des Tukans, zahllose Vögel antworten, wildes Tiergeschrei erfüllt den Urwald. Das jammernde Geheul der Brüllaffen, der winselnde Ton des kleineren Sapajou, das schnurrende Gemurr des gestreiften Nachtaffen, das Pfeifen anderer Vierhänder, der klägliche Ruf des Faultieres, das Krächzen der zahllosen Papageien, das abgesetzte Geschrei des Jaguars — alle diese Laute vereinigen sich zu einem höllischen Concert. Wahrscheinlich hat ein erbitterter Tierkampf die Wildnis in die furchtbare Aufregung versetzt. Allmählich erstirbt das Geschrei, wieder herrscht lebloses, unheimliches Schweigen. Endlich kommt die Dämmerung, die Umrisse der Bäume werden verschwommen sichtbar. Goldner Sonnenschein umspielt die höchsten Wipfel und bricht sich am Boden in den schweren Tropfen, die als Zeugen des nächtlichen Unwetters am Gezweig und Blattwerk schimmern. Durch die Tierwelt geht leises Regen, bald geben sich alle Geschöpfe der Freude am wonnigen Lichte hin, es mit fröhlichem Lärm begrüßend. Wir nehmen ein leichtes Frühmahl ein und setzen unsere Fahrt fort, nach wenigen Stunden schon an einem ärmlichen Indianerdörfchen landend. In solchen Siedelungen haust die verschwindend geringe Bevölkerung, die den ungeheuren Raum bewohnt.

Die Natur tritt diesen Menschen so übermächtig entgegen, daß sie von ihr erdrückt werden, aber nicht den geringsten Einfluß auf ihr Walten und Wirken auszuüben vermögen. Der Ureinwohner hat sich in den unendlichen Räumen der Urwälder alle seine Eigentümlichkeiten treu bewahrt; er ist noch so, wie in den Tagen des Columbus und Cabral, des Entdeckers von Brasilien. Viele Indianer des Landes sind zwar dem Namen nach Christen; aber ihre Denk- und Lebensweise haben sich deswegen nicht geändert, weil der weitaus größte Theil von ihnen niemals mit Fremden in Berührung kommt. Verteilt über unermeßliche Räume, sind diese Menschen in zahllose, einander feindliche Horden getrennt. Ihre Dialekte stammen zwar von einer gemeinsamen Ursprache ab, haben sich aber bei dem Mangel allen Verkehrs unter den Stämmen so verschieden entwickelt, daß selbst benachbarte Völkerschaften einander nicht verstehen. Die Ähnlichkeit aller Indianer des Marannonthales ist auffallend. Die meisten dieser Wilden sind prächtige, schön gebildete Gestalten von athletischem Bau und mit rötlich brauner Hautfarbe. Die langen, schwarzen Haare sind derb und schlicht, der Bart fehlt gänzlich, da er früh entwurzelt wird. Über den tiefliegenden schwarzen Augen sehen wir eine niedrige Stirn; die Adlernase giebt dem Gesicht etwas Kühnes und Entschlossenes. Aber eine seltsame Starrheit liegt auf den Zügen, und melancholisch, zuweilen auch von unheimlicher Glut entzündet, blickt das Auge. Vollkommen gleichgiltig gegen alles, was sich in ihrer Umgebung ereignet, gehen diese Wilden ihren gewohnten Beschäftigungen nach. In ihrem Geiste herrscht unabänderlich eine erschreckend öde Einförmigkeit; überaus eng ist der Kreis, den ihr Denken, Fühlen und Wollen erfüllt, und nie-

mals blicken sie begehrlich über diesen Raum hinaus, niemals lassen sie sich durch ein Verlangen nach etwas Höherem zu größerer und lebhafterer Lebensregung anspornen. Ihre Herzen werden nicht von zarterer Liebe zu den in ihrer Jugend oft sehr anmutigen Frauen gerührt; sie plagen die beklagenswerten Geschöpfe im Gegenteil mit den härtesten Arbeiten, so daß ihre Frische und Schönheit in wenigen Jahren vollständig verweht. Düster, wie von trübem Sinnen gebannt, hockt der Eingeborne auf der Matte in seiner Hütte, unbeweglich starrt er ins Halbdunkel des Raums; ruhig kann man ihm das wichtigste Geheimnis anvertrauen, es ist in seiner Brust begraben, denn ihn bewegt nicht das Verlangen zu anregendem Geplauder mit seinesgleichen. Nah sind, wie schon erwähnt, alle Stämme verwandt; gerade diese seltsame Abgeschlossenheit, dieses wortkarge Zurückziehen in sich selbst jedoch ist vorwiegend Ursache, daß sie sich feindselig, mindestens aber völlig fremd gegenüberstehen. Auch diese Indianer verstehen die schwere Kunst ihrer nordamerikanischen Brüder, sich in bilderreicher Rede auszudrücken, vorzüglich; aber sie üben sie nur, wenn ihre Sinne bei lärmenden Festlichkeiten durch berauschende Getränke in fieberhafte Erregung versetzt worden sind. Dann kommt ihr leidenschaftliches Blut in wilde Wallung und sprengt die starre, stumpfsinnige Unbeweglichkeit des Geistes; die ganze Horde überläßt sich in tollem Taumel der bachantischen Lust. Der ernste, schweigende Urwald tönt wieder vom Brüllen und Johlen der Tanzenden, bis alle, vom schweren Rausch übermannt, in unruhigen Schlaf verfallen. Wenn der neue Tag heraufsteigt, ist die ganze, kaum noch so erregte und laute Gesellschaft wieder in ihren tiefen, starren Trübsinn verfallen.

Fast alle Eingeborenen Brasiliens verschaffen sich ihren Lebensunterhalt ziemlich ausschließlich durch Jagd und Fischfang. Einzelne bauen wohl auch Gewächse, doch stets in nicht ausreichendem Umfange. Durch ein kleines Feld, bepflanzt mit Mais oder Manioc, könnten sich diese verwöhnten Kinder der Tropen vor allem Mangel schützen; aber sie sind zu träge, sich die kleine Mühe des Anbaues aufzuerlegen und geraten deswegen bei jeder Überschwemmung in die bitterste Not. Für gewöhnlich ist ja allerdings köstliche Speise in Überfülle vorhanden, namentlich bieten die Gewässer in ihrem Gewimmel von wohlschmeckenden Fischen reichliche Nahrung. Oft fängt man die geschuppten Wasserbewohner ohne alle Kunst, häufig erlegt man sie auch mit dem Pfeile. Am Ufer versteckt, oder auch mit erstaunlicher Sicherheit auf starken, über die Flüsse gespannten Pflanzentauen stehend, erlegt der Indianer die Fische mit bewunderungswürdiger Gewandheit. Doch auch auf bequemere Art verschaffen sich die farbigen Fischer massenhafte Beute: sie vergiften das Wasser der fischreichen Lagunen mit dem Safte der Barbacoszweige, die zunächst zerklopft, dann im Kahn über dem Wasser ausgerungen werden. Zappelnd erscheinen erst kleinere, dann größere Fische an der Oberfläche; mit verzweifelten Sprüngen mühen sie sich, aus der todbringenden Flut zu entkommen; aber nach kurzer Zeit bleiben sie betäubt auf dem Wasserspiegel liegen. Nun rudern die Indianer

auf flinken Nachen in die Lagunen, klatschend fallen ihre Keulen auf die Köpfe der betäubten Tiere. Frauen und Kinder sind am Ufer eifrig beschäftigt, die in Menge getöteten Fische auszunehmen und einzusalzen. Aber die bequeme Art des Erwerbes übt keinen günstigen Einfluß auf die Fischerstämme aus; sie werden dadurch auffallend träge, stumpfsinnig und nicht selten kraftlos. Anders geartet sind die Horden der braunen Jäger, die sich im Urwalddickicht ihre flüchtige, scharfsinnige Beute durch angestrengte Verfolgung erwerben müssen. Sie sind gezwungen, Körper und Geist fortwährend anzuspannen und erweisen sich infolge davon als bedeutend regsamer und lebhafter. Auf der Jagd verwandelt sich der bartlose, scheinbar vollkommen stumpfsinnige braune Mann; er entwickelt dann eine unbegreifliche Sinnesschärfe, eine Kraft und Ausdauer, die wir nimmermehr in ihm zu finden erwartet hätten. Oft unscheinbare, aber sehr sinnreich ausgedachte und eingerichtete Waffen dienen zur Erlegung des Wildes. So benutzen viele Stämme das Blasrohr; ein gewaltiger Bambus giebt das Rohr, die kleinen Pfeile werden aus Wedelrippen der Mauritiapalme hergestellt und in den furchtbaren Giftsaft des Uraribaumes (Strychnos Urari) getaucht. Sogar der Jaguar wird in wenigen Augenblicken durch das winzige und doch so schreckliche Geschoß getötet.

Statt der fast ganz fehlenden Kleidung dient den Wilden die sehr verschiedenartige Bemalung, auf die man große Sorgfalt verwendet. Selten tättowieren sich die Indianer Brasiliens; dafür schmücken sie sich um so häufiger mit Zieraten aus Federn und Gras in Ohr und Unterlippe; aber nur Männer dürfen solche Auszeichnung tragen, den Frauen ist sie augenscheinlich verboten. Die Wohnungen sind gewöhnlich große, auf Palmensäulen erbaute Häuser; nicht selten wohnt eine ganze Horde in einem solchen Bau derart zusammen, daß den einzelnen Familien abgesonderte Verschläge auf beiden Seiten des breiten Mittelganges eingeräumt sind. Die religiösen Anschauungen sind überaus verworren und oft recht kindisch und albern. Manche Indianer verehren ein gutes und böses Wesen, widmen aber dem gefährlichen weit mehr Ehrfurcht als dem gütigen; der Glaube anderer ist nur eine dunkle Gespensterfurcht. Das Christentum hat bisher wenig Eingang bei ihnen gefunden, und für den Bilderdienst in der katholischen Kirche geht ihnen das Verständnis fast völlig ab. Viele Wilde betrachten den mildschimmernden lieblichen Mond als Sitz der Seligen. Götzenbilder sind selten zu finden, allgemeiner Verehrung erfreut sich dagegen der Botuto, die durch reiche Opfergaben ausgezeichnete heilige Trompete. Wenn er ertönt, müssen sich alle Weiber verstecken. Eine streng abgeschlossene Priesterkaste hält das Heiligtum in Verwahrung.

Zu den rohesten Stämmen gehören die unstät im Urwald umherschweifenden Maous, von den Nachbarn als freche Räuber gehaßte Allesesser. An den Ufern des Puru hausen die fast ohne Ausnahme von einer ekelhaften Hautkrankheit befallene Purupurus; sie leben in der Regenzeit auf Flößen und erlegen die behenden Wasservögel mit der

Schleuder. Zu den kriegslustigsten Stämmen müssen die blautättowierten Wandrukos am Madeira gerechnet werden; ihre Männer schlafen sämtlich in einer mit den Köpfen erlegter Feinde ausgeschmückten Halle, bereit, jeden feindlichen Überfall sofort bewaffnet abzuwehren. Durch ihr Aussehen auffallend, treten uns die Botokuden entgegen; sie dehnen Ohrläppchen und Unterlippe durch Holzscheiben zu erstaunlicher Größe aus. Der Kultur feindlich gegenüberstehend, ohne Gesetz und die geringste Spur von staatlicher Ordnung, durchstreifen sie den Urwald familienweise, als geschickte Jäger das flinke Wild mit dem starken Bogen erlegend. Zeitweise wohnt eine solche Familie wohl in leichten Hütten, sie begiebt sich aber sofort wieder auf die Wanderung, wenn die Nahrung knapp zu werden beginnt. Die Frauen sind dabei vielgeplagte Lasttiere, die nicht allein den kunstlosen Hausrat, sondern auch ihre kleinen Kinder tragen müssen. Zuweilen bekämpfen sich auch Horden der Wilden aus Hunger, dann nämlich, wenn die Jagd den Unterhalt nicht mehr zu verdecken vermag. Menschenfresserei ist in solchen Fällen das Aushilfemittel. Der Botokude hängt an seiner Wildnis, wie der Bergbewohner an seinem Gebirge. Wiederholt wurden Glieder dieses Stammes in die brasilianischen Städte gebracht und dort erzogen; aber grimmiges Heimweh befiel sie alle, und sobald sie konnten, flohen sie in ihre Wälderwüste zurück, worin sie sich allein froh und glücklich fühlen. Als schreckliche Kannibalen sind die Casibos am Ostabhange der Anden berüchtigt und gefürchtet; sie veranstalten zuweilen förmliche Menschenjagden, töten und verzehren auch die Greise ihres eigenen Stammes.

Außer dieser verschwindend geringen eingeborenen Bevölkerung finden sich im Gebiete der Selvas auch etliche Weiße und Neger. Die Europäer dieser Gegenden sind meist umherziehende Händler; sie machen im Tauschhandel mit den unerfahrenen Naturkindern meist vorzügliche Geschäfte, denn für Gewehre, Eisengeräte, Zierrate und andere Industrieerzeugnisse der alten Welt erhalten sie kostbare Naturprodukte von unendlich höherem Werte. Aber ein angenehmes und bequemes Leben führen diese einsamen Pioniere der Kultur nicht. Auf kleinen Kähnen werden die Waren durch sengende Glut oder strömenden Regen meilenweit von Dorf zu Dorf geschafft. Nicht selten wähnen die Eingeborenen, die Sachen des Händlers seien als Geschenke für sie bestimmt. Zuweilen sausen auch wohlgezielte Pfeile aus dem Uferdickicht auf die Vorbeirudernden, ja, es kommt vor, daß sich eine besonders freche Horde der Ladung mit Gewalt zu bemächtigen sucht. Als Tauschgegenstände bieten die Indianer besonders seltene bunte Vögel, kostbare Pelze, lebendige Affen, Farbstoffe, hübsche Muscheln und dergleichen für den Großhandel höchst unbedeutende Dinge an. Um Fernambukholz zu erhalten, zieht der Unternehmer, für Monate mit allen Bedürfnissen reichlich versehen, in den Urwald hinaus. Neger und Mulatten fällen und behauen die Bäume, die dann auf dem Strome seewärts geflößt werden. Der Milchsaft des im unteren Amazonasgebiet heimischen Kautschukbaumes wird vom August bis Januar eingesammelt, und zwar

besonders von Mestizen. „Seringueiro“ heißt ein solcher Kautschuksammler. Mit Weib und Kind zieht er an einen geeigneten Platz im Walde und baut hier seine leichte Hütte. Nun versetzt er jedem Kautschukbaume etwa 20 leichte Beilhiebe und klebt einfache Gefäße unter die so entstandenen Wunden. Bald sind die Behälter mit dem klebrigen Safte gefüllt, werden in die Hütte gebracht und dort in ein größeres Gefäß ausgeschüttet. Aus dem Holze einer bestimmten Nußart entzündet man ein Feuer, in dessen Rauch der schichtenweise auf ein Holz aufgetragene Milchsaft getrocknet wird. Nun schneidet der Seringueiro den Kautschuk von den Hölzern ab und hängt ihn in die Luft. Diese Seringa vertauscht der kindische Mestize gegen allerlei teuren, aber für ihn nutzlosen Kram, wie Leckereien, Damenkleidung, Schmucksachen, Feuerwerkskörper an den Händler, der seinen Kautschuk dann mit großem Vorteil wieder verkauft.

Das Bergland im Osten Brasiliens besteht aus drei von Norden nach Süden streichenden Ketten, die häufig parallel laufen. Sie bilden einen wichtigen Gebirgsknoten, der aber gegenwärtig fast noch ganz unbekannt ist. Im Westen und Norden ist das Bergland von dem inneren niedrigen, hügeligen Hochland der Republik umkränzt. Es steigt bis zu 700 m Höhe an, dacht sich nach Süden hin sanft, nach Norden in das Amazonasgebiet schroffer ab. Seine Ostabhänge sind fast ohne Ausnahme steil, aber von dichtem, herrlichem Walde bedeckt. Zahlreiche Bäche und kleine Flüsse eilen, die Gegend wundersam belebend, in den Thalungen und Schluchten abwärts. Die Abdachungen nach Westen hin erscheinen dagegen entweder völlig kahl, oder es wächst wenigstens nur niedriges Gehölz darauf. Die Hochflächen sind entweder nur mit Steppengras bedeckt und werden dann mit dem Namen „campos“ bezeichnet, oder es wuchert niedriger Baumwuchs darauf, und man nennt sie dann „catingas“. Aber fast nirgends fehlt es an Wasser, und der Boden ist meist anbaufähig. Nur im Nordosten stoßen wir auf ausgedehnte, wasserarme Strecken, die sogenannten „sertãos“, in denen nur die Regenzeit Pflanzenleben hervorzurufen vermag. Sobald das belebende Naß aber versiegt ist, welkt diese Vegetation auch rasch dahin. Die Campos zeigen uns im Laufe des Jahres ein sehr wechselndes Bild. Je weiter die trockene Jahreszeit vorrückt, desto trübseliger wird ihr Aussehen, denn das Gras der weiten Flächen verdorrt dann. Belebend wirkt jetzt der Anblick der Savannenbäume auf unser Gemüt, denn sie behalten nicht allein ihr Laub, sondern einige darunter treiben sogar in der trockensten Zeit ihre Blüten. Im Februar beginnen wilde Stürme aus Westen zu toben, furchtbare Gewitter entladen sich, die Regenzeit beginnt. Nach einer oder zwei Wochen schon ist das Aussehen der Landschaft völlig verändert; die Bäume, die so matt, welk und staubig dastanden, prangen bald im duftigen Schmucke zartgrünen Laubes; zahllose dichtbeblätterte Kletterpflanzen überziehen den Boden, ranken sich an Büschen und Baumstämmen empor. Im Juni und Juli strotzt das Pflanzenleben der Campos von Üppigkeit. Aber nur verhältnismäßig kurze Zeit dauert diese Herrlichkeit, dann tritt wieder Dürre ein, und viele

lustig grünende Gewächse vertrocknen. Die Thäler der zahllosen Bäche und Flüsse dagegen sehen wir das ganze Jahr hindurch im Schmucke ihrer ewiggrünen Urwälder.

Tropenglut und eine erstaunliche Fülle von Feuchtigkeit zeichnen das ganze Amazonasgebiet aus; trotzdem ist der weiße Einwanderer hier in seiner Gesundheit nicht gefährdet, denn das heißfeuchte Klima bringt keine gefährlichen Krankheiten hervor. Wie ganz anders liegen die Verhältnisse an der Ostküste Brasiliens! Hier hat sich ein grausiger Gast eingebürgert, das gelbe Fieber, jene entsetzliche Krankheit, die wir schon in Louisiana in ihrer ganzen Furchtbarkeit kennen lernten. Vor einigen Jahrzehnten brachten Schiffe mit Fieberkranken die schreckliche Geißel in diese Gegenden, und seitdem werden alle größeren Orte, namentlich Rio de Janeiro und die tief gelegenen Küstenstriche, Jahr für Jahr vom „gelben Jack“ in Angst und Entsetzen gehalten.

Der natürliche Reichtum Brasiliens spottet jeder Beschreibung. Hier ist das Pflanzenleben auf der ganzen Erde wohl am reichsten und üppigsten entwickelt, und die endlosen Urwälder liefern eine wahrhaft unerschöpfliche Fülle der wertvollsten Nutzhölzer. Überall findet man das gleißende Gold; in den Diamantgruben von 5 Provinzen wird der kostbarste aller Edelsteine gefunden, neben ihm aber auch eine ganze Anzahl wertvoller Halbedelsteine. Die Provinz Parana birgt reiche Schätze des so wertvollen Quecksilbers; Kupfer und Blei finden sich gleichfalls sehr häufig. Eisen wird fast überall angetroffen, und in einigen Provinzen lagern auch ansehnliche Steinkohlenschätze. Ohne Zweifel wird Brasilien einst eines derjenigen Länder werden, in denen der Bodenanbau die großartigsten Erfolge erzielt. Im Küstengebiete bis Bahia finden sich wertvolle Waldprodukte in unendlicher Menge, so z. B. Cacao, Kautschuk, Sassaparilla, Vanille, wertvolle Farbhölzer und Faserpflanzen. In dem Raume von Bahia bis St. Catharina ist der Kaffeebaum die Hauptnutzpflanze. Von St. Catharina bis Rio Grande do Sul und auf den inneren Hochflächen kann Getreide in unendlicher Menge gebaut werden. Reis und Baumwolle gedeihen überall. Zuckerrohr und Tabak entwickeln sich namentlich in den Niederungen vortrefflich. Auf den weiten Grasflächen von Rio Grande do Sul weiden große Viehherden; die Tiere werden in Schlächtereien getötet, ihr gesalzenes Fleisch trocknet man an der Luft; schon ist dieses getrocknete Fleisch ein Hauptausfuhrgegenstand geworden. Die Zahl der Schlachtanstalten hat derart zugenommen, ihr Betrieb ist so erweitert worden, daß man schon jetzt behaupten kann, sie versorgen einen großen Teil der brasilianischen Bevölkerung und viele Striche des Auslandes mit Nahrung. In Pelotas allein wurden in einem einzigen Jahre 235 125 Stück Rindvieh geschlachtet, und die Fleischausfuhr stellte in demselben Zeitabschnitte die Riesensumme von 29 Millionen Mark dar.

So verfügt die weite, schöne Republik über eine Menge schier unerschöpflicher Quellen des erstaunlichsten Naturreichtums. Und was hat die

Bevölkerung bisher aus Brasilien gemacht? Man merkt ihre Thätigkeit kaum, denn sie ist träge und gleichgültig, und die paar Millionen weißer Brasilianer können den ungeheuren Raum auch niemals mit ihrer Volkskraft ausfüllen. Der Fluch des Landes ist eben, daß die Bevölkerung aus einem lächerlichen Gemisch von Menschen aller Farben besteht; die gemeinsame Abstammung, der einheitliche Charakter fehlt vollständig. Der fünfte Teil der etwa 15 Millionen ist nicht gemischter Abstammung; die übrigen vier Fünftel sind teils Mamelucos (Mestizen, Abkömmlinge von Weißen und Indianern) und Zambos oder Cafuzos (Nachkommen von Negern und Indianern); dazwischen finden wir aber zahllose Mischlinge dieser Mischlinge. Und welcher Unterschied in Wesen und Lebensgewohnheiten dieser so verschiedenfarbigen Menschen! Da ist der verworfene Cafuzo, der an Schlechtigkeit kaum irgendwo seinesgleichen hat; da begegnen wir den sinnlichen, arbeitsscheuen, dem Spiel und Trunk ergebenen, verschlagenen, hinterlistigen Mulatten, unter denen sich allerdings zuweilen auch Leute von hoher geistiger Begabung und trefflicher Bildung befinden. Etwas über den Mulatten stehen die zahlreichen, von den Weißen kaum zu unterscheidenden Mamelucos; ihr Charakter ist besser, als derjenige der schon genannten Mischlinge, aber sie haben leider den Stumpfsinn und die Trägheit der Indianer geerbt. Die Mehrzahl der übrigen Brasilianer zeichnet sich durch kleine, hagere Gestalt, gelbliche Gesichtsfarbe und eine gewisse Schlaffheit der Bewegungen aus. Nur in Mittelbrasilien auf dem Hochlande und im Süden der Republik sind viele kräftige Leute anzutreffen; da bewundern wir schöne Frauen von stattlicher Gestalt und mit blühender Gesichtsfarbe, mit dunkeln, blitzenden Augen und anmutigen Bewegungen. So tritt uns auch die Bevölkerung von Rio de Janeiro entgegen, die sich in Bezug auf Umgangsformen und Kleidung den Pariser zum Vorbild genommen hat. Die Lebensweise ist auch bei den Vornehmen sehr einfach; wie in Hinsicht auf die Wohnung, so ist der Brasilianer auch in seinen Ansprüchen an Speise und Trank sehr bescheiden, ja, die Trunksucht ist ihm ein Greuel. Gastfreundschaft wird gern geübt, und die Kinder zeigen hohe Achtung vor den Eltern; auch der verheiratete Sohn raucht in Gegenwart von Vater und Mutter z. B. nur, wenn er von ihnen dazu aufgefordert wird. Im Familienleben herrscht viel Gemütlichkeit, ein herzlicher, fröhlicher Ton, aber das Gesellschaftsleben ist um so fader, steifer und langweiliger. Auf den häufigen Privatbällen wird großer Aufwand entfaltet, namentlich schimmern und strahlen die Damen von Diamantenschmuck. Eine äußerst sonderbare Sitte fällt uns häufig auf; Söhne derselben Eltern führen oft ganz verschiedene Familiennamen, oder Familiennamen, die schon lange geführt wurden, werden plötzlich umgeändert, was man einfach durch die Zeitung bekannt macht. An regelmäßiger Arbeit findet der Brasilianer gar keine Freude; dem Weißen erscheint es z. B. als eine Schande, ein Handwerk zu erlernen. Dazu kommt noch eine auffallende Unzuverlässigkeit und eine Bestechlichkeit, die Staatsverwaltung wie Justiz in empfindlichster Weise schädigt; ein ehrlicher Beamter ist eine Seltenheit. Schwere

und vollständig überwiesene Verbrecher werden nur allzu häufig von den bestochenen Geschworenen freigesprochen. —

Besonders wichtig ist Brasilien deswegen für uns, weil sich gegen 130 000 deutsche Landsleute dort eine neue Heimat gegründet haben. Wir finden sie in allen größeren Orten, am zahlreichsten sind sie aber in den drei Südprovinzen Parana, S. Catharina und Rio Grande do Sul zu treffen. Die beiden Kolonien Dona Francisca und Blumenau mit mehr als 20 000 deutschen Ansiedlern sind Hauptmittelpunkte deutschen Lebens. Die blonden Leute fühlen sich wohl in dem schönen Lande, denn Boden und Klima sind in den von ihnen bewohnten Gegenden durchaus günstig; die Einwanderer gedeihen daher körperlich wie geistig. Durch Bodenanbau, Ausübung von Handwerken und Handel gelangen die meisten zu Wohlstand; zahlreiche Schulen und Kirchen, sowie zwölf Blätter in deutscher Sprache fördern und erhalten geistige Bildung, und Gesellschaften wie Vereine pflegen Erhaltung des deutschen Wesens und der deutschen Sitte.

Von Porto Alegre, der Hauptstadt Südbrasiliens aus, fahren wir, um Deutsch-Brasilien kennen zu lernen, mit der Eisenbahn den Bergen zu. Das Geleise zieht am Ufer eines glatten, blauen, von Schiffen belebten Strandsees hin, dann durch Schwemmland, auf dem riesige Schilfdickichte mit Sumpfwald abwechseln und an trockenen Stellen schon einige Anpflanzungen entstanden sind. Später gelangen wir in das Hügelland und nach dem Städtchen San Leopoldo, wo im Jahre 1824 auf einer kaiserlichen Domäne die Besiedelung des Waldgürtels mit deutschen Bauern begonnen wurde. Das blühende, fast ganz deutsche Städtchen ist der Mittelpunkt für die dahinter liegenden Kolonien. Weiter führt uns das Dampfroß nach Neu-Hamburg, und nun beginnt das Reisen auf südamerikanische Art, denn das Fahren ist der schlechten Wege halber meist unmöglich, und so reitet man denn, und zwar auf dem kräftigen ausdauernden Maultier. Lustig, ohne Führer und ohne viel Gepäck, traben wir ins Land hinein. Wenn der Abend dämmert, finden wir in irgend einem deutschen Hause freundliche Aufnahme und für wenig Geld ein reinliches Bett, sowie kräftige und schmackhafte, wenn auch einfache Kost. Obendrein ist uns Gelegenheit geboten, mit Landsleuten über die Gegend und die Lebensverhältnisse der Deutschen in dem fremden Lande zu plaudern.

Wunderbar mutet es uns an, wenn wir in diesen Gegenden einen Berg ersteigen und in eines der von Deutschen besiedelten Thäler hinunterschauen. Da wechseln Felder und Wiesen gar anmutig mit Gebüsch und Bäumen, und aus den Orangenhainen lugen, von Palmen beschattet, die hübschen weißen Bauernhäuser. Dahinter ragen dann eintönig geformte Bergrücken mit fast wagrechtem Kamme und dunkel bewaldeten Hängen. Wenn wir hinabsteigen, gewahren wir mit lebhafter Freude, daß die Äcker trefflich bebaut sind, und gar freundlich locken die sauberen Häuser zum Eintritt. Welch' eigentümlicher Gedanke: deutsche Bauernwohnungen neben Palmen, Orangenbäumen, Bananen und Zuckerrohr! Unsere deutschen

Baumfrüchte kommen hier schon gar nicht mehr, oder wenigstens nur mangelhaft fort; das Klima ist ihnen bereits zu heiß, denn wir befinden uns in der subtropischen Zone. Wenn wir die hier geborenen deutschen Männer und Frauen in ihrer Rüstigkeit und Frische, mit ihrer stolzen Gestalt, Kraft und Schönheit betrachten, wird es uns klar, daß sich die Abkömmlinge der eingewanderten Deutschen in dem warmen, namentlich zur Winterszeit viel milderen Klima, bei der wirtschaftlich so viel günstigeren Lage und der guten Nahrung besser entwickeln müssen als die Eltern. In der Mitte der Siedelung gewahren wir zwei freundliche Kirchen, eine für die evangelischen, die andere für die katholischen Kolonisten. Zwischen den Kirchen liegt der Gasthof, in dem wir Mittagsrast halten, worauf wir den Weg bergan fortsetzen. An den steileren Hängen kommen wir durch Wald, den man stehen gelassen hat, weil der Anbau hier doch nicht mehr lohnen würde. Zurücksehend gewahren wir immer wieder liebliche Bilder. Von der Höhe blicken wir auf Häuser und Felder, die freundlich aus dunkelm Waldesgrün hervorschauen. Auf dem Höhenrücken weiter reitend, erfreuen wir uns an dem fremdartigen Baumwuchs, namentlich an den vielen schönen Baumfarnen mit ihrem schlanken Stamm und ihren fein verzweigten Wedeln. Weithin schweift der Blick über tief eingeschnittene Waldthäler und dunkle Bergrücken, ja bis zu den weißen Häusermassen von Porto Alegre. In einer Mühle finden wir Unterkunft für die Nacht, und am nächsten Morgen führt uns der deutsche Müllersohn zu dem 100 m hohen Wasserfalle, der unsern inmitten einer üppigen Urwaldlandschaft von dem in zwei Absätzen niederstürzenden Flusse gebildet wird. Über eine glatte Felswand schießt die Flut in ein rundliches, tiefes Felsbecken hinab. Dieser Fall ist das Wunder der ganzen Gegend. Durch eine lange, dreimal auf- und absteigende Kaffeepflanzung gelangen wir nach Neu-Petropolis, unterwegs und in dieser Siedelung immer wieder durch prächtige Aussichten belohnt. Von hier aus reiten wir auf gewundenen Höhenrücken ungefähr zwei Stunden lang durch dunklen Araucarienwald bis zum sogenannten Stadtplatze, der allerdings bis heute nur aus einer Gruppe von wenigen Häusern besteht. Dann geht es wieder steil abwärts und zwar meist durch Laubwald. Jetzt, nach langer Trockenheit, befinden sich die Wege in leidlichem Zustand; nach langem Regen aber sollen sie, wie die Landsleute erzählen, fast nur aus einer endlosen Reihe tiefer Schlammlöcher bestehen. Die Gebirgslandschaft umher mit ihren Bergrücken, ihren tiefen Thälern erinnert an die Mittelgebirge der Heimat. Selten sind die Hänge schroff und felsig, überall bedeckt sie noch der tiefe Wald. Wohin der Blick schweift, trifft er endlose Waldgebiete; nur in den Thalungen sind Anpflanzungen und menschliche Wohnungen zu sehen.

Nun geht es auf der schönen, gutangelegten Fahrstraße aufwärts und bald kommen wir in eine der drei italienischen Kolonien. Braune, dunkeläugige Leute sind es, die uns jetzt begegnen. Wieder führt der Ritt durch einförmigen Nadelwald, der aus steifen, starren Araucarien besteht,

Bäumen, deren Anwesenheit dem Landmann wenig ergiebigen Boden bezeichnet. Die Anpflanzungen in den Lichtungen sehen denn auch nicht besonders üppig aus; man baut hier mehr Weizen, und überall finden sich Rebenpflanzungen. Die Wohnungen sind meist elende, unfreundliche Holzhütten. Die italienischen Ansiedelungen entwickeln sich überhaupt nicht so glücklich wie die deutschen, weil der Boden darin meist wenig ergiebig ist, weil die Verwaltung durch brasilianische Directoren meist eine spitzbübische war und weil sich unter den eingewanderten Süditalienern zahlreiches Gesindel befindet. Auf dem Stadtplatze liegen mehrere Gasthöfe und Geschäftshäuser in ziemlicher Anzahl.

Der folgende Tag bringt uns in sanftem Auf- und Abstieg nach dem Kamp, dem hochliegenden Grasland. Eine einförmige Landschaft umgiebt uns hier; auf dem sanft gewellten Lande sind niedrige, rundliche Kuppen aufgesetzt, breite, flache Thäler ziehen hindurch; wie weit wir auch reiten — der Anblick verändert sich kaum. Niedriges Gesträuch wächst zwischen den Grasbüscheln, in den Senkungen gewahren wir zahlreiche Waldinseln, die besonders aus Araucarien bestehen. Da und dort liegt ein einsames Gehöft am Rand eines Wäldchens, Rinderherden weiden auf der weiten Fläche. Gegen Ende der trockenen Jahreszeit zündet man das verdorrte Gras an, damit das junge zu Beginn der Regenzeit um so üppiger emporschieße. Viehzucht bildet hier den Haupterwerb der dünnen Bevölkerung. Bei den Häusern und Hütten der Herdenbesitzer und Hirten finden sich wohl auch kleine Anpflanzungen, aber der früher so ausgedehnte Weizenbau ist verschwunden. Wo wir auch um Gastfreundschaft bitten, beim einfachen Viehhüter wie beim reichen Viehzüchter, werden wir zuvorkommend und herzlich aufgenommen. Auch auf der Fazenda (dem Landgute) ist die Kost allerdings einfach: Dörrfleisch (Xarque), schwarze Bohnen (Feijoes), letztere gemischt mit Maniocmehl (Farinha) — das ist alles. Nach dem Abendessen sitzt man traulich beisammen und plaudert, wobei aus silberbeschlagener Kokosschale eifrig Mate, der Aufguß des Paraguaythees, getrunken wird.

In die deutschen Ansiedelungen zurückkehrend, finden wir am Abend in einem der freundlichen Häuser Aufnahme, worin ein Landsmann aus der engeren Heimat wohnt. Das weiße Gebäude liegt auf einem ausgedehnten Weideplatze, dem Pasto. Seitwärts breitet sich der durch eine dichte Rosenhecke von dem Anger getrennte Garten aus; schmale Wege führen hindurch. Gerade gelegte Blumenrabatten begrenzen, ganz wie daheim, die Gemüsebeete mit Kohl und Salat, Erbsen und Bohnen, Möhren und Gurken; schlanke Palmen erheben ihre Stämme und Kronen darüber, Apfelsinen- und Tangerinenbäume stehen in geraden Reihen. Pfirsich- und Feigenbäume sind mit Früchten übersät; Weinstöcke erheben sich an roh gezimmerten Holzspalieren; ein besonderes Beet ist für Ananas und Erdbeeren bestimmt. Es ist ein freundliches Fleckchen, dieser Garten, aber der Besitzer klagt, er könne das Unkraut kaum niederhalten, und Schnecken und Ameisen kämen oft in Unmassen. Besonders muten uns hier, im

sonnigen Süden, die aus der Heimat gewohnten Blumen an; Reseda, Levkojen, Balsaminen, Astern entwickeln sich fröhlich, selbst die herzige Kornblume fehlt nicht!

Am frühen Morgen treten wir vor das Häuschen des Gastfreundes. Auf den Hügeln lagern leichte Nebelschleier; tiefe, tiefe Stille überall. Nun kommt die Sonne, scheucht die Nebel zum Flusse hinab und verjagt sie endlich ganz. Tautropfen schimmern und blitzen wie Edelsteine auf jedem Blatt. Die Vögel rufen ihren lebhaften Morgengruß, die Pferde wiehern auf dem Weideplatze vor Lust, die breitgestirnten Kühe brüllen. Der linde Frühhauch trägt uns den Duft von Rosen und Veilchen, von Lilien und Narzissen zu. Jetzt tritt die emsige Tochter des Hausherrn heraus und begrüßt uns freundlich. Sie hat unter dem kleinen, durch einen Gang mit der Wohnung verbundenen Anbau bereits in der Küche hantiert und geht jetzt, um die Kühe zu melken. Das kriechende Gras, eine Queckenart, deckt den Boden des Weideplatzes wie ein fester, dichter Teppich. Der Raum ist rechts durch eine Hecke aus wilden Ananaspflanzen, links durch eine von Citronen begrenzt. Nach hinten zu liegen am Hügelabhange die mit Mais, Zuckerrohr, Manioc, Futtercanna bestellten und zum Teil auch mit Kaffeebäumen bepflanzten Felder. Die deutschen Siedler halten viel und hübsches Vieh: Pferde, Rinder, Schweine und zahlreiches Geflügel. Letzteres haust unter einem hohen Holzschuppen, damit ihm die riesigen Ratten, die Gambas, und die mehr als $^1/_2$ m langen Eidechsen nicht beikommen können. Das fleißige Mädchen eilt nun mit einem Korbe voll Wäsche zum Flusse, wo das Boot der Familie an einem Strick aus zusammengedrehten Lianen schaukelt. Wir treten ins Haus zurück, wo die Bewohner bald sämtlich zum Frühmahl, bestehend aus Kaffee, Maisbrot, Butter, Honig und Orangenmus, versammelt sind. Unter frohem Geplauder wird die Mahlzeit eingenommen, dann geht alles an die Arbeit. Die Kaffeebäume am Waldrande werden besehen, die reifen Früchte ausgepflückt, überall giebt es auf dem freundlichen Besitztum zu schaffen. Am Abend wandern wir dann mit zum sogenannten Schützenhause der Kolonie am Ende des Stadtplatzes; es ist ein großes Holzgebäude mit einem gut gepflegten Garten voller Palmen, Magnolien, Bambus und anderer schöner und seltener Gewächse. Ein großer Saal mit einer Bühne im Hintergrund bildet den Hauptraum; ein treffliches Liebhabertheater spielt hier, dann folgt ein Tanzvergnügen. Alles ist hier deutsch: die Sprache, die Musik, selbst das Bier. Bilder des Kaisers von Deutschland und seiner Helden prangen an den Wänden. Nur selten bewegt sich ein braunhäutiger Brasilianer unter den hellfarbigen Germanen. Die wenigen Brasilianerinnen prangen in glänzenden Toiletten nach Pariser Mode, aber auch die deutschen Frauen und Mädchen sind ohne Ausnahme hübsch gekleidet, letztere meist ganz weiß. Es ist urgemütliches, echt deutsches Leben, das sich bis tief in die Nacht hinein im Schützenhause am brasilianischen Urwaldrande regt.

Wie schade, daß das schöne Land, in dem so viele Deutsche fröh-

liches Gedeihen fanden, aus einer Revolution in die andere stürzt, seitdem man den edlen Kaiser Dom Pedro verjagt hat!

XII.
In Peru und Bolivia.

Wenn wir den Boden dieser Länder betreten, erinnern wir uns wohl zunächst des hochgebildeten farbigen Volkes, das vor vielen Jahrhunderten schon auf dem Boden Perus heimisch war. Die Spuren seiner Thätigkeit fallen uns heute noch an vielen Orten in die Augen, erregen unser gerechtes Staunen, unsere größte Bwunderung. Wollen wir uns eine klare Anschauung von dem erwerben, was jene roten Menschen leisteten, so begeben wir uns am besten nach dem vielgenannten, auf der Grenze von Peru und Bolivia gelegenen Titicacasee. Einst bespülten seine Fluten die riesigen Bauwerke von Tiagnanuco, die jetzt allerdings eine ziemliche Strecke davon entfernt liegen, weil der Spiegel des Gewässers gesunken ist und eine beträchtliche Fläche Grund infolge davon trocken gelegt ward. Die Wißbegier der Europäer, die gar zu gern noch genaueren Aufschluß über das Leben und Treiben jenes alten Kulturvolkes geben möchte, hat in jener Gegend zahlreiche Grabmäler geöffnet und durchstöbert, und was sie fand, das mußte die größte Bewunderung hervorrufen. Welche großartigen Grabkammern thun sich dem Auge hier auf! Bauwerke von riesigem Umfange enthalten Räume, in denen Menschen der verschiedensten Lebensalter, vom zarten, früh dahingerafftem Kinde bis zum daseinsmüden, allmählich hingestorbenen Greise, zur ewigen Ruhe gebettet wurden! Und die Betrachtung ihrer Gebeine stellt den Beschauer vor ein großes neues Rätsel; die Schädel dieser Toten sind nämlich so eigenartig geformt, daß sich gegenwärtig nichts Ähnliches mehr auf Erden findet. An diesen Köpfen springt das Hinterhaupt so merkwürdig weit vor, daß man kaum begreifen kann, wie Menschen mit einem solchen Auswuchs aufrecht zu gehen vermochten. Und dieses gewiß höchst eigentümliche Volk ist ausgestorben; weder in Peru noch in den Nachbarländern finden sich Leute mit so ungemein langen Gesichtsknochen, mit so stark entwickeltem Hinterhaupte. Vor mehr als tausend Jahren lebte das seltsame Volk auf diesen Hochflächen Perus; jetzt ist es dahingeschwunden aus dem Lichte der Sonne wie so manches andere; nur seine gewaltigen, schier unzerstörbaren Bauwerke geben noch Kunde von seinem einstigen Dasein, und erschütternd ist die Sprache, die jene stolzen Bauten von der Völker Entstehen, Wirken und Vergehen reden. Bestand irgendwelche Lebensbeziehung zwischen diesen Toten und den alten Ägyptern? Fast könnte man es glauben, denn wie die lernbegierige

Nachwelt neben den Mumien in den ägyptischen Grabkammern als letzte fromme Spende, als Wegzehrung für lange Wanderung in ein unbekanntes Jenseits Getreidehäufchen fand, so entdeckte man hier gleiche Zeichen frommen Sinnes. Und ein weiterer Umstand regt zum Nachdenken an: der Mais, den man den Toten mitgab, ist gänzlich von demjenigen verschieden, den man jetzt im Lande baut. Sonach wurden in dem wunderbaren Gebiete zu der Zeit, da jenes untergegangene Volk in ihm heimisch war, auch andere Feldfrüchte angebaut.

Die Indianer, die von den Spaniern bei ihrem Eindringen in das Land vorgefunden wurden, standen unter der Herrschaft weiser und milder Fürsten, der Incas, die sich Söhne der Sonne nannten und ihren Ursprung von diesem alles belebenden Gestirn ableiteten. Ihr Urahn, Manco Capac, war nach dem frommen Glauben des Volkes mit seinem Weibe Mama Oello von ihrem Vater, dem Sonnengott, im 11. Jahrhundert auf eine Insel im Titicacasee herabgesetzt worden. Beide fanden rohe, gänzlich ungebildete Menschen, die als echte Wilde lebten, in der Gegend. Der Sonnensohn und seine Gattin nun brachten diesen Kindern der Natur höhere Gesittung. Sie gründeten die große Stadt Cuzco nördlich vom See; Manco Capac lehrte die Männer, den Acker zu bebauen und andere Künste des Friedens zu üben; von seinem Weibe aber lernten die Frauen die Kunst Wolle zu spinnen, Zeuge zu weben und Kleider zu verfertigen. Der Göttersohn ward aber nicht allein der Herrscher, sondern auch der oberste Priester seines Volkes; als solcher verbot er die Vielgötterei und die bis dahin üblich gewesenen Menschenopfer, baute der als Gottheit verehrten Sonne einen herrlichen Tempel und stiftete den Orden der Sonnenjungfrauen. Sie hatten den Dienst im Heiligtum der alles segnenden, alles beglückenden Gottheit und mußten insbesondere das heilige Feuer hüten. Die hohen Feste zu Ehren der Sonne wurden alljährlich mit großer Pracht und inniger Andacht gefeiert.

Um die Sicherheit und Wohlfahrt des von ihm gegründeten Reiches womöglich für immer zu wahren, machte Manco Capac die Regierung in seiner Familie erblich; bis zum Einbruch der Spanier in den blühenden Staat Tahuantinsuyu (d. i. die vier Gegenden der Welt) führten 13 Incas nach ihm die Herrschaft mit Weisheit, Gerechtigkeit und Milde. Auch Quito (das heutige Ecuador) und Chile gehörten zum Reiche der Sonnensöhne. In letzterem Lande verraten heute noch die Überreste von großartigen Bewässerungsanlagen und die berühmte Incastraße durch die Wüste, was für gewaltige und einsichtsvolle Herrscher die Fürsten dieses weiten Reiches gewesen sein müssen. Ihr hochherziges Betragen gegen solche, die sie in blutigem Kampfe überwunden hatten, bewies außerdem, daß sie vor allem für Väter ihrer Unterthanen gehalten sein wollten. Streng wurde auf unverbrüchlichen Gehorsam gegen die Gesetze gehalten, und das Volk erwies sich in dieser Beziehung allezeit willig. Waren jene wohlthätigen Ordnungen doch von den Incas ins Leben gerufen worden und somit nach Ansicht des Unterthanen von der Gottheit selbst gegeben.

Bei der hohen Verehrung, welche die Herrscher wegen ihrer vermeintlichen göttlichen Abkunft und wegen ihrer hohen Tugenden genossen, ward es ihnen leicht, segenbringend und veredelnd auf die Peruaner einzuwirken. Höchst anerkennenswert waren einzelne bestehende Einrichtungen. So wurden die Äcker, welche Witwen, Alten und Kranken oder abwesenden Kriegern zugehörten, von eigens dazu ernannten Personen aus dem übrigen Volke gemeinschaftlich bestellt und zwar vor allen anderen. Zuletzt erst kamen die Felder des Inca und die der Sonne geweihten an die Reihe.

In diesen und ähnlichen Lebensordnungen wurden die Europäer von den Peruanern beschämt; in wissenschaftlichen Kenntnissen aber waren sie den Bewohnern des Incareiches überlegen. Kannten diese doch nicht einmal Buchstabenschrift! Sie teilten sich ihre Gedanken auf höchst eigentümliche Art durch den Quipu, die Knotenschnur, mit. Der Quipu bestand aus Wollgarn, und die verschiedenen Begriffe wurden durch die Länge, Farbe und Zahl der Fäden und Knoten angegeben. Mittelst dieser Vorrichtung wurde nicht nur die Erinnerung an große, bedeutungsvolle Vorgänge im Reiche bewahrt, sondern man führte auch die Steuerregister, die Heeresverzeichnisse, die Volkszählungslisten und die Inventarien der großen Magazine damit. In jeder einigermaßen wichtigen Stadt fand sich ein Beamter, dem die Aufgabe zugewiesen war, die merkwürdigen Schnüre zu knüpfen und zu lesen. Wunderbar ist es, daß die Peruaner bei dieser einfachen Art der Gedankenmitteilung und trotz ihres überaus einfachen Arbeits- und Handwerksgerätes in manchen Handwerken und Künsten Vortreffliches leisteten. In Weberei, Goldarbeiten und Töpferei haben sie unverkennbar große Kunstfertigkeit besessen. Arbeit ehrte, Müßiggang war verabscheuungs- und strafwürdig. Wie der Kaiser in China den Pflug führt, um die schlichte Arbeit des Ackerbaues zu ehren, so ließ der Inca aus gleichem Beweggrunde seine Kinder in mancherlei nützlichen Gewerben und Hantierungen unterweisen. Die Töchter lernten spinnen, weben, kochen, backen und das Nationalgetränk, die Chicha, bereiten. Die Söhne wurden durch hervorragende Lehrer in der Geschichte des Reiches und ihres Hauses und in den mancherlei höchst zusammengesetzten Religionsgebräuchen unterrichtet. Die Indianer von niedriger Herkunft durften sich nicht aus dem Stande ihres Vaters erheben. Alle verstanden Garten- und Feldbau, die Herstellung der Häuser, die Verfertigung von Acker- und Hausgerät.

Das ganze Land mit allem Ertrage gehörte dem Herrscher und wurde vom gewöhnlichen Volke bebaut. Man wandte dabei schon Dünger an und pflegte das Lama als nutzbares Haustier. Ein Drittel aller Erzeugnisse aus Ackerbau und Viehzucht, sowie des Ertrages der Gewerbe kam der Incafamilie zu; ein zweites Drittel war den Tempeln und der Priesterschaft zugesprochen; der Rest wurde aufgespeichert und alljährlich gemeindeweise verteilt. Dabei war die Kinderzahl der Empfänger maßgebend.

Wahrhaft bewundernswert müssen die Maßnahmen genannt werden,

welche von den Incas getroffen wurden, um das Gesamtwohl des Reiches zu fördern. So bauten sie gewaltige Heerstraßen, die viele tausend Kilometer weit an Abhängen und über Gebirgsrücken, durch Sümpfe und über Schluchten immer in gerader Richtung fortzogen, mit Steinplatten gepflastert waren und an denen in Entfernungen von etwa 10 bis 15 Kilometern Herbergen standen, in denen sich die Eilboten der Herrscher auf ihren weiten Wegen ausruhen konnten. In dem ganzen weiten Gebiete bestand für Staatszwecke ein wohleingerichteter Postdienst. Was von den Wasserleitungen der Sonnensöhne berichtet wird, erinnert an die großartigsten Leistungen der Römer und einzelner orientalischer Völker auf diesem Gebiete. So soll die westliche Provinz des Staates von einem 600 Kilometer langen, 3 bis 4 Meter tiefen und ebenso breiten Kanal durchzogen worden sein.

Ganz besonders großartig müssen die Bauten dieser gewaltigen Herrscher genannt werden. So stand in Cuzco das Wunder des Landes, der berühmte Sonnentempel, ganz mit Goldplatten bedeckt. Auf dem Hochaltare gewahrte der Eintretende das Bild der Sonne, geformt aus einer dicken Goldplatte von der doppelten Stärke der Platten an den Mauern. Das wohlthätige Gestirn war als ein rundes, von Strahlen und Flammen umgebenes Gesicht dargestellt, und das Bild reichte von einer Mauer des Tempels zur andern. An beiden Seiten saßen die einbalsamierten Leichname der Incas; sie waren genau nach der Zeitfolge geordnet, und ihre goldenen Throne standen auf goldenen Platten. Dieses edelste aller Metalle fiel dem Beschauer überhaupt in die Augen, wohin er auch sah; mit Goldplatten waren alle Thüren des Heiligtums belegt, eine goldene Verzierung zog sich kranzförmig und fast einen halben Meter dick um den stolzen Bau. Neben dem Tempel ragte ein viereckiges, gleichfalls mit goldener Einfriedigung umgebenes Kloster; um dieses Gebäude waren fünf viereckige Pavillons mit pyramidenförmigen Dächern geordnet. Der erste davon war dem Monde, der zweite den Sternen geheiligt, sie schimmerten von Silberschmuck. Den dritten hatte frommer Sinn dem Blitz und Donner, den vierten dem Regenbogen geweiht. Im fünften der Pavillons hielten die Priester, die sämtlich aus der Familie der Incas hervorgingen, ihre Versammlungen. In einem anderen Gebäude waren die 1500 Sonnenjungfrauen untergebracht; ihnen lag außer den schon erwähnten religiösen Verrichtungen auch ob, die Kleidung für die Incas und ihre Angehörigen zu fertigen.

Staunenerregend wirken heute noch die Trümmer der Riesenfestung am Cuzco. Welchen Eindruck muß dieses gewaltige Bollwerk erst in den Zeiten gemacht haben, als es noch ungebrochen von der Herrlichkeit der Sohnensöhne eine stumme und doch leichtverständliche Sprache redete! Wenn wir die ungeheuren Steine betrachten, aus denen die dreifache Ringmauer bestand, vermögen wir kaum zu begreifen, wie es den Peruanern ohne Anwendung riesig starker Maschinen oder sonstiger mechanischer Hilfsmittel möglich war, diese cyklopischen Blöcke aus beträchtlicher Ent-

fernung heranzuschaffen und als äußeres Zeichen der Incamacht aufeinander zu türmen. Völlig unbehauen, sind die Felsmassen ohne Mörtel so geschickt zusammengefügt, daß sie nicht allein schier endlose Dauer versprachen, sondern obendrein auch noch ein gefälliges Aussehen gewährten. Drei starke Türme ragten im Innern der Festung; der höchste und stärkste unter ihnen war rund und diente den Herrschern zum Aufenthalte, wenn sie die stolze Veste mit ihrem Besuche beehrten. Seiner hohen Bestimmung gemäß war er überaus prächtig eingerichtet; Gold- und Silberplatten deckten die Innenwände; Abbildungen von Tieren und Pflanzen schmückten diese kostbare Wandbekleidung. Die beiden anderen Türme hatten viereckige Gestalt und fanden Verwendung als Aufenthaltsorte der Krieger. Alle drei Gebäulichkeiten bildeten ein Dreieck und waren in ihren unteren Teilen, die mit ihren zahlreichen Gemächern eine Art unterirdisches Labyrinth bildeten, verbunden. Mehr als fünfzig Jahre hatte das fleißige Volk bereits an der stolzen Festung gebaut, und noch war sie lange nicht vollendet, da drangen die goldhungrigen Spanier ins Land und zerstörten einen Teil des unendlich mühsamen Werkes.

Wie überall in der neuen Welt, so hausten die fremden Eroberer auch im Sonnenreiche brutal und schonungslos, ja, man kann behaupten, daß sie, die angeblich im Namen des Heilandes kamen, nirgends mit so empörender Grausamkeit gewütet haben, wie gerade in Peru. Wenn sie in den früher eroberten Gegenden bei den Eingeborenen nach Gold geforscht hatten, waren sie stets nach Süden gewiesen worden; dort mußte also nach ihrer Meinung ein Reich liegen, in dem das gleißende Metall in ungeheuren Mengen zu finden war. Drei verwegene Abenteurer, Pizarro, Almagro und der Mönch de Luque, vereinigten sich zur Eroberung des Goldlandes; 1531 landeten sie mit drei kleinen Schiffen und 180 Mann. Sie fanden Peru in beklagenswerter Zerrüttung, denn zwei Incasöhne stritten um den Thron. Die innere Zwietracht, sowie eine uralte Weissagung, woran das Volk fest glaubte, erleichterte der Handvoll Fremdlinge ihr Werk. Nach jenem Ausspruche sollte nämlich das Incareich durch Kinder der Sonne, weiße, bärtige Männer, zerstört werden. Bei Caxamarca traf Pizarro auf den Incasohn Atahualpa und sein 30 000 Mann starkes Heer. Der Inca ward gefangen genommen; Veranlassung dazu fanden die nur nach einem schicklichen Vorwande zu Gewaltthätigkeiten suchenden Weißen in dem Betragen Atahualpas gegen das Brevier. Heftig eifernd wies der Mönch dem Inca dieses Gebetbuch; der indianische Herrscher hielt es ans Ohr, lauschte und erklärte dann: „Es sagt mir nichts!“ worauf er das Buch verächtlich zu Boden warf. Jetzt griffen die Spanier die überraschten Peruaner an, mordeten 4000 und nahmen den Inca gefangen. In finsterer Glaubenswut wollten sie den Unseligen lebendig verbrennen; da erbot er sich, den Raum, worin er sich befand, so hoch mit Gold füllen lassen zu wollen, als er mit den Armen zu reichen vermöge, wenn man ihn für solch ungeheures Lösegeld freilassen wolle. Die Eroberer gingen darauf ein, Atahualpa hielt sein

Versprechen, die Spanier aber erwiesen sich niederträchtig treulos, denn sie ließen ihren Gefangenen erdrosseln, vorgebend, ihr Gelöbnis gehalten zu haben, da sie ihn ja nicht bei lebendigem Leibe verbrannt hätten. Nun teilten die Eroberer das Reich unter sich und peinigten die Indianer entsetzlich. Blutige, langwierige Kriege entstanden zwischen den fremden Abenteurern und den Eingeborenen, ja schließlich unter den Conquistadoren (Eroberern) selbst; diese wüteten zuletzt gegeneinander mit genau derselben empörenden Grausamkeit, womit sie die armen Peruaner immer wieder zur Verzweiflung trieben. Kein einziger von ihnen ist eines natürlichen Todes gestorben; alle wurden ermordet, oder auf Befehl des Königs von Spanien hingerichtet. Oft noch versuchten die gequälten Eingeborenen, sich von dem unerträglichen Joche der Fremden zu befreien; erst nachdem die letzten Nachkommen der Incas zu Ende des vorigen Jahrhunderts niedergeschmettert und vernichtet worden waren, wagten die Indianer keine Erhebung mehr.

Später rissen sich die im Lande geborenen Weißen (Creolen) selbst vom Mutterlande los und riefen Peru als Republik aus. Aber Segen ist dem Staate aus dieser Umwälzung nicht erwachsen; immer wieder wird er, wie die meisten südamerikanischen Freistaaten, durch Bürgerkriege und innere Umwälzungen erschüttert. Ein ehrgeiziger General macht dem anderen den Präsidentenstuhl streitig; Raub, Mord und Brand setzen die friedlichen Bürger von neuem in Schrecken, wenn sie hoffnungsfroh glauben, sich einmal einer kleinen Ruhepause erfreuen zu dürfen. So ist Peru zu einem armseligen, verlotterten, verwahrlosten Staate herabgesunken, nicht einmal ein Schatten seiner einstigen Größe, Macht und Herrlichkeit blieb ihm. Wenn sein Name jetzt genannt wird, denkt man nicht mehr wie ehedem an Macht, Wohlleben und Gold, sondern an Verfall und wildes Durcheinander.

Das Gebiet des Staates Peru umfaßt 23 940, Bolivia 22 410 Quadratmeilen, bevölkert wird dieser ungeheure Raum aber nur von zwei Millionen Menschen. In den Cordilleren werden wir als Hauptstock der Bevölkerung die Nachkommen der alten Peruaner finden; sie reden heute noch die Sprache ihrer Urväter, die Quichuasprache, die sogar von vielen Europäern angewendet wird.

Es ist ein weiter, an Gegensätzen der schroffsten Art überreicher Raum, in dem die Natur die mannigfachsten Formen annimmt, erdrückend großartig, abschreckend arm und dürftig und erstaunlich reich erscheint. Neben kahlen, grauenhaften Wüsten finden sich ungemein üppige, gesegnete Thäler; über schier endlosen, traurigen Tafelländern erheben himmelhohe, mit ewigem Schnee gekrönte Bergriesen ihre Häupter, ihre rauhen Flanken. Hoch droben entspringen Flüsse aus schmelzendem Schnee; sie stürzen sich in tiefe, felsige Schluchten hinab und arbeiten sich mühsam zum Stillen Ozean hindurch, oder sie winden sich, sanfter strömend, wenn schon immer noch rasch, zum Amazonas. Großartig über alle Maßen tritt uns aber namentlich das Gebirge immer wieder entgegen, selbst in seinen niedrigeren Seiten-

zügen. In dieser wüsten Gebirgswelt erheben sich weit über die Schneeregion hinaus zahllose Schlünde feuerspeiender Berge. Die Region am Titicacasee erscheint dem Reisenden in jeder Hinsicht vollständig abweichend von allem, was er bis dahin gesehen hat. Die klare metallische Bläue des Himmels, die aus Brasiliens Ebenen aufsteigenden weißen Wolken, der Mangel der Wälder, der hoch droben kreisende Condor, das schleichende Lama, die uns mit klaren Augen unverwandt anstarrende schweigende Vicuña, das tiefe, drückende Schweigen — alles das flößt uns das Gefühl ein, wir seien in eine ganz andere Welt entrückt. Wir begreifen vollkommen, daß sich hier jene höchst eigenartige Kultur entwickeln mußte, deren Trümmer wir heute noch bestaunen.

An der Küste von Peru dehnt sich zwischen dem erhabenen Andengebirge und den Wassern des Stillen Ozeans ein wüstenähnlicher, schauerlicher Küstenstrich, der ungefähr 540 Stunden lang und 3 bis 20 Stunden breit ist: die Wüste Atacama, jene entsetzliche Einöde, welche in Amerika annähernd ein Bild der ungeheueren Wüsten des Ostkontinents giebt. Aber welch ein Bild! Der mächtige Gebirgswall schickt noch einzelne Ausläufer in die trostlose Öde hinein; bald verschwinden dieselben nach und nach in der sandigen Fläche, bald ziehen sie sich bis zum Meeresufer und bilden dort schroffe Vorberge. So wechseln denn Höhen und Tiefen, Berge und Thäler in diesem wüsten Distrikte mannigfaltig mit einander ab, überall aber bedeckt sie feiner, gelblichweißer Triebsand oder wild durcheinander gestreutes Steingeröll. Wasser fehlt in diesem unsäglich öden Distrikte fast gänzlich; nur hier und dort wühlen sich kleine Flüsse, die Kinder der Gletscher und Gebirgsseen, aus den Schluchten und Klüften der Anden hervorbrechend, mühselig ihre Bahn durch die leblose Fläche, um ihre Wasser nach kurzem Laufe im Stillen Ocean zu begraben. An ihren Ufern siedelt sich dann frisches Grün an, und auf solche Weise bilden sich lachende Oasen, die um so lieblicher erscheinen, je furchtbarer die umgebende Wüste den Reisenden anstarrt. Verläßt man jene freundlichen Flußthäler und dringt in die vollständig wasserlose Wüste ein, so erschrickt man förmlich vor dem grausigen Bilde der Dürre und Zerstörung, das ringsum in tiefem, unheimlichem Schweigen ausgebreitet liegt. In der sengenden Glut lechzt der Reisende sowohl wie sein treues Maultier vergeblich nach einem erquickenden Trunke. Immer matter werdend zieht er weiter, sehnsüchtig bald hier, bald dort in eine der Schluchten einbiegend, welche die letzten Ausläufer der Anden hier bilden; allein wie angstvoll der Dürstende umherspäht, wie bang er sich abmüht, dem qualvollen Tode des Verdurstens zu entrinnen, nirgends rieselt eine mitleidige Quelle. Wohl treibt ab und zu ein Fluß seine Wasser durch diese Schlucht, — jetzt aber liegt sie vollständig wasserlos und ausgetrocknet da. Und wieder starrt ihn die leblose, schreckliche Wüste an, die Qualen des Lechzenden noch erhöhend, indem sie demselben in der Ferne einen durch die Luftspiegelung erzeugten wogenden See zeigt. In solch entsetzlicher Lage verlassen selbst den Mutigsten und Beherztesten Ruhe und Entschlossenheit, willenlos, fast gleich-

gültig ergiebt er sich in sein furchtbares Schicksal, läßt seinem matten Tiere den Zügel, und als letzter Trost beglückt ihn die Hoffnung, das treue Geschöpf werde den rettenden Weg nach einem der wenigen einsamen Dörfer von selbst finden.

Natürlich kann in dieser trostlosen Wüste, wo der Reisende oft 20 bis 30 Meilen weit nicht die geringste Spur von Pflanzenleben bemerkt, keinen Tropfen Wasser sieht, von Anbau nur in den schon erwähnten Flußthälern die Rede sein, aber auch hier ist unausgesetzte angestrengte Thätigkeit nötig; auch hier muß der Landmann jeden Tropfen des kostbaren Wassers sorgsam benutzen, um seine Felder und Gärten zu schützen, denn ohne diese unablässige Arbeit würde die Wüste endlich auch diese wenigen Oasen vollständig mit ihrem Totengewande bedecken. Wie das häßliche Kamel als Schiff der Wüste unschätzbaren Wert für die schweifenden Nomadenhorden und für die großen Handelskarawanen der alten Welt hat, so ermöglicht nur das genügsame und ausdauernde Maultier die Bereisung der peruanischen Sandküste. Es vermag nicht allein die schrecklichen Beschwerden einer Wüstenreise besser zu ertragen, sondern es begnügt sich auch mit der dürftigsten Nahrung; während sein vornehmerer Bruder, das edle Roß, Hunger und Durst höchstens 48 Stunden zu ertragen vermag, dauert das Maultier viel länger aus. Ein Vorteil für den Reisenden ist es ferner, daß sein Maultier den Dienst aufkündigt, sobald ihm das Weitergehen unmöglich wird. Dann steht es nämlich von selber still und läßt sich selbst durch Anwendung der rohesten Gewaltmittel nicht zum Weiterschreiten bewegen, das Pferd hingegen gehorcht dem Sporn und dem Zügel, bis es tot unter seinem Reiter zusammenbricht. Wenngleich nun aber das Maultier den Beschwerden eines Marsches viel besser zu trotzen vermag, so zeigt dennoch eine endlose Reihe von bleichenden Maultiergebeinen dem einsamen Wanderer die Richtung an, in welcher andere vor ihm durch diese Heimat des Todes und des Grauens zogen.

Allein Hunger, Durst und stechender Sonnenbrand sind nicht die einzigen Feinde, welche den Reisenden in jener schrecklichen Einöde bedrohen; der außerordentlich leicht bewegliche Sand, sowie die sogenannten Medanos vergrößern die Gefahr, welche den Einsamen auf Schritt und Tritt umlauert. Sobald der Wind nur einigermaßen heftig weht, wirbeln mächtige Staubmassen empor und bilden gewaltige Sandsäulen von 20 bis 30 m Höhe, die den Reisenden gleich einer Horde von Riesen von allen Seiten einschließen. Dann heißt es, die Sporen brauchen, denn nur die Schnelligkeit des treuen Tieres vermag vor dem Tode des Verschüttetwerdens zu bewahren. Unter den Medanos versteht man Sandhügel mit fester oder lockerer Grundlage, die stets halbmondförmig, 3 bis 6 m hoch und durch einen scharfen Kamm ausgezeichnet sind. Die äußere Seite erscheint auffallend steil, die innere dagegen fällt senkrecht ab. Weht der Wind etwas kräftig, so wandern sie mit besorgniserregender Geschwindigkeit über die Fläche hin, wobei die kleineren und deshalb leichter beweglichen den größeren und schwereren vorauseilen. Die letzteren halten nun aber den bewegen-

den Luftstrom von den ersteren ab, erreichen ihre kleineren Gefährten daher endlich, stürzen zusammenbrechend über sie her und erdrücken sie. Dann versperren sie, wild und wirr durch einander gelagert, den Weg des Wanderers und verhüllen dem sorgenvoll suchenden Auge den Blick in die Ferne. So kommt es, daß die trostlose Fläche, auf welcher das erschöpfte Tier des Reisenden lechzend dahinschleicht, im Laufe einiger Stunden in ein Hügelland verwandelt erscheint, während sie wenige Tage später wieder so einförmig flach daliegt, wie früher. Daß in einer so wechselvollen Umgebung selbst der erfahrenste Pfadfinder leicht irre wird, den Weg verliert und dann in Verzweiflung gerät, darf uns nicht wundern. Zum Glücke herrscht dieses Entstehen und Vergehen nicht während des ganzen Jahres; in der kalten Jahreszeit verbinden sich die Sandkörner zu festen Massen und widerstehen so dem Winde besser. Im Sommer aber, der im November beginnt, prallen die sengenden Sonnenstrahlen mit erstickender Macht von dem glühenden Boden zurück. Nur einige Fackeldisteln und Tillandsien können darauf fortkommen, sonst fehlt alles Pflanzenleben. Und nirgends ist ein Tier in der Öde zu erblicken, über der die heiße Luft vor Glut flimmert; nur der Condor kreist in unermeßlicher Höhe über dem Haupte des erschöpften Reisenden. Im Mai dagegen breiten sich dünne Nebelschleier über Meer und Küste aus, sie verdichten sich immer mehr und lichten sich erst im Oktober wieder; im August und September lagern sie wochenlang unbeweglich auf der Erde. Nie werden sie zu wirklichem Regen, sondern immer nur zu einem feinen, durchdringenden Niederschlag (Garua). An einzelnen Orten der peruanischen Küste hat es seit Jahrhunderten nur nach sehr heftigen Erdbeben geregnet. Wenige Meilen vom Meere treten statt der Nebel heftige Platzregen auf; die Grenze zwischen beiden ist so scharf gezogen, daß auf manchen Pflanzungen der eine Teil durch Garuas, der andere durch Regen bewässert wird. Bei Beginn des Nebelwetters erblüht auf den Hügelreihen im Osten der Sandflächen in wenig Tagen ein Garten, worin gelb und violett blühende Oxalis herrliche Teppiche bilden, wo die blaue duftende Vanille, die stolze Inga und zahllose andere schöne Blüten prangen. Tausende von Maultieren und Rindern, die aus großer Entfernung herzugetrieben worden sind, weiden auf dem Blumenanger; ihren Durst müssen sie ausschließlich mit den saftigen Pflanzen und den Nebeltropfen daran stillen. Im Norden sind die Garuas an der Küste äußerst spärlich, und die Dürre ist deswegen dort noch viel ärger.

Arm ist die Sandküste an ihr eigentümlichen und in ihr heimischen Tieren. Ein Fuchs wird häufig den Lämmern gefährlich; Puma und Jaguar sind selten, werden aber größer als im Gebirge. Jener Räuber ist feig, der Jaguar aber zeigt sich kühn und blutdürstig, stellt Rindern und Pferden nach, entgeht den gestellten Fallen mit großer Schlauheit und verwundet, wenn er gehetzt wird, sehr oft mehrere Jäger oder tötet sie sogar. Einige Beuteltiere halten sich im niedrigen Gebüsch, in verlassenen Wohnungen und den Vorratshäusern auf; in den Feldern wird ab und zu ein Armadill erlegt; eine Rehart (die Venados) lebt im

Strauchwerk und stiftet nachts großen Schaden in den Pflanzungen. Am Meeresufer regt sich um so lebhafteres Leben; Scharen von Aasgeiern wimmeln auf den großen gestrandeten Seetieren; Schwärme von Strandvögeln suchen nach angespülten Fischen und Weichtieren, nach Krabben und Meerspinnen; Seeottern und Seehunde sonnen sich längs der ganzen Küste auf den Klippen.

Großartig, düster-majestätisch und dabei überaus niederschlagend ist der Eindruck, den wir empfangen, wenn wir die Punas betreten, jene ungeheuern Hochflächen, die sich in Peru und Bolivia zwischen dem hier zerteilten Andengebirge hinziehen. Gerade in diesen wilden, schwachbewohnten Landstrichen tritt uns die Wahrheit der Behauptung, die Anden seien unfähig, jemals ein großes und reichentwickeltes Volk zu ernähren, in unwiderlegbarer Deutlichkeit entgegen. Schon das Wort Puna, das in der Landessprache die „unbewohnten (Gegenden)" bedeutet, läßt vermuten, in welche Einöden wir gelangen, wenn wir unsern Fuß absichtlich oder unabsichtlich in diese 3—4000 m über dem Meeresspiegel gelegenen menschenleeren Felswüsten setzen. Welcher Gegensatz zwischen diesen rauhen, schrecklichen Hochflächen und den benachbarten Tiefländern des Amazonas und Orinoko! Hier Öde, Dürftigkeit, furchtbare Rauheit des Klimas und schroffer Wechsel der Temperatur; eisige Höhenwinde heben den Einfluß der senkrecht niederfallenden Sonnenstrahlen vollständig auf, so daß sich nur ein äußerst kümmerliches, einförmiges Pflanzenleben zu entwickeln vermag. Dort rufen die Regengüsse der Tropenzone eine Fülle des Lebens hervor, so reich, so üppig, daß der europäische Reisende immer wieder staunend davor stillsteht. Dort Tropenglut, die klimatische Fieber hervorruft und dem nicht daran Gewöhnten leicht gefährlich wird; hier unter derselben Sonne eine Strenge des Klimas, welche an die Schrecknisse des hohen Nordens erinnert.

Das Klima dieser weiten Hochebenen zeichnet sich in höchst unangenehmer Weise durch einen steten, schroffen und darum höchst empfindlichen Temperaturwechsel aus. Die milden klimatischen Übergänge anderer Hochgebirgslandschaften fehlen, denn Frost und Hitze, Sommer und Winter liegen hier in einem endlosen erbitterten Streite. Die fast regelmäßigen West- und Südwestwinde fegen über die ungeheuren Eis- und Schneemassen hinweg und veranlassen vier Monate hindurch Tag für Tag heftige, von Schneegestöbern begleitete Gewitterstürme. Dann verfinstert sich der Himmel gedankenschnell, Blitz und Donner rasen mit dem losbrechenden Orkan um die Wette, bis ebenso plötzlich die Sonne wieder hervorbricht, die niedergewirbelten Schneemassen schmilzt und einen vollständigen Sieg über das Unwetter davongetragen zu haben scheint. Gefährliche Täuschung! Schon nach kurzer Zeit beginnen die kaum mühsam niedergerungenen wilden Naturkräfte ihr sinnloses Treiben von neuem, und wehe dem verirrten einsamen Wanderer, wehe den Lama- und Maultierzügen, wenn sie vom Unwetter gepackt werden! Der mannigfaltige Wechsel der Witterung, welcher anderwärts auf ein ganzes Jahr verteilt erscheint, wurde hier gleich-

sam in den kurzen Raum eines einzigen Tages zusammengedrängt und wird eben dadurch so empfindlich und gefährlich.

Im sogenannten Sommer dieser Gegenden, während dessen nur zuweilen Schnee fällt, steigt die Temperatur im Mittag auf etwa 10° R. Wärme, in der Nacht dagegen geht sie auf 5° Kälte zurück. Auffälligerweise sinkt das Quecksilber im Gegensatze dazu während des Winters nur selten unter den Gefrierpunkt, gelangt aber dafür während des Mittags nicht höher als bis 7° Wärme. Diese Temperaturangaben haben jedoch nur einen bedingten Wert, denn häufig machen sich schon auf Entfernungen von einer halben Stunde schroffe Wechsel bemerkbar; viele Punkte, namentlich Thalsenkungen, sind auffällig mild, während unmittelbar neben ihnen die schroffste Kälte das Blut in den Adern erstarren läßt. Zudem ist der Übergang aus einem Witterungszustande in den andern nicht selten so schroff, daß der Unterschied in einigen Stunden oft 18 bis 20° R. beträgt.

Derartige klimatische Zustände müssen an sich für den Menschen höchst nachteilig sein, ihre schädlichen Einwirkungen werden aber dadurch verstärkt, daß jedes Sinken der Temperatur auf den Punas scharfe, schneidende Winde im Gefolge hat. Diese Luftströmungen bewirken, daß die Haut springt und blutet, daß die Hände anschwellen, als wären sie vom Froste getroffen, und daß ein heftiges Brennen jene an sich geringfügigen Wunden fast unerträglich macht, weshalb die Hände mitunter tagelang nicht einmal zu den leichtesten Verrichtungen gebraucht werden können. Das schmerzhafte Aufspringen der Lippen ist gleichfalls in hohem Grade lästig; schon die unbedeutenden Bewegungen beim Essen und Sprechen steigern den Schmerz, und heftiges Lachen vermag tiefe, blutende Risse hervorzurufen, die äußerst langsam heilen. Am gefährlichsten wird dieses Leiden aber für die Augen, und besonders deshalb, weil es nicht selten von einer außerordentlich heftigen Entzündung begleitet auftritt, die durch den Reflex des Sonnenlichtes auf den blendenden Schneefeldern entsteht. Diese Krankheit, Surumpe genannt, entwickelt sich um so bedrohlicher, als der scharfe Luftzug die Augen überreizt und für schädliche Einflüsse der Atmosphäre außerordentlich zugänglich macht. Infolge der oben geschilderten Wettereigentümlichkeiten überzieht sich die grünlich-gelb gefärbte Puna häufig ganz plötzlich mit einer blendend weißen Schneedecke, von welcher die Sonnenstrahlen lebhaft zurückgeworfen werden, jedes nicht durch farbige Brillen oder Schleier geschützte Auge empfindlich blendend. Der dadurch hervorgerufene Schmerz nimmt beständig zu, die Augen röten sich stark, die entzündeten Lider schwellen auf und beginnen zu bluten; eine annähernde Vorstellung von dem furchtbaren, dadurch hervorgerufenen Schmerzgefühle bekommt man, wenn spanischer Pfeffer in die Augen gerieben wird. Es gehört daher nicht zu den Seltenheiten, daß die Unglücklichen, welche die Surumpe besonders heftig befällt, im Wahnsinn sterben, noch häufiger aber endet die bösartige Krankheit mit chronischen Entzündungen der Augen, Verschwärungen oder totaler Erblindung. Weiße und Kreolen suchen sich durch die oben angegebenen Schutzmittel vor dem schmerzhaften und ge-

ährlichen Leiden zu sichern, was der arme Indianer natürlich nicht vermag; es gehört daher nicht zu den bedauerlichen Seltenheiten, daß man von der Surumpe befallene Eingeborene laut schreiend vor Schmerz am Boden hocken sieht, weil sie nicht weiter zu gehen vermögen.

Damit ist jedoch die Zahl der Plagen, welche den Puna-Reisenden bedrohen, nicht erschöpft, denn die Veta, die infolge des geringen Luftdruckes entsteht, ist nicht viel weniger schmerzhaft. Ruhig und gemessenen Schrittes, wie es dem Wanderer im Gebirge geziemt, klimmst du allmählich empor; sobald jedoch die Höhe von 3500 m erreicht ist, befällt dich ein unerklärlicher Schwindel, es braust dir in den Ohren, wie ein Schleier liegt es auf deinen Augen, Kopfweh und Übelkeit befallen dich. Das sind die ersten Anzeichen der Veta; das Übel wächst, je höher du emporklimmst, unerträgliche Mattigkeit in den Oberschenkeln macht das Weitersteigen fast unmöglich, die Brust vermag kaum noch zu atmen, und das Herz hämmert wie im Fieber. Reiter sind diesem Übel viel weniger ausgesetzt, als Fußgänger, und auch die letzteren vermögen dasselbe durch längere Rast bedeutend zu mildern.

Sobald jedoch der ermattete Wanderer weiterzuziehen beginnt, kehrt das beängstigende Leiden in verstärktem Maße zurück und führt nicht selten zu Ohnmacht und heftigem Erbrechen. Aus Augen, Nase und Lippen tritt das Blut in Tropfen hervor, weil die feinen Blutgefäße in diesen Körperteilen zerreißen und ihren Inhalt nach außen ergießen. Ebenso heftig und nachteilig wirkt die Veta auf die Atmungswerkzeuge und die Schleimhäute der Eingeweide, da das Blut gleichfalls aus denselben hervordringt und sich durch Blutspeien und blutige Diarrhöen ergießt. Manche Personen, namentlich solche mit sehr empfindlichem Blutzirkulationssystem, werden in besonders hohem Grade von den letztgenannten Übeln befallen und büßen nicht selten das Leben darüber ein. Selbst an den Tieren äußert sich die Veta in beängstigender Weise, besonders an Pferden und Katzen. Die ersteren beginnen, sobald das Übel sich zu zeigen anfängt, langsam zu gehen, stehen endlich erschöpft still, zittern heftig am ganzen Körper und brechen endlich zusammen. Dann bleibt dem Reisenden nur das eine, allerdings auch ziemlich unsichere Mittel zur Rettung des beklagenswerten Geschöpfes: dasselbe vollständig abzusatteln und möglichst zu schonen. Der erfahrene Punareisende schlitzt den Pferden die Nüstern auf, damit die hilflosen Tiere tiefer atmen können, stutzt ihnen auch wohl die Ohren oder den Schwanz zur Hälfte oder schneidet die ersteren glatt am Kopfe weg. Von all diesen Hilfsmitteln scheint jedoch nur das zuerst genannte etwas erleichternd zu wirken. Überaus kläglich ist es, eine von der Veta ergriffene Katze zu sehen; dieses so zählebige Tier stirbt in 4500 m Höhe schon nach einigen Tagen unter furchtbaren Krämpfen. Das arme Geschöpf wird am ganzen Körper von fürchterlichen Zuckungen befallen, klettert in wilder Angst an den Wänden hinauf, stürzt dann hilflos zurück und bleibt regungslos liegen, um dasselbe jammervolle Schauspiel immer wieder von neuem zu beginnen. Die Hunde widerstehen den Einwirkungen der Krankheit

etwas besser, aber die feineren Rassen dieser treuen Hausfreunde können doch nur durch die sorgsamste Abwartung etwa ein Jahr am Leben erhalten werden. Die langsameren, bedächtig schreitenden Maultiere und Esel sind der Veta gleichfalls weniger unterworfen, als die feuriger arbeitenden Pferde, welche die Einwirkungen des verminderten Luftdruckes wahrscheinlich deswegen umsomehr empfinden, als sich ihr Blut infolge der größeren Anstrengung lebhafter bewegt.

Natürlich ist die geringe Dichtigkeit der Luft zu gleicher Zeit Ursache davon, daß das Wasser schon bei sehr niedriger Temperatur zu kochen beginnt, weshalb die Speisen hier nicht gekocht werden können, sondern geröstet oder gebraten werden müssen.

Nach einer Richtung hin üben die scharfen Luftströmungen der Puna jedoch auch einen günstigen Erfolg aus, insofern sie nämlich Tiercadaver außerordentlich schnell austrocknen, so daß nicht die geringste Spur von Fäulnis daran wahrzunehmen ist. Das gefallene Maultier verwandelt sich unter der Einwirkung des Punawindes innerhalb weniger Tage in eine Mumie. Selbstverständlich kann sich in solcher Atmosphäre die Pflanzenwelt nur äußerst dürftig entwickeln. Wohin dein Auge blickt, nimmt es nur gelbbraun gefärbte, strohartige Gräser wahr, worin die übrige Flora (Verbenen, Kreuzblumen, Gentianen rc.) vollständig erstickt; mitunter reitest du wohl lange Zeit zwischen rotbraunen Ratanhiasträuchern, welche die einförmige Fläche weithin bedecken; einige vereinsamte krüppelhafte Bäume stehen schläfrig inmitten der trostlosen, eintönigen Fläche, die sich in nichts von den Steppenlandschaften des rauhen Nordens unterscheidet. Wo die freiwachsende Pflanzenwelt sich so dürftig entwickelt, ist auch dem Gedeihen der Kulturpflanzen eine sehr enge Grenze gezogen. Von den Getreidearten baut man nur wenig Gerste, die jedoch äußerst selten Ähren treibt und niemals zur Reife kommt, weshalb sie grün als Futter für die Pferde verwandt wird. Die einzige wirkliche Kultur- und Nährpflanze dieser unwirtlichen Regionen ist die Maca, ein kartoffelähnliches Knollengewächs, das, gleich unserer bekannten Nutzpflanze aus der Familie der Solaneen, angebaut und verwertet wird. In tiefer gelegenen Gegenden kultiviert man die Maca gar nicht, da sie nach den Behauptungen der Indianer dort geschmacklos wird und am besten nur in den Strichen von 3400 bis 3700 m Meereshöhe gedeiht.

Die Tierwelt entwickelt sich in diesen Regionen Südamerikas reicher und vielgestaltiger, als man der dürftigen Vegetation nach annehmen könnte. Da eben an Futter kein Mangel ist, vermochten hier zahlreiche Tiergeschlechter aus dem Reiche der Pflanzenfresser ihr Leben zu fristen, und diese wiederum lockten Raubtiere in die unwirtlichen Einöden. Unter den nutzbaren Geschöpfen aus dem Reiche der Wiederkäuer nennen wir das Lama nebst seinen Verwandten, dem Huanacu, der Vicunna und der Alpaca, den hirschartigen Tarush; diesen der Puna von Haus aus eigentümlichen Geschöpfen fügte der Mensch noch Pferd, Rind und Schaf hinzu. Rinder und Schafe kommen halb verwildert in ungemein großer Anzahl

vor, so daß einzelne Meiereen 60—80000 Schafe und 4—500 Kühe zählen. An Raubtieren finden sich in der Puna der schlaue, dreiste Atoc oder Azarafuchs, der Hucumari, ein großer, schwarzer Bär, der Puma und der riesige Condor. Sehr häufig sind ferner die halbverwilderten Punahunde, tückische, bissige Tiere, welche zum Bewachen der Viehherden benutzt werden und den einsamen Reisenden nicht selten in Lebensgefahr bringen.

Doch auch freundlichere Gegenden hat Peru aufzuweisen, und nicht wenige davon prangen in aller Pracht und aller Üppigkeit der Tropenwelt, so von Lima bis zum Ucayalistrom. Zwischen schneegekrönten Bergen liegen tief eingeschnittene Thäler mit dem reichsten Pflanzenwuchs der heißen Zone; Flüsse eilen brausend auf dem Grunde dieser Einsenkungen dahin; liebliche Seen, an deren Ufern und auf deren Oberfläche zahlreiche Wasservögel der verschiedensten Art ihr Wesen treiben, sind da und dort in die Landschaft eingelagert. Wie aus einer anderen Welt schauen die fernen weißen Höhen darauf nieder. Überall finden wir Deutsche in dem weiten Lande; zuweilen wohnt eine größere Anzahl derselben zusammen, wie im Thale des Pozuzu, oft leben sie vereinzelt mitten zwischen Eingeborenen aller Farben; der Augenschein belehrt uns immer wieder, daß sie auffallend gut unter der Tropensonne gedeihen. Überall sind sie rastlos fleißig und kommen durch den Anbau von Mais, Zuckerrohr und etwas Kaffee auch voran. Manche deutsche Ansiedelungen finden wir in Gegenden, in denen ewiger Frühling herrscht; das Klima ist dort so mild und zuträglich, daß es auch dem nordischen Fremdling trefflich bekommt, so in den deutschen Niederlassungen in Churubamba, das seiner höheren Lage wegen als besonders gesund gepriesen wird. In manchen Waldstrecken wird uns das Vordringen ungemein durch hohes Gras mit scharfen, schneidenden Rändern erschwert. Mit dem großen Waldmesser können wir uns hier keine Bahn hauen, weil wir allzu rasch und allzu sehr ermüden würden; wir ahmen also am besten das Beispiel der Wilden nach, indem wir gebückt, den Kopf voran, durch die widerwärtigen Hemmnisse hindurchdringen. Höchst unangenehm ist es, in Perus Waldregionen von einem der schweren Regen überrascht und vollständig durchnäßt zu werden, weil die Kleider dann gewöhnlich sehr schlecht wieder trocken zu bringen sind. Zuweilen führt der sogenannte Weg auch durch Sumpflandschaften; dann gelangen wir wieder in stolzen Bergwald und endlich in ungeheure Waldebnen mit der üppigsten Vegetation. Diese Gegenden sind völlig unwegsam; Riesenstämme und Sumpfstrecken oder breite Flüsse hemmen uns am Vordringen. Die Waldöde ist reich an Wild; im Dickicht rauschen die Rudel der Wildschweine, Affenherden wandern in den Baumkronen, der Tapir kommt wohl unvermutet mitten durchs Lager zur gewohnten Trinkstätte am Flußufer. Reich ist das Land auch an Schlangen und Vorsicht also dringend geboten. Selbst in solcher Einsamkeit stoßen wir auf einen deutschen Landsmann, er hat sich hier niedergelassen, die benachbarten Indianer, die großes Vertrauen zu ihm gefaßt haben, das Sammeln des Rohgummis gelehrt,

tauscht es von ihnen gegen bunte Zeuge ꝛc. und verkauft es dann mit ansehnlichem Vorteil weiter. Auf einsamer Waldblöße finden wir auch eine Ansiedelung von Campa-Indianern, zufriedenen, harmlosen Leuten. Die Männer schlagen den Wald nieder, lassen das Holz trocknen, zünden es dann an und bereiten so den Boden für die Aussaat. Die übrige Arbeit fällt dann den Frauen zu; sie müssen die Yuca (Manioc) pflanzen und das Feld vom Unkraut rein halten. Die Männer gehen der Jagd und dem Fischfange nach, die beide reichen Ertrag liefern. Bei Festen berauschen sich diese Wilden in Masato, einem geistigen Getränk, das auf höchst eigentümliche Art bereitet wird. Die Frauen kochen eine gewisse Menge Yuca, kauen einen Teil davon und spucken ihn in Tröge, wo er mit der übrigen Masse der mehligen Frucht in Gärung gerät. Die auf solche Art gewonnene berauschende Flüssigkeit begeistert den Indianer mindestens so, wie uns edler Wein oder Gerstensaft; unsere indianischen Begleiter sind nicht fortzubringen, wenn sie irgendwo unterwegs Leute ihrer Farbe bei Masatogelagen finden. Ohne Nahrung zu sich zu nehmen, trinken die braunen Leute in einem fort von dem unappetitlichen Getränk und halten das für ein Fest.

Die weitere Reise lehrt uns noch manche andere Landeseigentümlichkeit kennen. So erfahren wir bei einer Indianerhorde, daß von weißen Männern ein Teil der zu ihnen gehörenden Männer und Frauen getötet worden sei, worauf man die Kinder der Gemordeten geraubt habe, um sie zu verkaufen. Später treffen wir eine Anzahl Weißer, die mehrere Eingeborene vom Stamme der Casibos, die einen Kautschuksammler getötet und zum Teil aufgegessen haben, gefangen fortführen. Beim Bad in einem Flusse nach langer und ermüdender Wanderung werden wir plötzlich durch wiederholte, kräftige Bisse erschreckt und aus dem Wasser gejagt. Die Indianer lachen und erklären, die ziemlich großen und stark blutenden Wunden rührten von einem mittelgroßen, rund geformten Fische, dem Carnero, her, der badenden Leuten zuweilen ganze Stücke Fleisch aus dem Körper beiße. Zur Reise auf dem Strom Ucayali müssen wir uns einer Canoa (eines Bootes) bedienen. Ein schweres Ungewitter bricht mit tropischem Ungestüm los. Hoch peitscht der Sturm die Wellen empor, und wir werden von dem sündflutartig niederströmenden Regen völlig durchnäßt. Am folgenden Tage herrscht wieder drückende Hitze, Wolken von Mosquitos plagen uns entsetzlich. An einzelnen Stellen hat die starke Strömung sogenannte Palisadas angehäuft, Massen von Baumstämmen, zwischen denen wir mit der größten Vorsicht hindurchfahren müssen. Die Wilden, denen wir mitunter begegnen, sind fast ohne Ausnahme scheu und mißtrauisch; da sie aber den aus Zuckerrohr gebrannten Schnaps außerordentlich lieben, können wir sie rasch zur weiteren Führung gewinnen. An einem Orte sehen wir vor dem Hause des Regierungsbeamten auch den vielgenannten Cepó, jenen eigentümlichen Bock, in den die Indianer, je nach der Größe ihrer Vergehen, mit Händen und Füßen, ja sogar mit dem Kopfe eingeschlossen werden. An den Seiten des Flusses befinden

sich zahlreiche Seen, worin es von tierischem Leben, namentlich von scheußlichen Krokodilen (hier Lagartos genannt) wimmelt. Rechts und links vom Boot tauchen die greulichen Ungeheuer, einen widerlichen Geruch verbreitend, empor; aber schleunigst ziehen sie sich vor dem Fahrzeuge zurück. Feig von Natur, wagen sie niemals einen Angriff auf eine Canoa, wohl aber holen sie abends oder nachts Lebensmittel aus unbewachten Booten. Auch die Vaca marina (Seekuh), ein den Robben verwandtes Tier, findet sich häufig in diesen Seen und wird gern gejagt. Das Fleisch dieses Geschöpfes ist dem des Rindes im Geschmack auffallend ähnlich; es liefert aber außerdem viel gutes Fett. Selbstverständlich fehlt auch die Wasserschildkröte nicht; sie wird in Mengen gefangen und an die Dampfer verkauft. Ihre Eier findet man in der Brutzeit millionenweise auf den Sandbänken.

Inmitten der herrlichsten südländischen Vegetation liegt die Hauptstadt Perus, das mehr als 150 000 Einwohner zählende Lima, in einer Ebne, die durchschnittlich 150 m über die Meeresoberfläche hinausragt. Am tosenden Bergflusse Rimac sehen wir rechts das ärmere Viertel San Lazaro; auf dem linken Ufer erhebt sich die auf einer Seite an einen steilen Felsen gelehnte eigentliche Stadt, in der vieles an Spanien, anderes an die Mauren erinnert. Die Häuser sind meist einstöckig, weil Erdbeben sehr häufig vorkommen, in kurzer Zeit zuweilen drei bis vier. Diese Gebäude mit ihren Schnörkeln und Fresken bestehen aus Erde; selbst die stolze Kathedrale und andere Kirchen sind aus diesem Material gebaut. Wenn es in Peru nicht so außerordentlich selten und dann so wenig ausgiebig regnete, würde viel von der scheinbaren Herrlichkeit zerfließen. Höhere Häuser sind durch Balkone mit maurischen Schnitzereien geziert; grüne Jalousieen geben ihnen ein nettes, gemütliches Ansehen. Durch die Thüre schaut man in schöne, gartenähnliche Höfe, worin sogar der Marmor reiche Verwendung gefunden hat. In den Unterstockwerken der meisten Häuser in den größeren Straßen sind glänzende Läden, die an Pracht mit denen unserer Großstädte wetteifern und Lima den Namen „Klein-Paris“ eintrugen. Engländer, Franzosen und Deutsche legen in den großen Schaufenstern ihre Waren aus. Eine besondere Zierde der Stadt ist die Plaza mayor (der große Platz); in ganz Amerika findet sich ihresgleichen nicht. Das wunderlich gebaute Rathaus, der Regierungspalast, Läden, Erfrischungslokale, die Kathedrale und eine andere stolze Kirche, der erzbischöfliche Palast umrahmen den großen Raum. In den Gotteshäusern wird unser Auge durch eine wahrhaft großartige Verschwendung von Gold, Silber und edelm Gestein überrascht; kleine lebende Vögel hängen in Käfigen am Hochaltar und mischen ihr sanftes Zwitschern mit dem feierlichen Chorgesang und den gewaltigen Klängen der Orgel. Die großartigen Klöster mit ihren viereckigen Höfen, ihren prächtigen Säulengängen und herrlichen Gärten sind fast verödet; in einem von ihnen können wir eine berühmte Marmorstatue der heiligen Rosa bewundern. — Lima bietet uns auch Gelegenheit, die buntgemischte Bevölkerung Perus kennen zu

lernen, ein Sammelsurium von Menschen fast aller Rassen und Farben, wie wir es selten wieder auf dem weiten Erdenrund antreffen. Da begegnen uns neben dem weißen Fremdling dunkeläugige Creolen, Indianer, Mestizen, Neger, Mulatten, Zambos und Chinesen. Die Zahl der farbigen Leute überwiegt weitaus; unter den etwa drei Millionen Perus sollen sich nur 370 000 Creolen befinden. Sorglos, leichtsinnig, genußsüchtig, locker in ihren Sitten sind die Einwohner Limas fast sämtlich. Neben altspanischer Sitte haben sie manchen uralten Heidengebrauch bewahrt, und große Leidenschaftlichkeit ist eine ihrer auffallendsten Eigentümlichkeiten. Die Creolen speciell sind schlank, ziemlich hoch gewachsen, zeichnen sich durch scharfgeschnittene Gesichter, blasse Hautfarbe, dunkelschwarzes Haar und schwächlichen Körperbau aus. In ihrem Dasein herrscht die Sinnlichkeit. An natürlicher Begabung fehlt es ihnen nicht, aber sie hassen alle Arbeit und suchen eifrig eine Anstellung zu ergattern, die ihnen die Mittel zu bequemem und lustigem Leben verschafft. Und wie verwaltet der Creole ein Staatsamt! Er hält jeden, der nicht betrügt und stiehlt, für einen Einfaltspinsel; den reichen Missethäter straft man für die schwersten Verbrechen nicht, zumal wenn er als großer Landbesitzer im Innern lebt. Das Leben der Begüterten ist ein fortgesetzter Müßiggang; ein Ritt auf ihre Pflanzungen erscheint ihnen schon als eine anstrengende Arbeit. Die Bildung ist höchst mangelhaft; die Studenten der Universität sogar verbringen ihre Zeit vorwiegend in Kaffeehäusern und Billardzimmern, bei Hahnenkämpfen und beim Kartenspiel. Feine Lebensart ist allen gebildeten Creolen eigen; dabei sind sie ungemein zungenfertig, reden über alle möglichen Dinge, auch über solche, von denen sie gar nichts verstehen, und werden sehr unangenehm, wenn man ihnen auf Grund besseren Wissens widerspricht. Äußerlich gebärden sie sich als sehr freidenkend, laufen aber trotzdem eifrig in die Kirchen und zu den Prozessionen. Ihre Charakterlosigkeit setzt uns immer wieder in Erstaunen. Gegen den Fremdling benehmen sie sich gastfrei und zutraulich, gegen die Armen wohlthätig. Geselligkeit lieben sie ungemein, und obwohl sonst mäßig und nüchtern, zechen sie bei Vergnügungen in Gemeinschaft doch tüchtig. Die durch dunkle Augen, schwarzes Haar, zierlichen Wuchs, schöne kleine Hände und Füße ausgezeichneten Creolinnen kleiden sich europäisch, haben aber die kleidsame Manta, ein Tuch, das den Kopf (mit Ausnahme des Gesichtes), Brust und Rücken bedeckt und bis zu den Hüften reicht, als besonders hübsch beibehalten. Sie sind sehr entschieden und energisch und besitzen die Herrschaft im Hause; als Mütter zärtlich und besorgt, genügen sie als Hausfrauen auch den bescheidensten Ansprüchen nicht. Zahllose Diener, unter denen Zucht und Ordnung fehlt, besorgen den Haushalt. Die Damen stehen spät auf, machen Toilette, statten Besuche ab, verbringen den Nachmittag, in der Hängematte liegend und Cigarren rauchend, mit Nichtsthun; dann folgt wieder eine Ausfahrt zu Besuchen oder ein Spaziergang, man geht ins Theater oder verbringt die Abendzeit in Gesellschaft. Alle Creolinnen lieben die Musik leidenschaftlich; die meisten von ihnen spielen Guitarre oder Klavier.

Die Neger sind in Peru als Sklaven immer sehr mild behandelt worden. Auch ihnen hat sich die plötzliche Befreiung wie anderwärts unheilvoll erwiesen; als liederliche Faulenzer und Trunkenbolde leben sie in Armut, und ihre Zahl ist durch ansteckende Krankheiten und durch ihren lasterhaften Lebenswandel bereits auf die Hälfte vermindert.

Unter den Mischlingen sind die Mestizen am achtungswertesten, sanfte, mitfühlende, treue Menschen, die hauptsächlich in Handwerk und Handel thätig sind und besonders gern mit Weißen verkehren. Die Mulatten dagegen sind lächerlich eitle, sinnliche, faule Tröpfe, die sich aber vor den andern Farbigen durch gute Begabung auszeichnen. Scheußliche Gesellen sind die Zambos, die Abkömmlinge von Negern und Indianern; ihnen gehören vier Fünftel aller Verbrecher in den Gefängnissen an, und die meisten und schrecklichsten Räuber sind ebenfalls zu ihnen zu zählen.

An den Indianern Perus ist entsetzlich gesündigt worden. Einst waren die Hochflächen des Landes wohl von vielen Millionen Eingeborener bewohnt; durch unerhörte Mißhandlungen seitens der Spanier ist die Zahl der christlichen Indianer jetzt auf $1^1/_2$ Millionen gesunken. Sie mußten früher in Bergwerken, auf Pflanzungen und in Fabriken gegen lächerlich geringen Lohn Zwangsarbeit verrichten, gerieten in ihrer Notlage in Schulden bei den weißen Tyrannen und sanken, da die Kinder für die Schulden der Eltern aufzukommen hatten, in förmliche Sklaverei. Alles, was sie als Lebensbedarf nötig hatten, mußten sie ihren Herren abkaufen; wie sie dabei übervorteilt und betrogen wurden, kann man sich denken. Noch heute besteht diese schändliche Einrichtung in manchen Teilen Perus und Bolivias gegenüber den Eingeborenen, die durch die jahrhundertelange Unterdrückung entschieden schlechter geworden sind; namentlich sind Unredlichkeit und Trunksucht unter ihnen eingerissen. Heute noch sind die mittelgroßen, aber stämmigen Leute trotzdem ausgezeichnete Krieger, die im Kampfe ausdauern und sich bei guter Führung durch todesmutige Tapferkeit auszeichnen. Am glücklichsten fühlen sie sich als Hirten im Gebirge und auf den Gütern in den Thälern als Ackerbauer. Hier wohnen sie in kleinen, von Schlinggewächsen umrankten Lehmhäuschen, und hier singen Frauen und Mädchen heute noch bei den Erntearbeiten die lieblichen Lieder aus der großen Incazeit. Wunderbare Wirkung übt auf sie die Taina, eine Klarinette aus Schilfrohr mit eigentümlich düsterem Tone, aus; der wüsteste Lärm und Streit verstummt bei den ergreifenden Klängen sofort. Die Familien führen ein unerfreuliches, düsteres Dasein; die Gatten reden wenig mit einander, die Kinder empfinden Scheu vor den Eltern. Dennoch werden die Frauen nicht, wie bei anderen unkultivierten Völkern, in roher Art als eine Art Sklavinnen behandelt. In mancherlei feineren Hantierungen zeigt der Indianer Geschick; die Mädchen spinnen und fertigen hübsche Gewebe, die Männer stellen irdene Gefäße, Holzbecher und Kürbisflaschen mit zierlichen Schnitzereien her. Lieblingsgetränk ist das in ganz Peru verbreitete Maisbier. Leidenschaftlich gern kaut der Eingeborene die Blätter der Cocapflanze; dieselben schmecken ähnlich wie grüner Thee, wirken narkotisch und befähigen

den Indianer zur Ertragung der größten Beschwerden auf weiten Wanderungen. — Die wilden, noch völlig uncivilisierten Ureinwohner hausen in den ungeheueren Urwäldern am Amazonas, Huallaga und Ucayali. Sie zerfallen in viele Stämme, die fast sämtlich eigene Sprachen reden und sich in ihren Lebensgewohnheiten wie in der Bemalung von den Nachbarn unterscheiden.

Bolivia, früher Oberperu genannt, besteht im Westen aus der hochgelegenen, kalten Puna; der mittlere Teil gehört der gemäßigten Zone an und erzeugt ihre Getreide- und Fruchtarten; der Osten ist Marannon- und Gran-Chacogebiet, hat tropischen Charakter und eine oft überaus üppige Vegetation. Nach der argentinischen Grenze hin finden sich z. B. Landgüter in herrlichster Lage und mit dem fruchtbarsten Boden. Dort wird die Kultur der Rebe besonders eifrig betrieben, das edle Gewächs entwickelt sich erstaunlich kräftig, klettert hoch an den Bäumen empor und liefert ein vorzügliches Getränk. Daneben werden Reinetten, Oliven, Mais, Kartoffeln und europäische Gemüse gebaut. Zahlreiche Kaktusarten mit zum Teil eßbarem Fleische geben der Landschaft ein eigentümliches Gepräge. Leider werden hier manche Striche sehr durch streifende Jaguare und Pumas beunruhigt; diese frechen Räuber decimieren die Herden und schleppen die überwachenden Indianer fort, oft in kurzer Zeit 5 und mehr solcher Unglücklichen. Die Marannongebiete sind denen Perus und Brasiliens ähnlich.

Die Anzahl der Creolen ist in Bolivia sehr gering; noch seltener sind Neger; die Hauptmasse der Bevölkerung setzt sich aus Indianern und Mestizen zusammen. Unter den etwa $1^1/_2$ Millionen Einwohnern mögen sich etwa 250 000 wilde Indianer befinden. Infolge der Abgeschlossenheit des Landes ist die Kultur noch sehr gering, was z. B. schon daraus hervorgeht, daß die indianische Sprache im Umgang die spanische immer mehr verdrängt. Im allgemeinen ist den Bolivianern freundliches Wesen eigentümlich, aber Spielwut und Trunksucht entstellen ihren Charakter. Vieles ist hohler Schein im bolivianischen Leben, so rauschen die Damen auf den Straßen und in Gesellschaften in französischen Toiletten einher, daheim aber decken sie ihr tiefes Negligée nur notdürftig mit einem großen Shawl. Die Staatszustände müssen als überaus traurig bezeichnet werden. Rohe Gewalt herrscht. Schmarotzer umdrängen den Präsidenten, um sich Vorteile zu verschaffen; leider sind diese schlechten Subjekte fast ohne Ausnahme spanischer Abkunft. Die armen Indianer gehören entweder den großen Grundbesitzern oder dem Staate als eine Art Leibeigene an; niemand giebt sich die geringste Mühe, ihre Bildung und Lebenslage zu heben. An Grund und Boden haben sie keinen Anteil; als Pächter müssen sie den reichen Grundherrn mit Geld, mit dem Ertrage ihrer Ernte, häufiger noch mit Tagarbeiten zinsen.

Den größten Reichtum Bolivias machen seine Erzgruben, namentlich Silber-, Zinn- und Kupfergruben aus; doch sind die Bergwerke in ihrem Ertrag sehr zurückgegangen.

XIII.

In Paraguay, Uruguay und Argentinien.

Den Hauptraum dieser 3 Republiken nehmen ungeheure Grasflächen, die Pampas, ein. Das stromumschlossene **Paraguay** hat man mit Recht das Mesopotamien Amerikas genannt. In seinem Norden und Osten ziehen allerdings Gebirgsketten hin, die in kleinen Höhenzügen verlaufen; daran schließen sich Hügellandschaften und ebne Hochflächen. Wohin wir hier kommen, finden wir überaus fruchtbaren Boden. Im Flachlande dehnen sich an den Ufern des zahlreiche Nebenflüsse aufnehmenden Stromes sumpfige Niederungen aus, die einen Teil des Jahres überschwemmt werden und sich vorzüglich zum Reisbau eignen. Der Boden Paraguays trägt, begünstigt von dem milden Klima, reiche Frucht; alle Kulturgewächse der heißen und gemäßigten Zone gedeihen vorzüglich in dem schönen Lande, das zu den reichsten auf der ganzen Erde gehören könnte, wenn seine Bevölkerung nicht zu träge und gleichgültig wäre. Der Indigo wächst wild, in den Wäldern sammelt man den von allen Südamerikanern so geschätzten Paraguaythee, Maté genannt. Baumwolle, Tabak, Zucker, Getreide, Arzneipflanzen, Cochenille, wertvolle Holzarten könnten in Unmasse ausgeführt werden; aber es fehlt an fleißigen Händen zur Hebung der natürlichen Schätze. Man muß das um so mehr bedauern, als auch das Klima, abgesehen von den Niederungen, durchaus gesund ist. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts bestand in Paraguay eine von Jesuitenmissionaren gegründete und geleitete Republik; viele blühende Stationen entstanden unter der Verwaltung von seiten der klugen Männer; die Indianer, 280 000 an der Zahl, wurden durch ihre Führung geschickte Handwerker und Künstler, treue Unterthanen, tüchtige Soldaten, die den zuweilen einfallenden brasilianischen Sklavenfängern energisch wehrten; überdies waren sie gute Christen, unter denen sich fast gar keine Verbrechen ereigneten. Alle Bürger arbeiteten in eine gemeinsame Kasse und wurden aus ihr erhalten. Der Sonntag war dem Gottesdienst und dem Vergnügen gewidmet. Kein Spanier durfte das Land ohne Erlaubnis der Jesuiten betreten. Im Jahre 1768 wurde der Orden vertrieben, und rasch sanken die Indianer in ihre frühere Rohheit zurück.

Paraguay ist ein herrliches, gesegnetes Land; das wird uns schon deutlich, wenn wir auf dem Flusse, von dem es den Namen erhielt, aufwärts fahren. Parkähnlich ist die Landschaft an den Ufern; herrlicher Laubwald, worin auch Palmen und Bambus vorkommen und der von zahllosen, blattreichen Schlingpflanzen fast überwuchert wird, wirft seinen Schatten weithin über die Flut. Häufig finden sich auch Seen, Grasflächen und Rohrdickichte an den Gestaden, und einzelnstehende Fächerpalmen heben sich stolz über die niedrigen Gewächse. Die Zahl der Ortschaften ist gering, aber sie liegen sämtlich in duftende Orangenhaine eingebettet. An Wild

findet sich Überfluß; wenige Männer erlegen innerhalb 5 Stunden 1 Tapir, 1 Jaguar, 1 Riesenschlange, 3 der großen Lobos genannten Fischottern, 9 Wasserschweine, 3 schwarze Affen und 39 große Krokodile. Nach 7tägiger Fahrt landen wir in der Hauptstadt Asuncion, die schachbrettartig angelegt und auf weichem, rotem Sandstein erbaut ist. Starker Regen verwandelt die Straßen in Gießbäche; auch der durch Verwitterung immer wieder entstehende Staub hemmt den Verkehr oft. Neben den einfachen Bürgerhäusern aus Ziegeln finden sich zahlreiche Paläste. Die mancherlei Bequemlichkeiten unserer Großstädte fehlen Asuncion noch. Durch die offenen Thüren der besseren Häuser sehen wir in freundliche Höfe; die Zimmer sind fein ausmöbliert, ihr Fußboden aus Ziegeln ist mit Teppichen bedeckt. Wir treten mit einer Empfehlung in ein solches Haus; nach Landessitte geben wir allen Familiengliedern die Hand und sagen jedem eine Artigkeit dabei; in gleicher Art werden wir behandelt. Dann bewirtet man uns mit deutschem Bier, die miteingetretenen Landeskinder erhalten den üblichen Maté. Auch hier wundern wir uns über das Äußere der Damen, das uns schon auf der Straße so sehr auffiel. Sie bevorzugen das Schwarz entschieden; schwarz ist die Kleidung, schwarz der Kamm, schwarz sind auch Haar und Augen. Die Hautfarbe wechselt sehr, vom hellsten Weiß des Südeuropäers stuft sich die Färbung ab bis zum lichten Braun des ungebrannten Kaffees. Mit Erstaunen vernehmen wir im Gespräche, daß die Bevölkerung des Landes infolge des blutigen Krieges mit Brasilien von mehr als $1^1/_3$ Millionen auf $^1/_3$ Million gesunken ist und daß $^2/_3$ dieses Restes dem weiblichen Geschlecht angehören. Die Frauen und Mädchen des Hauses reden sehr unbefangen über Dinge, die bei uns nicht einmal andeutungsweise erwähnt werden dürfen; sie drehen sich ihre Cigarre aus schwerstem Tabak selbst, lassen sie wohl auch von Dienstboten anrauchen und legen sie dann so lange fort, bis sie nach ihrer Meinung stark genug geworden ist. In vertraulichem Umgang reden sie die Sprache der Eingeborenen, das Guarani, denn das Spanische ist die amtliche, offizielle, Guarani aber die Nationalsprache. Getrennt von den Männern nehmen die Frauen ihre Mahlzeiten ein, und einen großen Teil des Tages schaukeln sie sich träge in ihren Hängematten. Wenn wir auf die Straße zurückkehren, haben wir Gelegenheit, die Mädchen der mittleren Klassen zu beobachten; sie werden allgemein „Mädchen vom goldenen Kamme“ genannt und haben in dem Frauenlande beinahe den gesamten Kleinhandel in Händen, treiben auch die Gewerbe, ja, auch kleine Rentnerinnen finden sich unter ihnen. Sie tragen untadelhaft weiße Wäsche, weiße, spitzenbesetzte Röcke und schwarze Seidenmantillen. Im schwarzen Haare steckt der Gold- oder Schildpattkamm, Fingerringe und ein paar Korallenketten dienen als Schmuck. Schuhe und Strümpfe sind niemals bei diesen Mädchen in Gebrauch, dafür darf aber der elegante Fächer, die Rose oder Nelke hinter dem Ohre nicht fehlen. Die unbemittelten Frauen tragen einfache Kleidung aus weißem Zeuge; eine Schnur dient als Gürtel. So gehen die armen Weiber im Gänsemarsch zum Wasserholen oder auf den Markt. Alle

Frauen, selbst die Kinder rauchen, dem schreienden Säugling sogar steckt die Mutter eine angekaute Cigarre in den Mund. Die Männer faulenzen hier, die Frauen verrichten alle Arbeit. Ohne fatale Neigung zum Widerspruch, ungemein sauber in allen Dingen, fleißig und verständig, zeigen die Paraguayanerinnen obendrein große Anhänglichkeit an ihre Gatten, die sich die Zeit mit Matétrinken, Cigarrenrauchen, Essen und Schlafen vertreiben; dabei sind diese Faulpelze nicht ohne natürliche Anlagen, aber sie kennen keine höheren Bestrebungen. Träge, friedliebend, unterwürfig — so leben sie mit ihrer Familie ein patriarchalisches Stillleben. Mit Erstaunen gewahren wir außerhalb der Stadt bei ländlichen Arbeiten, daß die jungen Burschen Allotria treibend umherlungern, während sich die Frauen im Schweiße ihres Angesichtes plagen; letzteren liegt die Bearbeitung der Felder, die Pflege der Gärten, die Versendung des Paraguaythees und der geernteten Früchte ob. Auch Hausindustrie aller Art treiben sie, fertigen z. B. hübsche Spitzen; Handel, Industrie, Gewerbe ruht in diesem sonderbaren Lande völlig in Frauenhand.

Die geistige Bildung steht tief; nur in der Hauptstadt befindet sich eine höhere Schule. Die wenigen vorhandenen Ärzte sind unwissend und ungeschickt. Postanstalten fehlen im inneren Lande gänzlich. Infolge der Unentgeltlichkeit des Elementarunterrichtes kann aber wenigstens fast jedermann lesen und schreiben.

Wenn wir ins Land hinausreiten, finden wir überall Viehherden, und auch an fruchtbaren Feldern fehlt es nicht. Die Bewohner klagen allerorten über die spitzbübischen Papageien, Reisvögel und Ameisen. Die Kaffeepflanzungen sind noch wenig umfänglich, aber man erntet eine vorzügliche Frucht daraus. Aus den Schalen der wildwachsenden Orangen werden ätherische Öle gepreßt, aus den nußgroßen Beeren der traubenförmigen Kokerenfrüchte wird Öl gewonnen. Tausende von auffallend großen Schmetterlingen umgaukeln uns ab und zu auf unserm Wege. An den Plagen, die den heißen Ländern Südamerikas eigentümlich sind, fehlt es auch in Paraguay nicht.

Das schöne Land bietet dem Menschen von Natur alles, was er überhaupt wünschen kann, und die Auswanderung dorthin ist dem, der die Heimat verlassen will, ebenso sehr anzuraten wie die nach Brasilien. Die bereits dort ansässigen deutschen Familien sind in jeder Hinsicht mit den erzielten Erfolgen zufrieden, obwohl sie von der Regierung in keiner Weise unterstützt wurden.

Uruguay ist ein echtes Steppenland, seiner ganzen Ausdehnung nach sanft gewellt und von mehreren Höhenzügen durchzogen. Aber Gebirge, scharf hervortretende Berge dürfen wir hier ebensowenig suchen wie Waldungen. Doch wohin wir kommen, finden wir den Boden mit einem üppigen, saftigen, frischgrünen Grasteppich, mit vorzüglichen Futterkräutern bedeckt. Untersuchen wir die Oberfläche des Erdbodens, so bemerken wir, daß sie aus einer tiefen braunen Humusschicht besteht, die den Fleiß des Ackerbauers reich belohnen würde. Da und dort sind bereits Felder mit

Mais, Weizen, Gerste, Hafer, Erbsen, Bohnen, Bataten, Luzernklee, Tabak, Krapp, Flachs und Erdnüssen in den endlosen Grasfluren zu erblicken, auch ein Gärtchen mit Gemüsen, Pfirsichbäumen u. s. f. erfreut unser Auge wohl einmal. Sie beweisen uns, daß der Boden überall vortrefflich für den Anbau geeignet ist. Noch finden sich Felder und Gärten in größerer Anzahl aber nur in der Nähe der Hauptstadt Montevideo. Fragen wir einen der gebildeteren Bewohner nach der Ursache dieser in einem so fruchtbaren Lande ungemein auffallenden Erscheinung, so wird er ausweichend antworten: „Unser Klima ist nicht zuverlässig, und die furchtbaren Stürme würden alles vernichten, was mit großer Mühe gepflanzt und gepflegt worden ist.“ Der deutsche Landsmann aber, der alle Verhältnisse Uruguays genau kennt, erklärt die Sache anders. „Die Leute schämen sich vor dem Fremden ihrer grenzenlosen Faulheit, drum reden sie so,“ sagt er. „Sie wollen ihre Trägheit mit solchen Redensarten beschönigen. Die Viehzucht verursacht eben viel weniger Mühe als der Acker- und Gartenbau, trägt auch unter jetzigen Umständen mehr ein — deswegen wirft man sich fast ausschließlich darauf. Die Schafzucht wird schon mehr nach europäischer Art mit einer gewissen Sorgfalt getrieben; die Pferde- und Rinderhirten aber ziehen mit ihren Pflegebefohlenen heute noch planlos umher wie vor hundert Jahren.“

Auf der Reise durch die Steppe kommen wir an das Haus eines Mannes, dem eine Pferdeherde gehört. Eben hält die riesige 8sitzige Postkutsche vor der Thüre; zwei Sitze befinden sich noch hinter dem Mayoral oder Postillon, einem braunen, in zerrissenen Mantel gehüllten Burschen. 7 Pferde ziehen das Monstrum von Wagen; auf dem vordersten sitzt ein verlottert aussehender Bursche, ein anderer reitet nebenher. Ein Deutscher springt von dem Sitze hinter dem Postillon und kann uns nicht genug von den Beschwerlichkeiten einer solchen Fahrt erzählen. „Ich bin Kaufmann und komme aus Brasilien,“ berichtet er. „Durch den Mayoral ließ ich mich bereden, mich dem Postwagen anzuvertrauen. Es ist eine Marter, solche Fahrt mit der uruguayanischen Post. In sausendem Galopp geht's über die Steppe auf der „Landstraße“ dahin. Was man hierzulande so nennt, sehen sie da deutlich verlaufen: ein etwa 5 m breiter Streifen, auf dem Fuhrwerke und Hufe den Graswuchs nicht aufkommen lassen. Alle Augenblicke einmal wird man zusammengeschüttelt und zusammengestoßen, daß einem Hören und Sehen vergeht, weil über Wassergräben von der Tiefe eines halben Meters im Fluge hinweggesetzt wird. Eben meint man, es werde eine Strecke weit ruhiger gefahren — da saust die Karrete in ein größeres, von Buschwerk umfaßtes Flußbett hinab. Wenn der Vorreiter nicht ein so behender, verschlagener Bursche wäre, würde das Fuhrwerk oft genug umfliegen. Aber der Kerl sitzt wie festgewachsen im Sattel und weiß immer die beste Stelle bei Überschreitung von Wasserrinnen, vor Morästen und an abschüssigen Hängen flink ausfindig zu machen. In fünf Tagen wollen mich die braunen Gesellen von der Nordgrenze bis nach Montevideo bringen. Sie verstehen ihr Geschäft

ausgezeichnet, sind aber arge Prahlhänse; die Lügen fließen ihnen vom Munde wie Wasser."

Wir betrachten uns die Burschen. Sie haben das lange, schlichte und derbe Haar der indianischen Rasse und braune Hautfarbe; auf den Köpfen sitzen riesige Schlapphüte, ein grellrotes Tuch ist um den Hals geschlungen, die Beine stecken in weiten, unten zugebundenen Pumphosen. Sie haben den müden, ausgehungerten Gäulen die schlechten Geschirre abgenommen, lassen die Tiere aber für sich selbst sorgen. Reiter treiben ganz uneingefahrene und unzugerittene Ersatzpferde herzu; im Corral, dem von einem Pfahlzaun umhegten Hof, werden sie, nicht ohne Schwierigkeiten, gesattelt und angeschirrt, und bald darauf rast die tolle Jagd mit unserm Landsmann wieder hinweg.

Wir reiten weiter. Dörfer fehlen in der Steppe, dafür trifft man größere Ortschaften. Meierhöfe von schloßartigem Ansehen mit Zinnen und Türmen liegen in den Weideplätzen zerstreut; Baumwuchs in der Umgebung fehlt ganz. Die Behausungen der dazu gehörigen ärmeren Leute sind aus gestampftem Rasen errichtet und mit Schilf gedeckt; oft liegt ein Feld daneben. Große Herden von Rindvieh, Schafen und Pferden weiden überall. Nur die Schafe erfahren ihrer vollkommenen Wehrlosigkeit halber einigen Schutz durch Hunde und durch Hirten zu Pferde; Rinder und Pferde läßt man für sich selber sorgen. Die Viehherden machen den Hauptreichtum des Landes aus; bei unserem Ritte durch die Steppe finden wir überall Schädel und Knochen von Rindern und Pferden — ein Beweis für den Viehreichtum Uruguays, das 8—9 Millionen Rinder und 20 Millionen Schafe enthalten soll. Wie allmonatlich einmal, so treiben die Hirten der Meierei, in der wir für eine Nacht Unterkunft gefunden haben, die Rinder ihres Herrn von allen Seiten her zusammen; sie zählen die Tiere, sondern das Schlachtvieh aus und brennen dem Jungvieh das Zeichen ihres Gebieters auf. Es ist ein wildes, bewegtes Bild, das sich da vor unseren Augen aufrollt. Auf dem Weiterritt begegnen wir langen Zügen von Wagen, die den Güterverkehr im Lande vermitteln und teils mit Einfuhrgegenständen, teils mit Häuten beladen sind. Räubermäßig aussehende Männer lenken die aus je acht Ochsen bestehenden Gespanne mit einer wohl 9 m langen lanzenähnlichen Stange. Selten treffen wir einen berittenen Hirten, einen der als Viehzüchter geschätzten rotbemützten Basken, einen wandernden italienischen Krämer oder einen spanischen Herdenbesitzer mit weiten Hosen und Kniestiefeln. Nachtrast halten wir in den sehr urwüchsigen Behausungen, deren Boden die unveränderte Erde ist; die Verpflegung darin ist aber zuweilen recht gut, und mit Maté wird man förmlich ertränkt. Die Steppe wimmelt von Jagdtieren der verschiedensten Art; da finden sich außer den Zwerghirschen Gürteltiere, Strauße, große Störche, wilde Enten, Tauben, Rebhühner, Schnepfen in Unzahl und große Scharen kleiner grüner Papageien.

Die Bewohner Uruguays, etwa 712 000 Seelen, sind mindestens zur Hälfte eingewanderte Brasilianer, Italiener, Spanier, Basken, Franzosen,

Engländer, Schweizer und Deutsche. Die Einheimischen heißen Hijos del Pais, d. h. Landeskinder, und sind Nachkommen der ersten spanischen Kolonisten. Besonders auffallend ist die große Zahl der Italiener. In Montevideo, einer schönen Stadt, finden wir im Gasthaus eines Italieners Unterkunft; der Mann, der unser Gepäck dorthin beförderte, gehört demselben Volke an; der Bootsmann, der uns auf der Strommündung spazieren fährt, ist ebenfalls italienischer Herkunft. Die Hauptstadt besitzt gute Straßen, an denen viele reiche und schöne Häuser stehen; sie erfreut unser Auge durch reizende Gärten; stattliche Theater und stolze Klubhäuser erregen unsere Bewunderung, ein Netz von Pferde- und Eisenbahnen vermittelt den Verkehr. Die Anlage der Häuser erinnert an das ferne Andalusien; namentlich muten uns die reizenden Höfe an ihnen freundlich an. Hübscher noch sind die prächtigen, Quinten genannten Landhäuser in der Umgebung der schönen Stadt. Sitten und Lebensgewohnheiten haben französisch-italienischen Anstrich; auch die Speisen und Vergnügungen erinnern lebhaft an Frankreich und Italien. In der heißen Mittagszeit hält man drei bis vier Stunden Siesta; am Abend aber beginnt ein ungemein reges Leben in den Straßen. Italienische Volkssänger lassen ihre Lieder hören; geschminkte, mit Goldstaub gepuderte eingeborene Mädchen besuchen die Modemagazine, statten sich gegenseitig Besuche ab oder wandeln, um den Segen zu empfangen, nach der Kathedrale.

Anders lebt die Landbevölkerung. Ihre Nahrung besteht fast ausschließlich aus Fleisch, namentlich gedörrtem; Brot und Gemüse gelten für Luxusartikel. Überall wird der unvermeidliche Maté getrunken. Sobald wir in den elenden Rancho (Hütte) mit den durchlöcherten Lehmwänden und dem schlechten Strohdach eintreten, stehen alle Bewohner auf und begrüßen uns mit Artigkeiten über Artigkeiten; ein junges Mädchen bereitet sofort Maté und bringt ihn schüchtern und mit verschämtem Lächeln. Wir wissen bereits, daß wir den Allerweltstrank nicht zurückweisen dürfen. Dann werden wir mit den einfachen Speisen bewirtet, mit denen sich die Familie selbst ernährt. Am folgenden Tage halten die Gauchos (sprich: Ga-u-tschos!) eines ihrer Hauptfeste ab, ein Pferderennen. Durch Pfähle ist eine Bahn abgegrenzt, Reiter sammeln sich, von allen Seiten herzujagend, darum her. Zwei weißgekleidete Hirten wollen auf ungesattelten, bisher noch nicht gerittenen Steppenrennern um den Preis ringen. Alles schreit unter leidenschaftlichen Gebärden, lebhaft wird herüber und hinüber gewettet, und zuweilen setzen die erregten Männer ihre letzten Heller dabei aufs Spiel. Nun brausen die beiden Hauptpersonen in donnerndem Fluge dahin; die Menge der berittenen Zuschauer stiebt ihnen nach und bemüht sich, sie einzuholen. Der Sieger im Rennen wird mit überaus lebhaftem Beifallsgeschrei begrüßt; die begeisterte Menge schmückt sein Roß an Mähne und Schweif mit seidenen Bändern und geleitet ihn im Triumph wie einen siegreichen Feldherrn nach Hause.

Bevor wir Uruguay verlassen, besuchen wir noch Fray-Bentos mit seinen großartigen Schlächtereien, worin in einem einzigen Jahre

1 681 000 Stück Rindvieh getötet wurden, in einem Tage 1000—1500. Verlockend ist solcher Besuch freilich nicht, lehrreich aber sicher. Der zum Schlachten bestimmte Ochse wird durch vorgespannte Pferde am Lasso zum Schlächter hingezerrt, der ihn durch einen einzigen Messerstoß ins Genick abfängt. Eine Art Rollwagen führt das Tier hinweg; binnen wenigen Minuten ist es von den halbbekleideten, mit Messern und Beilen bewaffneten Arbeitern abgehäutet, ausgeweidet, zerschnitten und zerhauen. Die Teile werden alsdann in bestimmter Ordnung an den dazu vorhandenen Gerüsten aufgehängt. Die besten Stücke werden zur Bereitung des weltbekannten Liebigschen Fleischextraktes verwendet, den Rest zerschneiden die blutbefleckten Leute in 6 cm dicke schmale Streifen, tauchen sie in Salzlake und hängen sie dann zum Dörren in die Sonne. Ein widerwärtiges Gefühl überkommt uns nach kurzer Zeit bereits in den Saladeros, wie die Schlächtereien heißen. Die zitternden, mit stieren Blicken den Tod erwartenden Opfer, die finsteren Männer, das Ausgleiten auf dem blutigen Kot, der eigentümliche scharfe Geruch des Blutes, die zahlreichen, blutigen, in fieberhafter Thätigkeit begriffenen Arme — alles das macht uns übel, und gern wenden wir den Schlachträumen nach kurzer Zeit bereits den Rücken.

Argentinien, das 6—8 mal so groß ist wie das deutsche Reich, aber nur ungefähr so viel Einwohner zählt wie das Königreich Württemberg, nämlich etwa $3^1/_5$ Millionen, ist seinem größten Teile nach eine unabsehbare Ebene, die sich von den Gestaden des Atlantischen Oceans bis zu dem erhabenen Gebirge der Anden ausdehnt, sich nach Westen hin allmählich erhebt und am Fuße des Gebirges in ein Hochland von 900 m Höhe übergeht. Diese Hochfläche ist mit mehreren ansehnlichen Gebirgsketten besetzt, wird im Süden immer schmäler und geht nach Norden hin in das Hochland von Bolivia über.

Die Hauptstadt des Staates heißt Buenos-Ayres („gute Lüfte") und liegt 44 Meilen vom offenen Atlantischen Ocean, am rechten Ufer des hier 8 Meilen breiten La Platastromes auf dem etwa 12 m hohen, steil ansteigenden Gestade. Der Landungsplatz ist leider so seicht, daß nicht einmal Boote ans Ufer gelangen können; auf Wagen fährt man an den Strand und in die Stadt hinein, die dem herrlich gelegenen Rio de Janeiro den Rang streitig macht, obwohl in ihr noch gar vieles im Werden und Entstehen begriffen ist. Buenos-Ayres wächst rasch und wird sicher einst einer der wichtigsten Plätze in ganz Amerika werden, obwohl sein Hafen schlecht ist. Schon jetzt erinnern seine meist einstöckigen Häuser mit den flachen Dächern, die mit Marmorplatten belegten, mit Brunnen und Blumen geschmückten Höfe an eine südeuropäische Großstadt. Die Straßen schneiden sich rechtwinklig und bilden dadurch Quadrate (Cuadras). Fast überall rollt die Pferdebahn, die wegen des schlechten Pflasters und der 1—2 m hohen Lage der guten Fußsteige über der Fahrbahn fleißig benutzt wird. An der Stromseite liegen die stattlichsten Gebäude: die Kathedrale, die Post, die Bahnhöfe, die Regierungsgebäude, sowie die

schönsten Plätze der Stadt. Die Bewohnerzahl beträgt etwa 480 000; zur Hälfte besteht sie aus eingewanderten Europäern, unter denen die Italiener auch hier das Übergewicht besitzen. Den Landeskindern merkt man kaum noch an, daß sie Mischlinge von Weißen und Indianern sind. Eine Nationaltracht ist nicht vorhanden, allgemein herrscht die Pariser Mode. Ein buntes Gemisch der Sprachen schlägt in den Straßen an unser Ohr, wer aber Spanisch oder Französisch kann, der vermag sich ohne Schwierigkeiten durchzuhelfen. Neger sind sehr selten, Mulattinnen werden als Kindermädchen geschätzt. Die Läden können sich dreist mit den größten europäischen messen, und wer Geld hat, der kann sich auch geistige Genüsse der verschiedensten Art verschaffen. Der Ausfuhrhandel mit Wolle, Häuten und anderen Produkten, sowie ein sehr ansehnlicher Teil des Einfuhrhandels liegt gegenwärtig bereits überwiegend in den Händen von deutschen Kaufleuten.

Den größten Teil des Bundesstaates nehmen die ungeheuern Flächen der Pampa ein, fast baumlose Ebnen, die nicht selten auf weite Strecken mit unfruchtbarem Salzboden bedeckt sind. In den fruchtbaren Bezirken dagegen besteht der Boden aus kostbarer schwarzer Gartenerde ohne Stein, Sand oder Kies; schon jetzt läßt sich im Hinblick darauf mit voller Bestimmtheit behaupten, daß Argentinien in vielleicht nicht mehr allzuferner Zeit einer der wichtigsten Ackerbaustaaten auf der ganzen Erde sein wird. Bereits liegt an den Bahnlinien viel Grund unter dem Pflug, und der hier geerntete Weizen wird als ganz besonders vortrefflich geschätzt. Vergessen darf allerdings nicht werden, daß die Ertragsfähigkeit auf einem verhältnismäßig kleinen Raume an den einzelnen Stellen sehr verschieden ist und daß anhaltende Dürre, Pamperostürme, Überschwemmungen und Heuschrecken den Bodenanbau in empfindlichster Weise schädigen.

Früher war das Reisen in den weiten Pampas unendlich beschwerlich; jetzt ist darin bedeutender Wandel geschaffen worden, indem man sechs strahlenförmig von der Hauptstadt ausgehende Eisenbahnen baute, mittelst deren man recht ansehnliche Strecken in den ungeheuern Räumen zurücklegen kann. Bei einer Fahrt nach Westen kann man die wechselnde Fruchtbarkeit sehr deutlich an der Entwickelung der Pflanzenwelt beobachten. Im allgemeinen ist die Pampa im Osten ein riesiges, ununterbrochenes, steinloses Grasmeer, worin kein einziger Gegenstand von hervorragender Eigentümlichkeit zu finden ist. Der weite Horizont verschwimmt in violetter Bläue, nach allen Richtungen hin vermag man gleich weit zu schauen wie auf dem Meere, und die Färbung des Gesichtskreises sogar erinnert an den Ocean. An Pflanzenarten ist die Steppe arm, namentlich fehlen Bäume und Sträucher. Und doch ist auch darin eine erfreuliche Veränderung vorgegangen, denn schon giebt es weite Strecken, in denen wir durch den Anblick von Akazienhecken, durch Pappelalleen und Gruppen von Trauerweiden erfreut werden — ein Beweis, daß die Menschenhand sich mehr in der Steppe bemerkbar zu machen beginnt. Pfirsichbaum, Aloe und Cactus waren in früheren Zeiten fast die einzigen größeren

Gewächse; Häuser und Gärten vor der Hauptstadt z. B. werden mit undurchdringlichen Hecken aus Aloe und Cactus eingefriedigt. Die Pfirsichbäume werden vielfach vorwiegend des Holzes wegen gezogen, namentlich als Brennstoff verbraucht; nur der Holzarmut halber verwendet man in einzelnen Landstrichen neben den holzartigen Stengeln mancher Pflanzen Dünger als Heizmaterial. Ebenso müssen die bei Errichtung der elenden Ranchos nötigen Stämmchen, die als Eckpfosten u. dergl. zu dienen haben, oft meilenweit am Lasso herbeigeschleppt werden.

Einen Teil des Jahres hindurch gewährt die Pampa bei aller Einförmigkeit doch einen recht freundlichen Anblick. Dann ist, so weit das Auge reicht, die ganze Gegend mit lustigem Grün bedeckt, muntere Herden weiden darin, ab und zu sehen wir einen Hirsch oder einen Trupp Strauße, übermütige Vögel treiben ihr Wesen in der Luft und am Boden. Je weiter wir aber nach Westen kommen, desto mehr ändert sich der Charakter der Steppe. Das Land sieht öder, winterlicher aus, ist nicht mehr mit so üppigem Grün bewachsen, sondern oft auf weite Strecken hin sogar von dornigen Kletten bedeckt. Noch weiter westwärts nimmt die Steppe wellenförmige Gestalt an; pflanzenarme, von der Sonne verbrannte, eintönig graue Hänge ermüden unser Auge. In diesen Gegenden wächst eine durch seltsamen und doch zierlichen Wuchs ausgezeichnete Baumart, von den Eingeborenen arboles genannt. Diese Baumzwerge erinnern in ihrer Gestalt an unsere Eichen, sind aber so niedrig, daß der Pampahirsch mit Leichtigkeit darüber hinwegsetzt. Daneben treten fast undurchdringliche Dorngebüsche auf. In der Zeit, in der der Klee zu welken beginnt, schießen urplötzlich 2—4 m hohe Disteln auf; sie bilden festgeschlossene Dickichte und machen das Fortkommen von ihnen eingeschlossener Menschen außerordentlich schwer, ja, nicht selten ganz unmöglich.

Auf der einförmigen, aber keineswegs öden Ebene fahren oder reiten wir Stunde nach Stunde, Tag nach Tag, ohne daß sich viel Abwechselung zeigt. Eine weidende Viehherde, ein aufgescheuchtes Wild, ein langer Ochsenkarrenzug, eine Estancia (Meierei), ein Posthaus, ein kleiner See — das sind die Dinge, die wir ab und zu zu sehen bekommen. Eigentliche Flüsse fehlen den Pampas, sie werden nicht von beständig fließenden reichen Wasseradern durchzogen. Das Gras darauf bildet keinen zusammenhängenden Rasen wie auf unseren Wiesen, es besteht vielmehr aus ziemlich gleichmäßig verteilten Grasbüscheln, zwischen denen der Boden kahl und unbewachsen bleibt. Das eine feinere Gras kommt auf den ganz trocknen Flächen vor, ist kniehoch und gelblich glänzend; das andere wird mannshoch, ist viel derber, hat lebhaft grüne Farbe und prachtvolle über $1^1/_2$ m lange Rispen, die seidenweiß aussehen und jetzt vielfach in künstlichen Sträußen (Makartsträußen) verwendet werden. Diese Rispen stehen auf hohen, geraden Schäften, die noch über die Köpfe der Reiter hinausragen. Solches Gras findet sich aber nur an feuchten Stellen, es verbreitet sich in dichten Büscheln über moorartige Gründe, begleitet die Rinnsaale der Flüsse und Bäche und verleiht den Gegenden, in denen es wächst, ein schönes, frisches,

kräftiges Aussehen. Unter dem trockneren und feineren Pampasgrase, das hauptsächlich zum Dachdecken benutzt wird, stehen gewissermaßen als Schmuckmittel allerhand kleine Pflanzen, teilweise Stauden, die in ihrem Äußeren an verwandte Gewächse Europas erinnern. Völlig öde und kahle Strecken finden wir nur da, wo der Boden so stark mit Salz durchsetzt ist, daß er davon mit einer weißen Kruste überzogen wird. Hier fehlt alles Pflanzenleben; nur einzelne Gewächse verteilen sich über den zuweilen außerordentlich großen, zuweilen vertieften, da und dort zu umfangreichen Lachen erweiterten Raum. Dies sind Reste des Meeres, das einst über diesen Ebenen flutete und seinen Gehalt an Salz als Niederschlag zurückließ. Solche Strecken sind die traurigsten und armseligsten des ganzen Landes; der Ansiedler meidet sie, nur Scharen von Sumpfvögeln treiben ihr Wesen da, und selbst diese Geschöpfe sind nur dann an solchen Plätzen zu finden, wenn süßes Wasser in der Nähe ist. Viel häufiger sehen wir Vögel dieser Art an den Rändern der größeren und kleineren Seen, die durch die ungeheueren Flächen der Pampa verteilt sind und von den Ansiedlern mit Vorliebe aufgesucht werden. Manche darunter erreichen ansehnliche Größe.

In jenen öden Strecken am Fuße des Hochgebirges, wo der Graswuchs nur aus spärlichem Büschelgras besteht und ganz hinter dem verkrüppelten Buschwerk zurücktritt, finden wir den Boden durch anhaltende Hitze in eine steinharte Kruste verwandelt; streckenweise ist er auch mit fußhohem Staub oder Sand von hellgrau-gelblicher Färbung bedeckt, worin kein einziger Stein vorkommt. Die Landschaft erinnert in vielen Beziehungen an die Wüstenstrecken Colorados. Ihre Schrecknisse sind vor allem die von Südwesten kommenden furchtbaren Stürme, die mit dem Namen Pamperos bezeichnet werden. Gewöhnlich ist das Wetter vor Losbruch eines solchen Orkans außerordentlich drückend und schwül, gewaltige blauschwarze Wolkenmassen lagern bewegungslos stundenlang am Horizonte, ein schweres Gewitter ist im Anzuge. Plötzlich sausen leichte Wirbelwinde daher und heben kleine Staubsäulen aufwärts, dann schweigt die Luft, und nun springt der Wind wieder lebhaft auf. Auf einmal wälzt sich eine Unmasse von Sand und Staub, die Luft verfinsternd, heran. Wir müssen die Augen schließen, was um so gleichgültiger ist, als man auch mit offenen Augen nichts sehen würde. Das Gras, das Gesträuch, die Herden — alles ist im wirbelnden Sand verschwunden. Endlich sind wir imstande, die Augen wieder zu öffnen, und nun fallen die ersten schweren Regentropfen; flammende Blitze zucken durchs Gewölk, Donnerschläge von uns bis dahin unbekannter Stärke folgen aufeinander, der Regen strömt in unerhörten Massen nieder, und bald ist jede Vertiefung in eine Lache, einen Teich, einen See verwandelt. Solch ein wütender Pampero wirft Menschen und Tiere um, er fegt die elende Behausung des Hirten vom Erdboden hinweg, reißt aber auch das stolze Haus des Estanciero (Gutsbesitzers) zusammen, daß kein Pfosten stehen bleibt.

So weit die argentinischen Bahnen unter englischen Beamten stehen,

genügen sie allen unseren Ansprüchen; sobald die englische Verwaltung aufhört, merken wir, daß wir in einem halbkultivierten Lande reisen: die Waggons sind erbärmlich, der Zug wankt auf wackligen Schienen langsam dahin, der Staub dringt massenweise durch die erbärmlich schließenden Fenster. Die uns entgegenkommenden Lastzüge führen nur Holz, und während des langen Aufenthaltes an den Stationen ergänzt man den Holzvorrat der Lokomotive zum Heizen aus dem so beförderten Material. Oft kommen wir durch dürre, langweilige, unschöne Strecken; ab und zu gewahren wir eine einstöckige, aus Lehmziegeln erbaute Baracke mit flachem Dach, worauf die stolzen Worte prangen: „Hôtel de Paris“ oder „Restaurant français“. An den Stationen ist selbst für schweres Geld weder Speise noch Trank zu bekommen. Weithin ist weder Baum noch Strauch zu erblicken; endlos dehnt sich die Pampa in großartiger Einförmigkeit um uns aus. An einzelnen Stationen müssen wir tagelang auf Weiterbeförderung warten, weil nicht jeden Tag Züge gehen; dann schröpfen uns die italienischen oder französischen Gasthofsbesitzer gehörig. Die Langweile während solchen Aufenthaltes bringt uns fast um. Endlich führt uns die Bahn weiter, aber einmal versagt die Lokomotive den Dienst völlig, sodaß wieder eine lästige Unterbrechung entsteht. Von der nächsten Station aus benutzen wir zur Weiterreise die mit 12 armseligen Mulas bespannte, uraltertümliche Postkutsche. Die Tiere sind zu je 3 vorgelegt, auf einigen sitzen Reiter, ein nebenhersprengender Gaucho treibt sie an. Ungeheure Staubmassen belästigen uns fortwährend. Die Gespanne werden oft gewechselt, zuweilen fünfmal in einem Tage. Später treten Pferde an die Stelle der Mulas, schlechtgenährte, scheue Tiere mit häßlichen Köpfen, aber kräftigen Knochen. Die erbärmlichen Geschirre sind ihnen aufgelegt, weiter rast die wilde Jagd. So oft die armen Renner ermüden, werden sie grauenhaft gepeitscht; an Beinen und Leib läuft ihnen bald das Blut herunter. Fliegen setzen sich auf die Wunden, immer wieder saust die schreckliche Geißel in der Hand der grausamen, rohen, unsagbar niederträchtigen Gauchos, daß die jammervollen Tiere oft vor Qual und Wut senkrecht aufsteigen und wütend auszuschlagen beginnen. Und auch gegen uns, die Gringos (Fremden), benehmen sie sich nichts weniger als liebenswürdig, denn sie hassen uns als Eindringlinge in ihr Reich. Ihr finsteres, unheimliches Wesen bleibt sich gleich — einerlei ob wir uns freundlich und freigebig, oder zugeknöpft und karg gegen sie benehmen.

Ja, höchst eigentümlich, uns zuweilen mit starrem Staunen oder gar mit Furcht erfüllend, treten uns die Menschen der Pampa entgegen. Die Fremden und die im Lande geborenen Weißen unterscheiden sich, wie wir in der Hauptstadt bereits sahen, in keiner Art von den Europäern. Um so mehr fallen uns die aus der Vermischung von Weißen und Indianern entstandenen Gauchos, die wilden, halbcivilisierten Bewohner der Steppe, auf. Wie Märchengestalten muten sie uns an, wenn sie auf ihren flinken Pferden im Galopp dahinjagen, oder uns, starr wie Bildsäulen, mit blitzenden Augen mustern. Fast ohne Ausnahme haben sie sonnverbrannte,

scharfgeformte, finstere Gesichter. Höchst eigenartig ist ihre grellfarbige Kleidung. Auf dem Kopfe sitzt ein großer runder Hut mit breiten Rändern, um den Hals ist ein grellfarbiges Seidentuch geschlungen. Den Oberkörper deckt der Poncho, ein ziemlich großes Tuch von heller Farbe, in dessen Mitte eine Öffnung zum Durchstecken des Kopfes angebracht ist. Weite Beinkleider und Stiefel, oder statt der letzteren auch Stücke Leder, vollenden den Anzug. Die riesig großen Radsporen fehlen keinem der wilden Bursche. Notwendig zum Gaucho gehört sein Pferd; niemals geht der Mann zu Fuß. Mag eine Verrichtung auch noch so leicht, noch so klein und unbedeutend sein — sie wird zu Pferde vollbracht. Wenn es irgend angeht, schmückt man das Sattel- und Zaumzeug der Tiere mit Gold und Silberstückchen. Als Waffen dienen der Lasso, ein langer, in eine Schlinge auslaufender Lederriemen, die Bolas, drei bleierne Kugeln an ledernen Riemen, ein Messer und in Kriegszeiten die Lanze. Erstaunlich ist es, was der Gaucho damit zu vollbringen vermag; er fängt die halbwilden Stiere und Rosse damit; sie dienen ihm zur Erlegung des Wildes und der Raubtiere, namentlich des Jaguars und Pumas. Alle Steppentiere kennen Lasso und Bolas genau und haben unbegrenzten Respekt vor ihnen. Der Pampahirte haust in einer schlechten Lehmhütte, die mit gelbem Stroh gedeckt ist. Die ganze Familie wohnt und schläft in dem einzigen Raume. Im Sommer verbringt sie die Nacht, der entsetzlichen Plage durch das Ungeziefer wegen, vor der aus einem aufgespannten Ochsenfell bestehenden Thür im Freien. Die Nahrung dieser halbwilden Leute ist überaus einförmig, aber kräftig, sie besteht nämlich nur aus Fleisch; Brot, Gemüse, Früchte u. s. f. essen sie niemals. Nur dem Europäer gegenüber benehmen sich die Gauchos ungefällig und abstoßend; wenn sonst ein Fremder Gastfreundschaft begehrt, gewährt man sie in herzlich-einfacher Art, bewirtet den Ankömmling vor allen Dingen mit dem unvermeidlichen Maté, der Ähnlichkeit mit dem chinesischen Thee hat, aber bedeutend bitterer schmeckt. Ob der Gast nur kurze Zeit oder wochenlang verweilt — er wird immer mit der gleichen Freundlichkeit behandelt, niemals kommt ihm das Gefühl, er sei lästig. Das ist eine gute Seite im Wesen des Gaucho — er hat aber auch recht schlimme aufzuweisen. So nimmt er's mit dem Mein und Dein nicht genau, und als Räuber von Haus, stiehlt er sich seine Nahrung mit größter Seelenruhe, wo er sie bekommen kann. Erstaunlich ist seine Neigung zum Lügen, unheimlich im höchsten Grade seine Rachsucht, die er immer auf feige, hinterlistige Art zu befriedigen bestrebt ist. Für erwiesene Wohlthaten zeigt er sich selten, fast niemals dankbar. Lächerlich ist sein Stolz, kindisch seine Eitelkeit; jeder dieser armseligen, rohen, ganz ungebildeten Burschen hält sich für einen vornehmen Herrn. In der Arbeit macht er sich's, nur seinem Eigenwillen folgend, bequem. Der Besitzer der Estancia verlangt z. B. einen Dienst von ihm; wenn es dem braunen Kerl gerade nicht paßt, erklärt er ganz unverfroren, er könne die verlangte Verrichtung nur zu der oder jener Zeit und unter den oder jenen Umständen vornehmen. Zeigt sich der Herr jetzt im geringsten un-

zufrieden, so verlangt er seinen Lohn, setzt sich aufs Roß und begiebt sich zu einem anderen Estanciero, der weniger anspruchsvoll ist. Die elegante Haltung, die Geschmeidigkeit des Körpers, die erstaunliche Gewandtheit im Reiten geben dem Gaucho in seiner äußeren Erscheinung etwas Malerisches und Ritterliches. So lange er unverheiratet ist, hat er seine Angebetete (novia), zu deren Ehre er Abenteuer aufsucht und ernsten Kampf nicht scheut. Das ist aber auch die einzige schöne Zeit im Leben des Gauchoweibes, das später kaum mehr wie eine Sklavin ist. Die gefährlichsten Laster der braunen Männer sind Spiel und Trunk, denen sie blind ergeben sind. In den Pulperias oder Schenken finden sie sich an Sonn- und Feiertagen zusammen und berauschen sich in Aguardiente (Branntwein) und Rum. Unter ihnen sitzt ein Sänger (Cantor) mit der Guitarre, und gespannt, mit offenem Munde lauscht die Schar der Trinker dem sonderbaren Liede, worin die Heldenthaten eines Gaucho besungen werden, der nach den Ausführungen des Sängers wegen Unglücks, in Wirklichkeit aber wegen Mordes von der Polizei verfolgt worden ist. Später frönt man dem Kartenspiel mit Leidenschaft; es ereignet sich zuweilen, daß einer der stolzen Bursche nicht nur sein prächtiges Pferd, sondern auch das wertvolle Sattel- und Zaumzeug verspielt und auf einem armseligen Klepper ohne Sattel und ohne Zügel heimzureiten gezwungen ist. Fast immer läßt ihn der unliebsame Ausgang vollkommen gleichgültig; er raucht seine Cigarette mit der größten Seelenruhe, denn noch kann er als vollkommen freier Mann durch die Pampa schweifen, und was er verloren hat, das läßt sich nach seiner Meinung auf die eine oder andere Art sofort oder später ersetzen. Zuweilen enden solche leidenschaftliche Spiele auch schrecklich, dann nämlich, wenn einer der Teilnehmer in den Verdacht des Falschspiels kommt. Schnell reißt dann der sich betrogen Glaubende das Messer heraus und stößt es dem Betrüger ins Herz, daß er verröchelnd zusammenbricht. Sein Mörder ergreift vor den Dienern des Gesetzes die Flucht und lebt von nun an als Ausgestoßener und Geächteter draußen in der Einöde. Mit erstaunlicher Verschlagenheit weiß sich ein solcher Gaucho malo (böser G.) den Häschern immer wieder zu entziehen und in geschickt gewählten Verstecken zu verbergen. Aber er ist vogelfrei, jedem preisgegeben, der mit ihm anbinden mag. Mit Recht betrachtet und hetzt man ihn wie ein wildes Thier, denn er begeht in seinem Grimm und Blutdurst die schwersten Greuelthaten, schont selten jemand, der in seine Gewalt gerät, und empfindet selbst über die schwersten Frevel niemals Reue.

Die Gauchos sind überhaupt außerordentlich leidenschaftlich und schrecken vor einer Blutthat nicht zurück. Daran ist einerseits wohl das wilde, feurige Blut des Südländers, andererseits die beständige, stark erhitzende Fleischnahrung schuld. Die geringfügigsten Streitigkeiten führen oft zu Mordthaten. An den Wegen sehen wir häufig Kreuze, die aus zwei durch Riemen verbundenen Stücken Holz bestehen; jedes von ihnen erzählt von einem grausigen Verbrechen. Wenn wir nachfragen, werden wir erfahren, daß in der Nähe das lange, breite und haarscharfe Messer eines Gaucho

einem anderen der wilden Steppensöhne das Leben nahm. Wundern können wir uns über das Vorhandensein solchen blutigen Sinnes nicht; ein Blick auf die Estancias und das Leben darin erklärt seine Entstehung. Hier berühren uns viele Dinge höchst widerwärtig, vor allem erwecken die überall umherliegenden Häute, Schädel, Eingeweide, Hörner und Knochen, sowie die stinkenden Blutlachen entschiedenen Abscheu. Niemand denkt daran, solche Sachen zu beseitigen. So gewöhnen sich die Gauchos an den Anblick von Blut und Tod, und so erstickt die zarte Regung des Mitleides mit dem hinsterbenden Leben in ihren Herzen. Von der Roheit ihres Sinnes giebt auch eine andere Thatsache Zeugnis; wenn die Leichen nicht in der Nähe einer Kirche in geweihter Erde begraben werden können, lassen sie dieselben ruhig auf der Pampa faulen, oder sie bringen sie nach der Sitte mancher Indianerstämme in die Gipfel der Bäume, wo sie sich unter dem Einflusse von Luft und Sonne auflösen, oder von den Geiern verzehrt werden.

Gegen Tiere benimmt sich der Gaucho grausam; von der Liebe, mit der z. B. der deutsche Reiter an seinem Pferde hängt, ist bei ihm keine Spur zu finden. Er reitet immer Galopp; ist ein Tier zu Schanden geritten, so wählt er sich ein anderes und läßt das hingeopferte kaltblütig den Raubtieren und Aasgeiern als Speise. Lastpferden packt er mit größter Seelenruhe $2^1/_2$ Centner auf und kennt kein Erbarmen, wenn das wundgedrückte, todmatte Geschöpf nicht mehr weiter kann. Zum Antreiben solcher Tiere bedient er sich einer gewaltig langen, schweren Peitsche mit kurzem Stiele, vor deren Schlägen die Lastpferde eine ganz unbeschreibliche Furcht empfinden. Noch grausamer handhabt der mitleidlose Bursche die riesigen Sporen und die Revenka. Die Sporen hängen abwärts und sind mit großen, ausgezackten Rädern versehen; der Argentiner wendet sie mit großem Geschick und furchtbarer Wirkung an. Die Revenka besteht aus einem 8—10 cm breiten, nach unten etwas spitzeren Streifen Rohhaut, der oben durch einen großen eisernen Ring gezogen wird. Dieses Marterinstrument hagelt furchtbare Schläge auf die geplagten Lasttiere nieder.

Mitten in der Pampa begegnen wir häufig langen Reihen unförmlicher Wagen, die ohne alles Eisen, lediglich aus Holz gebaut sind. Sie haben nur zwei Räder, die aber oft 2—3 m hoch sind. Vor jeden Wagen sind 3—4 Paare Ochsen gespannt. Eine Karawane solcher Fahrzeuge zählt gewöhnlich 30—40 derselben; jeder einzelne darunter kann bis 400 Centner laden. Sie führen die Waren aus den östlichen Gegenden nach den westlichen und umgekehrt; neben dem Correo oder Postreiter sind sie für weite Strecken der Pampa heute noch die einzigen Vermittler des Verkehrs.

Interessant ist das Tierleben der weiten Steppenlandschaften. Die Weidegründe darin wimmeln von Millionen von Pferden, Rindern und Schafen, sowie von zahllosem Wilde. Die drei erstgenannten wurden nach der Eroberung des Landes von den Spaniern eingeführt und haben sich in ungebändigter und unbeschränkter Freiheit bis zu ihrer heutigen ungeheuerlichen Zahl vermehrt. Die Tiere wachsen auf den Estancias oder

Viehgütern halb wild auf; Mühe und Sorgfalt verwendet man fast gar nicht auf sie. Die hauptsächlichste Aufgabe der Hirten besteht darin, die Vermischung der verschiedenen Herrn gehörenden Herden zu verhindern. Jedes Schaf ist, um die Lösung dieser Aufgabe zu ermöglichen, am Ohr mit einem bestimmten Zeichen versehen, woran der Eigentümer erkannt werden kann; Pferde und Rinder dagegen macht man durch ein Brandzeichen kenntlich. Wenn die Schafe geschoren werden, ist's dem Argentiner etwa so zu Mute wie unserm Landmann in der Erntezeit. Zu Pferde rücken die Arbeiter behufs Vornahme des wichtigen Geschäftes von allen Seiten an; am Abend ergötzen sie sich durch laute Festlichkeiten, Wettrennen werden abgehalten — das einförmige und einsame Stillleben ist für kurze Zeit lauter Gemeinsamkeit gewichen. Die Wolle der Pampasschafe bildet einen sehr wichtigen Handelsgegenstand und kommt in ansehnlicher Menge auch nach Europa. Die Pferde der Steppe stammen von andalusischen ab, haben aber wesentlich an Schönheit der Gestalt eingebüßt. Sie übertreffen die zahmen Rosse weder in Schnelligkeit, noch in ihrem Äußeren. Dagegen haben sie sich eine erstaunliche Widerstandsfähigkeit gegen Unbilden der Witterung, gegen Strapazen und sogar gegen den oft entsetzlich peinigenden Durst erworben. Ein Pamparenner ist trotz seiner dürftigen Ernährung fähig, 30—40 Meilen in einem Zuge zurückzulegen, ohne auch nur eine Spur von Nahrung zu sich genommen zu haben. Am meisten leiden die armen Pferde durch lange Dürre; dann jagen sie, vom Durste gepeinigt, wie rasend umher; wie blind stürzen sie in den Schlamm der ausgetrockneten Gewässer, wobei viele durch die Nachdrängenden zerstampft werden. Die Zähmung der unbändigen Tiere wird dem Gaucho nicht besonders schwer. Er fängt das Pferd mit den Bolas oder dem Lasso, wobei es stürzt; dann wird ihm ein Zaum angelegt, Decke und Sattel werden festgemacht. Nun lockert man die Riemen, womit die Beine gefesselt sind. Rasend vor Zorn springt das Roß empor, bäumt hoch auf, wirft sich zur Erde, schnellt wieder empor. Gewandt und kaltblütig schwingt sich der Gaucho plötzlich in den Sattel, und wie unsinnig fliegt der Renner mit ihm hinweg. Alle Künste, die er versucht, um den Reiter abzuwerfen, erweisen sich als vergeblich; weder Bäumen noch Wälzen, weder Beißen noch Schlagen führt zum ersehnten Ziele. Mit Schaum bedeckt, halbtot vor Erschöpfung kehrt er endlich mit seinem wilden Bändiger zurück und fügt sich von nun an der Herrschaft des Menschen geduldig. Der größte Teil der Pferde wandert — ins Schlachthaus; man tötet die Tiere ihrer Knochen, Hufe und Haare wegen, die in ansehnlicher Menge in den Handel gebracht werden. Im Westen Argentiniens sind übrigens große Schlächtereien eingegangen, weil man das Vieh über die Anden nach Chile treibt und dort mit großem Gewinn verkauft.

An Wild treffen wir auf unseren Streifzügen den Pampahirsch, von unserem Edelhirsch besonders durch den weißen Wedel unterschieden, Rehe, den amerikanischen Strauß, Gürteltiere, Füchse, wilde Katzen, kleine Hasen. An bewaldeten Ufern, am Waldsaume und in

Schilfdickungen haust auch der König der Pampa, der grimmige Jaguar, den der Gaucho zu Pferde hetzt und nach langem, halsbrecherischem Rennen mit dem Lasso erwürgt. Auch der blutgierige, aber schwächere und feigere Puma wird den Herden zuweilen gefährlich. Verwilderte Hunde leben in Menge in der Steppe und richten zuweilen unter den Kühen, Schafen und Pferden empfindlichen Schaden an. In Höhlen unter der Erde haust die Viskacha, ein dem Kaninchen ähnliches Geschöpf, das seine Wohnungen mit Klapperschlangen und einer kleinen Eulenart teilt. Oft unterwühlen die Viskachen den Grund weithin, und auf solchen Strecken zu reiten, ist sehr gefährlich, denn die Pferde brechen oft ein, straucheln und verletzen sich nicht selten schwer. Die Vögel sind zahlreich vertreten; größere und kleinere Raubvögel folgen den Herden, rauben junge Tiere, überfallen kranke und schwache und sättigen sich an den gefallenen, oder an den Abfällen der Schlächtereien. Zu den größeren unter diesen gefiederten Räubern gehören der Geierkönig, der Urubu und verschiedene Falkenarten. An den Sumpfwassern der Steppe wimmelt es von wilden Schwänen, Gänsen und Enten, von Wasserschnepfen und Becassinen, von Reihern, Störchen und Flamingos.

Am frühen Morgen gewährt uns die Pampa in ihren weidereichen Strecken ein äußerst anmutiges Bild. Kreischende Kibitze, die Alarmrufer der Steppe, streichen in pfeilschnellem Zickzack hin und wieder; ernsthafte Flamingos, Reiher und Störche marschieren gravitätisch an den Gewässern umher, der reichlichen Morgenmahlzeit mit philosophischer Ruhe wartend. Stargroße, vom Tageslichte geblendete Eulen fliegen mit gellendem Geschrei ihren Verstecken zu. Lange Ketten von Schwimmvögeln suchen mit weithin schallendem Lärm den Schauplatz ihrer Thätigkeit auf. Im schwellenden Grün ruhen die Herden des gesättigten Viehs behaglich hingestreckt; das klägliche Blöken weidender Lämmer mischt sich mit dem schmetternden Gewieher der mutigen Pferde, mit dem dumpfen Brüllen der langgehörnten Rinder. Die Morgenstunde ist für alle Steppentiere die Ruhezeit. Je höher die Sonne steigt, desto mehr kommen sie in Thätigkeit; in der sengenden Glut des Mittags erschlafft dann alles wieder. Abends dagegen, etwa eine Stunde nach Untergang der Sonne, gerät alles nochmals in Bewegung. Dann begegnen wir wohl auch einem rasch durch das Gras huschenden Schuppentiere; das Fleisch dieses eigentümlichen Geschöpfes wird von den Eingeborenen gern gegessen. Abschreckend ist der Anblick der zahlreichen bereits verendeten und schon in Verwesung übergegangenen, mitleiderregend das Bild der im Sterben liegenden Tiere. Auf jenen sammeln sich Haufen gieriger Aasgeier zum ekeln Fraße, ja, die verendenden Geschöpfe werden ihnen nicht selten bei lebendigem Leibe schon zur Beute.

Auf der Reise nach dem Westen gelangen wir endlich auch in die ihres Feuerweines wegen berühmte Provinz Mendoza, deren gleichnamige Hauptstadt am Fuße der mit ewigem Schnee gekrönten Cordilleren liegt. Aller noch nicht bebaute Boden ist hier vorwiegend mit dornigen Mimosen-

büschen und verschiedenen Cactusarten bewachsen, wodurch die Gegend ein höchst eigentümliches Aussehen erhält. Auffallend ist uns auch der knorrige Wuchs, sind uns die kleinen Blätter der anderen hier heimischen Pflanzen. Sie alle bilden nicht selten ein undurchdringliches Dickicht. Sanddünen, besetzt von derartigem Pflanzenwuchse, erheben sich aus der Ebne, Flüsse durchziehen das Land, in dem außerdem zahlreiche Sümpfe und Lagunen vorkommen. In solcher baumlosen Landschaft den Sonnenstrahlen schutzlos preisgegeben, werden wir rasch müde und durstig. Einige Tunas (indianische Feigen), die an den stachelbewehrten Cacteen wachsen, laben uns. Todmüde kommen wir in den Niederlassungen an, wo wir Speise und Trank finden. Netzartig gezogene Kanäle spenden belebendes Naß, und mittelst dieser künstlichen Wasserrinnen hat man unergiebigen Boden in wertvolle Ländereien verwandelt. Die Stadt Mendoza besitzt namentlich für den Verkehr mit Chile außerordentliche Wichtigkeit. Die vortrefflich angebaute Umgebung reizt den Fremden immer wieder zu Streifereien, und diese Ausflüge sind um so angenehmer, als die Bewohner sich ungemein entgegenkommend und freundlich beweisen. An den Pappeln, von denen die Straßen und Wege umsäumt werden, klimmen die Rosenstöcke hoch empor; die ganze Luft ist von Wohlgeruch erfüllt. Mit besonderem Stolze blicken die Mendozaner auf ihre weitbekannten Weingärten, in denen die Reben an Pfählen und Stangen in üppigster Fülle emporklimmen und große Laubengänge bilden. Die Trauben, die hier reifen, stehen den besten italienischen in keiner Hinsicht nach. Und nicht minder wichtig für die Gegend weit umher sind die ausgedehnten Luzernefelder. Sie liefern den Herden- und Haustieren treffliches Futter, sind namentlich aber für die Tausende von Rindern, Pferden, Maultieren und Eseln wertvoll, die alljährlich aus den Steppen Argentiniens über den Riesenwall der Anden zum Verkaufe nach Chile gebracht werden. Zu dieser langen, ungemein beschwerlichen und gefahrvollen Reise läßt man die Tiere erst ausreichende Kräfte sammeln, indem man sie auf jene Luzernefelder treibt und hier weiden läßt. Von Straßen und Gasthäusern ist in der Öde des Gebirges keine Rede, an frischem Quellwasser fehlt es oft ganz, die Tiere finden nur streckenweise kärgliches Futter. Da Brücken über die Flüsse mangeln, müssen die Gewässer unzählige Male durchschnitten werden. Oft liegen überdies so schwere Nebel auf der Gegend, daß die nächste Umgebung nicht zu erkennen ist. Auf schmalen Saumpfaden wandert die Herde an scharfkantigen Felsen, über gähnenden Abgründen langsam empor. Zuweilen kommen übereiste Stellen, an denen das Fortkommen kaum möglich ist. Treibt sich dann etwa noch ein schweifender Puma mordlustig in der Nähe der Tiere umher, so entsteht wilde, gefährliche Unruhe unter ihnen. Der Condor, der lüstern in der Höhe kreist, findet an den gestürzten Gliedern der Herde reiche Beute.

Die Indianer Argentiniens sind ohne Ausnahme kräftige, kriegerische Stämme. In den Gran Chaco genannten nördlichen Gegenden hausen sie noch in einer fast unbekannten Öde voller Sümpfe, dürrer Sandebnen,

auf denen nur Cacteen gedeihen, und voll salziger Steppen. Schon das mörderische Klima, das wimmelnde Schlangengezücht, die Wolken der Moskitos, schwere Gewitter und oft eintretender Wassermangel machen das weite Gebiet für den Fremdling furchtbar. Auf frische Nächte folgen erstickend heiße Tage, und zuweilen wird die Lage des Eindringlings noch dadurch verschlimmert, daß die Wilden das streckenweise wachsende Gras anzünden, um den Vorwitzigen durch die eilenden Flammen zu verderben. Man schätzt die Zahl der hier wohnenden Eingeborenen auf etwa 100 000; sie zerfallen in eine ganze Anzahl einzelner Stämme, die sich beständig untereinander befehden und unter denen die Tobas und die Abipones wohl die bekanntesten sind. Es sind ohne Ausnahme stattliche Erscheinungen, die durch ausgiebige Tättowierung ein furchtbares Aussehen bekommen. Den Oberkörper tragen sie völlig bloß; eine Decke, um die Hüfte durch einen Lederriemen festgehalten, ist das einzige Kleidungsstück bei Männern wie Frauen. Jene füllen ihr Leben mit Kriegführen, Jagd, Fischfang, Anfertigung der Waffen und Trinkgelagen oder trägem Herumlungern aus; alle Arbeit liegt auf den vielgeplagten Weibern, die auch die berauschende Aloja aus den Früchten der Algarroba für ihre Herren und Gebieter zu bereiten haben. Alle Indianer des Gran Chaco sind feige, verräterische Gesellen, die keinen offenen Angriff wagen, sondern den todbringenden Pfeil aus sicherer Deckung entsenden. Die Tobas haben die Gewohnheit, sich in der Nacht zu Kriegsunternehmungen zu sammeln und beim Hervorbrechen des ersten Sonnenstrahls den Kampf zu beginnen. Die einst von den weißen Grenzbewohnern so gefürchteten Pampasindianer, deren bekannteste Stämme die Pehuenchen, Ranqueles, Huiliches, Pinzen und Catriel waren, sind aus Argentinien verdrängt. Lange Zeit machten sie sich an der Frontera (Grenze) durch ihre verheerenden Einfälle schrecklich; selbst nach Chile hinüber trugen einzelne Stämme Mord und Brand. Als kriegerische, mutige, wagelustige Reiter, die von keinem Gaucho in der Reitkunst übertroffen wurden, stürmten sie in die Ansiedelungen, raubten und töteten und trieben das Vieh weg. Ihre Schwärme überfielen die einsamen Hirten, mordeten sie mit der langen, nie fehlenden Lanze und führten die Herden im wilden Galopp fort. Auch Bola und Lasso handhabten die muskelstarken Männer, deren einzige Beschäftigungen Krieg und Jagd waren, mit erstaunlicher Gewandtheit. Diese Indianergefahr zwang zu kräftiger Abwehr, weshalb in den kleinen Grenzfestungen beständig starke Garnisonen standen. Nach wiederholten Kriegen, die von der Regierung Argentiniens gegen die wilden Reitervölker geführt wurden, haben sie den Weißen für immer Raum machen müssen.

XIV.

In Chile.

Dies reiche, schöne, sonnige Land mit seinen durch viele Vorzüge ausgezeichneten Bewohnern hat, gleich den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Brasilien, deswegen besonderes Interesse für uns, weil viele Tausende unserer Landsleute dort eine neue Heimat gefunden haben und sich in den verhältnismäßig sicheren Zuständen der Republik so wohl und glücklich fühlen, wie der deutsche Wandervogel sich auf fremder Erde und in völlig veränderten Lebensverhältnissen überhaupt wohl fühlen kann. Sicher gehört Chile zu denjenigen Gebieten, nach denen man die Auswanderung mit gutem Gewissen empfehlen kann, denn wie das Land, so zeichnet sich die Bevölkerung in verschiedener Hinsicht vorteilhaft aus, namentlich im Vergleich zu derjenigen in den übrigen Staaten Südamerikas, die aus einer Revolution in die andere gestürzt werden. Dazu kommt noch, daß die in der Republik Chile ansässigen Deutschen unter allen Fremden wohl die geachtetsten und beliebtesten sind und sich demgemäß auch besonders behaglich in dem glücklichen Lande fühlen. Erst im Jahre 1892, das so schweres Unglück durch die Cholerаseuche über unser stolzes Hamburg brachte, konnte dort wieder amtlich festgestellt werden, daß der Handelsverkehr Chiles mit Deutschland in höchst erfreulicher Zunahme begriffen ist, während derjenige mit anderen Ländern in jenem Unheilsjahre für Hamburg außerordentlich abgenommen hatte. Wäre die Entfernung zwischen beiden Staaten nicht so groß, so würde die Auswanderung nach Chile sicher bereits viel größeren Umfang angenommen haben.

Die Republik hat die Gestalt eines langgedehnten Streifens, der im Osten von der Riesenkette der Anden, den Cordilleras de los Andes, begrenzt wird. Die Breite ist sehr verschieden und schwankt zwischen 150—239 km. Hinsichtlich der Längenausdehnung ist zu beachten, daß Chile die ganze Westküste von der Südspitze Amerikas, dem Kap Horn, an bis zur peruanischen Grenze in Anspruch nimmt. Es ist ein riesiger Flächenraum, der Deutschland an Größe übertrifft, denn er umfaßt etwa 12 000 Quadratmeilen. Der Name ist von einem altperuanischen Worte Tschili oder Tschiri abzuleiten, das Schnee, Kälte bedeutet.

Wir nähern uns in einem Dampfer der Haupthafenstadt des Landes, dem 110 000 Einwohner zählenden Valparaiso (Thal des Paradieses.) 14 Batterien, von denen die Mündungen der Kanonen drohend herüberschauen, schützen den großen Hafen. Ein freundlicher mitreisender Chilene macht uns bedauernd darauf aufmerksam, daß das weite Becken gegen Nordwesten hin nicht genug Schutz hat und beklagt es unter lebhaften Ausrufen sehr, daß erst im letzten Winter wieder eine ganze Reihe stattlicher Schiffe zu Grunde gegangen sei und daß dabei auch viele Menschen das Leben verloren haben. Je näher wir kommen, desto mehr erkennen wir, daß die Umgebung durchaus nicht so schön ist, daß sie den Namen

„Thal des Paradieses“ zu rechtfertigen vermöchte — in den Zeiten der Eroberung durch die Spanier mag dies allerdings anders gewesen sein. Die Stadt macht, wenn wir von der Seeseite kommen, etwa den Eindruck einer südeuropäischen; am meisten erinnert sie an Genua. Die Hügel darum her sind mit hübschen Anlagen und Obsthainen bedeckt; daraus lugen die Landhäuser der Kaufleute hervor, die sich nach des Tages Last aus dem bewegten Treiben der Straßen und Geschäfte dorthin in die ländliche Stille zurückziehen. Weiter rückwärts fehlt das lachende Grün, dort sieht alles verdorrt und verbrannt aus, und Herr Weber, unser seit langer Zeit schon in Chile ansässiger Landsmann, erklärt uns, daß dieser Zustand hier fast neun Monate andaure. Die Thäler der Umgegend, in denen Wasser fließt und worin sich deswegen auch Pflanzenwuchs zu erhalten vermag, sind nur wenig sichtbar und für den Landeskundigen nur an den Gipfeln der dort stehenden Pappeln erkennbar. Rotes und braunes Gestein, selten mit etwas Grün bedeckt, starrt dem Ankömmling entgegen.

Wir gelangen in die Stadt und gewahren ein ungemein reges, belebtes Bild in den unregelmäßigen, meist unebenen Straßen und auf den fünf nicht sehr großen öffentlichen Plätzen. Unser deutscher Landsmann erzählt uns, daß diese kleinen freien Räume zuweilen schon eine große Bedeutung für Valparaiso erlangt haben, nämlich bei den großen Feuersbrünsten, die nicht selten sind und bei heftigem Winde zuweilen große Ausdehnung annehmen. Wir blicken verwundert auf die stattlichen Backsteingebäude mit den Metallbedachungen; sie sind zwei, auch drei Stockwerke hoch, zuweilen förmliche Paläste, und in den Läden der Erdgeschosse prangen die kostbarsten Waren, sodaß sich diese Verkaufsräume in nichts von denen einer europäischen Großstadt unterscheiden. Der freundliche Begleiter versteht unsere verwunderten Blicke sofort und erklärt uns, daß die Brände jetzt allerdings nicht mehr so häufig und so furchtbar seien wie früher, denn die niedrigen Häuser, die dem wütenden Element reichere Nahrung geboten hätten, seien verschwunden, vom Feuer verzehrt worden, und der steinernen Neubauten vermöge die furchtbare Naturgewalt nicht mehr so leicht Herr zu werden.

Unser Freund führt uns, nachdem wir uns in einem guteingerichteten Gasthause etwas erfrischt, und namentlich an den mancherlei köstlichen Früchten gelabt haben, durch die regsame Stadt. Er zeigt uns die zehn katholischen Kirchen, die deutsche Kapelle, in der unsere evangelischen Landsleute zu ihrem Gotte beten, das Gotteshaus für die Anhänger der englischen Kirche, die mancherlei Regierungs- und städtischen Gebäude, die großartigen Zollhäuser, die beiden Theater, das Lyceum, die Seemannsschule und vieles, vieles andere. Besonderes Interesse erregen darunter die beiden deutschen Schulen, die sich großen Ansehens erfreuen und eifrig besucht werden, auch von Nichtdeutschen. Was wir sehen, erinnert durchaus an europäische Verhältnisse, auch die Straßenbahn, die uns die Besichtigung der schmalen, aber 3 Kilometer langen Stadt erleichtert. Ein Mann zu Pferde erregt unsere Neugier; er sitzt weit nach hinten auf

seinem geduldigen Tiere, das zwei ziemlich große Fässer an den beiden Seiten trägt. Der Bursche hat einen breitrandigen Hut auf dem Kopfe und hält eine kurze Peitsche in der Rechten.

„Das ist ein Wasserverkäufer!“ erklärt Freund Weber. „Früher sah man eine Menge solcher Leute hier; sie mußten die Stadt mit dem unentbehrlichen Naß versorgen. Jetzt braucht man sie nur noch ganz draußen in den entlegensten Stadtteilen, denn eine neuangelegte Leitung versieht die Stadt heute mit ausreichendem und gutem Trinkwasser.“

Wir sind jetzt zu den riesigen Warenhäusern gelangt, die von der Regierung mit einem Aufwande von fast 16 Millionen Mark errichtet worden sind; ganz Südamerika hat nichts so Großartiges aufzuweisen. Die eiserne Ladebrücke hat einen Kostenaufwand von 8 Millionen Mark verursacht; auch die beiden großen schwimmenden Docks im Hafen und der Leuchtturm, der im Südwesten auf einem Vorgebirge emporragt, beweisen, wie thatkräftig und umsichtig die Behörden bestrebt sind, den Verkehr und damit den Wohlstand Valparaisos zu heben. Ein reges Gewimmel am und im Hafen, ein Durcheinander der verschiedensten Sprachen bezeugt, daß jene Bemühungen nicht erfolglos sind. Die Thatsache, daß im Jahre 1881 mehr als 1300 Schiffe ein- und etwa ebensoviel ausliefen, beweist die Wichtigkeit des Hafenplatzes für den Verkehr der südamerikanischen Westküste. Auch deutsche Fahrzeuge liegen in dem geräumigen Becken und erinnern uns an die traute Heimat.

Am Abend werden die Gasflammen in der Stadt entzündet und machen die Straßen hell und sicher. Die Polizei ist hier, ganz im Gegensatz zu derjenigen in anderen Staaten Südamerikas, pflichttreu, mutig, zuverlässig und flink; wie alles in Chile, so reitet auch der Schutzmann. Ein Pfiff von ihm ruft nachts sofort Kameraden zu seiner Hilfe herbei, und wenn der verfolgte Verdächtige nicht besonders flink und verschlagen ist, wird er im Nu eingeholt und unschädlich gemacht.

Uns gilt es, Land und Leute genauer kennen zu lernen; daher halten wir uns nicht lange in Valparaiso auf. Was dort fremdartig ist, haben wir ja bald genug kennen gelernt. Wir fahren zunächst mit der Staatsbahn nach der politischen Hauptstadt des Landes, dem oft genannten Santiago. Diese Bahn ist ein Wunderwerk der Baukunst, hat aber auch die Riesensumme von 52 Millionen Mark gekostet. Die Schwierigkeiten, welche sich den Ingenieuren auf der verhältnismäßig kurzen Strecke entgegenstellten, waren scheinbar unüberwindlich; mit Ausdauer und Geschick ist man ihrer aber doch Herr geworden. So sehen wir denn auf der Fahrt sinnvoll eingerichtete Wogenbrecher; wir sausen durch die tiefe Nacht langer Tunnel und brausen auf hohen Viadukten über wilde Bergflüsse hinweg, die tobend und schäumend den Fluten des Stillen Oceans zueilen. Die Bahn zieht anfangs das Gestade entlang durch blühende Gärten und prangende Felder, vorbei an großen Weinbergen, herrlichen Landsitzen, freundlichen Dörfern und Städtchen, und steigt dann durch eine wilde Schlucht zu einer Hochfläche empor.

Der Pfiff der Lokomotive schrillt, wir sind in der 180 000 Einwohner zählenden, am Rio Mapocho gelegenen Hauptstadt angelangt. Santiago hat, im Gegensatze zu Valparaiso, schöne, gerade Straßen, die sich rechtwinklig kreuzen. Auf solche Art entstehen 115 m lange und ebenso breite cuadras (Quadrate), an deren einzelnen Seiten je 6—8 Häuser stehen. Die Straßen sind 10—12 m breit und gut chaussiert; die für die Fußgänger bestimmten Wege an den beiden Seiten sind mit glatten Steinen oder Asphalt belegt. Bald fällt uns eine eigentümliche aber wohlbegründete Höflichkeitsbezeugung unter den Fußgängern auf; wir sehen, daß man den Höherstehenden immer so ausweicht, daß sie in dem schmalen Schattenstreifen an den Häusern gehen können: eine Aufmerksamkeit, die im heißen Chile dankbar empfunden wird. Santiago hat, wie seine Schwester am Meere, vielerlei Interessantes aufzuweisen, so fünf große und dreißig kleine öffentliche Plätze, vor allem aber seine stolze Alameda, eine aus mehreren Reihen von Bäumen hergestellte schöne Allee, welche die Stadt in einer Länge von 4 km durchzieht und die außerordentliche Breite von 100 m besitzt. Hier kann man das chilenische Stadtleben mit all' seinen Eigentümlichkeiten studieren. Ein schöner Spaziergang führt uns weiter durch die Anlagen am Flußufer, den Park Cousinno auf dem Marsfeld und andere hübsche Gegenden in nächster Nähe der Stadt.

In den Straßen und an den großen Plätzen sehen wir viele schöne Privatgebäude, aber wenig großartige öffentliche Bauten; unter letzteren fallen uns auf: die Münze mit der Wohnung des Präsidenten, das Konsistorium, das Kassengebäude, die Kathedrale und mehrere andere Kirchen, sowie die Universität, die Artilleriekaserne, und das Gebäude, in dem die Volksvertretung tagt. Die von den reichen Privatleuten gebauten Paläste erinnern in Schönheit der Ausführung und Güte des verwendeten Materials vielfach an diejenigen der vornehmen Leute in der Heimat. Ein freundlicher Landsmann, den wir auch hier, im politischen Mittelpunkte des Landes auffinden, giebt uns einige Aufschlüsse über die Verhältnisse der großen Herren, denen die Prachtbauten gehören. Wir erfahren dadurch, daß in den Händen einzelner darunter wahrhaft ungeheure Reichtümer aufgehäuft sind und daß man 1882 in Chile 78 Millionäre zählte, deren Vermögen die Riesensumme von 720 Millionen Mark darstellte. Auf unsere Frage, weshalb ein Haus so außerordentlich selten mehr als zwei Stockwerke habe, erhalten wir zur Antwort, daran sei eine geheimnisvolle, furchtbare Macht schuld, die auch den stolzesten Palast in einem Augenblick in einen Schutthaufen zu verwandeln vermöge: das leider so häufige Erdbeben.

Neben den Prunkwohnungen der reichen Guts- und Bergwerksbesitzer stehen, oft unmittelbar daranstoßend, die altmodischen, einstöckigen, unansehnlichen Häuser, die den Hauptteil der Stadt darstellen und auffallend gegen jene stolzen Bauten abstechen. Diese einfachen Häuser sind aus an der Sonne getrockneten Lehmziegeln gebaut und auf der Straßen-

seite einförmig weiß getüncht, wodurch sie eine unangenehme Blendung hervorrufen. Die Straßenseite dieser Häuser ist höchst eintönig, denn es sind wenig Fenster darin angebracht; nur wenn sich Läden in dem Erdgeschoß befinden, entsteht eine erwünschte Abwechselung. Ein breiter Eingang führt von der Straße her in den Hof, zuweilen auch in mehrere Höfe; darum her liegen dann die Wohnräume. Vor diesen befinden sich häufig sehr hübsche corredores, das heißt überdeckte Gallerien, an denen sich üppige Schlinggewächse emporranken; einige stattliche Bäume verbreiten wohlthuenden Schatten, liebliche Blumen leuchten in den Gärten, die der Chilene hier anzulegen pflegt, denn das Volk, namentlich der weibliche Teil, ist den Kindern Floras besonders zugethan. Auch der Fremdling soll sich ihrer erfreuen, weshalb man ihn nach Besuchen oft mit Sträußen beschenkt — eine schöne, für den liebenswerten Charakter der Chilenen sprechende Sitte.

Unser Landsmann erzählt uns, früher seien solche Häuser im Inneren der Stadt viel häufiger gewesen; sie würden aber von Tag zu Tag mehr durch stattliche Neubauten verdrängt.

Der Wassermann fehlt in Santiago gänzlich, denn die Stadt ist reichlich mit trefflichem Trinkwasser versorgt, das ihr aus dem Ramon, einem Zuflusse des Mapocho, in mehr als hinreichender Menge zugeleitet wird. Auch der Mapocho selber muß mit seiner Flut dazu beitragen, die Wohnungen behaglicher und angenehmer zu machen, denn Wasser aus seinem Bette durchströmt jeden Hof. Um dem wilden Sohn der Berge aber die Überschwemmungsgelüste zu vertreiben, ist ein großartiger massiver Damm angelegt worden.

Bei dem Platze O'Higgins erzählt uns der deutsche Freund, hier habe bis 1863 die Jesuitenkirche La Compannia gestanden, die infolge eines höchst eigentümlichen Umstandes von der Erde verschwunden sei. Es habe sich nämlich ein Briefkasten darin befunden, in dem man Briefe an die heilige Jungfrau zur Beförderung habe niederlegen können. Die Kirche sei daher namentlich von Frauen und Mädchen sehr eifrig besucht worden. An einem hohen Festtage des Jahres 1863 aber sei Feuer darin ausgebrochen, und 2500 weibliche Personen hätten dabei ihr Leben verloren. Ein furchtbares Entsetzen habe anfänglich alles angesichts solcher Verluste an Menschenleben gelähmt; dann aber sei ein Sturm des Zornes und der Entrüstung entstanden, man habe die Trümmer vollends zusammengerissen und beseitigt. Der so entstandene Platz habe dann den Namen eines der ersten Präsidenten der Republik erhalten. Ein schönes, an das unselige Ereignis erinnerndes Denkmal steht jetzt auf dem Massengrabe der Opfer.

Höchst interessant ist das Volksleben in den Straßen Santiagos wie in denjenigen aller größeren chilenischen Städte überhaupt. Die wandernden Verkäufer bilden für den Fremdling mit die anregendsten Gegenstände der Beobachtung, obwohl sie mehr und mehr in die Vorstädte zurückgedrängt werden, denn auch in den Städten dieses entlegenen Landes wird täglich alles bequemer für die Einwohner eingerichtet. Sehr viele

unter diesen Verkäufern sitzen stolz auf einem Pferde oder Maultiere, andere wandern zu Fuß durch die Straßen und suchen ihre Waren an den Mann zu bringen. Da gewahren wir einen Mann vom Lande, der Viehfutter feil hält; es ist eine Ladung der vielbenutzten, trefflichen Luzerne, die er hinter sich auf dem Maultiere befestigt hat. Eben kommt ein Bäckerbursche, gleichfalls auf dem geduldigen Mula sitzend, vorbei; zwei gut gearbeitete Lederkasten vom Umfange mäßiger Kisten hängen an den beiden Seiten seines Tieres; in diesen Behältern bringt er die Waren zu den Kunden. Hier hockt ein Melonenverkäufer am Boden; die Früchte, die er anbietet, übertreffen an Güte diejenigen aller anderen Länder, in denen man Melonenbau treibt. Zuweilen fällt die Ernte dieser wenig haltbaren Früchte so reichlich aus, daß man sie in abgelegenen Gegenden mit Kleie vermischt und als Viehfutter verwendet. Hier hat ein Mann vom Lande sein geduldiges Pferd zum Stehen gebracht und zählt einem hübschen Dienstmädchen eine Anzahl der süßen Feigen, die er in einem Korbe vor sich hat, auf den hingehaltenen Teller. Eben reitet ein noch jugendlicher Milchmann an uns vorüber; er hat ein hübsches Pferd, ist gut gekleidet und schmaucht behaglich seine Cigarette; die Milchkannen mit dem Krahnen hängen zu beiden Seiten des Rosses hinter ihm. Das ganze Aussehen und Auftreten des Mannes verrät, daß sein Geschäft lohnt, wenigstens hier in Santiago viel besser als draußen auf dem Lande. Andere Leute laufen eifrig umher und bieten mit lebhaften Ausrufen Kerzen, Süßigkeiten oder Gefrorenes an.

Treten wir in einen der Läden, in denen sich der Kleinhandel abwickelt, so gewahren wir auch da mancherlei des Fremdartigen und Interessanten. Eben ist ein Bettelmönch eingetreten, um Gaben für sein Kloster zu erbitten. Die fromme Verkäuferin reicht ihm die gewünschten Gemüse willig und darf zum Lohne dafür das Heiligenbild küssen, das der fromme Bruder mit sich führt. Die Einrichtung des Raumes ist höchst einfach, auch die Auswahl der Lebensmittel nicht sehr groß. Die gekauften Früchte, wie z. B. Wassermelonen, werden nicht selten an Ort und Stelle verzehrt; ein halbwüchsiger Bursche ist eben behaglich mit Vertilgung einer solchen Frucht beschäftigt und wirft die Schalen höchst gleichmütig an den Boden. Am meisten fallen uns wohl die kleinen ausgehöhlten Flaschenkürbisse auf, die mittelst des henkelartig gebogenen Stieles an einer Schnur aufgehängt sind. Auf unsere Frage, wozu diese Behälter dienen, erklärt unser deutscher Begleiter, es seien Theekännchen, aus denen man den beliebten Aufguß von dem Paraguaythee bereite; der Trank werde dann mittelst eines Metallröhrchens herausgesogen.

Das Treiben in den Straßen fesselt uns immer wieder von neuem; hier in Santiago sehen wir echt chilenisches Leben. Vor allem fällt dem Neuankömmling auf, daß so viele Leute reiten: der Arzt, der Polizist, der Gutsbesitzer, der Hirte, der Landmann, der Peon (Knecht) — kurz, eine auffallend große Anzahl der Bewohner Chiles. Betrachten wir uns einen solchen Reiter vom Lande draußen einmal etwas genauer!

Sein Roß sieht, wie alle chilenischen Pferde, nicht gerade ungewöhnlich schön aus, ist auch nur mittelgroß; aber es gehört zu den kräftigsten, ausdauerndsten und feurigsten seiner Art. Was es namentlich im Gebirge leistet, klingt geradezu unglaublich. Die Tiere wachsen draußen in wilder Freiheit auf und sind deswegen ungemein mutig, gelenk und behend, schwimmen auch ganz vorzüglich. Der Sattel, den die Chilenen benutzen, ist höchst eigentümlich und sehr schwer. Man legt vier bis fünf Schaffelle über, eben so viele unter das eigentliche Sattelgestell. Zwei, fast einem halben Schuh gleichende Holzbügel nehmen den vorderen Teil des Fußes auf, geben ihm festen Halt und schützen zugleich gegen Stöße, Hitze und Nässe. Zwei Gurte halten den Sattel; an dem einen davon ist auf der rechten Seite ein eiserner Ring zum Durchziehen des Lasso, der bekannten Wurfschlinge, angebracht. Das Zaumzeug ist aus Pferde- oder Maultierhaut geschnitten, zuweilen sogar sehr schön geflochten. Am hinteren Ende des Zügels befindet sich ein Peitschenriemen, den der gewandte Reiter um die rechte Seite nach links hinüberhängen läßt. Wie andere Bewohner Südamerikas und wie die Mexikaner, so liebt es auch der Chilene, alle Teile seines Reitzeuges so reich wie möglich mit Silberbeschlag zu schmücken, wodurch beim Reiten ein eigentümliches Geräusch entsteht. Besonders auffallend sind die großen, aus Silber gearbeiteten Anschnallsporen mit ihren riesigen Rädern.

Die Maultiere, die ihre Lasten stumm und geduldig durch die Menge tragen, werden wenig geschont, obwohl sie zu den nützlichsten Geschöpfen des Landes gehören. Namentlich haben diejenigen viel auszuhalten, die zum Lasttragen benutzt werden; der chilenische Packsattel ist nämlich außerordentlich plump und schwer, und gar manches der armen Geschöpfe wird daher wund gescheuert.

Die Lage Santiagos ist wunderbar schön; es ist von einem Frühlingsgarten umrahmt, den die zackenreichen, schneegekrönten Gipfel der Anden einschließen. So gleicht die Landschaft einem riesengroßen Blumenstrauße, den ein feingeschnittener weißer Rand umfaßt.

Wenn wir in Familien eingeführt werden, die den wohlhabenden Kreisen angehören, werden wir angenehm durch die Vorliebe derselben für die künstlerische Ausschmückung ihrer Wohnungen berührt. Die Treppenhäuser und Vorhallen ihrer Wohnungen sind durch Standbilder, Büsten, schöne Vasen und prachtvolle Gruppen der hier heimischen Pflanzen geziert. Die Stufen der Treppen bestehen fast immer aus Marmor von blendender Weiße, die Geländer zeigen reiche und schöne Schmiede- und Gußarbeit.

So kommt es, daß Santiago dem Fremden als schönste und vornehmste Stadt Südamerikas neben Rio de Janeiro erscheint, das allerdings die Nebenbuhlerin überstrahlt, denn für die Hauptstadt Brasiliens hat die Natur so viel gethan, daß sie einfach unvergleichlich ist.

Doch wir wollen Land und Leute kennen lernen und verlassen die schöne Stadt daher. Nach Landessitte thun wir dies zu Pferde. Ein solches edles Tier ist hier für 120—160 Mark zu haben, auch feines

europäisches Geschirr können wir zu kaufen bekommen; da uns Sennor Osorio, bei dem wir liebenswürdige Aufnahme auf Empfehlung unseres deutschen Freundes hin gefunden haben, aber auf die Vorzüge des chilenischen Sattels aufmerksam macht, wählen wir einen solchen und auch chilenisches Zaumzeug. Der höfliche Chilene ist nämlich, wie viele seiner vornehmen Landsleute, Bergwerksbesitzer, Eigentümer vieler wertvollen Haciendas (Landgüter) und zugleich Großkaufmann; er gedenkt, eine Anzahl seiner weitläufigen und in verschiedenen Provinzen zerstreut liegenden Besitzungen zu besuchen und will uns mitnehmen, um uns seine schöne Heimat und sein Volk kennen zu lehren. Im voraus macht er uns darauf aufmerksam, daß wir wahrscheinlich oft im Freien übernachten müssen und daß sich dann die Felle des chilenischen Sattels überaus nützlich erweisen werden.

Der Chilene liebt sein Pferd, aber er schont es nicht, wenn es besondere Anstrengungen gilt. So fliegen wir bald auf leidlich gut erhaltener Straße dahin, denn in Chile reitet man immer Galopp. Zwei Peonen (Knechte) mit einem Packtiere begleiten den Herrn. Ein buntes Bild nach dem andern rollt sich vor unseren Augen auf. Rechts und links von den Wegen liegen, von Bergen umrahmt, große Weideflächen, auf denen stattliche Rinder und mutige Pferde in großen Herden grasen. Auch Schafe kommen in Menge vor, denn das Landvolk braucht ihre Wolle zur Herstellung fast aller seiner Oberkleider! Welch ein bewegtes Leben auf den Flächen! Hier kämpfen zwei Bullen zornig miteinander, dort stiebt ein Pferdetrupp hurtig wie der Wind dahin, da weichen die ängstlichen Schafe scheu vor einem übermütigen Füllen zurück. Und dazu dieses Wiehern, Brüllen, Blöken in der Luft! Wachsam umkreisen die berittenen Hirten ihre Schutzbefohlenen, und wo sie, den Lasso schwingend, erscheinen, da ist die Ordnung schnell hergestellt. Jedes der halbwilden Geschöpfe kennt die gefürchtete Schlinge, und selbst die wütenden Bullen fürchten sich davor. — Nicht weniger anziehend ist das, was wir auf der Straße gewahren. Da galoppieren einzelne Reiter und ganze Trupps solcher Centauren, die mit ihren unermüdlichen Tieren verwachsen zu sein scheinen. Die Maultiere, welche von einem berittenen Treiber geleitet werden, folgen einer Leitstute, die ein Glöckchen am Halse trägt; sie befördern Holzsparren, die zu beiden Seiten herabhängen und dergestalt von ihnen halb getragen, halb geschleppt werden. Die armen Tiere sind recht ermüdet von der schweren Arbeit, aber Schritt für Schritt wandern sie bedächtig weiter. Hier hält ein anderer arriero (Maultiertreiber); er hat etwas an der Ladung des ihm anvertrauten Tieres zu ordnen und ihm deswegen, nach Landessitte, die Augen mit dem Poncho verbunden; sein Reittier steht ruhig mit vornüber geworfenem Zügel auf der einen Seite, sein Hund sitzt auf der anderen gelangweilt neben ihm. Am meisten fallen uns aber die plumpen, von Ochsen gezogenen Wagen auf, die mit dem Namen Karrete bezeichnet werden. Sennor Osorio erzählt uns nicht ohne Stolz, daß die Landleute solche Karreten ausschließlich aus Holz und ungegerbter Ochsenhaut arbeiten, daß nicht eine Spur von Eisen daran sei. Die Räder

sind von Baumstämmen abgeschnittene Scheiben und verursachen, wenn sie sich um die ungeschmierten Achsen drehen, ein wahrhaft ohrzerreißendes Kreischen. Eben fährt eine sehr große Karrete an uns vorüber; sie hat zwei gewaltige, wohl zwei Meter hohe, breitkranzige Speichenräder und eine starke Eichenachse; ein starkes Holzgebäude ruht darauf. Nach oben hin ist der so entstehende Raum durch ein leichtes aber festes, gewölbtes Dach geschützt. Sechs Paar Ochsen, die an Doppeljochen vorgespannt sind, bewegen das schwerfällige Fahrzeug langsam aber sicher vorwärts, obwohl das Innere des Wagens vollständig mit Frachtgütern vollgepackt ist. Der Fuhrmann sitzt im Vorderteil des Laderaumes und hat eine lange, vorn mit Eisenspitze versehene leichte Lanze aus Colihuerohr, einem bambusartigen Grase, in der Rechten. Eben hört ein Ochse nicht auf den mahnenden Zuruf des Mannes; hurtig bekommt er die Eisenspitze zu fühlen, und schleunigst setzt sich der träge Bursche nun in schnellere Gangart Das Futter für die Tiere hat der Treiber auf das Dach des Wagens geschnürt. — Dort kommt ein Trupp Reisender, in dessen Mitte eine schöne Dame auf feurigem Pferde galoppiert. Hier naht ein neunsitziger Postwagen, vor den sechs Pferde gespannt sind; der Kutscher sitzt auf dem Bocke und lenkt von dort aus mit großer Sicherheit und Ruhe. In diesem zweiräderigen und zweisitzigen Einspänner (birloche) haben zwei Damen Platz gefunden; der Kutscher reitet auf der linken Seite des Zugpferdes und hat sein eigenes Reittier mittelst eines Stranges und Hakens gleichfalls am hinteren Teile der Schere befestigt, so daß es ihn tragen und beim Ziehen helfen muß. So schwer glaublich es klingt: der Mann hält seine Tiere und seinen Wagen in flottem Gange.

In solcher Art ziehen immer neue Bilder in buntem Wechsel an uns vorüber; besonders die eigentümliche malerische Tracht der Männer, um deren Schultern der äußerst praktische Poncho flattert, auf deren Haupt verschieden gestaltete Hüte und Mützen sitzen, fesselt unsere Aufmerksamkeit.

Da tönt wildes Geschrei, Wiehern und Hundegekläff vor uns; durch die Chilenen zuckt es wie ein elektrischer Schlag. Näher und näher hallt das Getöse; laute Rufe werden hörbar: „El leon! el leon!“ Wie wenn ein Erdbeben den Boden erschütterte, so schwankt und dröhnt er unter unseren Füßen. Etwa vierzig Reiter und zahllose Hunde brausen dort über die Fläche. Wunderliche Geschöpfe, diese chilenischen Hunde, von denen man auf jeder ländlichen Besitzung mindestens einige antrifft! Erst wenn man sie genau ansieht, ist in einzelnen von ihnen der treue Hausgenosse noch zu erkennen — so sehr sind alle Rassenunterschiede bei ihnen verwischt. Auch Sennor Osorio und seine beiden Peonen schließen sich, als echte Chilenen, der wilden Hetzjagd an, die in der That einem amerikanischen Löwen, einem Puma, gilt. Wo dieser den Ziegen, Schafen, Kälbern und dem Federvieh so gefährliche, die Größe eines starken Fleischerhundes erreichende katzenähnliche Räuber sich in einer nur einigermaßen belebten Gegend sehen läßt, da schwingt sich, wie uns der ungern zurück-

bleibende Treiber des Packtieres erzählt, jeder Mann sofort auf sein Pferd. Mit dem gellenden, unablässig wiederholten Rufe: „El leon! el leon!“ jagt er dem flüchtenden Kuguar nach. Sobald die Hunde den wohlbekannten Ruf hören, schließen sie sich heulend an; von allen Seiten her sprengen erregte Männer, hetzen gierige Kläffer. So wächst die wilde Jagd von Minute zu Minute; an Stelle eines zurückbleibenden Reiters treten mindestens zwei andere, neu herzustürmende, und da auf vielen Landgütern 20—30 Köter gehalten werden, wird die Meute überaus zahlreich.

So entwickelt sich die Hatz auch jetzt; die Rosse setzen wie Hirsche über Gräben, Hecken, Umfriedigungen und sonstige Hindernisse; für sie giebt es kaum Schwierigkeiten, und die meisten von ihnen haben überdies schon mehr solcher tollen Rennen mitgemacht. Den Reitern aber erweckt die halsbrecherische Jagd lebhaftes Vergnügen statt schwachherziger Sorge, denn fast alle Chilenen sind sattelfeste, unerschrockene Reiter. Dort stürzt einer der kühnen Männer; sein Roß rennt nicht weiter, es bleibt ruhig neben ihm stehen. Durch die Erfahrung gewitzigt, weiß das kluge Tier, daß es beim Weiterjagen leicht auf das früher beschriebene lange, als Peitschenriemen dienende Zügelende tritt und sich infolge des dadurch entstehenden Ruckes leicht den Gaumen durch das überaus scharfe Galgengebiß verletzt. Die chilenischen Pferde haben diese Gewohnheit sämtlich, aber sie entspringt nicht der Anhänglichkeit an den Reiter, sondern nur der Furcht vor der erwähnten Schädigung. — Die übrigen Männer stieben, ohne sich im mindesten um den Gestürzten zu kümmern, mit der Schnelle der Vögel, die kreischend vor dem wilden Haufen hersausen, weiter. Der verfolgte Kuguar wendet alle nur möglichen Kniffe an, um sich der gefährlichen Verfolgung zu entziehen, namentlich schlägt er wiederholt Haken und führt dadurch Männer wie Hunde irr. Doch bald ist seine Spur wieder gefunden, und mit verdoppeltem Eifer geht es hinter dem schlauen Räuber her. Wieder und wieder schlägt er Haken, aber die Männer erkennen dies mit Jubelgeschrei, denn sie ersehen daraus, daß der anfänglich immer geradeaus laufende Bandit zu ermüden beginnt. Jetzt hemmt ihn ein blitzender See; wie alle Katzenarten das Wasser scheuend, biegt er zur Seite und kommt auf Sennor Osorio los. Dieser jagt ihm mit wildem Geschrei entgegen, der Puma stutzt, wendet sich und versucht so zu entkommen; aber seine Erschöpfung ist bereits so groß, daß er nach jedem Satze einige Augenblicke keuchend rasten muß. Bis auf etwa fünfzehn Schritte ist der Chilene heran; da wirbelt der Lasso um das Haupt des Reiters, schnürt sich einer Schlange gleich um den Hals des Raubtieres, und hochaufbäumend wendet sich gleichzeitig das Roß gedankenschnell. Wie ein Pfeil saust es rückwärts, den Kuguar am Lasso nachschleifend; der bald genug erdrosselte Räuber wird von den jubelnd herzueilenden anderen Reitern noch mit Knütteln und Messern bearbeitet, mit großen Steinen geworfen, bis der Rachedurst vollständig gestillt ist. Ein Peon Osorios jagt zum nächsten Richter, um die Geldprämie zu holen, die auf Erlegung

eines Puma gesetzt ist. Die übrigen Jäger reiten nach einer nahen fonda (Wirtshaus) und lassen sich den Wein, den man ihnen aufs Pferd reicht, gut schmecken; dann jagen sie hinweg. Bald kommt der Peon vom Richter zurück, und Sennor Osorio nimmt die unbedeutende Summe mit demselben Stolze in Empfang, der die Brust eines europäischen Generals beseelt, wenn ihm ein hoher Orden angeheftet wird.

Weiter geht unser Ritt durch das fremde, immer neue Schönheiten vor unseren staunenden Blicken enthüllende Land. Gegen Abend gelangen wir auf eine Hacienda des Sennor Osorio; hier gedenkt er einige Tage zu verweilen, um nach dem Stand der Felder und der Herden, die droben im Gebirge weiden, zu sehen und um mit seinen Inquilinos abzurechnen. Wir lernen hier wieder ein Stück eigenartigen chilenischen Lebens kennen, namentlich in der Lage der ebengenannten Klasse von Leuten.

Wie wir auf dem Wege schon gesehen haben, sind die Landgüter fast sämtlich von einer größeren oder geringeren Anzahl kleiner Gehöfte umgeben; darin hausen die Inquilinos mit ihren Familien. Das sind Leute, die in einem höchst eigentümlichen Verhältnisse zu den reichen Grundherrn stehen, in einem Verhältnisse, wie man es im freien Chile kaum für möglich halten sollte. Die Einnahmen der großen Herren aus den Gütern sind meist sehr beträchtlich, denn sie erreichen jährlich die Summe von 150 000 Mark und darüber. Geld aber verleiht überall Macht, auch in der Republik, und so vermag denn auch die freie Verfassung Chiles nicht zu verhindern, daß ein Teil seiner Einwohner thatsächlich in einer Art Leibeigenschaft lebt — eben jene Inquilinos. In die Lage eines solchen kann der Mann auf gar mancherlei Art gelangen; der Haciendero tritt ihm z. B. ein Stück seines großen Landbesitzes ab und verpflichtet ihn, als Zins dafür einen Teil seiner Ernte abzuliefern; oder er leiht ihm in Zeiten der Not eine Geldsumme, die der Mann bei seiner Armut niemals zurückzahlen kann; oder er verabfolgt ihm aus seinem Kramladen allerhand, zum Teil unnütze, Dinge auf Borg, so z. B. teure Kleiderstoffe für Frau und Töchter, Schmucksachen, silberne Sporen, Zierate für Sattel- und Zaumzeug, Ackergerätschaften, Charqui (an der Luft getrocknetes Ochsenfleisch), Zucker, Öl und tausenderlei andere Dinge. Gewöhnlich verlangt der Haciendero dann, daß ihm der Inquilino eine gewisse Anzahl von Diensten unentgeltlich leistet; so muß er eine bestimmte Zeit auf dem Felde des Herrn arbeiten, muß Holz fahren, Getreide ausdreschen, Wege besorgen, das Vieh mit aus dem Gebirge heruntertreiben u. s. f. Da nun der Chilene im allgemeinen ein leichtlebiger Mensch ist, verschlechtert ein solcher abhängiger Mensch seine ohnehin üble Lage meist noch durch Unbesonnenheit; er kauft nach und nach immer mehr von dem tausenderlei Tand in dem Laden seines Herrn. Weil man ihm bereitwillig borgt, denkt er gar nicht daran, daß seine Schuld dadurch riesig wächst und daß er sie deswegen niemals bezahlen kann. Verkauft der Haciendero sein Gut, so werden die Inquilinos gewissermassen mitverkauft, weil sie niemals imstande sind, ihre Verbindlichkeiten durch Bezahlung zu lösen. Dann sind die armen

Burschen glücklich, wenn der neue Herr ihre Schulden an den alten bezahlt und wenn sie dafür als Inquilinos in den Dienst des künftigen Besitzers übergehen dürfen, was natürlich unter der Voraussetzung geschieht, daß sie mit der ausgezahlten Summe Schuldner des letzteren werden.

Es ist ein höchst eigentümliches Verhältnis, das ganz an die Lage unserer Fron- und Zinsbauern im Mittelalter erinnert. Selbst wenn der Haciendero ein wohlmeinender Mann ist, zeitigt es keine guten Früchte; der Inquilino bleibt selbst dann vollkommen abhängig und unfrei, arm und ungebildet; er hat kein Interesse für die allgemeinen Angelegenheiten, für das Staatsleben, und nicht mit Unrecht hat man behauptet, manche schädliche Neigungen und einzelne unangenehme Eigentümlichkeiten im Wesen der niederen Volksklassen wurzelten in dieser Einrichtung, so die Armseligkeit der Wohnungen und die zuweilen haarsträubende Unreinlichkeit darin. Der Inquilino schwebt ewig in einer peinlichen Ungewißheit über seine Lage, da er niemals weiß, wie lange sein Verhältnis zu dem betreffenden Grundherrn dauern wird. Und doch ist, wie wir schnell genug wahrnehmen, eine Änderung in dieser beklagenswerten Lage der Dinge nicht bald zu erwarten. Die eigentümlichen klimatischen Verhältnisse des Landes machen nämlich künstliche Bewässerung zum erfolgreichen Betriebe des Ackerbaues notwendig; solche Einrichtungen erfordern aber beträchtlichen Geldaufwand, den der armselige Inquilino natürlich nicht ermöglichen kann, weswegen eben nur reiche Herren erfolgreich Landwirtschaft auf großen Gütern betreiben können.

Betrachten wir uns das Besitztum eines solchen Inquilino einmal etwas genauer! Es ist für solch' einen armen Burschen schon eine stolze Wohnung, die wir dort vor einem lichten Gehölz erblicken; wenige Balken und kunstlos hergestellte Lehmwände, sowie ein mit Rohr gedecktes Dach bilden die einfache Behausung. Auf der nördlichen Seite befindet sich ein kleiner, mit Reisig und getrocknetem Laube belegter Lattenvorsprung, unter dem die einzige Thüre in das Innere führt. Die Fenster fehlen vollständig; wenn die vorhandenen Lichtöffnungen geschlossen werden sollen, geschieht es durch einfache hölzerne Läden. Vor dem Hause gewahren wir einen freien Platz, auf dem eine Vertiefung in die Erde gegraben ist; halbverkohlte Holzstücke sowohl, wie ein daneben stehender Kochtopf sagen uns, daß die Hausfrau hier ihre einfache Kochkunst zuweilen betreibt. Nicht weit von dem ärmlichen Besitztum tollt ein munterer, klarer Gebirgsbach abwärts, und etwa fünfzig Schritte dahinter beginnt der höchst eigentümliche Wald, unter dem man sich in dieser Gegend Chiles beileibe keinen undurchdringlichen Urwald denken darf, wie man ihn z. B. in Brasilien findet. Dort grünen allerhand bei uns unbekannte Bäume, so der Seifenbaum, dessen Rinde allgemein als Waschmittel gebraucht wird, ferner die stolze Pöppigia mit tief dunkelgrünen Blättern und stachelbewehrten Ästen und viele andere. Allerhand nicht minder fremdartige Sträucher mit hübschen, zum Teil auch auffälligen Blattformen breiten sich darunter aus; auch sie haben gar manches Eigentümliche, so die Loranthus- und Tupaarten, deren spröde Blütenstengel

wie Glas zerbrechen, wenn man sie zu biegen versucht. Hin und wieder sind Bäume wie Sträucher ganz von Schlingpflanzen mit zierlichen Blättern und Blüten überzogen. Wo der Wald einen weiteren Raum zu überblicken gestattet, kann man im Vordergrunde dunkelbewaldete Berge, weiter zurück aber die mächtigen, schneegekrönten Gipfel der Cordillera alta, der hohen Cordillera, schauen. Nach Norden zu schweift unser Auge über gesegnete Fruchtfelder, Pfirsich- und Apfelbaumpflanzungen; ein breiter Feigenbaum aber streckt seine Arme wie segnend über das friedliche Besitztum. Hof und Stallungen fehlen ganz, der Wald muß beide ersetzen; in ihm leben Rind und Pferd, Esel und Maultier, Schwein und Huhn verträglich nebeneinander, und ihr idyllisches Dasein wird nur gestört, wenn vielleicht einmal ein Puma einbricht. Dieser vierfüßige Bandit stellt den Hühnern mit besonderer Vorliebe nach, aber die unvermeidlichen Hunde, die sich auch der arme Inquilino hält, wehren dem Einbrecher meist mit Erfolg.

Nicht alle Wohnungen der armen Landleute sind so beschaffen, wie die eben geschilderte; manche unter ihnen haben nur aus Rohr und Gezweig geflochtene Wände und in ähnlicher Art hergestellte Dächer, weswegen sie einen überaus kläglichen Eindruck machen.

Auf der Hacienda des Sennor Osorio können wir das chilenische Landleben nach allen Seiten hin gründlich kennen lernen, zunächst den Rodeo, das jährlich wiederkehrende Viehtreiben, dann eines der beliebtesten ländlichen Feste, das Rinderschlachten, Matanca genannt.

Es ist ein schöner, sonniger Tag; nicht weit von den Vorbergen der Cordilleren sitzt der Haciendero mit seinen Gästen, jungen, vornehmen Leuten aus der Nachbarschaft, die sich ein ritterliches Vergnügen daraus machen, an diesem Tage zu helfen, im Schatten eines einzelnen mächtigen Baumes. Man frühstückt und zwar eines der beliebtesten und schmackhaftesten chilenischen Gerichte: carne con cuero (wörtlich: Fleisch mit Haut). So köstlich diese Speise schmeckt, so eigentümlich ist ihre Bereitungsweise. Man verfährt dabei auf folgende Art: ein kräftiges, fettes Kalb wird geschlachtet und ausgeweidet; dann zieht man die Haut sorgsam bis auf einen schmalen Längsstreifen, der über den Rücken des Tieres läuft, herunter. Alsdann thut man Leber, Herz und Nieren des Tieres, sowie Zwiebeln, Kartoffeln, Maiskörner, Salz, Pfeffer, Küchenkräuter u. s. w. in das entleerte Innere. Hierauf wird der Leib des Tieres geschlossen und zugenäht. Indes ist von den Peonen eine ziemlich tiefe Grube ausgehöhlt und mit Steinen ausgelegt worden, auf denen ein mächtiges Feuer entzündet wird. Sobald die Steine heiß genug geworden sind, schütten geschäftige Hände Laub auf das Feuer und ersticken dasselbe dadurch. Auf die so gebildete Blätterunterlage wird das gefüllte Kalb gelegt und mit Laub bedeckt; dann schließen die dienstbaren Geister die Grube mit Steinen und einer Erdschicht. Ist das Tier lange genug in solcher Art eingeschlossen gewesen, so daß man auf Grund früherer Erfahrungen annehmen kann, es werde in seinem eigenen Safte gar gebraten sein, so holt man es hervor, nimmt das Füllsel heraus, löst das Fleisch und hat nun das herrlichste Gericht von der Welt.

Die Gesellschaft unter dem Baume, die sich indes bedeutend vergrößert hat, spricht dem leckeren Gerichte wacker zu; alle sind in heiterster Laune, denn sie freuen sich auf den Rodeo mit seiner wilden Aufregung. Alljährlich werden nämlich die Rinderherden nach den Haciendas in die Ebene hinabgetrieben. Dort zählt man sie, zeichnet die noch nicht gebrannten Tiere, giebt solche, die nach dem eingebrannten Zeichen anderen Hacienderos gehören, ihren rechtmäßigen Herren zurück und wählt eine größere Anzahl zum Schlachten aus. Die chilenischen Rinder liefern viel und vortreffliches Fleisch, werden aber nur selten fett. Einige Monate nach dem Rodeo feiert der Gutsbesitzer dann seine Matanca, das Schlachten der Rinder, eines der beliebtesten ländlichen Feste.

In unserer unmittelbaren Nähe befinden sich zwei geräumige Einzäunungen, sogenannte Corrals, die zur Aufnahme der Herden bestimmt sind. Der größere Corral ist aus starken, festeingerammten Pfählen gebildet, der kleinere durch eine Mauer aus großen Lehmziegeln, sogenannten Adobes; in den ersteren werden die ausgewachsenen Tiere getrieben, in den letzteren die Kälber, diese zu dem Zwecke, sie mit dem Brandzeichen des Eigentümers zu versehen. Das ausgesuchte Schlachtvieh behält man, wenn die Herde nach den Bergen zurückgetrieben wird, in der Ebene und läßt es hier bis zur Matanca weiden.

Die Gesellschaft unter dem Baume lacht und scherzt lebhaft miteinander, behält aber einen bestimmten Punkt des Gebirges dabei beständig im Auge. Plötzlich stößt einer der jungen Männer einen gellenden Schrei aus, springt wie besessen von seinem Sitz empor, schwingt sich hastig in den Sattel seines unfern regungslos harrenden Pferdes und jagt dem Gebirge zu. Im Nu ist alles zu Roß und folgt ihm mit dem Jubelrufe: „Sie kommen! Sie kommen!“ So hetzt die Gesellschaft gleich einem wütenden Dämonenheere den Vorbergen zu, der nahenden Herde entgegen. Der Weg geht über eine unebene, holperige Fläche ohne jegliche Spur von Anbau; nur kurzes, dürftiges Gras und die stachelbewehrte Espinna fristen ihr kümmerliches Dasein auf dem kärglichen Boden. Da wir inzwischen sicher reiten gelernt haben, können wir dem wilden Schwarme folgen. Weiterhin sehen wir wie im Traume fruchtbare Felder, kleine Gehölze, ländliche Gehöfte, Fruchtbäume aller Art und sogar die silbern glitzernden Verzweigungen eines zur künstlichen Bewässerung des Landes abgeleiteten Gebirgsbaches. Von der hohen Cordillere sind nur einzelne Gipfel, um die leichte Wolken flattern, sichtbar; sie leuchten märchenhaft, wunderbar in den Strahlen der Sonne. Die Chilenen vor uns haben kein Auge für diese hohen landschaftlichen Schönheiten, wenigstens in diesem Augenblicke nicht; sie sehen nur die gewaltige Herde von 5000 Rindern, die jetzt aus den Bergen hervorbricht. Acht Paar vollständig zahme Leitochsen traben voraus; sie tragen schwere, breite Joche zwischen sich, woran bereits mehrere störrische Stiere mit Lassos festgebunden sind. Die ungeheure lebendige Masse wird rastlos von 10 berittenen Vaqueros und 25 Peonen umkreist. Der erste Blick schon lehrt, wie unendlich schwer es ist, eine so große Herde wilder,

unbändiger Tiere in Ordnung zu halten. Die Männer haben unablässig mit den Wurfschlingen und den langen, lanzenähnlichen Stachelstöcken zu thun, um die zornigen Stiere am Ausbrechen zu hindern. Die Leute sehen daher sämmtlich erschöpft und bestaubt aus, einzelne sind sogar mit Blut bedeckt; die matten Pferde vermögen die ausbrechenden Flüchtlinge nur mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte einzuholen, und die Hilfe der jungen vornehmen Herrn kommt daher sehr erwünscht.

Ist das ein buntes, lebendiges Bild! Wie toben und brüllen die unbändigen Wildlinge! Sie scheinen um so ungebärdiger und widerspenstiger zu werden, je näher sie der verhängnisvollen Umzäunung kommen. Wie behend und sicher jagen die tollkühnen Reiter um die Herde, ihre Tiere mit gellendem Zurufe anfeuernd und die fluchtbereiten Stiere mit demselben Rufe schreckend! Wie wunderbar sicher schleudern sie den Lasso, diese von allen Tieren Chiles so genau gekannte und so sehr gefürchtete Waffe! Und wie sehr fühlen sich die jungen vornehmen Männer in ihrem Element! Wie gern verrichten sie ihre in jenen Gegenden allgemein für ritterlich geltende Arbeit, die ihnen bei uns vielleicht den Spottnamen „Viehtreiber“ eintragen würde! Einer scheint den anderen in freudigem Eifer, in kühnen Reiterkünsten, in geschicktem Gebrauche des Lasso übertreffen zu wollen! Aller Augen glühen in wilder Lust. Eben bricht dort einer der wilden Stiere aus! Im Nu wirbelt ein Lasso und legt sich um den Hinterschenkel des Flüchtlings, im gleichen Augenblicke bäumt das wohlabgerichtete Pferd hoch auf und bleibt straff auf derselben Stelle stehen, mit den Hinterschenkeln fast den Boden berührend. Ein Ruck am Lasso — und der flüchtige Stier stürzt hilflos zu Boden. Wenige Minuten später ist das umschnürte Bein an ein Horn des Wildlings gebunden und das starke Geschöpf infolge davon vollständig ohnmächtig.

Die Fluchtversuche der Tiere nehmen jetzt immer mehr zu, da die meisten von ihnen den bereits deutlich sichtbaren Corral von früher her gut genug kennen. Einer der Reiter wird mit seinem Pferde von einem ausgebrochenen Stiere niedergeworfen; wilde Schreckensrufe ertönen, denn der Mann schwebt, nur durch den Leib seines treuen Rosses gedeckt, in größter Lebensgefahr. Da stiebt ein anderer herzu; im Nu wendet sich das rasende Untier gegen ihn und reißt seinem Pferde mit einem einzigen, gewaltigen Stoße der kurzen, aber spitzen Hörner den Leib auf. Doch der Reiter hat sich behend abgeschwungen, gewandt stößt er dem Ungetüm sein langes Messer ins Herz, daß es blitzschnell mit dumpfem Röcheln zusammenbricht.

Nun ist die Herde in den Corral eingetrieben; man wählt das Schlachtvieh aus, schickt die zugelaufenen Tiere ihren rechtmäßigen Herren zu und brennt den Kälbern den Namenszug des Sennor Osorio ein. Dann wird die Umzäunung wieder geöffnet, aber die Rinder betrachten das Thor mit unverkennbarem Mißtrauen. Endlich treten einige der keckſten Stiere hinaus, sehen sich argwöhnisch um, brüllen zornig, stampfen den Boden, senken den Kopf und stieben gleich darauf mit hochgehobenen Schwänzen in rasendem Laufe der fernen Cordillera zu. Nun hetzen die übrigen Tiere wie besessen

hinter jenen Führern drein. Wer einer solchen Herde begegnet, muß entweder schleunig ausweichen, oder, wenn dies nicht möglich ist, so lange vorausjagen, bis es ihm möglich wird. Verabsäumt er dies, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß er unter den Hufen der rasenden Geschöpfe zerstampft wird. Hirten und Peonen jagen hinter den Tieren drein, und bald ist die wogende Masse im Gebirge verschwunden.

So haben wir wieder ein höchst eigentümliches Stück chilenischen Landlebens kennen gelernt. Wenn wir längere Zeit auf der Hacienda verweilen, sehen wir bald, wie ungemein wichtig Landwirtschaft und Viehzucht für den ganzen Staat sind, daß sie in den mittleren und südlichen Teilen den Haupterwerbszweig bilden.

Wie angenehm ist Centralchile wegen seines Klimas! Man kann es mit dem wunderbar milden der Insel Madeira vergleichen, die ja gerade dieser Eigentümlichkeit wegen so häufig von Brustleidenden besucht wird. Diese paradiesische Milde des Klimas macht den Aufenthalt und die Ansiedelung in dem schönen Lande sicher mit besonders angenehm, und daher erklärt es sich wohl auch, daß so viele Deutsche in Chile ansässig geworden sind. Schade, daß die Entstehung eines freien, kräftigen Bauernstandes durch die früher erwähnten Eigentümlichkeiten gehindert wird! Manche Übelstände würden dadurch sicher verschwinden.

Die fruchtbaren und gut bewässerten Gegenden sind überall sorgfältig angebaut. Bei unseren Ausflügen mit dem liebenswürdigen, überaus gefälligen Sennor Osorio sehen wir, daß alle Kulturpflanzen Europas im glücklichen Chile angebaut werden können, vor allem unsere Getreidearten — immer vorausgesetzt, daß ihnen das Klima der betreffenden Gegend zusagt. Wir lernen wohlschmeckende Früchte kennen, die wir nie zuvor genossen; wir ergötzen uns an köstlichen Trauben und Äpfeln, wir sehen Erdbeeren von der Größe einer Walnuß. Wogende Weizenfelder verraten, wie ergiebig der Boden ist. Weizen dient vom groben Schrot bis zum feinsten Kunstmehl als vielbenutztes Nahrungsmittel; man röstet ihn aber auch und er liefert dann, auf Handmühlen gemahlen, die besonders in den südlichen Landesteilen beliebte farina tostada. Doch auch die noch milchigen Körner werden zur Bereitung verschiedener Speisen benutzt, ebenso ausgereifte in Graupenform; ja, sogar zur Branntweinbrennerei und Stärkefabrikation verwertet der umsichtige Chilene die wertvolle Getreideart bereits. Auch die wohlbekannte Gerste wird in großem Umfange angebaut, nächst dem Weizen sicher am meisten. Man füttert das Vieh damit und bereitet ganz trinkbares obergäriges Bier daraus. Roggen und Hafer finden wir namentlich bei unseren im Süden angesiedelten Landsleuten; in neuerer Zeit wird auch der Mais, und zwar mit vortrefflichem Erfolg, in großer Menge gezogen.

Wir bewundern den Reichtum des Landes, aber unser chilenischer Gastfreund macht uns bemerklich, daß nicht alle Gegenden des Staates so glücklich daran sind, wie die Mittelprovinzen; der Norden leide zuweilen an furchtbarer Dürre, der Süden, in dem ja so viele Deutsche heimisch seien, durch schwere, auch im Sommer andauernde Nebel.

Ist's Erntezeit, so können wir auch einmal auf echt chilenische, höchst originelle Art dreschen sehen. Ein Raum wird leicht umzäunt, dann breitet man das Getreide darin aus; das alsdann noch übrig bleibende wird in der Mitte zu einem Haufen aufgesetzt. Das Ausdreschen erfolgt nun nicht etwa durch Menschenkraft und mit Dreschflegeln, wie bei uns üblich; der Chilene macht es sich bequemer. Er treibt die Herde der Mutterpferde, die man nicht als Reittiere, sondern nur zur Zucht benutzt, in den eingefriedigten Raum, und nun beginnt eine wilde Hatz. Außen am Zaune halten rundum Reiter, rennen halbwüchsige Bursche, Knaben und Hunde; innen jagt ein Peon mit wildem Geschrei und drohenden Gebärden hinter den flüchtigen Geschöpfen her, und die außen Befindlichen helfen auf alle mögliche Art mithetzen. Es ist ein buntes, bewegtes Bild, und der Vorgang erinnert lebhaft an die Art, wie auch altorientalische Völker die Körner aus den Ähren gewannen. Endlich ist die wilde Jagd vorüber; das Stroh ist sehr zertreten und zerkleinert und wird im Winter zur Viehfütterung verwertet. Sennor Osorio verwendet schon Dreschmaschinen auf den Gütern. Er erzählt uns auch, daß man der Fruchtbarkeit des Bodens in kluger Voraussicht bereits nachzuhelfen beginnt, indem man, wo die Natur dies nicht durch den feinen, von der künstlichen Bewässerung mitgeführten Schlamm besorgt, da und dort düngt. Er selbst beklagt es, als weiter schauender, einsichtiger Mann, daß der Grundbesitz in so wenigen Händen ist. Wir erfahren durch ihn, daß keine der großen Haciendas verkauft werden darf, so lange noch ein Glied der betreffenden Familie lebt, und daß auch der Verkauf von Teilen nicht gestattet ist. Einzelne der großen Güter hätten einen Umfang wie manche unserer deutschen Fürstentümer. Gerade durch diese auffallend große Ungleichheit im Grundbesitz aber drohe dem Staate eine sich ab und zu jetzt schon meldende Erschütterung; an solchen Verhältnissen könne der einzelne aber beim besten Willen nichts ändern.

Der Augenschein lehrt uns, daß man auch Hülsenfrüchte in großer Masse baut, namentlich Bohnen, die ein Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung liefern; man kocht diese Erzeugnisse des Pflanzenreiches und ißt sie, auch völlig kalt, immer wieder mit Behagen, ja, die chilenischen Bergleute nähren sich bei ihrer schweren Arbeit fast ausschließlich von Hülsenfrüchten. Die Kartoffeln sind für dieses Land nicht so wichtig, wie für viele Gegenden Europas. Der Tabak lohnt die aufgewendete Mühe reichlich, und die Seilerwaren aus chilenischem Hanf erweisen sich als vortrefflich; der Hopfenbau kommt nur in geringem Umfange vor.

Und welch' eine Fülle köstlichen Obstes liefert Chile! Was wir davon in der Heimat kannten, das finden wir in diesem glücklichen Lande wieder. Da treffen wir zunächst den wohlbekannten Apfel; der Baum, der ihn trägt, ist hier verwildert und bildet ganze Waldungen, liefert aber noch wohlschmeckende Früchte. Namentlich in den südlichen Gegenden des Staates bereitet man ungeheure Mengen von Obstwein daraus, und zur Zeit der Apfelernte sind nach Gerstäckers Erzählung alle Bewohner der Indianerdörfer in der noch nicht unterworfenen Landschaft Araucanien wochenlang

berauscht. Pfirsiche, Walnüsse und Mandeln erntet der Chilene in solcher Menge, daß man noch auszuführen vermag; gedörrte Birnen spielen eine Hauptrolle auf dem Speisezettel der Landbevölkerung, getrocknete Feigen hingegen auf demjenigen der Bergleute. Der Olivenbaum liefert köstliches Speiseöl, kommt aber noch nicht so häufig vor, wie es wünschenswert ist. Und trefflich gedeiht das edelste Gewächs, die Rebe! Der chilenische Wein ist von vorzüglicher Güte und wird denn auch so gern getrunken, daß das Land noch nicht so viel hervorbringt, wie die Verehrer des herrlichen Getränkes vertilgen. Schon die Traube ist ein Gegenstand eifrigen Verlangens, sogar unter den Tieren; selbst Füchse, Hunde und andere Vierfüßler suchen sie zu ergattern, und man zieht den Weinstock deswegen oft hochstämmig, daß solche Näscher nicht zu den Trauben gelangen können. Leider wird der edle Trank, den die köstliche Beere des Sonnenlandes liefert, oft durch unachtsame Behandlung verdorben, wie wir auf unseren Streifereien mit Bedauern wahrnehmen. Häufig bewahrt man den Wein nämlich noch in großen, bis zwei Meter hohen Thongefäßen auf und schüttet, um ihn von der Luft abzuschließen, wie in Italien, eine Schicht Olivenöl oben auf. Wenn man kleine Mengen von einem Orte zum andern schaffen will, geschieht dies oft in Lederschläuchen. Aus all' diesen Gründen ist der gewöhnliche Landwein nicht hervorragend gut, obwohl er es nach seiner ursprünglichen Beschaffenheit sein könnte. Gegenwärtig bürgert sich mehr und mehr die Aufbewahrung in Holzfässern ein und man bemüht sich, den edlen Saft durch Sorgfalt auch zu voller Güte zu entwickeln. Einzelne Gegenden liefern ganz vorzügliche Muskatellertrauben für die Tafel, und in den Thälern des Copiapo und Huasco bereitet man aus den Weinbeeren ausgezeichnete Rosinen.

Ein höchst wertvoller Nutzbaum Chiles ist die dort heimische Palmenart. Alles daran läßt sich verwerten: die Blätter, die Früchte, der Saft und die holzigen Teile. Aus dem Safte von einem Meter Stammlänge kann man fast einen Centner des beliebten Palmhonigs gewinnen.

Gemüse baut man nur in der Umgebung der Städte in größerer Menge; Melonen dagegen werden, wie schon erwähnt wurde, in oft überreicher Masse gewonnen. Von den Gewürzpflanzen erfreut sich der spanische Pfeffer besonders großer Beliebtheit; der Chilene ist ihm so zugethan, daß er ihn allen Speisen zusetzt — eine Gewohnheit, an die sich der Fremde erst gewöhnen muß. Die einheimische Erdbeere wird häufig angebaut und lohnt die aufgewendete Mühe reichlich, denn sie erlangt fast die Größe einer Walnuß. In vielen Gegenden kommen Haselnußstauden vor, die sehr große Nüsse tragen, die sogenannten Avellanas; der Eingeborene genießt sie, nachdem sie geröstet worden sind, gern mit neuem Wein. Sie haben hochrote, später tiefschwarze Schalen und lassen sich leicht öffnen. Wegen ihres vortrefflichen Geschmackes führt man sie jetzt auch nach anderen Ländern aus.

Wenn wir mit unserem freundlichen Wirte in der Gegend streifen, macht er uns auf noch gar vieles Interessante aufmerksam, so auf die bedeutsame Thatsache, daß man in den hochgelegenen Gegenden der Viehzucht besondere Sorgfalt zuwendet. Dort sind die Sommer zu kurz, den lohnenden

Ackerbau zu gestatten; auch in denjenigen Gegenden des Landes, die weiter vom großen Verkehr liegen und der guten Straßen noch entbehren, muß die Viehzucht die Bevölkerung ernähren.

Der Chilene hat in dieser Hinsicht einen großen Vorteil vor dem Landwirt in unseren Gegenden voraus; er braucht, weil das Klima so mild ist, keine Stallungen. Das ganze Jahr hindurch, in jedem Wetter treiben sich die halbwilden Tiere im Freien herum. Nur wenn eine Anzahl zum Schlachten oder zur Zähmung abgesondert werden soll, treiben die kühnen Reiter sie in der beschriebenen Art zusammen, eine fast unbegreifliche Sicherheit im Reiten und im Gebrauche des Lasso entfaltend.

Das Leben auf einem „Viehgut“ bietet mancherlei Stoff zu Beobachtungen. Die große Matanca (Rinderschlachten) ist z. B. vorüber. Es gilt jetzt, die ungeheuern Fleischmassen so aufzubewahren, daß sie einen großen Teil des Jahres hindurch vorhalten. Bei uns wird das Fleisch zu diesem Zwecke eingepökelt; anders verfährt man hier. Geschäftige Hände schneiden es in dünne Scheiben, worauf es zum Dörren der Luft ausgesetzt wird. Nachdem es ausgetrocknet ist, heißt es Charqui und eignet sich ganz vorzüglich zur Verproviantierung für Reisen. Die Häute der geschlachteten Tiere werden in Gerbereien zu Leder verarbeitet; man bedient sich dazu der Rinde des lorbeerblättrigen Linguebaumes, oder auch der Hülle des Muermo und Maiten. Das mit Lingue gegerbte chilenische Sohlleder steht über dem besten deutschen. Käse bereitet der chilenische Landmann wenig. Dagegen gehört der berittene Milchmann sozusagen zu den besonderen Eigentümlichkeiten des Landes. Er sitzt stolz zu Roß, reitet täglich zu seiner in der Stadt wohnenden Herrschaft oder auch zu festen Kunden, die ihm seine in lederumhüllten Kannen befindliche Ware abkaufen. Nicht selten erleidet die Flüssigkeit unterwegs eine höchst unerwünschte Veränderung. Unter dem Einflusse der Wärme und infolge der Schüttelbewegung verwandelt sie sich nämlich in eine geronnene Masse, die dann natürlich nicht mehr zu dem ursprünglich im Auge gehabten Zwecke verwendet werden kann.

Butter und Käse werden, wie schon erwähnt, verhältnißmäßig wenig bereitet, der gemeine Mann vermißt sie auch nicht; er ist mit dem feinen weißen Brote, das man im ganzen Lande ißt, vollkommen zufrieden. Nur zuweilen verzehrt er etwas Käse zu dieser Hauptspeise.

Wunderbar erscheint es uns, den an europäische Verhältnisse Gewöhnten, daß auf den großen Gütern zeitweise nicht ein Tropfen Milch zu haben ist, obwohl sie Hunderte von Kühen halten. Die Tiere liefern das wohlschmeckende und erfrischende Nahrungsmittel nämlich nur in der Zeit, wenn sie Kälbchen bekommen haben; dann aber hat die Hacienda Überfluß an dem weißen Naß. Nahe bei den großen Städten betreibt man die Milchwirthschaft jetzt indes schon ganz ähnlich wie bei uns und kann deshalb zu allen Zeiten des Jahres Milch verkaufen.

Besonders interessant sind die chilenischen Pferde, von deren charakteristischen Eigentümlichkeiten wir bereits sprachen. Es sind gelenke, behende, mutige und zuverlässige Tiere, auf die von den Reitern viel gehalten wird.

Erzählt doch ein chilenischer Schriftsteller, daß der chilenische Landmann sein Pferd höher schätze als seine Frau und daß die Landbevölkerung zur Zeit der Erhebung gegen die spanische Herrschaft namentlich deswegen zur Empörung übergegangen sei, weil man ihr von seiten der spanischen Gewalthaber aus die Pferde weggenommen und alles Reisen zu Pferde bei Todesstrafe verboten habe. Wir werden später noch sehen, wie vorzüglich die klugen, starken Geschöpfe klettern und schwimmen.

Eine Eigentümlichkeit der chilenischen Zug- und Lasttiere fällt uns besonders auf: sie blieben ungemein gutartig, obwohl man bei ihrer Zähmung meist sehr grausam verfährt. Wenn z. B. Ochsen zum Ziehen abgerichtet werden sollen, spannt man die wilden Burschen einzeln mit je einem starken gezähmten Arbeitsochsen zusammen. Sie toben dann anfänglich wie sinnlos; sobald sie jedoch erkennen, daß sie damit nicht zum Ziele kommen, werfen sie sich nieder und stehen nicht wieder auf. Dann prügelt und quält sie der Chilene aber so lange, bis sie sich doch endlich zum Aufstehen bequemen. Ist ihr Widerstand erst einmal gebrochen, so zeigen sie sich so gutmütig und gefügig wie man es nur wünschen kann — wahrscheinlich deshalb, weil sie die Übermacht des Menschen erkannt haben und sich davor fürchten, sie wieder in solcher Art kennen zu lernen, wie in jener Schmerzenszeit.

Sennor Osorio, unser aufmerksamer Wirt, hat, während wir das Landleben Chiles kennen zu lernen suchen, eine höchst angenehme und lehrreiche Überraschung für uns ausgedacht und die Ausführung derselben in aller Stille vorbereitet: einen Ritt in die Cordillera alta, die hohe Cordillera, jenes Riesengebirge im Osten des Landes, das man im Gegensatz zur Küstencordillera so nennt.

Wir stehen eines Abends neben dem lebhaften, liebenswürdigen Manne auf dem Balkon am zweiten Stock des Wohnhauses und bewundern die unvergleichlich großartige, umfassende Aussicht. Dort im Westen liegen die fernen Küstenberge, die Cordillera de la costa; hier im Osten aber erheben sich die Massen des Hochgebirges in überwältigender Majestät und Furchtbarkeit. Jetzt teilt uns der Hausherr seinen Plan mit: uns selber in die unvergleichliche Herrlichkeit jener Bergwelt einzuführen. Wie jeder echte Chilene ist er für sein stolzes Gebirge begeistert, und nachdem er uns lange genug von den Wundern der Anden erzählt hat, schließt er mit den hinreißenden Versen seines Landsmannes Ercilla:

O hohe Cordillere,
Du Bergeskönigin,
Wie beugen Deine Wunder
Des Menschen stolzen Sinn,
Deine wolkenküssenden Felsen
Deiner glühenden Berge Macht,
Deine tiefgespaltenen Schluchten
Und Deiner Ströme Pracht!

Wir danken dem Sennor herzlichst für den neuen Beweis seiner Gastlichkeit und liebenswürdigen Freundschaft, aber er wehrt lachend, indem er mahnt, erst abzuwarten, ob einem die Sache bei der Ausführung so gefallen

werde, wie sich dieselbe jetzt in der Idee ausnehme. „Ihre euproäischen Ansichten von Wegsamkeit müssen Sie daheim lassen!“ sagt er. „Ein solcher Ritt ist beschwerlich, ja, wagehalsig, und nicht unmöglich ist's, daß Sie zuweilen auf den Gedanken kommen, ich habe den lästigen Gast durch einen Sturz in den Abgrund loszuwerden versucht. Man macht die Bergwanderungen hier nur zu Pferde. Sie werden Pfade reiten müssen, die in Europa ganz gewiß nicht für solche gelten würden, die zuweilen kaum handbreit und rechts und links von gähnenden Abgründen eingeschlossen sind. Ihr Roß hat Felsentreppen zu erklettern, Abgründe zu überspringen, reißende Flüsse zu durchschwimmen. Tausend Absonderlichkeiten in unserer Art, Berge zu bereisen, werden Ihnen auffallen. Hier und da werden Sie unter sich in schwindelnder Tiefe Knochen von gestürzten Menschen und Tieren bleichen sehen. Aber lassen Sie sich dadurch nicht allzusehr ängstigen, vertrauen Sie sich ruhig dem klugen, vollkommen zuverlässigen Bergpferde an, das klettern kann wie ein Guanaco! Ich stehe Ihnen dafür, daß Ihnen dann nichts Schlimmes zustößt, und wenn Sie dereinst in Ihrer schönen Heimat weilen, können Sie von einer herrlichen Bergfahrt erzählen.“

Am nächsten Morgen in der Frühe harren die Rosse und fünf berittene Peonen, kräftige, zuverlässige Burschen, vor dem Herrenhause. Wir schwingen uns in die Sättel, verabschieden uns von der Familie Osorio, und sofort setzt sich die ganze Reisegesellschaft in Galopp, denn eine andere Gangart ist hierzulande kaum bekannt. Staunend und bewundernd irren unsere Blicke immer wieder über die gewaltige Gebirgsmasse, der unsere mutigen Renner entgegenjagen.

Schön bewaldete Vorberge lagern vor dem riesigen Bergwall; hier und dort treten ungeheure Felsenmassen in eigentümlicher Beleuchtung scharf hervor, in der Höhe aber schimmern die Schneemäntel und Eiskronen der weiter zurückliegenden Berggiganten. Dort ewiger Schnee, starres, niemals schmelzendes Eis, alles im Banne einer furchtbaren Hochgebirgsnatur — hier unten prachtvolle Waldungen, freundliche Obsthaine und weite, erstaunlich fruchtbare Gefilde.

Endlich sind wir in der eigentlichen Bergwelt angelangt und haben hier sofort Gelegenheit, unsern Mut bei Überwindung eines nicht unbedeutenden Hemmnisses zu erproben. Ein tobender, ziemlich breiter Fluß muß passiert werden. Die voranreitenden Peonen dringen ohne alles Besinnen gerade in die brausenden Fluten hinein; Sennor Osorio reitet ihnen ebenso ruhig nach. Was können wir da anders thun als folgen? Mächtig arbeiten die wackeren Rosse gegen die Gewalt der Strömung, mehr als einmal verlieren sie den Boden unter den Füßen und sind infolge davon gezwungen zu schwimmen; aber ruhig und sicher tragen sie uns durch die zischenden, schäumenden, wirbelnden, brausenden Wasser, und endlich erreichen sie den festen Boden des anderen Ufers.

Derartige Hindernisse sind oft zu überwinden, und bald gewöhnen wir uns daran wie an etwas ganz Alltägliches. Steil klimmt der sogenannte Pfad jetzt an den Felsen empor; die Peonen treiben ihre Pferde

auf einem stellenweise geradezu furchterregend schmalen Felsvorsprung aufwärts und erscheinen uns aus der Ferne fast wie Mauerschwalben, die sich an einer schroffen Felswand festgeklammert haben und langsam daran emporklettern. Jeden Augenblick erwarten wir, Rosse und Reiter würden sich überschlagen und rückwärts in den gähnenden Abgrund stürzen, der rechts neben dem fürchterlichen Pfade heraufgrinst. Aufmerksam schauen wir in die schreckliche Tiefe, auf deren Grund ein Gebirgsstrom schäumend und polternd abwärts drängt. Auf der kleinen Felseninsel, welche die Flut dort schäumend umschließt, wird eine blendend weiße Masse bemerkbar. Wir fragen den voraufreitenden Gastfreund, was dort liege. „Einer von jenen Narren, Sennor, von denen ich Ihnen erzählte. Von solchem gewiß nicht besonders gefährlichen Pfade abzustürzen — es ist toll! Nun liegen sie drunten, Roß und Mann, zerschmettert vom grausigen Fall. Ihr Fleisch hat der Condor verschlungen, ihre Gebeine hat die Sonne schneeweiß gebleicht. Warum zerrte der Tropf seinem klugen Pferde auch am Zügel?“

Während wir diese nichts weniger als beruhigende Auskunft erhalten, schreiten die Pferde ruhig und bedächtig weiter, denn jeder Versuch zum Anhalten wäre hier lebensgefährlich. Allmählich wird der Weg wieder breiter. Plötzlich aber türmt sich unmittelbar vor uns eine schmale Felsenwand auf. Was nun? Geradezu unmöglich erscheint es, auch nur einen Schritt weiter zu kommen, während doch auch das Umkehren auf dem schmalen Pfade undenkbar ist! Die Peonen erkennen solche Unmöglichkeiten nicht an. Sie lassen ihre klugen Tiere in kurzen Sätzen von einem kleinen Vorsprung zum andern schnellen und gelangen auf solche Art langsam aber sicher aufwärts. Keinen einzigen Blick werfen die verwegenen Burschen in die grausige Tiefe, die beim leisesten Fehltritt schrecklichen Tod zu bringen droht; keine Muskel ihres Gesichtes zuckt, wenn neue gefährliche Hindernisse vor ihnen auftreten. Sobald der „Pfad“ wieder etwas breiter und sicherer geworden ist, galoppieren die tollkühnen Reiter auch schon wieder.

Jetzt führt der Pfad eine Zeit lang durch vereinzelt stehende wilde Pfirsichbäume, dann aber in eine lange, jedoch nicht besonders tiefe Schlucht ohne jegliche Spur von Pflanzenleben. Da grünt kein Gräslein, da blüht kein Blümchen; nackte, starre Felsenwände, kahle, schroff emporsteigende Gesteinsmassen, wohin das Auge blickt. In größerer Höhe sind die Felsengrate schon mit Schnee bedeckt — dem ersten, den wir antreffen.

Die Schlucht liegt hinter uns, das Landschaftsbild wechselt, zur linken Hand ragen lange Reihen kahler, abgestumpfter Hügel ohne eine Spur von Pflanzenwuchs. Die ganze Gegend deutet darauf hin, daß früher ein Vulkan in diesem Gebiete thätig war. Ein feiner, scharfer Wind streicht schneidend von der Cordillera herab und läßt nicht allein uns, sondern auch die abgehärteten Peonen vor Frost beben. Vorwärts also, rastlos vorwärts!

Wieder ist eine steile Felswand erklettert, eine kleine Hochebne erreicht. Jetzt wird Halt gemacht, um die Nacht hier zu verbringen, denn

in der Dunkelheit durch die Irrgänge der Bergwelt vorzudringen, ist schlechterdings unmöglich. Die Peonen entzünden schnell ein lustig flackerndes Feuer, woran die Suppe aus getrocknetem Ochsenfleische (Charqui) gekocht wird; sie ist bei solchen Ausflügen allgemein übliches Nahrungsmittel. Die frische Bergluft, der anstrengende Ritt haben uns hungrig gemacht, und so mundet denn das einfache Mahl trotz des leisen Talggeschmackes vortrefflich.

Unverkennbar sind wir bereits in die Hochregion vorgedrungen, und doch wuchern hier, unweit jener Stellen, an denen wir den Zugwind der hohen Cordilleren so unangenehm empfunden haben, herrliche Pflanzen von mannigfaltiger Art: stattliche Cypressen, leuchtende Blumen, Myrtengebüsche und zahllose andere Gewächse, bunt untereinander gemischt und umschwebt von zierlichen, farbenprächtigen Colibris, durchrauscht von einer lustigen Quelle, die nicht weit davon im Felsen entspringt und ihre Nahrung jedenfalls dem ewigen Schnee der riesigen Bergmassen verdankt, die weiter zurück emporragen. Ewiger Schnee und unvergängliches Eis ganz nahe dieser kleinen lieblichen Oase in der Bergwildnis — welch wunderliches und doch allerliebstes Rätsel! Selbst noch höher hinauf trifft man solche lauschige Plätzchen an. Überhaupt macht ein solcher Ritt durch die Cordillera alta dem Menschenkinde so recht eindringlich deutlich, wie wunderbar und unerklärlich die allgewaltige Mutter Natur oft thätig ist, wie die schroffsten Gegensätze häufig unmittelbar und noch lange nicht hinreichend erklärt nebeneinander zu bestehen vermögen. Während an der einen Stelle des Gebirges das Blut fast vor Kälte stockt, brennt gleich daneben die Sonne in derselben kahlen Bergwildnis mit solcher Gewalt, daß Fälle von Sonnenstich in diesen hohen Regionen durchaus nicht selten sind.

Überaus herrlich ist der Anblick, den wir von unserm Rastorte aus genießen. Klar und deutlich zeichnen sich die Höhen der Cordillera de la costa, der Küstenberge, vor dem staunenden Auge ab, obwohl sie gegen zwanzig Meilen entfernt sind. In Europa würde man das Gebirge jedenfalls nur als einen ganz undeutlichen nebligen Streifen erkannt haben; in diesen Gegenden aber ist die Luft viel klarer und reiner, und deshalb fehlt auch jener eigentümliche duftige Schleier, der unsere Berge selbst an den schönsten Sommertagen so anmutig bedeckt, weshalb ein zehn Meilen entferntes Gebirge aber auch schon ziemlich schattenhaft vor das Auge tritt. Nicht so hier, wo weit entfernte Gegenstände so nah und so deutlich erscheinen, daß selbst die geübtesten europäischen Jäger sich täuschen lassen und vielleicht auf einen Cordillerafuchs schießen, den ihr Geschoß unmöglich erreichen kann. Den kundigen Eingeborenen bereiten derartige Vorkommnisse immer besonderes Vergnügen. — Ein schmaler blauer Streifen am Himmel bezeichnet die Linie, die der Stille Ocean an der Küste von Chile bildet. Weiter nach dem Gebirge zu vermögen wir die Landschaft, deren reizlose Stellen etwas durch die Entfernung verdeckt werden, klar und bestimmt zu erkennen. Das frische Grün der Bergwiesen, die dunkellaubigen Obsthaine, die freundlichen Landhäuser stechen angenehm gegen

die halbverbrannten Weidestrecken der Ebne ab. Zu unseren Füßen zieht sich eine Schlucht hin, worin der unfern entspringende Bach sein tolles Wesen treibt. Unsere Peonen haben sich bereits zur Nachtruhe auf den weichen Fellen des Guanaco, einer Lamaart, ausgestreckt, sich auch mit solcher Hülle zugedeckt; sechs solcher Felle lagen unter, sechs auf dem eigentlichen hölzernen Sattel. Man reitet vortrefflich darauf, und unter dem gesegneten Himmel Chiles schläft sich's auch köstlich unter den warmen Fellen. Bald bekunden die müden Leute durch ihre regelmäßigen tiefen Atemzüge, wie labend der Schlummer nach den Anstrengungen des Tages ist. Sennor Osorio plaudert noch etliche Zeit mit uns, dann streckt auch er sich zur Ruhe auf seine Felle.

Wir aber vermögen noch nicht zu schlummern. Daran ist jedoch nicht die Besorgnis vor einer vielleicht drohenden Gefahr schuld, denn in diesem glücklichen Lande wird der Reisende weder durch schweifende blutdürstige Raubtiere, noch durch mordgierige Wilde geängstigt. Was uns nicht schlafen läßt, das ist der Reiz der wunderbar großartigen, uns seltsam fremdartig anmutenden Landschaft. Die Felsen treten halbkreisförmig an unseren Rastort heran und schützen vor dem häßlichen Zugwinde, so daß uns auch das Gefühl der Kälte nicht quält. Tief unter uns eilt ein Bergstrom über Felsblöcke und Abstürze hinweg; sein dumpfes Murmeln, Poltern und Rauschen dringt wunderbar empor. Es wird uns dabei zu Mute, als vernehme unser Ohr ein uraltes, wohlbekanntes Lied, das wir vielleicht lange vergessen hatten, das unser Herz in der nächtlichen Einsamkeit aber um so wehmütiger trifft, wenn es plötzlich wieder erklingt. Haben wir doch weit, weit von dieser Stätte in den Bergen und Wäldern der trauten Heimat die Bergwasser in stiller Nacht ebenso brausen, ebenso märchenhaft rauschen hören! Das Gefühl des Heimwehs wird mit einem Schlage in unserer Seele wach; wir unterdrücken dasselbe aber und werden unserer Gemütsbewegung Meister, indem wir unsere Blicke den Schönheiten der mildbeleuchteten Landschaft zuwenden.

Tiefdunkelblau wölbt sich die gewaltige Kuppel des Himmels über uns; die zahllosen prachtvollen Fixsterne der südlichen Halbkugel flimmern und strahlen, gleichsam zur Bewunderung auffordernd, auf dem herrlichen Untergrunde, den man nur in Tropengegenden und auf den Höhen des Gebirges so prachtvoll gefärbt und so klar leuchtend antrifft. Hoch empor ragt die sanftschimmernde Pyramide des Zodiakallichtes, die Milchstraße an Lichtstärke übertreffend und in geradezu märchenhafter Pracht. Tiefergriffen betrachten wir diese Rätsel der Ewigkeit und Unendlichkeit, durch die vor Jahrtausenden schon die Herzen der Naturvölker mit Ehrfurcht und staunender Bewunderung erfüllt wurden. Langsam gleiten unsere Blicke dann abwärts und haften endlich auf der dunkeln Fläche, die heute von uns durchritten worden ist. Deutlich sind einzelne niedrige Gebirgszüge, düstere Wälder und silberschimmernde Flußläufe im milden Dämmerlichte der Nacht von einander zu unterscheiden. Und jetzt beginnt der Himmel an einer Stelle langsam aufzuleuchten, stärker und stärker wird

der auffällige Schein; plötzlich taucht der alte liebe Mond dort hinter den Bergen empor, alles mit seinem sanften Lichte verklärend. Der liebliche Schimmer des Zodiakallichtes erbleicht vor dem helleren Lichte, die tiefe, heilige Stille, die ringsum waltet, scheint noch tiefer zu werden. Die Waldbäume unten in den Schluchten rauschen seltsam als wollten sie einander „Gute Nacht!“ sagen. Ein leises Frösteln, jedenfalls eine Folge unserer lebhaften Erregung inmitten dieser majestätischen Nachteinsamkeit, überläuft uns; langsam wenden wir uns dem fast erloschenen Feuer zu, um die Ruhe gleichfalls zu suchen.

Aber bevor wir eingeschlummert sind, wird auch der Schlaf der Übrigen durch das laute, heisere und hartnäckige Kläffen eines Codilleren-fuchses unterbrochen, der augenscheinlich neben uns in den Felsen umherstreift. Das Tier mag die Eindringlinge gewittert haben; es zieht sich langsam, ganz langsam rückwärts, aber noch aus weiter Ferne tönt sein ärgerliches heiseres Bellen herüber. Während die über solche Störung unwilligen Männer sich murrend zum Weiterschlafen anschicken, leuchtet der Himmel plötzlich seltsam auf, ganz ähnlich wie beim sogenannten Wetterleuchten, nur ist hier der Schein dunkler, auch hält er länger an. Wir fahren erstaunt empor und fragen Sennor Osorio, was das sein möge. Er antwortet schläfrig, es habe ein Vulkan geleuchtet, was in der Cordillera alta häufig vorkomme. Dann wickelt er sich langsam in seine Felle, und gleich darauf bekunden seine tiefen Atemzüge, daß er wieder entschlummert ist. Wir selbst schlafen mit dem Gedanken ein, der rätselhafte Schein sei jedenfalls durch einen schwachen Ausbruch eines feuerspeienden Berges hervorgebracht worden, indem die ausgeworfenen glühenden Massen einen lebhaften und anhaltenden Lichtschein um sich verbreiten, wie man solchen bei drohenden Ausbrüchen des Vesuvs häufig bemerkt hat.

Am nächsten Morgen springen wir gesund und frisch vom einfachen Lager empor, waschen uns im klaren Wasser des Baches, genießen die unvermeidliche Charquisuppe und setzen unsere Reise rüstig fort. Nachdem die Felsen überschritten sind, die unseren Ruheplatz nach dem Kamme des Gebirges hin begrenzen, biegen die vorausreitenden Peonen in eine tiefeingerissene Schlucht ein, auf deren schroffen Wänden der Himmel aufzuliegen scheint. Jetzt sind wir hindurch und gelangen auf eine ziemlich ausgedehnte Hochfläche, über die im Galopp hinweggejagt wird. Endlich stoßen wir auf einen Fluß, der brausend und tobend aus einer Schlucht hervorbricht. Unmittelbar vor derselben bildet die schäumende Flut einen prächtigen Wasserfall. Die Felsen, über die der Fluß hinabstürzt, sind in Form einer natürlichen Treppe aufeinander gelagert; in hohen Bogen schießen die zornig dahertosenden Wassermassen darüber hinweg. Dieses Naturwunder gewährt einen überaus großartigen, prächtigen Anblick.

Jetzt beginnt wieder eine von den landesüblichen Kletterkünsten; die Peonen klimmen nämlich unmittelbar an der Seite des Falles empor, wobei ihre Pferde fortwährend in Gefahr schweben, sich rücklings zu überstürzen.

Allein die verwegenen Burschen lassen sich durch solche Hindernisse keineswegs erschrecken. Schon haben sie die Stelle, wo der Sturz beginnt, erreicht; ein schmaler Felsenvorsprung gestattet ihnen, neben der unhemmbar dahinrasenden Flut in die Schlucht vorzudringen. Eine Strecke noch folgt man dem schmalen, oft kaum erkennbaren Pfade, dann biegen die Knechte in das Flußbett ein, dessen Grund hier mit zahllosen Felsblöcken übersät ist, so daß der nicht breite, aber beträchtlich tiefe und reißende Fluß in viele hundert Arme und Ärmchen geteilt erscheint, deren Oberfläche, mit blendend weißem Gischt geschmückt, scharf gegen die graubraunen Felsentrümmer absticht. Die Rosse springen mit wunderbarer Sicherheit und Behendigkeit von Block zu Block, erklettern hier eine größere Felsenmasse, rutschen dort einen kleinen Abhang hinab, waten dann wieder zwischen dem Gestein im Wasser, ohne ein einziges Mal unsicher zu werden oder gar zu straucheln.

Plötzlich wird die Luft von dichtem, kaltem Nebel erfüllt, worin äußerst langsam und bedächtig vorgedrungen werden muß. Endlich verschwindet die unheimliche Dunstmasse, die Schlucht erweitert sich und liegt nach kurzer Zeit hinter uns. Wir befinden uns vor trotzig emporragenden Felsen, die droben auf ihrem Nacken mit ewigem Schnee bedeckt sind. Noch eine Strecke weiter reiten wir im Flußbette; da verschwindet der vorderste Peon plötzlich wie durch Zauberei in der vor uns aufstrebenden Felsenwand, die von dem wilden Gewässer umströmt wird. Das Rätsel löst sich indessen einfach genug, denn der Reiter ist in einen Felsenspalt eingeritten; dieser ist so eng, daß die hölzernen Steigbügel rechts und links an die Steinwände anstoßen. Endlich ist die unheimliche Enge durchritten; wir gelangen auf eine geneigte Fläche, die vorsichtig erklettert werden muß, denn ihre felsige Oberfläche ist stark zerrissen. Allein auch hier bewähren die Pferde ihre erstaunliche Sicherheit, und nicht minder beim Springen über die Spalten des zackigen Felsenkammes, der nun zu überwinden ist. Was uns hier sehr unangenehm auffällt, ist die Thatsache, daß die Sonne, unmittelbar zwischen ewigem Schnee und Eis, geradezu sengend brennt.

Wieder geht es nun einen steilen, mit Geröll bedeckten Abhang hinunter. Nebel wogen in der tiefen Schlucht an der Seite; indem sich die schwankenden Massen im Lufthauch etwas heben, sehen wir in ein tiefeingeschnittenes, kraterähnliches Thal, aus dem jene Dunstmassen langsam emporschweben. Jedenfalls haben wir den Krater eines erloschenen Vulkans vor uns. So wird die Reise unter ähnlichen, immer wiederkehrenden Gefahren und Mühen fortgesetzt.

Nun ist die eisige Höhe des Passes erreicht, der aus dem sonnigen Chile über den mächtigen Grenzwall der Anden in die weiten, herdenreichen Grasebnen Argentiniens, in die Pampas führt. Tief, tief drunten liegt das freundliche Küstenland mit seinem Sonnenglanze, seinen im Grün versteckten Häusern, seinen gutmütigen, gastfreundlichen Bewohnern. Wie schroff klimmt der Felsen hinter dir empor! Wie schneidend fährt der Wind hier, 3500 Meter über dem Spiegel des Oceans, durch die schneebedeckten Felshöhen, die in furchtbarer Majestät, in grausiger Starrheit auf den frösteln=

den Wanderer niederschauen! Das winzige Häuschen dort, die rettende Casucha, ist eine jener Zufluchtsstätten, welche schützende Menschenhand ab und zu vorsorglich an die Andenstraße setzte; sie erinnert den Einsamen in ernster und nachdrücklicher Weise daran, daß er den kecken Fuß in ein Gebiet setzte, worin bald schreckliche Schneestürme, bald entsetzliche Gewitter sein Leben bedrohen. Fragend haftet dein Blick an dem einfachen Kreuze, das mahnend von dem Felszacken da drüben herniederschaut, fragend wendest du das Antlitz dem Gastfreunde zu. Mit südlicher Lebhaftigkeit schildert er, daß im letzten Schneesturme drei einsame Chilenen an derselben Stelle ums Leben kamen, wo der neugierige Fremdling sein ermüdetes Reittier stillstehen ließ. Ein Schauder durchläuft deinen ganzen Körper bei der anschaulichen Schilderung; es muß entsetzlich sein, in dieser weltentlegenen Einöde im Hauche des Höhenfrostes zu erstarren. Fühlst du seinen lähmenden Odem? Stärker und stärker anschwellend, verwandelt er sich aus einem leisen Winde in den rasenden Sturm, der Mann und Tier fast zu Boden schleudert und das Blut in den Adern zu Eis gerinnen läßt. Die leichten Wolken am Himmel verdichten sich, streifen tiefer und tiefer und bedecken endlich den ganzen, ohnehin so beschränkten Gesichtskreis mit ihrem einförmigen, traurigen Grau, worin der Schimmer des Tages jäh erlischt. Zudem ist der wogende Nebel so empfindlich kalt, daß die schützende Casucha möglichst rasch aufgesucht und ein Feuer entzündet werden muß. Aber woher den Brennstoff in dieser nackten, pflanzenarmen Einöde nehmen? Die Peonen wissen auch jetzt Rat; an den dürren Schieferhängen draußen bildet ein Pflänzchen aus der Gattung der Verbenen dichte, weitverzweigte Rasen, die vom Hochsommer mit unzähligen Purpurblumen geschmückt werden. Das Kraut des anspruchslosen Gewächses bildet in diesen Höhen das einzige Feuerungsmaterial, wenn nicht vielleicht ein mitleidiger Arriero (Maultiertreiber) ein Restchen Kohlen für künftige Wanderer in einem Winkel zurückließ. Das Unwetter läßt zum Glück schon nach einigen Stunden nach, während derartige Stürme sonst nicht selten mehrere, manchmal sogar 5 bis 6 Tage dauern. Jetzt darf der Flüchtling aus der rettenden Casucha wieder in die düstere Wildnis hinaustreten. Sie hat sich wenig verändert, denn die siegreich aus den Wolken hervortretende Sonne vermag sie mit ihrem matten Glanze nur wenig zu beleben und zu erheitern.

Das Pflanzenleben ist in diesen unwirtbaren Höhen fast gänzlich erstorben; nur einige dürftige Alpenpflänzchen fristen ein verwaistes, kümmerliches Dasein auf den starren Leibern der fast überall beschneiten Felsen. Nirgends ein lebendes Wesen, nirgends Bewegung in dieser lautlosen Einöde, wenn wir nicht den leisen Wind, der schneidend von den Graten und Jochen herniederweht, als ein beseeltes Etwas ansehen wollen. Die unbeschreibliche Majestät, die tiefe, geisterhafte Stille, das Gefühl der Ohnmacht und Verlassenheit in dieser starren Hochgebirgsnatur üben selbst auf die Peonen einen unleugbaren Einfluß aus, denn die lebhaften Burschen unterhalten sich nur im Flüsterton miteinander. Wie ganz anders noch packt diese großartige Gebirgseinsamkeit, an der Jahrtausende und wieder Jahr=

tausende spurlos vorüberrauschten, der die umgestaltende Menschenhand nirgends ein Zeichen ihres Waltens, viel weniger noch ihrer Herrschaft aufzudrücken vermochte, die Seele des gebildeten Europäers! Wie die Betrachtung gewaltiger, welterschütternder Ereignisse, denen Millionen von Menschenleben, vielleicht ganze Völker zum Opfer fallen, die niederschlagende Gewißheit in der Seele des denkenden Menschen erweckt, daß er nur ein verschwindendes Stäubchen im großen Weltganzen ist, kaum mehr als „ein Blütenblatt am Baume, das in Frühlingstagen fällt“ — so drängt sich das Gefühl vollständigster Ohnmacht, gänzlicher Hilflosigkeit und Unbedeutendheit inmitten dieser riesigen Welt in wahrhaft niederschmetternder Weise auf. Selbst der rohe Naturmensch fühlt, daß er hier ein Nichts, ein Spielball unheimlicher Gewalten ist, die des mächtigsten Menschenwillens spotten und vor deren Wirkungen die großartigsten Werke des Herrn der Erde zu armseliger Unbedeutendheit zusammenschrumpfen.

Solches Denken und Fühlen muß in den hohen Cordilleren von selbst entstehen, sie liegen gewissermaßen in der Luft, denn der Charakter jenes Hochgebirges ist von demjenigen unserer europäischen Hochgebirge ganz wesentlich verschieden. Der Mensch fehlt in dieser entsetzlichen Öde völlig; dafür treten die Formen der Berge, die vollständig kahlen, ungeheuren Felsenwände um so massiger auf. Wie ungeheure Schluchten klaffen die tiefeingerissenen Thäler dazwischen, nur spärlich von dürftigen Pflanzen besiedelt und vielfach mit hinabgestürztem Steingetrümmer angefüllt Diese wild durcheinander geschleuderten formlosen Blöcke sind Spuren der ungebändigten Naturgewalt, die in jenen nirgends von anmutigen Scenerieen unterbrochenen Einöden, den Wohnsitzen des Todes und Schreckens, herrscht. Unsere deutschen Alpen verdanken ihren wunderbaren Reiz vorzugsweise dem Charakter der Mannigfaltigkeit, der sich im Bau des Gebirges, in der Bewässerung, in der Tier- und Pflanzenwelt und namentlich auch in den belebenden Spuren der Menschenhand zeigt. Die Berge darin sind verschieden hoch, verschieden geformt, bald spitz, bald sanft abgerundet; bald bilden sie zusammenhängende Massen, bald sind sie vielfach gespalten und wunderlich zerrissen. In den meisten der breiteren Thäler finden sich rauschende Flüsse und Bäche, die sich vielfach zu klaren, ruhigen Seen erweitern und ihren Ursprung nicht selten in kleinen Seebecken am Fuße der Gletscher haben, die schimmernd in die Bergmassen eingebettet liegen. Die Bergwände sind häufig bis zur Grenze des ewigen Schnees hinauf mit Pflanzen bedeckt, die der Alpenlandschaft ein heiteres, freundliches Gepräge aufdrücken; in den tieferen Regionen finden sich stattliche Waldungen, die bald aus lichtgrünen Laubholzarten bestehen, bald aus tiefdunkeln Tannen und Fichten zusammengesetzt sind. Wie ganz, ganz anders die Cordilleren! Aus größerer Entfernung gesehen, ragen sie gleich einer ungeteilten, massigen Wand empor, nur hier und dort von einigen höheren Bergspitzen überragt. Betrachtet man die Teile dieses gigantischen Gebirgswalles in der Nähe, so fällt neben ihrer ungeheuern Ausdehnung eine seltsame, ermüdende Einförmigkeit in der Bildung auf, wodurch die Anden den Ausdruck der

Totenstarre erhalten, von dem das Herz des Menschen so furchterregend getroffen wird. Andererseits ist sicher gerade dieses majestätische Einerlei die Ursache jenes Gefühles der Ehrfurcht und der Bewunderung, der Ohnmacht und der Unbedeutendheit, das die Cordilleren in jedem Beschauer hervorrufen. Auch die ewigen Schneefelder fallen durch ihren riesigen Umfang auf und erregen unsere Verwunderung ganz besonders noch dadurch, daß sie fast horizontal liegen; neben ihrem einförmigen Weiß treten nur gelbliche, braune oder graue Farbentöne auf; zertrümmerte Porphyrmassen leuchten da und dort hochrot dazwischen hervor. Von der größeren Entfernung werden diese Farben bläulich angehaucht, allein auch dieses Blau ist ein anderes als das unserer bewaldeten deutschen Gebirge.

In dieser wilden, rauhen Bergnatur vermochte sich keine menschliche Kultur zu entwickeln, denn die Armut des Gebirges an nutzbaren Pflanzen und Tieren mußte die anwohnenden Völkerschaften von jedem Versuche zur Ansiedelung in den unwirtbaren Einöden zurückschrecken. Vielleicht ändern sich diese Verhältnisse im Laufe der Jahrtausende durch die langsame aber stetige Einwirkung der Natur in günstiger Weise um, denn bereits zeigen sich allerorten in wild zerstreuten Felsentrümmern und verwitterten Steinmassen Spuren jener Thätigkeit, durch die unfruchtbares Gestein ganz allmählich in fruchtbare Dammerde verwandelt wird. Jetzt aber finden sich in den wenigen breiten Thälern nur ganz vereinzelte Spuren menschlichen Daseins, denn Weideplätze enthält das Gebirge nur an wenigen Stellen, anbaufähige Strecken noch seltener; die ungestümen Flüsse reißen die gebildete fruchtbare Ackerkrume bei der nächsten Überschwemmung wieder mit hinweg; die Bergrutsche, von denen auch dem einsamen Wanderer Gefahr droht, verschütten die mit spärlichem Graswuchs oder mit armseligem Strauchwerk bedeckten Plätze jählings wieder. Die auffallend milde Temperatur der Thäler vermag daher keine günstige Wirkung auszuüben, denn die heißen Strahlen der Sonne treffen nur nackten Fels, von dem das Wasser rasch wieder abläuft, oder Massen von Geröll, zwischen dem das belebende Element spurlos versickert. Wo aber Wasser und Dammerde fehlen, da kann selbst die gütigste Sonne keine Vegetation hervorzaubern, zumal der wilde Charakter der Andenflüsse, die in ungebändigter Hast nach Westen zum Meere durchbrechen, einer ruhigen Entwicklung des Pflanzenlebens durchaus hinderlich ist. Ohne Zweifel birgt der Schoß der Anden kostbare mineralische Schätze, namentlich reiche Silberlager, wennschon die Ansichten über ihre Größe und Bedeutung, wie sie unter den Eingeborenen im Gange sind, als bloße Vermutungen zu betrachten sind. Allein selbst der Ausbeutung dieses Naturreichtums stellen sich in manchen Gegenden große Hindernisse entgegen; die Silberbergwerke liegen nämlich fast sämtlich in einer Höhe, wo der strenge Hochgebirgswinter ein halbes Jahr dauert und starre Felsenmassen dem fleißigen chilenischen Bergmanne fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten. Dazu kommt noch, daß die im warmen Küstenlande geborenen Arbeiter unter der Ungunst des Klimas schwer leiden und daß die Unwegsamkeit des

Gebirges die Herbeischaffung des notwendigen Materials und den Transport der gewonnenen Erze so außerordentlich erschwert.

Nachdem wir den großartigen, düster=majestätischen und doch so niederschlagenden Eindruck, den die Cordilleren in dem Bergwanderer hervorbringen, genügend auf uns haben einwirken lassen, treten wir den Rückweg an, der jedoch nach anderer Richtung geht, denn Sennor Osorio will uns sein nicht allzuweit gelegenes Bergwerk und damit zugleich chilenisches Bergmannsleben zeigen. Nachdem wir auf eine ausgedehnte Hochfläche gelangt sind, geht es im Galopp vorwärts. Bald sind wieder mancherlei Schwierigkeiten der früher geschilderten Art zu überwinden. Doch wir haben uns bereits so daran gewöhnt und unser Vertrauen zu den chilenischen Bergpferden ist bereits so groß und so unerschütterlich, daß wir kaum noch einmal ängstlich werden. So kommen wir denn zu dem wertvollen Besitztum unseres Gastfreundes und werden von dem Leiter des Werkes, einem deutschen Landsmanne, der Bergbau studiert hat, herzlich empfangen. Bald sind wir in dem kleinen Hause untergebracht, worin der freundliche Landsmann wohnt, und erfahren nun, während wir uns an Speise und Trank stärken, mancherlei Wissenswertes über den Bergbau Chiles jetzt und vor alten Zeiten.

Schon in jenen grauen Tagen, da das gesegnete Land noch den herrschgewaltigen Inkas von Peru gehorchte, war es wegen seines Reichtums an edlen Erzen berühmt. Vermochten doch die farbigen Ureinwohner ihren Tribut an jenen mächtigen Fürsten mit dem Golde zu entrichten, das sie aus dem Schwemmlande der Flüsse, oder aus den Quarzgesteinen der Küstencordillere gruben. In einem einzigen Tage hat eine solche Fundstätte 2 Centner des wertvollen Minerals geliefert, im vorigen Jahrhundert ganz Chile jährlich etwa 300 Centner. Jetzt ist die Ausbeute aber bis auf etwa 20 Centner im Jahre gesunken, denn rastlose Hände haben den Boden in den besiedelten Gegenden so durchwühlt, daß die heutigen Goldwäscher nur noch geringen Erfolg ihrer Arbeit sehen. Dafür erntet man gegenwärtig in den Silberbergwerken um so reichlicher. Fanden doch die Arbeiter der Mine Bolados einmal eine Masse von fast 100 Centnern gediegenen Silbers, das mit dem Meißel herausgearbeitet werden mußte.

Die meisten Silbergruben liegen in der öden, wüstenähnlichen Provinz Atacama, wo selbst das Trinkwasser mühselig nach den Werken geschafft werden muß, wie alles Gerät zum Betrieb der Arbeit und sämtliche Nahrungsmittel mühseligen Transport und große Kosten verursachen.

Wir werden bald inne, daß das Leben der Bergleute in diesen Gruben ein recht mühseliges und entbehrungsreiches ist, haben aber auch mannigfache Gelegenheit, den Mut, die Umsicht, den Fleiß und die Ausdauer der kräftigen Männer kennen zu lernen, und unser Landsmann versichert uns, daß er sie den englischen, nordamerikanischen und deutschen Bergarbeitern vorziehe. Sie sind arbeitsam und praktisch in allem, was sie thun, und entfalten so Nationaltugenden, die man bei den übrigen Völkern Südamerikas vergeblich sucht.

Sehen wir uns die sehnigen Gestalten einmal etwas näher an! Sie alle sind nur mittelgroß, erfreuen sich aber starkentwickelter Muskelbildung. Die Haut ist bräunlich gefärbt, das Haar dunkel. Ihre Grubenkleidung entspricht den Verhältnissen, in denen sie arbeiten: sie ist leicht und luftig. Die Füße sind von bequemen Schuhen umhüllt, die man aus weicher, ungegerbter Haut herstellt. Wie unsere heimischen Bergleute, so tragen auch die chilenischen das bekannte Bergmannsleder, außerdem aber auch noch eine Leibbinde.

„Es ist ein zuverlässiges, aber leichtlebiges Völkchen," erzählt unser Landsmann. „Ein halbes Jahr lang plagen sich die Bursche, daß man sich darüber wundern muß. Haben sie sich dann aber hier oben, wo sie keine Gelegenheit zu Belustigungen finden, einmal ein hübsches Sümmchen zusammengespart, so läßt es ihnen keine Ruhe mehr. Hinunter geht's in die fidele Stadt, und nach kurzer Zeit ist der Ertrag der sauern Arbeit verzecht und verjubelt. Alle Vorstellungen darüber sind vergeblich. Sehen Sie dort den jungen Burschen neben der großen, umflochtenen Korbflasche, woraus er roten Landwein trinkt? Ich erkenne an der Art, wie er seine Cigarette raucht, wie er vor sich hinschaut, daß er darüber grübelt, wo und wie er seine Sparpfennige am besten verwichsen kann. Dann kehrt er heim, wie der junge Häuer dort, arm wie eine Kirchenmaus, und beginnt seine schwere Arbeit von vorn."

Im Gespräch erfahren wir weiter, daß Chile gegenwärtig auch $1^1/_{10}$ Million Centner Kupfer auf den Weltmarkt liefert, das einen Wert von mehr als 48 Millionen Mark besitzt, ja, daß auch der Bergbau auf Kohlen schon sehr ergiebig ist. Steinsalz führt man, obwohl ungeheure Mengen davon in der Provinz Atacama liegen, immer noch aus Peru ein, weil die Aufarbeitung und Fortschaffung zu teuer kommt.

Haben wir das Bergwerk mit seinem eigentümlichen Leben genauer kennen gelernt, so erfolgt, nach herzlicher Verabschiedung, der Abstieg ins flache Land nach einem Landgute des Sennor Osorio. Dieser Ritt geht mit weniger Schwierigkeiten vor sich, als der zu Berge, denn wenn die Minen Wert haben sollten, mußte ein leidlicher Weg zu ihnen geschaffen werden.

Nachdem wir uns der Landessprache genügend bemächtigt haben, sagen wir unserm Freunde Lebewohl, nicht ohne das Versprechen gegeben zu haben, ihn noch einmal in der Hauptstadt aufzusuchen, bevor wir Chile verlassen. Uns gilt es, Land und Leute möglichst gründlich kennen zu lernen, und wir beginnen daher eine Streife durch das weite Gebiet, meist zu Pferde, zuweilen aber auch mit dem Dampfer reisend.

Eins kommt uns dabei sehr zu statten: daß wir fast überall deutsche Landsleute treffen, die sich hier in den verschiedensten Stellungen befinden, vom Kathedergelehrten bis herab zum Hausknecht. Sie erweisen sich dem wißbegierigen Landsmanne gefällig und freundlich, wo und wie sie können, machen uns namentlich auf besonders sehenswerte Naturschönheiten, auf die besten Reisegelegenheiten, die wenigst schwierigen Wege aufmerksam.

Und wie freundlich, wie liebenswert benehmen sich die Chilenen, vornehm und gering, gegen den Fremdling! Manche unter ihnen erinnern schon durch ihr Äußeres daran, daß sie mit den indianischen Ureinwohnern in Verwandtschaft stehen; aber sie sind nicht weniger klug, nicht weniger mutig, als die Abkömmlinge der Europäer, und auch in Hinsicht auf körperliche Eigentümlichkeiten stehen sie denselben nicht nach; die Frauen und Mädchen zeichnen sich z. B. durch überaus zierliche Hände und Füße aus. Einen Neger treffen wir kaum ab und zu einmal ganz vereinzelt. Jenes Mischlingsgelichter, das ein Fluch für die übrigen Staaten Südamerikas ist, fehlt in Chile. Auffallend ist es, daß man nur zwei Stände in der ganzen Republik antrifft: Arme und Reiche; der Mittelstand, dessen Bedeutung für ein Staatswesen so außerordentlich groß ist, fehlt leider noch, oder ist wenigstens noch nicht zahlreich genug.

Ebenso auffallend ist der Volkscharakter, der scharf gegen denjenigen in anderen Ländern Südamerikas absticht. Welcher Gegensatz z. B. zwischen dem Argentiner und dem Chilenen! Welcher noch viel krassere zwischen einem Yankee (Abkömmling der Engländer in den Vereinigten Staaten) und dem Sohne dieses gesegneten Landes in Südamerika! Der Chilene zeichnet sich durch eine ganze Anzahl von Tugenden aus, die man sonst außerordentlich selten in solcher Vereinigung findet. Es übt schon einen günstigen Einfluß aus, daß er in unbeschränkter persönlicher Freiheit aufwächst; aber er wird dadurch nicht brutal und rücksichtslos wie der Abkömmling der Engländer in den Vereinigten Staaten — im Gegenteil. Wie anständig und höflich tritt uns jedermann entgegen! Wie beneidenswert einfach sind diese natürlichen Menschen, von Bedürfnissen, deren Befriedigung anderwärts als unbedingt notwendig angesehen wird, vollkommen unabhängig! Wie aufopfernd gefällig erweisen sie sich, wenn man ihres Rates oder ihrer Hilfe bedarf! Wie nachsichtig, wie gastfreundlich benimmt man sich namentlich gegen den Fremden! In dem Bestreben, möglichst artig zu sein, gebraucht der Chilene allerdings manche höflich übertreibende Redensart, und es würde ihm selber unangenehm sein, wenn wir dieselbe wörtlich nehmen wollten. Er würde dann zur Leistung von Diensten veranlaßt werden, die er trotz aller Artigkeit und Gefälligkeit nur ungern erweisen würde, so wenn er nach Landesart sagt „Zu Ihrer Verfügung“. Aber wir gewöhnen uns bald daran, derartige Redensarten nicht so aufzufassen, wie sie dem Wortlaute nach zu verstehen sein könnten. Immer aber berührt uns die ausnehmend feine Form, mit der man uns begegnet, ungemein angenehm.

In Handel und Wandel erweisen sich die Chilenen rührig, schlau, bedächtig und selbstsüchtig, was z. B. beim Verkehr mit den wilden Araucanern zur Folge hatte, daß diese eine üble Meinung von der Redlichkeit und Zuverlässigkeit der chilenischen Händler bekamen. Daher kaufen diese Natursöhne gegenwärtig am liebsten bei den Deutschen, weil sie von diesen weniger übervorteilt werden. Wenn wir aufmerksam beobachten, erkennen wir bald, daß der Chilene kein weitausschauender Kaufmann ist;

was er beginnt, das soll möglichst bald recht reichliche Frucht tragen. Ist er also auch nicht so unternehmend angelegt wie der Yankee, zeigt er sich auch bei jeder Gelegenheit auf seinen Vorteil bedacht, so darf man ihn aber doch nicht mit jenem verkniffenen, harten, rücksichtslosen Gesellen vergleichen, der, wenn es sein kann, den nächsten Verwandten, den besten Freund übers Ohr haut und sich dann darauf, als auf die Äußerung besonderer Pfiffigkeit, noch etwas zugute thut. Wagnisse, deren Erfolg unsicher ist, unternimmt der chilenische Kaufmann nicht gern, er zieht unter allen Umständen das Gewisse vor. Doch sein ungemein lebhafter Erwerbssinn zeigt sich überall wirksam und verhilft ihm bei dem natürlichen Reichtum des Landes meist auch zu Erfolg.

Schon bei Schilderung unseres Rittes in die Cordilleraberge zeigten wir, wie mutig das Volk ist und was für harte Beschwerden es ertragen kann, wenn es sein muß. Nach anstrengendem, tagelangem Klettern abends eine einfache Charquisuppe, — das genügt, um den bedürfnislosen Mann zufrieden zu machen. Die Unbilden der Witterung erträgt er ohne Murren, härtet sich energisch dagegen ab und hält sogar Nahrungsmangel lange aus, ohne Schaden zu leiden. Der chilenische Bergmann arbeitet schwer und eifrig und nährt sich dabei fast ausschließlich von Hülsenfrüchten. Wie oft fällt es uns auf, daß sich diese lebhaften Kinder einer milderen Gegend mit ihrem leichten Sinne über unangenehme Dinge hinweghelfen, während sich Angehörige anderer Nationen halb darüber zu Tode ärgern würden! Der Chilene meint ganz mit Recht, das Ärgern und Grämen über nicht zu ändernde Dinge sei eine Thorheit; man müsse sich über Widerwärtigkeiten mit frohem Mute hinweghelfen.

Kindlich harmlos und allezeit zur Fröhlichkeit geneigt, wissen sie sich ihr Leben so leichter zu machen. Aber eine Angelegenheit giebt es, wobei ihr leichter Sinn vollkommen in die Brüche geht, das ist die strafweise Verbannung aus der Heimat. Doch gerade darin tritt uns wieder ein überaus achtungs- und liebenswerter Zug im Wesen des braven Volkes entgegen: glühende Heimats- und Vaterlandsliebe. Sie äußert sich auch unter gewöhnlichen Verhältnissen in ruhigen Zeiten überraschend. Mit glühender Begeisterung spricht der Chilene von der Herrlichkeit seines reichgesegneten Landes, und wenn die Zeit der Not kommt, so erweist er mit Einsetzung seines Lebens, wie aufrichtig und opferwillig seine Vaterlandsliebe ist. Die Kämpfe mit den feindlichen Nachbarrepubliken Peru und Bolivia haben dies glänzend dargethan. In großer Bedrängnis haben sich das Nationalgefühl und die Thatkraft, die vollständige Hingabe an die vaterländischen Interessen bei hoch und niedrig im glänzendsten Lichte gezeigt und sind Ursache geworden, daß sich Chile zu ungeahnter Größe und Macht emporschwang. In diesem heißen Ringen gegen zwei feindliche Staaten sind auch Landsleute von uns den Heldentod für Chiles gerechte Sache gestorben, so der Hauptmann Graf Karl von Moltke aus Holstein. Mit dem eisernen Kreuz auf der Brust, das er sich im letzten Kriege Deutschlands gegen die Franzosen verdient hatte, fiel er in einer

der furchtbaren Schlachten vor Lima am 13. Januar 1881, bei Erstürmung des hohen, steilen und befestigten Morro Solar als einer der Tapfersten. Gerade dieses mutige Eintreten der Deutschen für das neue Vaterland hat das Ansehen unseres Volkes bei den Chilenen noch gehoben. Selber, wo es gilt, tapfere Soldaten, wissen sie den Todesmut auch an anderen hoch zu schätzen. Obwohl das Land die ruhigsten Verhältnisse der Entwickelung zeigt, ganz unähnlich den übrigen Staaten Südamerikas, die aus einer Revolution in die andere stürzen, ist den Chilenen im Laufe der friedlichen Zeiten ihr kriegerischer Sinn, ihre militärische Tugend durchaus nicht verloren gegangen. Grund davon ist das thätige, regsame Wesen des Volkes, das infolge davon z. B. den Ackerbau auf eine hohe Stufe der Entwicklung gebracht hat, während dieser Erwerbszweig in den Nachbarländern noch arg darniederliegt. Das, was es auf dem Meere wie auf dem Lande, im Acker- und Bergbau leistet, läßt eine glückliche Zukunft des Staates hoffen. Ganz besonders darf man dies im Hinblick auf eine weitere Tugend der Chilenen annehmen: sie unterwerfen sich gern der höheren Einsicht, den größeren Kenntnissen, und gehorchen daher z. B. Vorgesetzten gern und willig, wenn es diese verstehen, sich Achtung zu erwerben und zu erhalten.

Der Chilene ist freigebig, aber auch nur innerhalb gewisser Grenzen. Sobald das geschäftliche Interesse ins Spiel kommt, schließt er die zum Geben geöffnete Hand. Für rein wissenschaftliche Zwecke Geld zu schenken, wie wir's in anderen Staaten sehen, ist nicht nach seinem Sinne; er muß wenigstens die Möglichkeit sehen, daß praktisch etwas bei solchem Wegschenken herauskommt. Für Klöster und Kirchen, sowie für kirchliche Einrichtungen sind dagegen ansehnliche Schenkungen und Vermächtnisse nicht selten. Ein weiterer, höchst anerkennenswerter Charakterzug, der im übrigen Amerika leider höchst selten zu finden ist, darf nicht unerwähnt bleiben: die hohe Tugend der Unbestechlichkeit. Die chilenischen Beamten sind daher viel rechtlicher und zuverlässiger als diejenigen der meisten übrigen Staaten in der neuen Welt; infolge ihrer großen Lebensklugheit verstehen sie es aber gleichwohl, da, wo ihr persönlicher Vorteil mit ihren Berufspflichten nicht recht zusammenstimmen will, beide auseinander zu halten, sodaß sie nicht zu Schaden kommen und doch auch nicht in Zwiespalt mit ihrem Gewissen geraten.

Die vornehmen Familien des Landes sind zum Teil außerordentlich reich und treiben zuweilen großen Luxus. Die Gattin oder Tochter des reichen Haciendero, Bergwerks- oder Häuserbesitzers trägt wohl bei großen Festlichkeiten ein Gewand, das nur ein einziges Mal gezeigt wird, obwohl es 40 000 Mark kostete. Diese reichen, vornehmen Leute bilden eine Art Adel, der sozusagen die Gewalt, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in den Händen hat — nicht zum Nachteile des Staates. In einer solchen Republik entstehen leicht Reibungen aller Art, in Südamerika entwickeln sich daraus sogar die unheilvollen zahlreichen Revolutionen, weil ein ehrgeiziger General z. B. sofort alles Lumpengesindel des Landes bei

einer Umsturzbewegung hinter sich hat und mit Hilfe dieser unruhigen Elemente die Gewalt an sich reißt. In Chile sorgen jene reichen und vielfach recht gebildeten Leute dafür, daß alle Hast, alle Überstürzung im Staatsleben vermieden werde; sie sind aber zugleich einsichtig genug, sich nicht gegen einen ruhigen, stetigen Fortschritt zu stemmen. Schon äußerlich unterscheiden sich die vornehmen Leute von den geringeren durch — die Art des Rauchens. Die Sitte, das nikotinhaltige Kraut zu qualmen, ist nämlich allgemein verbreitet; selbst Frauen der niederen Stände geben sich dem eigentümlichen Genusse hin. Der Arbeiter und Landbewohner nun raucht, indem er Cigarre oder Cigarette mit der rechten Hand hält — eine ganz natürliche Angewohnheit, da er nur in seinen Ruhepausen dampfen kann. Der Caballero (edle Herr, Vornehme) dagegen raucht mit der Linken, weil er sich die Rechte zum Schreiben und anderen feineren Verrichtungen frei lassen will.

Haben wir nun die weiße Bevölkerung kennen gelernt, so müssen wir jetzt wohl auch die ursprünglichen Bewohner des Landes, die Indianer, einmal ansehen. Der bekannteste Stamm darunter sind die Araucanen, wohl das mutigste, kriegslustigste Volk in ganz Südamerika. Erst zu Beginn unseres Jahrhunderts gelang es den Chilenen, die tapfern Rothäute unter ihre Macht zu beugen und die Herrschaft des Christentums anzubahnen. Mit dem Einflusse des letzteren sieht es, wie wir später finden werden, freilich leider noch recht windig aus.

Wir haben im Hause eines deutschen Landsmanns am Rio Cruces freundliche Aufnahme gefunden, und hier bietet sich uns schon am Tage unserer Ankunft Gelegenheit, Araucanen kennen zu lernen. Ein alter Kazike (Häuptling) reitet mit drei jüngeren Männern in die Besitzung ein, um zu kaufen und zu verkaufen. Sie sprechen nur ganz wenig spanisch und haben sich deswegen von einem Lenguaraz (Dolmetscher) begleiten lassen, einem Chilenen, der unter ihnen wohnt. Unser Freund bewirtet sie mit Chicha de manzana (Apfelwein), und sie entwickeln in Vertilgung des beliebten berauschenden Getränkes fast so großen und beinahe so rührenden Eifer wie der deutsche Bruder Studio, wenn er dem Gambrinus im Gerstensafte feuchte Opfer bringt.

Alle vier sind mittelgroß, zeichnen sich durch langen Rumpf und Hals und hochgewölbte Brust aus. Armen und Beinen merkt man die innewohnende sehnige Kraft an; Hände und Füße sind auffallend klein. Ihre Haut ist kupferrot, ja nicht selten weiß; letztgenannte Farbe findet sich namentlich bei denen, die von geraubten weißen Frauen abstammen. In dem rundgeformten Gesichte stehen die Backenknochen etwas hervor; die Stirn ist niedrig, der Bart fehlt ganz. Die Augen blicken überaus lebhaft und ausdrucksvoll; sie stehen horizontal, sind klein und braunschwarz; die Brauen ziehen sich geradlinig darüber hin. Die breite Nase hat große Öffnungen, der Mund ist wohlgeformt, die schmalen Lippen lassen, sobald sie geöffnet werden, ein beneidenswert schönes und regelmäßiges

Gebiß sehen. Ihr langes, straffes, tiefschwarzes Haar wird auf dem Scheitel durch ein Band zusammengehalten.

Wir geben unsern Wunsch zu erkennen, die vier Krieger einmal in ihre schöne, waldreiche Bergheimat zu begleiten, und gern gewährt der alte Kazike unsere Bitte. So brechen wir denn, nachdem die Geschäfte erledigt sind, zu Pferde mit ihnen auf. Unser Weg führt durch tiefen Urwald. Auf schmalem Pfade reitet der Kazike voran, dann folgt der Dolmetscher mit dem Fremdling, die drei Krieger bilden den Beschluß. Welch' herrlicher, üppiger Wald ringsum! Welche köstlichen Weiden dazwischen! Alles, was wir sehen, bestätigt die Behauptung unseres deutschen Freundes, daß Araucanien ein überaus fruchtbares Gebiet ist, dessen eine große Zukunft wartet; aber dann werden seine ursprünglichen Bewohner aufgehört haben, als Volk zu bestehen. Schon durchziehen große offene Straßen das Gebiet, schon donnert der Eisenbahnzug auf dem eisernen Schienenstrange hindurch. Vor der gewaltsam eindringenden Civilisation muß das Naturvolk weichen, wenn nicht zu Grunde gehen.

Auf dem Ritte durch die wunderbar schönen Waldberge haben wir Gelegenheit, eine nicht gerade besonders angenehme Eigentümlichkeit dieser Striche kennen zu lernen: die reichlichen, schweren Niederschläge, die hier zuweilen Tag für Tag fallen und das Reisen arg erschweren. Indem der Regen strömend niedergießt, können wir begreifen, daß den chilenischen Truppen das Eindringen in diese Gebiete in Kriegszeiten oft recht schwierig gewesen sein mag. Der Wald ist so von Nässe durchtränkt, so ungemein feucht, daß dies allein einer marschierenden Abteilung schon recht lästig werden muß; betrachtet man nun aber auch noch die Massen der Lianen, die Quilawucherungen und die Dickichte aus Colihuerohr, so muß man erkennen, daß derartiges Gelände für Soldaten fast undurchdringlich ist. Jene Quila ist ein bambusähnliches Klettergras, das unentwirrbare Gebüsche bildet, ganze Baumgruppen überwuchert und weite Waldungen in seinen haushohen Gestrüppmassen erstickt, sodaß nur einzelne dürre Äste der erdrosselten Waldriesen noch daraus hervorragen.

Endlich läßt der Regen nach, und auf dem schmalen Pfade weiterdringend, gelangen wir zu dem ersten Indianerdorfe. Es führt den Namen Marilef und besteht aus Blockhäusern, die mit Stroh gedeckt sind. Der Kazike führt uns in das seinige, das im Innern in mehrere Abteilungen geschieden ist; die Grenzen dieser einzelnen Räume bilden Wände aus Colihuegeflecht. Unser deutscher Freund hat uns einen Wink gegeben, den wir sorgsam beachteten. Wir sind deswegen imstande, dem Kaziken, seinen Frauen und Kindern, sowie den übrigen Würdenträgern und ihren Familien kleine Geschenke mit allerhand Tand zu machen, und das erwirbt uns die Zuneigung der gegen den Deutschen ohnehin nicht mißtrauischen Leute rasch. So werden wir denn freundlich aufgenommen, und unsere Mitteilung, der Landsmann am Rio Cruces werde in den nächsten Tagen einige Fässer der beliebten Chicha als ein weiteres Geschenk von uns

senden, erregt namentlich bei den Männern lebhafte Freude, denn auch der farbige Mann berauscht sich ab und zu gern einmal.

Nun stecken wir mitten unter den roten Naturkindern und können sie genau in ihrem Äußeren, ihrem Leben und Treiben beobachten. Da finden wir denn, daß die Mönche in der Missionsstation recht hatten, wenn sie behaupteten, der Araucane sei gut beanlagt, denn die den frommen Vätern anvertrauten Kinder des Stammes lernten rasch lesen und schreiben, ja sogar etwas rechnen. Freilich ergiebt sich bald, daß die herbe Klage der frommen Väter, das Gelernte werde schnell wieder vergessen, vollkommen begründet ist. An den jungen Männern, die als 12jährige Knaben aus der Mission zurückkehrten, ist nicht viel mehr von jenen Kenntnissen und Fertigkeiten zu bemerken. Die erwachsenen Leute sind ohne Ausnahme ernst und schweigsam, ja, auch ziemlich träge. Aber ihr Wesen verwandelt sich, wenn sie auf ihre Lieblingsbeschäftigungen Krieg und Jagd zu reden kommen. Dann werden sie lebhaft, erregt, dann wechseln sie in ihrer reichen, ausdrucksvollen Sprache Rede und Gegenrede.

Als Kleidung finden wir allgemein das Lendentuch (Chamal) und den Poncho, jenes auch von den Weißen des Landes getragene viereckige Stück Zeug, in dessen Mitte sich eine Öffnung zum Durchstecken des Kopfes befindet. Beide Kleidungsstücke werden von den Frauen aus Guanaco-, häufiger noch aus Schafwolle gewebt. Über dem Haarbande tragen sie gern ein zusammengefaltetes Tuch. Die Frauen sind durchaus nicht häßlich und kleiden sich ähnlich wie die Männer, nur legen sie statt des Poncho ein viereckiges Tuch, das durch eine schwere silberne Nadel mit großem Knopfe zusammengehalten wird, um Schulter und Brust. Eine Eigentümlichkeit des Stammes fällt uns angenehm auf: die Männer wie die Frauen lieben die Reinlichkeit. Sie baden eifrig und waschen sich gern, sind auch vortreffliche Schwimmer; so halten sie ihren Leib wie ihre Kleidung beständig sauber.

Uns zu Ehren veranstalten die Krieger des alten Eizaguirre am folgenden Tage ein Scheingefecht. Jetzt kommen die kühnen Reiter erst recht zur Geltung. Sie haben sich, nach Art ihres Stammes, das Gesicht grell blau und rot bemalt; die zuschauenden Frauen sind gleichfalls höchst eigentümlich zu dem Feste geschmückt. Sie haben feine blauschwarze Strahlen um ihre Augen gezogen, was ihnen sehr hübsch steht. Die stattlichen Rosse der Krieger sind zum Kampfe, viele auch zum Tanzen abgerichtet und können im wildesten Rennen plötzlich zum Stehen gebracht werden. Das Zügelwerk ist sehr hübsch aus ungegerbter Haut geflochten und auf mannigfaltige Art mit Silber verziert. Die Sporen sind aus demselben edlen Metall hergestellt und mit großen Rädern versehen; die Krieger schnallen sie an die bloßen Füße. Der Sattel ist demjenigen der Chilenen ähnlich; er besteht aus einem reich mit Silber beschlagenen Bocksattel, über und unter den Schaffelle gelegt werden. Die Bügel sind verschieden gestaltet; ein Teil der Krieger besitzt solche aus Silber, doch gewähren sie dann nur für 2—3 Zehen Raum; die übrigen haben den

mit zierlichen Schnitzereien geschmückten Holzschuh, dessen wir früher bereits gedachten.

Welch' buntes, bewegtes Bild, wenn diese Reiterschwärme gegen einander jagen! Mann und Roß scheinen zusammengewachsen zu sein. Jetzt werfen sich die Reiter, um besser geschützt zu sein, an die rechte Seite ihrer Renner; sie halten sich in dieser Lage fest, indem sie die linke Hand in die Mähne des Renners krallen, den linken Fuß aber mittelst eines um den Hinterleib des Pferdes gelegten Riemens stützen. Die gefürchtete Lanze aus Colihuerohr mit langer, scharfer Spitze wird in der rechten Hand nahe dem Boden geführt. Sie ist eine von den chilenischen Soldaten ungemein gefürchtete, höchst gefährliche Waffe, die ihr Ziel fast niemals fehlt und um so unheimlicher ist, als der Träger, indem er Kreise mit ihr beschreibt, ungewiß läßt, wohin er etwa zu stoßen gedenkt. So fährt sie dem Gegner des Araucanen in einen edlen Körperteil, bevor der Getroffene noch ahnt, wo er sich zu decken hat. Auch Keulen, Schleudern und Schilde führen diese Rothäute als Schutz- und Trutzwaffen und verwenden sie mit großem Geschick, ebenso ihren steten Begleiter, den Lasso. In die Kampfrufe mischt sich das Rasseln der Holztrommeln, tönen die Rufe der Holz- und Knochentrompeten und der Hörner. Nachdem sie das Kampfspiel beendet haben, zeigen sie uns, erfreut durch den gezollten Beifall, auch noch eine andere Belustigung, das Chuecaspiel, wobei eine Kugel durch Krummstäbe von den leichtgekleideten, zu Fuß streitenden Teilnehmern fortgeschleudert wird. Auch dabei entwickelt sich ein überaus malerisches Bild, und wer nicht sorgsam acht giebt, der erhält wohl auch einmal einen herzhaften Hieb vor das Schienbein, daß er halb unsinnig vor Schmerz austreten muß und mit verzweifeltem Gesichtsausdrucke hinweghinkt. Das Chichagelage, das den Tag beschließt, währt bis in die tiefe Nacht — bis alle berauscht sind.

Pedro Ramirez, der Dolmetscher, erzählt uns in seiner südlich lebhaften Art an diesem Abend mancherlei von dem Leben und den Bräuchen der Araucanen. Wir erfahren dadurch, daß sie in den Zeiten vor der Besitznahme Chiles durch die Spanier das Guanaco als Haus- und Schlachttier gehalten, aber auch Nagetiere, den Cuguar und Vögel als Nahrungsmittel benutzt haben. Schon damals hätten die Rothäute Mais und Kartoffeln gebaut und die eßbaren Früchte der Waldbäume verwertet. Seit uralten Zeiten haben die Araucanen die keilförmigen, den Edelkastanien im Geschmack ähnlichen Früchte in den Zapfen der berühmten Araucaria genossen, wie dies heute auch die Weißen thun. Damals wie heute seien ihnen vom Meer und den Flüssen mancherlei wertvolle Gaben geboten worden, so besonders Fische, Weichtiere und Tangarten. Es seien pfiffige Bursche, diese Araucanen, wie man schon an ihrer Art des Fischfanges sehen könne; sie streuten nämlich betäubende Kräuter in die Gewässer und bemächtigten sich der beschuppten Beute so auf wenig schwierige Weise. Gegenwärtig bauten sie auf ihren Feldern Bohnen, Erbsen, Weizen, Gerste, Leinsamen, Mais, ganz wie die Chilenen, und der verwilderte Apfelbaum liefere ihnen

Früchte in solcher Menge, daß der Boden an manchen Orten fußhoch davon bedeckt und das Fortkommen sehr durch sie erschwert werde. Daß die Araucanen sehr viel Rindvieh besäßen, habe man ja selbst gesehen; eigentümlich sei es, daß die wohlschmeckende Milch dieser Tiere nicht genossen werde. Auch Schafherden von ansehnlicher Kopfzahl seien im Besitze des kräftigen Volkes. Daß es an Hunden hier so wenig wie in Chile fehle, habe man schon beim Einreiten ins Dorf bemerkt. Auch die Katze komme in den Dörfern vor; sie stelle den niedlichen Mäuschen mit den stehenden behaarten Schwänzchen, sowie den nicht seltenen Haus- und Feldratten nach. Federvieh finde sich in beträchtlicher Menge.

Am folgenden Tage herrscht trotz des Katzenjammers doch einige Erregung im Dorfe; es hat sich etwas ereignet, was nicht selten vorkommt: eine junge Frau ist erhängt im Walde aufgefunden worden. Auf Befragen erklärt uns der landeskundige Pedro, bei den Araucanen bestehe Vielweiberei. Der Mann verlange ein Mädchen, das er zur Frau zu haben wünsche, von den Angehörigen und bezahle nach Landesbrauch dafür; dann werde die Betreffende gewaltsam von ihm entführt. So sei es auch mit dem aufgefundenen jungen Weibe gewesen; dieses habe sich aber nicht in sein Schicksal finden wollen und den Faden seines Lebens deswegen gewaltsam zerrissen. Unser alter Kazike hat drei Frauen; sie leben ganz verträglich unter demselben Dache, aber jede unter ihnen hat ihre besondere Feuerstelle. Der Mann ist strenger Gebieter, die Frau eine willenlose, unterwürfige Sklavin, die alle Haus- und Feldarbeit zu besorgen und sogar das Sattelzeug zu putzen hat. Die gestrengen Eheherrn liegen indessen auf der faulen Haut. Immer wieder haben wir Gelegenheit, den stillen Fleiß der roten Frauen zu bewundern; niemals sind sie ganz müßig, schier unermüdlich regen sie die fleißigen Hände. Wir sehen z. B., wie sie, rittlings zu Pferde sitzend, zu dem Herrn und Gebieter hinausreiten, einen auf ein Brett geschnallten Säugling umhängen haben und sorgsam behüten, dabei zugleich emsig mit der Spindel Wolle spinnend. Im Hause unseres indianischen Gastfreundes können wir ihnen zuschauen, wenn sie aus Lianen Matten, Körbe und Fischnetze flechten; die Arbeiten dieser Art zeichnen sich durch Zierlichkeit und Geschmack aus.

Auch die Araucanenfrau ist, trotz aller Anspruchslosigkeit und Demut, nicht ganz gleichgültig gegen äußeren Schmuck; sie putzt sich gern mit Spangen, Ringen, Kreuzen und Ohrblechen aus Silber oder mit glitzernden Glasperlen, welch' letztere zu Bändern aufgereiht und um die Stirne, sowie durch das lange Haar gelegt werden. Namentlich in früheren Zeiten unternahmen die Araucanen kühne Einfälle (Malones) in die Gebiete der weißen Grenzbevölkerung und raubten dann auch weiße Frauen und Mädchen. Machten solche Gefangene Fluchtversuche und wurden wieder eingefangen, so zerschnitt man ihnen die Fersensehnen, um sie an der Wiederholung eines solchen Versuches zu hindern. Solche weiße Frauen sind dann nicht selten freiwillig bei den Indianern geblieben, wenn ihnen nach Jahren die Möglichkeit zur Rückkehr zu den Ihrigen gegeben war.

Wir fragen unsern Eizaguirre gelegentlich einmal, warum die Männer seines Volkes keinerlei Goldschmuck tragen. Er macht eine verächtliche Handbewegung und sagt: „Gold sehr viel schlecht, sehr viel!" Dann läßt er uns durch den Dolmetscher erklären, Gold sei die Ursache der furchtbaren Kriege gewesen, die von den Spaniern und den mit ihnen verbündeten Peruanern gegen die Araucanen geführt worden seien. Diese Kriege hätten schweres Unheil über den Stamm gebracht, und deswegen verachte der araucanische Krieger das gleißende Metall.

Der redselige Pedro, den wir uns durch ein ansehnliches Geldgeschenk geneigt gemacht haben, erzählt uns bei dieser Gelegenheit auch etwas von dem religiösen Leben des merkwürdigen Völkchens. Es verehrt ein höchstes Wesen, das den Namen Pillan führt; mehrere untergeordnete Götter dienen ihm. Mit dem Tode stirbt nach Überzeugung der Araucanen die Seele nicht; die Abgeschiedenen werden vielmehr in einer besseren Welt vereint und genießen dort ewige Freude. Gerade dieser Glaube an die Unsterblichkeit ist eine Hauptursache, daß sie nicht zum Christentum übertreten. Die katholischen Geistlichen erzählen ihnen nämlich beständig, wer nicht zur alleinseligmachenden Kirche übertrete, der sei dem Fegfeuer verfallen; der Araucane aber will sich nicht von den im Tode vorausgegangenen Brüdern trennen lassen und beharrt deshalb fest in seinem alten Heidenglauben. In ihrem Widerstreben gegen das Christenthum werden sie noch durch den Umstand bestärkt, daß sie nach Annahme desselben ein ansehnliches Stück ihrer Freiheit verlieren würden und manchen seit alter Zeit festgewurzelten Gebräuchen entsagen müßten, so z. B. der Vielweiberei. Die meisten der in den Missionen erzogenen Jünglinge werden wieder Heiden, sobald sie zu ihrem Stamme zurückkehren.

Unter vier Augen erzählt uns Pedro noch von einer Sitte, die blindem Aberglauben entspringt und geradezu abscheulich genannt werden muß. Wenn nämlich jemand an einer tödlichen Krankheit gestorben ist, sehen dies die Araucanen als Wirkung einer Vergiftung oder — der Hexerei an. Um den Schuldigen herauszubekommen, wird dann ein Zauberer (Machi) berufen, der nach Vornahme von vielerlei geheimnisvollem Hokuspokus eine Person nennt. Nun ergreift man dieselbe und stellt sie vor ein Gericht, das aus den Kaziken und Stammesältesten gebildet ist. Gewöhnlich wird die betreffende Person verurteilt; dann entkleidet man sie und bindet sie an eine wagrecht aufgehängte Stange. Unter fürchterlichem Gebrüll und der wilden Musik der früher erwähnten Instrumente wird sie nunmehr an einem gelinden Feuer langsam geröstet. Dabei wird ein großes, wüstes Trinkgelage veranstaltet, und um dieses ja recht lange hinauszuziehen und die Qualen des Opfers recht zu verlängern, wendet man die Stange, wenn die eine Seite des Unseligen bereits halb geröstet ist. Alle Bemühungen der Missionare, diesen scheußlichen Frevel abzuschaffen, haben sich bisher erfolglos erwiesen.

Doch wir kennen die Araucanen und ihre Art zu leben, nunmehr hinreichend und verabschieden uns unter nochmaliger Verabreichung kleiner

Geschenke. Eizaguirre giebt uns mit einer Anzahl seiner Krieger und dem schlauen Pedro Ramirez, der sich den Rothäuten unentbehrlich zu machen gewußt hat, das Geleite bis zu unserem deutschen Landsmann am Rio Cruces. Als er nach einem kleinen Gelage mit seinen Männern den Heimweg antritt, da wendet er uns sein ernstes Gesicht noch einmal zu und sagt eindringlich: „Komme wieder! Komme bald wieder!“ Gleich darauf ist der Trupp im Walde verschwunden.

Nun gilt es uns, chilenisches Waldleben und das Dasein unserer in der Waldregion siedelnden deutschen Landsleute kennen zu lernen — beides gleich anregend und fesselnd.

Zu diesem Zwecke begeben wir uns nach der Stadt Corral, die aus terassenförmig übereinander stehenden einstöckigen Häusern mit hellen Wänden und dunkeln Holzdächern besteht und an einer herrlichen Bai liegt. Hier mündet der Rio de Valdivia, ein breiter, wasserreicher Fluß, auf dem kleine Passagierdampfer nach der deutschen Kolonie Valdivia fahren. Einer von ihnen soll uns in die Waldregion und zu den Landsleuten führen, die hier in weltentlegener Ferne ein kleines Neudeutschland entstehen ließen.

Vor der Bai von Corral angekommen, betrachten wir das sich unsern Augen bietende Bild mit stummer Bewunderung. Unser Dampfer durchfurcht die opalgrünen Fluten des Ozeans, die magisch im Sonnenglanze blitzen und funkeln, sanft hin und her wogen, da und dort aber auch wild an trotzig emporragenden Felsen anbranden. Dahinter liegt das Festland mit seinen dunkelbewaldeten Bergen wie ein lockendes Geheimniß. Wir landen und besteigen das zierliche Schiff, das uns den Fluß hinauftragen soll. Landsleute begrüßen uns hier in traulicher Weise und versprechen unaufgefordert, uns in jeder Weise gefällig zu sein.

Der Dampfer steuert an der kleinen Insel Mancera vorüber, worauf sich noch Überreste altspanischer Festungswerke befinden. Wir bewundern das endlose Spiel der glitzernden Flut am Strande, das Sprühen und Schäumen der Dünung an den Felsenklippen und gelangen ohne alle Schwierigkeiten über die bei stürmischem Wetter gefährliche Untiefe Tres hermanas (Drei Schwestern). Gerade vor uns erhebt sich der keck zugespitzte, mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel des Vulkans von Villa-Rica. Wunderbar leuchtet sein weißes Haupt im Sonnenglanze; dicht hinter den waldigen Bergrücken, die wir nahe vor uns sehen, scheint er kühn emporzustreben; doch das ist Täuschung — er liegt weit zurück. Keine Barre, keine ungewöhnliche Bewegung der Wasser verrät uns, daß wir an die Stelle gelangt sind, wo Ocean und Fluß um die Herrschaft streiten. Doch die weißen Möven, die unser flottes Fahrzeug bisher neugierig umkreisten, bleiben nach und nach zurück über ihrer eigentlichen Heimat, dem weiten, wogenden Ocean; sie verraten uns so, daß wir der Flußmündung nahe sind. Immer stiller wird es um uns her; längst ist das Rauschen und Brausen der Brandung bei Mancera verklungen, und die schwarzen Seeraben, die krächzend vor dem Dampfer aufstoben, sind gleichfalls der offenen See zugeflogen. Im Bette des herrlichen breiten und tiefen Flusses finden sich mancherlei

Hemmnisse. So liegt dort ein riesiger Baumstamm, verankert mit dem Wurzelwerk, vor uns; die Wellen treiben mit den hervorragenden Ästen immer dasselbe Spiel. Schlamm hat sich um das Hemmnis gelagert, Äste und kleinere Bäume sind daran hängen geblieben. Dadurch ist das Fahrwasser verändert worden, der Dampfer muß deswegen ganz dicht am Ufer hinsteuern. Welche Fülle und Kraft der Pflanzenwelt können wir da bewundern! Zwar hat die Axt des fleißigen Holzhauers die stärksten Urwaldriesen längst gefällt; sie sind zu dicken Balken verarbeitet und nach Corral geflößt worden, von wo aus sie dem holzarmen Norden zugesandt wurden. So sind natürlich Lücken zwischen den schwächeren Stämmen entstanden; aber Mutter Natur hat Sorge getragen, durch jungen Nachwuchs und Buschwerk der verschiedensten Art auszufüllen. Einst wucherte hier stolzer Buchen-, Laurel- und Linguewald auf den Höhen; in den feuchten Thalgründen behaupteten sich stattliche Muermobäume als Herrscher; jetzt ragen sie nur vereinzelt noch über das üppig aufgeschossene Unterholz. Da prangt die Myrte mit ihrem dunkeln Laube, da wuchert der dem Gummibaum ähnliche Canelo in den Gebieten, die von den Hochfluten des Flusses noch erreicht werden. Für mastlose Kähne läuft das Fahrwasser oft ganz dicht am Ufer unter einem dichtverschlungenen Laubdache hin; da entfaltet sich nun dem Auge des entzückten Beobachters eine Fülle und Pracht der Blüten, wie sie nur selten zu finden ist und die selbst im Winter nicht ganz verschwindet, denn nur ein einziger Waldbaum dieses gesegneten Landes wirft sein Laub in der kälteren Jahreszeit ab. Besonders viele leuchtend rote Blüten heben sich ungemein wirkungsvoll gegen das dunkle Blattgrün ab. Haben doch die Indianer den dichtgedrängt stehenden dünnen und langen Blütenröhrchen einer Mistelart wegen ihrer tief feuerroten Färbung den Namen „Feuer" gegeben. Goldgrüne, metallisch schimmernde Wesen schweben um diese Blüten her, schießen mit bewunderungswürdiger Schnelle von Busch zu Busch, von Blüte zu Blüte, schwirren bald da, bald dort einige Sekunden und lassen sich in ihrem emsigen Treiben durchaus nicht von dem pustenden Dampfer stören. Das sind Picaflores, zierliche Kolibris, die den süßen Saft aus den Blüten saugen. Überall begrüßt uns auch eine alte Bekannte aus der Heimat, die so gern als Topfgewächs gezogene Fuchsie. Hier ist sie freilich viel größer und kräftiger, denn sie wird baumähnlich; ihre hellbraunen Äste tragen außer dem glänzenden Blattwerk zahllose rote Blütenglöckchen, die uns traulich zu grüßen scheinen. Ein wildes Gewirr von Lianen (Schlingpflanzen), hier Voqui genannt, windet sich in zierlich geschwungenen Linien in die Wipfel hinauf, umrankt das Gezweig und die Stämme mit einem förmlichen Netze. Der Chilene benutzt diese Stränge ihrer Zähigkeit wegen vielfach mit bestem Erfolge, denn sie sind außerordentlich zäh und widerstehen der Reibung wie der Fäulnis lange Zeit. Unsere deutschen Landsleute erzählen uns, daß die Blütenpracht des chilenischen Waldes eben nicht hervorragend sei. „Wenn der Frühling, der Sommer und Herbst kommen, dann sollen Sie einmal sehen, was dies Sonnenland zu

leisten vermag!“ sagt einer der wackeren Männer mit freudigem Stolze. „Dann verschwindet das Rot der Winterblumen, die gelben Farbentöne gewinnen die Oberhand, und der Sommer streut eine unendliche Fülle weißer Blüten in das Grün. Dann werden Sie staunen, wenn Sie z. B. den schon an sich schönen Muermobaum mit seinen Millionen von weißen Blütensternen sehen. Und noch mehr werden Sie in Verwunderung geraten, wenn Ihnen im Herbste die metergroße Blütenscheibe der Chupalla in Hellblau, Blutrot und Grün entgegenleuchtet. Etwas Herrlicheres ist Ihnen gewiß noch niemals zu Gesicht gekommen.“

Merkwürdig still ist's in diesen üppigen, schönen Wäldern; das lustige Tierleben der deutschen Forste fehlt darin. Nur dort im Röhricht zirpen kleine, dem Zaunkönig ähnliche Vögel; hier steuern grünschnäblige Wasserhühner dem Schilfkranze einer kleinen Insel zu, und ein anderer Wasservogel taucht mit der auf seinem Rücken festgeklammerten Brut langsam unter.

Jetzt gelangen wir zu einer kleinen deutschen Ansiedelung. Eine gut gezimmerte Landungstreppe erlaubt das Anlegen des kleinen Dampfers, der neue Reisende aufnimmt und Frachtstücke aus Corral abgiebt. Auf den Wellen des Flusses schaukelt neben einem schlanken Kielboote eine wohl fünf Meter lange stattliche Canoa, sorgfältig aus einem einzigen Buchenstamme gehauen; ein schmaler, kleiner Nachen ist auf den Strand hinaufgezogen. Welch' friedliches Plätzchen, diese deutsche Siedelung im chilenischen Urwalde! Die üppigen Getreidefelder zu beiden Seiten des freundlichen Hauses verraten, wie fruchtbar und ergiebig der Boden ist, auf dem vorher nur Waldriesen in ungestörtem Frieden wuchsen. Da prangen stattliche Äpfelbäume, die man auf höchst einfache Art zog, indem man starke Äste in die Erde steckte. Schnell schlugen sie in dem feuchtwarmen Boden Wurzeln, und heute tragen sie bereits Früchte in Menge. Der hohe Zaun aus Chupon hält jeden lebenden Eindringling von den Feldern fern, denn die langen, schwertförmigen Blätter tragen hakige Stacheln an ihren Rändern. Unter dieser trotzig abwehrenden lebendigen Mauer fand eine Art Kapuzinerkresse Schutz, die der Chilene des leichten, luftigen Wuchses wegen Pajarito, d. h. „Vögelchen“, nennt. Oben in den Spitzen der Chuponblätter entfaltet dieses Gewächs eine Fülle lachender roter und grüngelber Blümchen. Da lockt es den Fremdling, sich ein Sträußchen solcher lieblichen Kinder Floras zu brechen. Aber wehe dem Unerfahrenen, der unbesonnen zugreift! Mit einem leisen Schmerzensschrei zieht er die kecke Hand zurück; sie brennt unerträglich, viel ärger, wie wenn wir uns daheim an der nichtsnutzigen Brennessel verbrennen. Und nun erklärt uns der Landeskundige, daß jene breitblätterigen, düster graugrünen Pflanzen, die schützend um Pajarito stehen, das gefürchtete Brennblatt sind, dem der Eingeborene sorglich fern bleibt.

Weiter fährt unser Dampfer; rechts und links breitet sich in unendlicher Fülle wieder tiefer, ernster Wald aus, der von keinem lebenden Wesen bewohnt zu sein scheint und dessen tiefes Schweigen drückend auf

die Seele wirkt. Doch nein, tot ist diese Wildnis nicht! Aber was mag eben in ihr vorgehen? Ein höchst eigentümlicher Klagelaut versetzt uns in Schrecken. Ein helles Weinen schallt aus dem Walde, es geht in immer tiefere Tonlagen über und verstummt dann plötzlich. „Was ist das?“ fragen wir, erstaunt darüber, daß unsere Reisegefährten den auffallenden Lauten keine Beachtung schenken. „Ein Chucao,“ antwortet der greise Landsmann, an den wir uns um Auskunft gewandt haben, „ein kleiner, brauner Vogel, ähnlich unserer Amsel daheim. Wir Deutsche nennen ihn allgemein „Waldhühnchen“. Sie werden ihn noch manchmal in diesen Waldöden hören, und es wird Ihnen bei seinen Rufen gehen, wie es uns anderen auch erging: Sie werden wütendes Heimweh nach unseren deutschen Wäldern mit ihrem frischen, herzerhebenden Vogelgesange bekommen. Aber man gewöhnt sich allmählich auch an diesen seltsamen Ruf und denkt sich kaum noch etwas dabei. Der lustige Klingklang in den deutschen Forsten fehlt hier vollständig, denn die Vogelwelt ist fast gar nicht in der eigentlichen Wildnis vertreten.“

Lange noch wirkt der eigentümliche Klagelaut in uns nach, und seine Wirkung wird durch den weithallenden eintönigen, merkwürdig wehmütigen Schrei des roten Tauchers, der die Flüsse dieser Gegenden vereinzelt bewohnt, wahrlich nicht gemildert. Jetzt stieben dort etwa zwölf schwarze Aasgeier von der Größe des Truthahnes stumm und schwerfällig von den Ästen eines abgestorbenen Baumes empor. Sie haben einen angeschwemmten Tierleichnam zu verzehren begonnen, sind aber von der flußaufwärts dringenden Flut gestört worden, da das höher gestiegene Wasser den Cadaver bedeckte. Bald werden die vor dem Dampfer entwichenen Vögel zurückkehren und ihr Amt als Gesundheitspolizisten wieder aufnehmen. Dort wippt ein schöner Eisvogel vor uns hin; das Volk nennt ihn, wie der freundliche Landsmann erzählt, „Martin der Fischer“. Nah dem Ufer gewahren wir an einer Stelle mannshohe Schäfte mit riesengroßen Blättern in der Gestalt eines umgekehrten Regenschirmes. „Das ist die Panque,“ erfahren wir auf Befragen. „Sie ist hier nicht einmal besonders umfangreich, denn wo Menschen wohnen, stellt man ihr des süßen Markes in ihren Blattstielen wegen nach. Aber droben auf den Kiesufern der Cordillerenflüsse wird sie so groß, daß 2—3 berittene Leute Schutz darunter finden, wenn ein schwerer Regenguß eintritt.“

Endlich sind wir bei der Valdivia gegenüber gelegenen Insel Teja angelangt. „Da wohnen nur Deutsche,“ erklärt unser Landsmann, nicht ohne Stolz auf das grüne Eiland deutend, wo freundliche Landhäuser zwischen hohen Pappeln hervorschauen. Plötzlich tönt betäubendes, widerliches Geschrei von der Insel herüber. Ein Schwarm grüner Papageien, die in der Größe etwa unserer Haustaube gleichkommen, strebt dem anderen Ufer unter wüstem Kreischen flatternd zu. Sie fielen auf dem Eiland in ein deutsches Weizenfeld ein, kletterten an den schweren Halmen empor und richteten binnen kurzer Zeit mit erstaunlicher Gefräßigkeit schweren Schaden in den Ähren an. Da scheuchten sie Gewehrschüsse empor, un=

gefähr zehn fielen, durch die Schrotkörner getroffen, und werden nun in den Kochtopf oder in die Bratpfanne wandern. — Je mehr wir uns Valdivia nähern, desto freundlicher wird das Bild auf beiden Ufern des Flusses; mit Freude sehen wir, daß der Geist der Sorgsamkeit und Ordnungsliebe, der die Besitzungen unserer Landsleute in fremden Ländern so scharf gegen diejenigen von Leuten anderer Nationalität abstechen läßt, auch hier waltet. Da prangen unkrautfreie Gemüsepflanzungen, da lachen uns freundliche Obst- und Blumengärten an, endlich nimmt die Zahl der Häuser auf dem linken Ufer auffallend zu, der gellende Pfiff der Dampfmaschine ertönt — wir sind in Valdivia. Gleich darauf liegt das Schiff an der aus starken Balken gezimmerten Landungsbrücke fest.

Es ist ein freundliches, etwa 7000 Einwohner zählendes Städtchen, das außerordentlich günstig liegt. Ein langsamer, aber stetig fortschreitender Aufschwung in den Verhältnissen der Bewohner läßt sich nicht verkennen. Unsere dort ansässigen Landsleute leben, wie wir bald gewahr werden, fast sämtlich in guten, viele sogar in ungemein günstigen Verhältnissen. Drum führen sie, wenn sie nicht in ihren Geschäften thätig sind, ein so urgemütliches Leben, wie es nur irgend in der alten Heimat möglich wäre. Sie haben ein geräumiges Klublokal in einem eigens dafür erbauten Gesellschaftshause; dort wird gelesen, Billard gespielt, gesungen, musiziert, dort werden Bälle und Theatervorstellungen abgehalten. Fast alle jungen Männer sind Mitglieder des Schützen- und Turnvereins, und Jünglinge wie Jungfrauen verstehen sich ausgezeichnet auf die Reitkunst. Aber mit den aufgezählten Vergnügungen ist die Reihe derselben nicht erschöpft. Man fährt in Ruder- oder Segelbooten auf dem herrlichen Strome, schwimmt in seiner klaren Flut, besucht die Vergnügungsgärten, die in beträchtlicher Anzahl und in größerer oder geringerer Entfernung bei der Stadt liegen; das Kegelschieben ist auch hier eine gern betriebene, erheiternde Kunst. Kurz, in diesem Neu-Deutschland sind so viel gesellige Freuden geboten, daß auch der Genußsüchtigste keinen Grund zur Klage hat; besonders zur Sommerszeit, wenn viele Gäste aus dem heißen Norden kommen, führt der Deutsche in Valdivia ein Herrenleben. Hier wie überall hat er Durst, und daß er diesen im gewohnten heimatlichen Getränk stillen könne, sind etwa ein halbes Dutzend Brauereien eifrig beschäftigt, den braunen Gerstensaft in genügender Menge zu bereiten, ja, sie führen von dem „edlen Getrank" auch noch aus. Mancherlei Industrie ist hier entstanden und erfreut sich gesunder Blüte. Während die Chilenen nicht selten in ihren äußeren Verhältnissen zurückgehen, arbeiten sich die Deutschen immer mehr empor. Dabei kommt ihnen, wie früher schon erwähnt, ganz besonders zu statten, daß die Indianer viel lieber mit den rechtlichen Germanen, als mit den Abkömmlingen der Spanier handeln, weil sie von diesen nicht selten gehörig geprellt werden. Aus dieser Vorliebe für unser Volk erklärt es sich auch, daß die in deutschen Familien thätigen indianischen Dienstmädchen nicht selten deutsch reden lernen. Übrigens haben die deutschen Leute hier im Süden meist auch Dienstboten aus dem eigenen Volke, was

bei denen im Norden nicht oder äußerst selten der Fall ist, denn auch mittellose Fremde finden in Chile leicht ein lohnendes Unterkommen, so daß sie nicht in Dienst bei anderen zu gehen brauchen.

Wir lernen die treffliche deutsche Schule der Stadt kennen, besuchen auch das Lyceum einmal, worin unsere jungen deutschen Landsleute für den Besuch der Universität in Santiago vorbereitet werden. Eine deutsche protestantische Kirche fehlt leider noch, obwohl namentlich viele Frauen herzlich nach einer solchen verlangen. Schuld daran ist wohl, daß viele der Männer in religiöser Hinsicht sehr frei denken, daß man außerdem aber auch mit Bedauern wahrnahm, wie in anderen deutschen Gemeinden nach Anstellung von Geistlichen kirchliche Streitigkeiten entstanden. Unsere katholischen Landsleute besuchen den Gottesdienst in den chilenischen Kirchen. Sehr zu beklagen ist es, daß die Jesuiten eine Spannung zwischen den Gliedern der verschiedenen Confessionen hervorgerufen haben; dadurch ist ein häßlicher Mißton in die blühende Ansiedelung gekommen.

In ganz Chile finden wir Deutsche zerstreut fast überall; sie sind als Kaufleute, Bergwerksingenieure, Hotelwirte, Apotheker, Bierbrauer, Gasthofsbesitzer und Handwerker thätig, erfreuen sich hohen Ansehens und großer Beliebtheit bei der eingeborenen Bevölkerung und kommen fast ohne Ausnahme in ihren Verhältnissen gut voran. Deutsche Ärzte sind sehr zahlreich und gesucht, auch eine beträchtliche Anzahl der Apothekenbesitzer gehört zu unseren Landsleuten. Deutsche Kaufleute drängen die Engländer im Großhandel immer mehr zurück, deutsche Bierbrauer versorgen durstige Kehlen mit dem braunen Trank, der in ihrer Heimat seit alter Zeit Volksgetränk ist. Die deutschen Gasthofsbesitzer kommen gleich nach den französischen, die auf diesem Gebiete überall in erster Linie stehen. Für den Handwerker ist Chile ein trefflicher Boden. Wer von deutschen Professionisten Auswanderungslust in sich spürt, der darf getrost nach der gesegneten Republik gehen; solche Leute haben mindestens hohen Arbeitslohn zu erwarten. Ärzte und Apotheker stehen sich vortrefflich; dagegen ist Geistlichen und Lehrern anzuraten, nur dann nach Chile auszuwandern, wenn sie schon daheim durch festen Vertrag gesichert wurden. Gouvernanten, die mehrere Sprachen sprechen und musikalische Bildung besitzen, sind sehr gesucht. An einfachen Handarbeitern aller Art herrscht entschiedener Mangel, was für den unbemittelten Ankömmling entschieden vorteilhaft ist. Viele unserer Landsleute sind im Besitze einträglicher Mühlen, Gerbereien und Seifensiedereien. Für Fabriken zur Anfertigung von Manufakturwaren liegen die Verhältnisse deswegen nicht günstig, weil die Arbeitslöhne zu hoch sind; die auswärtige Konkurrenz wird deswegen zu schwer empfunden. Dagegen haben die Deutschen in den urwaldreichen Provinzen des Südens einen überaus wichtigen und einträglichen Erwerbszweig fast ausschließlich in ihre Hände gebracht, nämlich den Holzhandel, der nach den waldarmen, zuweilen völlig baumlosen Gegenden des Nordens geführt wird.

Die angenehmste Gegend für den deutschen Auswanderer ist in Chile zweifellos die in der Mitte des Landes gelegene; sie erfreut sich eines

wunderbar milden Klimas, das weder sengende Hitze, noch eigentliche Kälte kennt. Paradiesisch ist der Landstrich zwischen dem Thale des Aconcaguaflusses und dem Biobio. Dort haben sich denn auch viele Tausende unserer Landsleute ein neues Heim gegründet; in größeren Städten wohnen sie sogar gedrängt beisammen in ansehnlicher Menge. In dieser Gegend sind allerdings nur wenige unter ihnen Landwirte; bei Los Angeles aber findet sich auch in diesen Bezirken eine deutsche Ackerbaukolonie. Leider verfügt die Regierung in diesen verlockenden Gegenden nicht über Staatsländereien, vielmehr gehört der Grund und Boden hier zu den schon oft genannten großen Haciendas, von denen höchst selten eine in kleinere Stücke zerfällt. Deshalb ist die Staatsbehörde auch außer stande, hier Ackerbaukolonien für fremde Einwanderer zu gründen, so wünschenswert dies auch für Chile sein würde. Dazu kommt noch ein anderer Übelstand, dessen wir auch bereits vorübergehend gedachten: die geringe Regenmenge, die zwischen Mitte Juli und Mitte August in Centralchile fällt, reicht nicht aus, um die an sich überaus fruchtbaren Ländereien in anbaufähigem Zustande zu erhalten. Sie müssen deshalb künstlich durch kostspielige Kanalanlagen bewässert werden, und diese herzustellen, sind eben nur reiche Leute imstande.

Welch' eigentümliche, zu der Witterung unserer Heimat in seltsamem Gegensatze stehende Verhältnisse finden wir hier! Neun Monate des gesegneten Landes sind im allgemeinen regenlos. Im Winter ist die Gegend mit köstlichem, lachendem Grün bedeckt; der Monat November dürfte etwa mit unserem Mai, dem vielbesungenen Wonnemonat, verglichen werden. Vom Dezember bis zum Mai aber geht eine traurige Verwandlung vor sich; jenes liebliche Bild verschwindet ganz, wir sehen auf den waldlosen Höhen und Bodenwellen höchstens dürftiges, versengtes Gras, oder den völlig kahlen grauen oder rötlichen Grund. Und was ist Ursache dieser ungünstigen Verhältnisse? Die Armut des Landes an Waldungen nördlich vom Flusse Maule ab — eine Ursache, die auch in Ländern Europas überaus traurige Folgen gezeitigt hat, so in Italien und Südfrankreich. Selbst die Flußthäler, welche tief in den Leib der Anden hineinreichen, haben einen spärlichen Pflanzenwuchs. Die Hänge und Hügel sind entweder völlig kahl, oder nur mit niedrigem Gestrüpp bewachsen; häufig trifft man hier dagegen den riesigen Säulenkaktus, der sogar zu starken Balken und Brettern verarbeitet wird und viel Brennholz liefert. Höheres Gebüsch findet sich nur in Bodenfalten, Mulden und feuchten Schluchten. Die Küste fällt fast überall steil gegen den Ocean ab und zeigt bis weit südlich von Valparaiso (bis zur Stadt Arauco) keinen Pflanzenwuchs.

Trotz dieser eigentümlichen Verhältnisse könnten noch sehr viele fleißige Fremdlinge im mittleren Chile Raum zu einer Niederlassung finden, so vor allem auch in den Flußthälern, die nur spärlich von Chilenen bewohnt sind; ausgezeichnet durch ihre herrlichen Hügellandschaften und ein ungewöhnlich mildes Klima, würden sich gerade diese Thalungen ganz vorzüglich zu Wohnsitzen für europäische Einwanderer eignen.

Ganz anders ist der südliche Teil der Republik beschaffen, nach dem uns der Dampfer gebracht hat. Selten gefriert es hier bei Nacht ein wenig, und der Tag taut sicher wieder auf, was der Frost der Nacht zum Erstarren brachte; ebenso selten fällt Schnee zur Erde. Regen aber gehen das ganze Jahr in solcher Fülle nieder, daß in Valdivia jeder Regen 5 bis 6mal soviel Wasser spendet wie in Deutschland. Die Provinz hat überdies mehr als 130 Regentage im Jahre; nur in den beiden wärmsten Sommermonaten, dem Januar und Februar, kann auf anhaltend trockenes Wetter gerechnet werden. Die Folge dieser fast übergroßen Feuchtigkeit ist, daß in den Südprovinzen endloser dichter Urwald wuchert, dessen Gedeihen noch durch die Milde des Klimas begünstigt wird. Des starken Niederschlags wegen sind in diesen Landschaften bei nassem Erntewetter schon lange große kegelförmige Einfahrzelte oder feste Bedachungen (campanarios) in Gebrauch. Bei lange anhaltenden schweren Regenstürmen gehen in Chile oft Hunderttausende von den frei weidenden Haustieren zu Grunde; so kamen 1850 in zwei Provinzen 220000 Stück um.

Wie gesund das Land aber trotz mancher Übelstände ist, geht schon aus der einen Thatsache klar hervor, daß bei der Volkszählung des Jahres 1854 nicht weniger als 588 Personen ermittelt wurden, die mehr als 100 Jahre alt waren. Der älteste Mann zählte 134 Jahre. Nicht wenig zur Erreichung eines so günstigen Ergebnisses mag die Vorliebe der Chilenen für offene Häuser und offenes Feuer beitragen. Auch fällt sehr ins Gewicht, daß es keine Sümpfe und Moräste giebt, die schädliche Ausdünstungen und verderbenbringende Miasmen erzeugen könnten; deswegen sind verheerende Volksseuchen auch selten in dem schönen Lande. Gefährlich könnten die mancherlei toten Tiere werden, die da und dort umherliegen; doch Aasgeier und Hunde vertilgen solche Cadaver schnell. In den größeren Städten wird von der Polizei mit rühmlicher Sorgfalt für Reinlichkeit der Straßen gesorgt; man giebt alljährlich Millionen dafür aus.

Da wir einmal in Valdivia sind, werden wir nicht versäumen, einige besonders charakteristische Eigentümlichkeiten des Landes kennen zu lernen. Mit einigen deutschen Freunden reiten wir nach Chiles größtem See, dem Rancosee, aus dessen Südwestende der stattliche Bergfluß Rio Bueno tritt. Es ist eine mächtige Wasserfläche, die wir von der Höhe eines Cordillerenberges erblicken, aber nicht überblicken können. Schier endlos dehnt sich die blitzende, leise vom Gebirgswind gekräuselte Fläche des majestätischen Gewässers, das etwa so lang wie der bekannte Lago maggiore in Norditalien, aber dreimal so breit wie dieser See ist. Doch auch hier entsteht wieder jenes drückende Gefühl, das uns in den tiefen Waldungen dieser Landschaften schon mehrmals befiel und zehrendes Heimweh in unseren Herzen erweckte. Ein riesiger, unabsehbarer Urwald umgiebt den stolzen See, aber dieser Wald ist düster und stumm, ist eine fast leblose Einöde. Soweit wir suchend spähen — nirgends das leiseste Zeichen menschlichen Thuns, selbst die Tierwelt scheint hier völlig zu fehlen; kein Vogelruf ertönt, kein beschwingter Segler ist sichtbar, Wald, See und

Luftkreis scheinen in ewiger, starrer Ruhe zu verharren. Darum eben überwältigt uns in solcher Öde leicht das Gefühl der Einsamkeit und erweckt quälende Erinnerung an die von Leben erfüllten Forste der deutschen Heimat. Unsere neuen Freunde merken schnell, wie uns ums Herz ist, denn ihnen selbst war schon wiederholt genau so an diesem Gestade zu Mute. So beginnen sie denn, lebhaft zu plaudern, machen uns auf die schön bewaldeten Inseln im See aufmerksam, auf die sanft geschwungenen Hügel, die das Becken einschließen, auf die steilen Wände der schneebedeckten hohen Cordillerenberge weiter rückwärts. Dann klimmen unsere behenden Renner abwärts, und wir gelangen auf einen schmalen Saumpfad, auf dem wir am Ufer entlang vordringen. Auf der einen Seite liegt jetzt die spiegelnde Flut, auf der anderen erhebt sich der blütenreiche Wald mit seinen zahllosen Myrtenbäumen, die mit schneeweißen Blüten übersät sind. Diese zierlichen Blümchen heben sich lieblich gegen andere von rosenroter Färbung ab. Dann sehen wir wieder undurchdringliche Dickungen von lichtgrünem Quilakettergras, dunkelbelaubte Schlingpflanzen, ein tolles Gewirr von knorrigen, zähen Ästen und Wurzeln, die an einzelnen Stellen in die Flut hineinreichen und umritten werden müssen. Zuweilen gelangen wir auch auf Blößen, die mit gelblichem Kies bedeckt sind und unseren feurigen Tieren gestatten, rascher auszugreifen. Von solchen Stellen aus bietet sich wohl auch ein anziehender Fernblick in den tiefen Urwald, worin große Strecken von baumhohem Colihuerohr ausgefüllt werden. So anziehend derartige, an sich gewiß herrliche Bilder wirken — immer wieder legt sich die tiefe Stille ringsum beängstigend auf das Herz, und dieser Eindruck wird nicht abgeschwächt, sondern eher noch verstärkt, wenn ab und zu einmal der überaus traurig klingende Ruf eines einsamen Tauchers das Ohr trifft.

„Im Winter ist's noch öder und langweiliger hier," erklärt Freund Heinrich. „Ich war einmal in dieser Zeit am See, aber die Lust zu einer Wiederholung des Besuches ist mir damals für immer vergangen. Es waren schändliche Mühsale, die wir auszustehen hatten. Die Wege grundlos, der Regen endlos, die Tage kurz, die Nächte kühl — wahrlich, wir mußten unsere Neugier hart genug bezahlen! Ja, so drollig es Ihnen klingen mag: die Äpfel sogar machten uns das Leben sauer. Die schweren Stürme hatten sie an manchen Stellen fußhoch aufgeschüttet, daß unsere Pferde kaum darin fortkommen konnten. Wir waren von all' diesen Unannehmlichkeiten so geärgert und so erschöpft, daß wir zuletzt nicht einmal mehr auf die großen, überaus prächtigen scharlachroten Blüten der Copihuelilien achteten, die in jener traurigen Zeit in unendlicher Menge an den die Riesenstämme umschlingenden Pflanzen sichtbar sind."

So schön der See, so stolz die Bergwelt umher, so herrlich der tiefe Urwald rundum ist — wir nehmen nicht ungern Abschied davon, denn es verlangt uns lebhaft, aus der Stille und Öde in von Menschen belebte Gegenden zurückzukommen.

Einer unserer valdivianischen Freunde, der starken Holzhandel nach dem Norden des Staates und sogar nach Buenos Ayres in Argentinien,

sowie nach Bolivia und Peru betreibt, verschafft uns Gelegenheit, nun auch einmal chilenisches Waldleben kennen zu lernen. Ein größerer Raum im tiefen Urwald am Maullinflusse ist bereits ausgesucht und zum Abholzen bestimmt worden. Mit drei kräftigen, arbeitharten Holzhauern dringen wir, so gut es eben angesichts der verworrenen Baum- und Strauchmassen möglich ist, in die stumme Waldwüste ein. Die mittelgroßen, zähen Gestalten sind mit baumwollenem Unterzeug, kurzem, dunkelblauem Wollkittel und ebensolchen Hosen, die allerdings nur bis zum Knie reichen, bekleidet. Der Stoff dazu ward von den Frauen aus grober Schafwolle selbst gewebt und gefärbt, ist rauh, aber überaus dauerhaft. Dazu kommt dann noch der unentbehrliche Poncho, den der Chilene als Mantel, als Teppich und Decke verwendet und dessen mancherlei überaus bedeutsame Vorzüge auch wir längst kennen gelernt haben. Ihr Haupt haben unsere Gefährten mit einer eng anliegenden Mütze aus demselben Wolltuch bedeckt; sollen Dickichte durchkrochen werden, so befestigt man ein Nackentuch daran, um Hals und Rücken zu schützen. Fußbekleidung haben die einfachen Männer nur für besondere Notfälle mitgenommen; wie fast alle ihre Landsleute bedürfen sie derselben nicht. Die Schuhe sind einfach genug; sie bestehen aus ungegerbter Rindshaut und werden auf der Oberseite des Fußes festgeschnürt. Wie überaus anspruchslos und mäßig die fleißigen Leute sind, ersehen wir an den mitgeführten Lebensmitteln. Sie bestehen aus Weizenmehl, das zum größeren Teile aus gerösteten, zum kleineren aus rohen Körnern hergestellt ward; dazu kommen Erbsen und große Bohnen, Charqui (getrocknetes Ochsenfleisch), valdivianischer Käse, der schwer, aber sehr haltbar ist, dann Fett und das beliebteste Gewürz der Chilenen, der spanische Pfeffer (aji), ferner ein Stück Steinsalz, etliche Flaschen Branntwein und Essig, sowie etwas Tabak. All' diese Dinge und noch einige nutzbare Kleinigkeiten sind in wasserdichte Säcke gepackt. Außerdem führen die Holzfäller Schaffelle und mehrere Ochsenhäute zum Schutze gegen allzu langes Regenwetter mit. An Gerätschaften und Werkzeugen wird gleichfalls nur das Notwendigste mitgenommen. Sie bestehen aus einem eisernen Topfe, zwei kleinen kesselartigen Geschirren aus Kupfer, deren Deckel als Teller benutzt werden. Dazu kommt ein Trinkhorn mit hölzernem Boden, ferner Stahl und Stein und ein Messer im Gürtel. In der abgeschnittenen Spitze des Hornes wird der Zunder geborgen, den sich die anschlägigen Leute aus leicht entzündbarem Pflanzenmark bereiten. Höchst einfach ist auch das Handwerkszeug der Männer; Axt und Machete — das ist alles, was ein solcher Waldmensch zur Ausübung seiner Thätigkeit braucht. Die vielgebrauchte Machete ist ein unserm Hackmesser in Form und Schwere ähnliches Gerät, läuft aber nach dem vorderen Ende vom Rücken her spitz zu. Zuweilen nimmt man wohl auch einen oder mehrere starke Nägel aus Schmiedeeisen mit in die Wildnis.

Ein kleines Küstenfahrzeug führt uns mit den schlichten Leuten nach der Mündung des Flusses Maullin; die Flutwelle des Oceans trägt uns ziemlich weit darin stromaufwärts. Dann werden wir ausgeschifft, erhalten

von einem Ansiedler eine Canoa, eines jener aus einem einzigen Stück gehauenen Fahrzeuge, die früher bereits beschrieben wurden. Zwei, auch drei Tage dringen die tapferen Pioniere in die Wildnis vor, dann ist der Schauplatz ihrer künftigen Thätigkeit erreicht.

Es ist ein wüster, fast unheimlicher Platz, an dem wir Halt gemacht haben: eine quema oder Brandstätte, das heißt ein Raum, auf dem ein Waldbrand gewütet hat. Wer abergläubisch ist, der könnte sich fürchten, denn gar schaurig ist das Bild, das sich unseren Blicken darbietet, sind die Töne, die unser Ohr treffen, wenn der Wind über die Öde braust. Die quema sieht aus wie ein Stück der Hölle; nur der Himmel, der sich sonnig schimmernd darüber ausspannt, ist blau, sonst sieht alles schwarz aus, der Boden sowohl, wie die noch stehenden aber verkohlten Stämme. Doch nein, nicht alles — auch weiße und rote Farbentöne machen sich in der Wüstenei bemerkbar. Das Weiß rührt von den Lianen her, die sich um die Bäume geschlungen hatten und untrennbar mit ihnen verwachsen waren. Ihre zuweilen armsdicken Stränge sind allmählich vom Wetter gebleicht worden, und gar seltsam heben sich ihre wunderlichen Gestalten gegen den eintönigen schwarzen Hintergrund ab. Eben fährt der Wind durch den Wald; spielend ergreift er die abwärts hängenden Reste, daß sie gespensterartig schwanken, hin und her zucken, daß sie ächzen wie Geister der Hölle. Tot und starr ragen die Reste der Wipfel mit ihrem wunderlich geformten Astgetrümmer zum Himmel auf.

Neben einer solchen Brandstätte haben unsere biederen Holzfäller Halt gemacht. Auf unsere Frage, warum sie gerade hier Rast halten wollen, entgegnen sie höflich: „Der Wohnung wegen“, und einer von ihnen sagt, indem er auf einen riesigen geschwärzten Baumstamm deutet: „Er ist ausgebrannt, Sennor! Wir haben alle vier Platz darin, wenn's auch ein wenig eng zugeht. Sollte Regen kommen, was hier auch im Sommer keine Seltenheit ist, so läßt es sich da drin doch besser aushalten, als im Freien unter Ochsenhäuten. Wenn wir erst unser Haus haben, brauchen wir kein Wetter mehr zu fürchten, und wir wollen schon dazu thun, daß es bald fertig wird.“

Am späten Nachmittag schon geht ein schwerer Regen nieder, und jetzt erkennen wir, wie klug die waldvertrauten Männer ihre Zufluchtsstätte gewählt haben. Ganz leidlich geborgen sitzen wir in der urwüchsigen Behausung.

Am nächsten Tage wird mit dem Bau der Hütte begonnen. Die Männer wählen genügend starke Stämmchen mit Gabelenden aus, hauen sie ab und schleppen sie herzu. Dann höhlen die Bauleute Löcher in den Boden, um jene Stämmchen hineinzustecken; es ist eine Lust, ihnen dabei zuzusehen, so hurtig und geschickt verfahren sie. Nicht ein plumpes Eisen dient ihnen zum Bohren, sondern eine Stange aus sehr festem Holz, die unten wie ein halbkreisförmiger Meisel geformt ist. Jetzt sind zwanzig solcher Vertiefungen gehöhlt, die Stämmchen mit den Gabeln werden hineingesetzt, dann tritt man die Erde rundum eifrig fest. Nun werden runde

Träger aufgelegt; als Latten verwenden die Waldleute die Schäfte des Colihuerohres oder geeignete Ruten und Stangen. Die feste Vereinigung aller dieser Teile erfolgt mittelst der zähen Schlingpflanzenranken, die überall in Masse zu haben sind. An den Ufern der Flüsse und Bäche findet sich Schilf und Rohr in Menge. Es wird abgehauen und liefert treffliches Material zur Herstellung des Daches. Auch die Bedachung wird mittelst dünner Ranken auf die bereits gelegten Latten festgeschnürt. Die Wände werden aus Rutenbündeln oder Flechtwerk gemacht, zuweilen auch noch mit Lehm beworfen. Jetzt fehlt nur die schließende Thüre noch; eine Ochsenhaut, die feucht über einen Rahmen gezogen wird, muß als solche dienen und genügt einstweilen vollständig. Treten wir in den Raum, so gewahren wir in der Mitte die Feuerstelle; Holzklötze, worauf Schaffelle gelegt wurden, dienen als Sitze; das Lager haben die Gefährten aus mannshohem weichem Farnkraut, das an der Sonne getrocknet ward, geschichtet. Der von der Feuerstätte aufsteigende Rauch mag sich seinen Ausweg zwischen dem überragenden Dach und den Wänden suchen.

Nun ist das wichtigste Erfordernis befriedigt: die Wohnung ist beschafft, die eigentliche Holzfällerarbeit kann begonnen werden. Der eine unserer Gefährten bleibt daheim, um die Hausmutter zu spielen und allerlei Gerätschaften herzustellen, was er mit außerordentlicher Geschicklichkeit mittelst höchst einfacher Werkzeuge vollbringt; so dient ihm ein glühend gemachter Nagel als Bohrer. Alle möglichen Dinge stellt er in kurzer Zeit her, bald ein schweres Ochsenjoch, bald ein zierliches Kästchen — alles womöglich aus einem einzigen Stücke Holz. Wir können nicht genug über die Anstelligkeit und Flinkheit des guten Pedro staunen. Auch Brennholz für die unausbleiblichen Regentage beschafft seine fleißige Hand und stapelt es neben der Hütte auf.

Die beiden anderen Männer arbeiten unfern von der Niederlassung; der Klang ihrer Äxte schallt weit durch den stillen Wald und führt uns bald zu ihnen. Sie fällen Bäume aller Art, die ihnen zur Errichtung eines größeren Gebäudes geeignet erscheinen, dann wollen sie einen Weg von dem Schlag nach dem Flusse bahnen, damit Bretter und Balken einst dorthin geschleppt und verladen werden können. Da stürzt die stolze Alercefichte, die schöne Buche krachend zu Boden. Den Stamm jenes schönen Baumes zerspaltet man sofort zu Bohlen und Planken, die übrigen Stämme werden zu vierkantigen Balken behauen. Ab und zu verwertet man die starken Äste wohl auch zur Köhlerei.

Wenn wir uns um die fleißigen Genossen verdient machen wollen, können wir nichts Besseres thun, als einen Beitrag zu den Nahrungsmitteln schaffen. Das ist nicht schwer, denn Fluß und Wald liefern manche Jagdbeute, und so streifen wir denn in die Wildnis hinaus, sorgsam auf die Richtung achtend, damit wir uns nicht verirren. Bald ist der Klang der Äxte verhallt, tiefe Stille umgiebt uns. Wir sind am Ufer des Flusses vorgedrungen und stehen eben still, überlegend, wohin wir uns wenden sollen. Da rauscht und bricht es im Dickicht, ganz wie daheim im deutschen

Walde, wenn ein Reh sich im Unterholz durcharbeitete. Im Nu ist die Flinte schußbereit, mit klopfendem Herzen harren wir. Und nun tritt nicht weit von uns ein niedliches, in all' seinen Bewegungen ungemein anmutiges Tier von der Größe eines halbwüchsigen Lammes an das Gewässer; wir erkennen, daß es ein hirschartiges Geschöpf ist und die Eigentümlichkeit, daß es den Hals wagrecht trägt, macht es uns nach den Schilderungen, die wir früher von ihm hörten, zur Gewißheit, daß wir ein chilenisches Reh vor uns haben. Fast dauert es uns, solch' zierlichen Waldbewohner zu töten; doch der Jagdeifer reißt uns fort. Der Schuß kracht, im Feuer bricht das hübsche Tier zusammen. Wir laden es, nachdem es regelrecht ausgeweidet ist, auf den Rücken und tragen es nach der Hütte, wo die Ankunft der wohlschmeckenden Beute große Freude erregt. Solcher Erfolg reizt die Jagdlust; am folgenden Tage streifen wir wieder in der Wildnis, aber wir treffen kein Reh an und finden so bestätigt, was uns die Holzfäller erzählten: daß das hübsche Tierchen nur ganz vereinzelt vorkommt. Plötzlich stoßen wir auf eine Stelle, worauf der in ganz Chile überaus häufige Reiherschnabel in ungeheurer Menge wuchert; hier regen sich viele Tausende emsiger Vögel, um den Samen der Pflanzen als Futter zu sammeln. Es sind wilde Tauben, schöne Tierchen, die wir schon kennen; sie werden etwas größer als unsere Haustaube und liefern einen vortrefflichen Braten. Besonders scharfes Zielen ist hier nicht nötig; wir halten auf eine Stelle, wo die eifrigen Vögel recht dicht sitzen, der Schuß kracht, und zwölf Tauben sind die von der Schrotladung gefällten Opfer. Der übrige Schwarm stiebt empor, daß es klatscht, rauscht und braust, wie wenn der Sturm daherfegt. Da wir nicht unnütz morden wollen, wandern wir zur Hütte zurück; dort kommen wir mit unserer Beute gerade recht, denn fünf weitere Leute, denen das Behauen, Zerspalten und Zersägen der Blöcke zufallen soll, sind eingetroffen. Da ist jeder Beitrag für die Küche erwünscht; die Menge der Lebensmittel schmilzt bald zusammen, und ob rechtzeitig Nachschub kommen wird, ist ungewiß. Thatsächlich wird die Nahrung auch nach etwa acht Tagen bereits knapp, und nun heißt es, sich klug durchschlagen.

Aber gerade der chilenische Urwald bietet mancherlei Genießbares, und die Holzfäller machen sich das zu nutze. Man sammelt die schmackhaften, würzigen Beeren der Murta; sie sind etwa so groß wie unsere Heidelbeeren und rot gefärbt. Auch der Luma und der Maquistrauch liefern beliebte Früchte. An feuchten Stellen, besonders an den Ufern der Bäche und Flüsse, wächst die Panque; ihre armsdicken Blattstengel werden abgeschnitten, man nimmt das starke Mark heraus und verzehrt dasselbe als Salat oder als Gemüse. Die unseren Haselnüssen an Größe und Geschmack ähnlichen Früchte des Avellano geben eine vortreffliche Speise, namentlich nach vorausgegangener schwacher Röstung. Auf Bäumen finden sich eßbare Pilze, deren kerniges Fleisch roh wie gekocht vortrefflich schmeckt und gut nährt. Auf unseren Jagdstreifereien gelingt es uns überdies immer wieder, etwas für die Küche zu beschaffen, heute ein paar wilde Enten und einige

der eßbaren Papageien, morgen eine Anzahl der schon erwähnten größeren Tauben, oder einige ihrer kleineren, vereinzelt fliegenden Verwandten, oder etliche Rebhühnchen, die allerdings kleiner und weniger schmackhaft sind als die in Deutschland heimischen. Dann haben wir uns in Valdivia ja auch mit Angelgerät vorgesehen; damit begeben wir uns an den Fluß, und es gelingt uns, einige fußlange Barsche zu fangen. Freilich müssen wir uns bei diesem Geschäfte mit Geduld wappnen, denn die chilenischen Gewässer sind, weil die Insektenwelt des Landes überaus arm ist, nicht besonders reich an Fischen. Ab und zu kommt allerdings ein recht ergiebiger Tag, wenn nämlich eine Schar lustig plätschernder und über den Wasserspiegel emporschnellender Meeräschen von der Mündung heraufschwimmt. Kleinere, zum Backen geeignete Fische finden sich in Menge, so der beliebte Königsfisch, und mehrere Muschelarten liefern wohlschmeckende Speise.

Endlich ist die Sorge um die Haushaltung so umfänglich und schwer geworden, daß es dringend nötig erscheint, weibliche Hilfe heranzuziehen. Man hat schon allerhand Vorbereitungen für den Einzug der Familie des einen Arbeiters getroffen, namentlich durch Anfertigung von allerlei Gerät aus Bretterwerk; Löffel, Näpfchen, Teller, Schüsseln, Mulden sind von den fleißigen, geschickten Leuten abends beim Feuer in Menge geschnitzt worden. So bringt die einziehende Verstärkung, der künftig die Führung des Haushaltes obliegen soll, nur einige eiserne Töpfe und zwei zum Zermahlen des täglich frisch gerösteten Weizens bestimmte Steine mit. Das Weizenmehl rühren sich die emsigen Arbeiter dann mit Wasser zu einem mehr oder weniger flüssigen Brei an, dessen Genuß sie bei ihren bescheidenen Ansprüchen vollständig befriedigt.

Bald wird es angenehm fühlbar, daß Frauenhände die Wirtschaft besorgen. Bisher mußten wir uns mit trockenem, hartem Brote begnügen, das in der heißen Asche gebacken war. Jetzt hat einer der findigen Chilenen einen Backofen hergestellt, der aus einem einzigen Stück besteht und aus leicht zu bearbeitendem und doch zähem Sandstein gebildet wurde. Wie trefflich mundet uns das gesäuerte, lockere Brot, das nun verabreicht wird! Und wie angenehm sind wir eines Tages überrascht, da uns bei der Rückkehr von einem erfolgreichen Jagdzuge frische Milch angeboten wird! Mit stolz leuchtenden Augen erzählt uns die Arbeiterfrau, daß die zum Holztransport nötigen Ochsen im Laufe des Tages eingetroffen und bereits an ihre Arbeitsstätte abgegangen sind. Sie führt uns dann zu einer Einzäunung nah beim Hause; darin befindet sich ein hübsches Kälbchen, das kläglich nach seiner eben aus dem Walde heimkehrenden Mutter blökt. Die Alte darf sich ihr Futter nach Belieben im freien Umherschweifen suchen; abends und morgens stellt sie sich von selber zum Melken ein. Auch die Ochsen müssen sich ihre Nahrung selbst suchen; nur wenn sie einmal besonders schwer arbeiten mußten, haut man ihnen einige Arme voll Klettergras, oder eine Anzahl Äste vom Maitenbaume ab, dessen Laub sie jedem anderen Futter vorziehen. Zuweilen haben sich die gehörnten Gehilfen

beim Weiden so weit entfernt, daß den Menschen ihre Aufsuchung Mühe macht. Da müssen denn die inzwischen angeschafften, zum chilenischen Haushalte gehörenden Hunde helfen. Sie werden schlecht behandelt, diese armen Köter; niemand fällt es ein, sie regelmäßig zu füttern. Ihre Nahrung besteht ausschließlich aus Abfällen; wenn man ißt, drängen sie sich begierig zu, um einen Brocken zu erhaschen, daß sie mit dem Stocke abgewehrt werden müssen. Trotzdem leisten sie ihrem Herrn und Gebieter die trefflichsten Dienste, wie wir bereits bei Schilderung der Pumajagd sahen. So helfen sie jetzt, die frei weidenden Ochsen aufsuchen und heimtreiben; so schützen sie die Hühnerschar, die von den Ansiedlern nach und nach herangezogen wird, gegen den schleichenden Fuchs und den behenden Cuguar, der dem gefiederten Volke mit besonderer Vorliebe nachstellt.

So lernen wir das chilenische Waldleben mit all' seinen Reizen kennen und kehren endlich befriedigt nach Valdivia zurück.

„Wenn Sie in etlichen Jahren wiederkommen, werden Sie an dem stillen Urwaldplatze, von dem Sie eben kommen, ein ganz anderes Bild finden," sagt unser Freund. „Dann sind die armseligen Waldhütten mit den Strohdächern, den Thüren aus Ochsenhaut und den Wänden aus Flechtwerk verschwunden. Stattliche Blockhäuser, alle aus aufrecht stehenden, glatt behauenen Pfosten errichtet, erheben sich auf der Lichtung. Sie haben Holzthüren und Fensteröffnungen und sind mit dem Holz der Alercetanne gedeckt. Daneben stehen wohlgezimmerte Wohnhäuser und Geschäftsräume, stattliche Sägemühlen, in denen die Säge unermüdlich rauscht. Dann arbeiten meine Leute nicht nur mit Axt, Machete und Messer, sondern eine ganze Menge von allen nur irgendwie verwendbaren Werkzeugen ist in ihren Händen, und sie schaffen unter geschickter Oberleitung gebildeter Leute. Abends leuchtet die freundliche Petroleumlampe in den Wohnräumen, worin früher nur der Feuerbrand Licht verbreitete. Leidliche Wege führen nach besiedelten Gegenden, Pferde zum Reiten und Maultiere zum Lasttragen vermitteln den Verkehr und schaffen Lebensmittel herbei. Kommen Sie noch später wieder, so finden Sie Ochsenkarreten und Pferdewagen auf den festeren Wegen, die abgeholzte Fläche ist urbar gemacht, Schafherden weiden da, wo vorher nur das Reh im Dickicht huschte. In solcher Art wird aus der Waldöde hier in Chile eine Ansiedelung, worauf man Ackerbau und Viehzucht treibt."

Längere Zeit haben wir bei den freundlichen Landsleuten in Valdivia gelebt, uns ganz in altgewohnter deutscher Weise mit ihnen vergnügend, wenn es ihre Zeit erlaubt. Da werden wir in einer Nacht nachdrücklich daran erinnert, daß auch in diesem sonnigen, glücklichen Lande der Schatten nicht fehlt. Chile ist, wie alle Länder an der Westküste Südamerikas, beständig von einer furchtbaren unterirdischen Macht bedroht: von dem Erdbeben. Schlummernd ruhen wir im Hause des Gastfreundes; da werden wir plötzlich wach und fragen erstaunt, erschrocken, verwirrt, was uns geweckt hat. Ein heftiger unterirdischer Donner giebt die Antwort. Ein seltsames Schwanken und Beben läßt das Haus erzittern, es knistert unheimlich in

den Wänden, die Menschen eilen unter wildem Angstgeschrei zunächst in die Thüren, dann, sobald das unterirdische Getöse schweigt, auf die Straße. Dauert das Dröhnen und Rollen an, so stürmt alles nach den freien Plätzen, um hier dem Tode unter den Trümmern der Häuser zu entgehen; alle Gesichter sind bleich vor Schrecken, alle Augen starr vor Entsetzen. Ein Stück der Decke, das vor unserem Lager niederfällt, macht uns eindringlich klar, in welcher Gefahr wir schweben, und ganz leicht bekleidet eilen auch wir hinaus, dem furchtbaren Tode unter stürzendem Gebälk und Trümmerwerk zu entgehen. Unter blassen, scheu murmelnden Menschen stehen wir mit sorgenvollem Herzen im Scheine des friedlichen Vollmondes, dessen eigentümliches Licht das Bild noch unheimlicher macht.

Endlich verstummt das Getöse im Erdinnern; alles atmet erleichtert auf und sucht die nächtlichen Ruhestätten wieder, froh, daß die Gefahr vorüber ist, die der unerfahrene Fremdling nicht nach ihrem ganzen Umfange zu beurteilen weiß.

„Sie würden vielleicht lachen, wenn Sie die Leute hier plötzlich bei einem leisen Knistern in den Wänden entsetzt, totenbleich aufspringen und auf die Straße rennen sähen," sagt unser Freund am nächsten Morgen beim Frühstück. „Allein wer schon große Erdbeben erlebt hat, der weiß, womit sie den Menschen bedrohen. Zwei, drei Häuser nur brechen in einer Straße zusammen; in gewöhnlichen Zeiten würde es leicht sein, das Getrümmer zu übersteigen und sich durch die Flucht zu retten. Doch Staub und Qualm wirbeln in dichten Massen empor, und wenn das Beben länger anhält, wird die Unheilsstätte in vollständige Finsternis gehüllt. Dann kann sich auch der Ortskundigste nicht zurechtfinden, und das Getrümmer der wenigen Gebäude macht sonach das Entfliehen zur Unmöglichkeit. Leider entsteht durch die Herdfeuer in den Häusern meist auch noch ein Brand in den Ruinen; er frißt alles Brennbare gierig hinweg, erstickt viele der Unseligen, die unter dem Getrümmer begraben liegen und die durch rasche, nachdrückliche Hilfe noch hätten gerettet werden können. Daß durch eine solche Feuersbrunst das allgemeine Grausen, die allgemeine Kopflosigkeit noch vermehrt wird, können Sie sich denken. Ganz besonders schlimm werden bei solchen Ereignissen die Hafenstädte zuweilen heimgesucht. Das Meer zieht sich nämlich dort beim Beginn des Erdbebens zurück, kehrt dann aber plötzlich mit furchtbarer Gewalt wieder, tritt über seine Ufer und spült hinweg, was irgendwie beweglich ist. Und damit ist das Elend meist noch nicht erschöpft; wenn sich die unterirdische Gewalt längst wieder beruhigt hat, brechen, veranlaßt durch die zahlreichen faulenden toten Tiere, oft noch Tod und Verderben bringende Seuchen aus, die unsägliches Unglück stiften. Manche Städte Chiles können Schreckliches von den durch Erdbeben verursachten Leiden erzählen; so hat Santiago 1647 den dritten Teil seiner Einwohner bei einem solchen Unheil verloren."

So wohnt, wie überall auf Erden, auch hier neben dem Lebensgenuß und Glück die Todesgefahr und das Unheil. Doch lassen wir uns das Bild des schönen Landes durch solche Erkenntnis nicht allzusehr trüben!

Neben dem Schatten findet sich doch gar viel sieghaften Lichtes. Wir erkennen das, wenn wir Chile weiter durchstreifen, auf Schritt und Tritt. So finden wir in fast allen Andenthälern treffliche Mineralquellen, die den Kranken, die sie benutzen, Heilung, Gesundheit und Heiterkeit bringen. Viele darunter werden gegenwärtig schon sehr stark in Gebrauch gezogen. Überaus angenehm ist der Gedanke, daß wir auf unseren Streifereien nirgends von einem giftigen Kriechtier bedroht sind. Auch die Stechmücken (Moskitos), die das Reisen in anderen warmen Ländern so unangenehm machen, fehlen fast ganz. Am Ufer des fischreichen Sees Aculeu im Süden von Santiago spazieren wir durch dichte Schwärme von kleinen Mücken, deren unendliche Zahl auch nicht einmal annährend zu schätzen ist, ohne daß wir von einer einzigen gestochen werden. Auch im ärmsten Hüttchen, wo wir keinerlei Schutz gegen sie haben, ja, selbst beim Schlafen im Freien werden uns die winzigen Tierchen nicht lästig. Die Insektenwelt Chiles ist überhaupt arm, wahrscheinlich deswegen, weil dem Boden die Laubdecke fast überall fehlt. Daher sind Kerbtiere fressende Singvögel und Süßwasserfische verhältnismäßig selten. In manchen Gegenden sind Bremsen häufig; die von dort kommenden Pferde gewöhnen sich das Schweifwedeln behufs Abwehr der summenden Blutsauger an und werden eben dieser Eigentümlichkeit wegen geringer bezahlt. In sumpfigen Landstrichen können die Stechmücken allerdings zeitweise recht lästig werden, doch sind solche Strecken in Chile nicht eben häufig. Unsere Stubenfliege wird auch hier durch ihre Menge und die Dreistigkeit, womit sie an allem herumläuft, alles Genießbare benascht, unangenehm. Zwei übel beleumundete alte Bekannte erinnern uns auch im schönen Chile auf höchst empfindliche Art an ihre Gegenwart: der Springer Floh und die widerliche Bettwanze.

Unter den Vögeln des Landes fällt uns besonders der Condor auf. Die ausgespannten Flügel haben 3—4 Meter Flugweite — ein Beweis der riesigen Größe dieses Tieres. Hoch oben, kaum noch als Punkt erkennbar, zieht der gewaltige Vogel in stolzem, majestätischem Fluge seine Kreise. Wir bewundern seine zierlichen Schwenkungen und Wendungen noch, ohne daran zu denken, daß der gefiederte Räuber nach Beute ausspäht. Da stürzt er plötzlich in sausendem Fluge nieder zur Erde; ein Füllen, ein Lamm, ein Kälbchen wird sein Opfer und von ihm hinweggeschleppt, um an einsamer Stelle verzehrt zu werden. Auch dem Hirsch der Cordillera und dem lamaähnlichen Guanaco geht er zu Leibe. Ja, es ist sogar schon vorgekommen, daß die gefräßigen Vögel Pferde anfielen, die vom Sattel wund gedrückt und zu ihrer Erholung auf die Bergweide gethan worden waren. Die Unholde hackten das bejammernswerte Tier an den wunden Stellen an, fraßen sich allmählich tiefer und tiefer, bis das arme Geschöpf, zu weiterer Gegenwehr unfähig, umstürzte und nun vollends zerfleischt ward. Ganz besonders scharf geben die Räuber auf die Schafherden acht; kaum sind die Lämmchen zur Welt gekommen, da schießt gar oft schon der Condor herab und verschlingt sie. Drum sind Hirten und Hunde gewöhnt, sobald ein Condor in der Höhe erscheint, nach oben zu sehen und tollen

Lärm zu machen, die einen durch lautes Geschrei, die andern durch wütendes Gebell. Das schreckt den lauernden Räuber, der sich übrigens niemals an Menschen wagt. Zuweilen nehmen die Männer, die Schnee sammeln wollen, ihre Kinder mit in die Berge hinauf und lassen sie an Plätzen allein, wo sie nicht stürzen können; aber selbst solchen hilflosen Kleinen thut der Condor niemals etwas zu Leide. Unbegreiflich ist's, daß der Vogel in den ungeheuern Höhen, wo er seine Kreise in der dünnen Luft zieht, noch leben und atmen kann; ebenso unbegreiflich, daß er beim Hinabschießen in die Ebene in ganz kurzer Zeit alle Luftschichten durchsaust und gleichzeitig aus der furchtbarsten Kälte in die größte Hitze kommt, ohne daß es ihm etwas schadet. Schön ist der Riesenvogel nur im Fluge; in der Nähe betrachtet, sieht er grundhäßlich aus, ist er ein widerlicher Aasgeier. Auf dem Lande wird uns öfter Gelegenheit, die landesübliche Art der Jagd auf den Condor kennen zu lernen. Um den Körper eines verendeten Tieres, z. B. eines Pferdes, bringen die pfiffigen Chilenen, die alle Lebensgewohnheiten des Condors wohl kennen, eine starke Umzäunung an. In Menge fallen die Riesenvögel nun auf das Aas und fressen sich an der widerwärtigen Speise in ekler Gier übervoll. Dann erscheinen die mit schweren Knütteln bewaffneten Jäger plötzlich. Die erschrockenen geflügelten Räuber mühen sich, rasch emporzufliegen, aber die boshafte Umzäunung hindert sie, den Anlauf zu nehmen, den sie haben müssen, um aufzustreichen; und nun ereilt die grimmig Gehaßten schrecklicher Tod. Viele werden in der Umzäunung erschlagen; anderen gelingt es, sich glücklich aufzuschwingen; aber der nie fehlende Lasso ereilt sie und zieht sie herunter, und der Prügel macht auch ihrem Leben ein Ende. Nur einigen der kläglich schreienden Vögel gelingt es, sich zu retten.

Zwei Verwandte des Riesenvogels, der Gallinazo und der Jote, werden vom Menschen geschont, weil sie sich in drollig würdevoller Weise durch die Beseitigung tierischer Auswurfstoffe nützlich machen. Beide kommen häufig vor, sind schwarz von Farbe und erreichen die Größe eines Truthahns. In ihrem wenig appetitlichen Geschäfte stehen ihnen die Erdfalken bei, die, ganz unähnlich unseren einheimischen Falkenarten, wenig fliegen, dagegen meist an der Erde laufen. Adlerarten kommen selten vor; häufiger begegnen wir Bussarden, Falken und Eulen.

Einen überaus fesselnden Anblick gewähren die farbenprächtigen Colibris, deren eine Art wir bereits erwähnten. Im ganzen mag Chile wohl acht Arten dieser lebendigen Edelsteine besitzen, die ewig beweglich wie leuchtende, schimmernde Goldfunken durch die Luft schießen, an einer Blüte naschen, zur nächsten schwirren und ihr reizendes Spiel immer wiederholen. Wir trafen sie droben in den Einöden der hohen Cordilleren, wir finden sie in den weiten Ebnen des Nordens und Südens, ja, tief drunten in der Magelhaensstraße hat man den Picaflor noch gesehen. Welch' ein Gegensatz: Colibris im Schneetreiben jener eisigen Gegenden! Höchst lästig machen sich die in vier Arten vorkommenden Papageien nicht nur durch ihr widerliches, ohrbetäubendes Geschrei, sondern mehr noch

durch den schweren Schaden, den sie an den Getreidefeldern anrichten. Der chilenische Landmann verwünscht die gefräßigen Kreischer nicht wenig und fragt oft zornig, warum sie sich nicht mit der Nahrung begnügen, die ihnen vor Einführung des Getreidebaues in diesen Gegenden geboten war. Aber so viel er schimpft und so viele der Spitzbuben totgeschossen werden — sie treiben ihr Wesen ungestört weiter.

Im chilenischen Walde hämmern zwei Arten von Spechten; zierliche Rebhühnchen von verschiedenen Arten und in verschiedener Größe liefern, ebenso wie die zahlreichen wilden Tauben, leckere Beute für die Küche. Wenn wir an den Gewässern Chiles streifen, begegnen wir vielen interessanten Wasservögeln. Da stelzen bedächtige Reiher, unter ihnen der prächtige rosenrote Spatelreiher; neben ihnen lauert der Ibis auf Beute, wandelt bedächtig ein auffallend großer Storch, schreit der Kibitz. Außer Bekassinen und Schnepfen kann der Freund des edlen Weidwerks Wildgänse und Enten erlegen. In Südchile findet sich eine Ente (der Cague), die gegen 30 Pfund schwer wird und mit den kurzen, starken Flügeln nicht fliegen kann. Man jagt ihr mit einem scharfgebauten Ruderboote nach und erlegt sie so. Andere Wasservögel finden wir einzeln oder paarweise, in Trupps oder großen Schwärmen an Bächen und Flüssen, an Sümpfen und Küstenlagunen, so Strand- und Wasserläufer, Rallen, zierliche Rohr- und Wasserhühnchen und auch zwei herrliche Arten von Schwänen. Die eine davon ist ganz weiß gefärbt und hat roten Schnabel und rote Füße, die andere einen schwarzen Hals.

Sonst ist Chile arm an Wild, namentlich an Hirschen und Rehen. Hoch droben in den Anden haust ein geschätztes Jagdtier, das noch von den Spaniern zum Lasttragen benutzt ward: das dem Lama ähnliche Guanaco. Ein chilenischer Freund auf dem Lande macht uns wohl die Freude, eine echt landesübliche Jagd auf diese starken Tiere, die etwa so groß wie unser Edelhirsch werden, anzusehen. Zahlreiche Reiter aus der Nachbarschaft treffen, von Hunden begleitet, am Morgen des Jagdtages auf der Hacienda ein. Auf beschwerlichem Wege geht es hinauf in die wilde Bergwelt, in die Gegend, wo Hirten die Guanacos gespürt haben. Richtig, auf der kleinen Hochfläche, die rings von steilen Wänden und Bergen umschlossen wird, weidet das starke Rudel auch heute wieder. Vorsichtig verteilen sich die Jäger rundum; da der Boden mit scharfem, felsigem Gestein bedeckt ist, sind den Hunden bereits die Ojotas, Schuhe aus Rindshaut, angezogen worden, damit sie sich die Füße nicht allzusehr verletzen. Nun erschallt der Jagdruf, die Meute hetzt auf das erschrockene Wild ein, in donnerndem, halsbrechendem Fluge stieben die Reiter von allen Seiten vor und zersprengen das Rudel. In ihr wildes Geschrei mischt sich das Gekläff der Hunde, und in weiten Sätzen, die Köpfe zurückwerfend, versuchen die bedrohten Tiere zu fliehen. Aber behend sind die Reiter hinter ihnen und brauchen ihre Lassos und Wurfkugeln mit tödlicher Sicherheit. Dreizehn Stück fallen den Jägern als Beute zu.

Auf unseren Jagdstreifereien treffen wir wohl auch einmal eine Wild-

katze, häufiger den kleinen chilenischen Fuchs, eine Fischotter und den biberähnlichen, wegen seines Felles geschätzten Coipu. Zwei schön gezeichnete Arten von Stinktieren sind wegen ihres Felles und ihres Fleisches sehr geschätzt und werden eifrig gejagt. In der hohen Cordillera haust die Vizcacha, in der Küstencordillera die Chinchilla, zwei kleine nächtliche Höhlenbewohner, die den Übergang von den Springmäusen zu den Hasen bilden und vortreffliches, sehr geschätztes Pelzwerk liefern.

Unendlich reich an Tierleben aller Art ist das Meer an Chiles Küsten. Da teilt der Walfisch schnaubend die Fluten, tummeln sich behende Delphine und Scharen von Robben, taucht die ihres trefflichen Pelzes wegen sehr geschätzte scheue Seeotter. Schwärme von Seeraben, Pinguinen Enten und Tauchern treiben ihr munteres Wesen, schreien, schnattern, pfeifen, trommeln, schmettern, quieken, grunzen, krächzen, flöten, rätschen und piepen in einzelnen Gegenden in solcher Menge, daß der Hörer förmlich betäubt wird.

Wir können nicht von dem schönen Chile scheiden, ohne noch eines Produktes zu gedenken, das in ansehnlicher Menge auch nach Europa verschickt wird: des Chilisalpeters. In den heißen, trockenen nördlichen Provinzen Tarapacá und Atacama findet sich das als treffliches Düngemittel geschätzte Mineral in Masse auf oder unter der Oberfläche. In jenen öden Strichen herrscht fast vollkommene Wüstendürre; nur alle 10—15 Jahre regnet es einmal stark. Die Flüsse aus den Cordilleren genügen nicht zur Bewässerung, und so sind denn diese Gegenden zu den trostlosesten des ganzen Weltteils zu rechnen. Und doch sind sie nicht ganz arm, denn im Chilisalpeter bergen sie einen Schatz, von dessen Bedeutung wir uns einen Begriff machen können, wenn wir erfahren, daß im Jahre 1881 für $26^1/_2$ Millionen Pesos davon ausgeführt wurde. Ein trauriges Leben führen die Leute, die diesen Schatz zu heben haben, denn alles, was sie brauchen, muß aus glücklicheren Landschaften eingeführt werden. Und überaus traurig ist der Anblick einer Salpetersiederei. Sie gleicht einer Fabrikstadt, die durch ein Erdbeben in Schutt und Trümmer verwandelt wurde. Da gewahrt das Auge nur noch elende Hütten, Bretterwerk, Aschenhaufen; Flammen und Rauchsäulen steigen dazwischen empor. Unerträgliche Glut erfüllt die zitternde, entsetzlich trockene Luft heute, morgen wogt vielleicht dichter Nebel über der Gegend, oder ein wütender Staubsturm wirbelt die kleinen Salzteile empor. Nirgends eine Spur von Pflanzenleben, nirgends Tiere in der Einöde. Beständig wird der Mensch durch ein eigentümliches Mißbehagen gequält, das von außerordentlich starker elektrischer Spannung herrührt. Wenn man zu gewissen Zeiten über den Rücken eines Hundes streicht, wird er in ein förmliches Meer von elektrischen Funken eingehüllt. Nichts aber quält die lebenden Wesen mehr, als der Mangel an Trinkwasser.

Schließen wir mit einem freundlicheren Bilde! 360 Seemeilen westlich von Valparaiso liegt eine vielgenannte Inselgruppe: die Robinsonsinseln, auf deren größter der schottische Matrose Alexander Selkirk jene

wunderbaren Abenteuer erlebte, die den Stoff zu dem weltbekannten Robinson gaben. Der Schweizer von Rhodt hat sie jetzt in Pacht und zwar von der chilenischen Regierung. Wo der schottische Einsiedler einst alle Stufen des Kulturlebens sozusagen noch einmal von vorn durchlebte, da treibt heute der genannte Herr sehr einträgliche Geschäfte verschiedener Art. Er fischt große Seekrabben und andere Seetiere; in Valparaiso ist ein trefflicher Markt dafür. In den üppigen Waldungen schlägt er Holz, jagt er wilde Ziegen, bei welch' letzterem Geschäfte ihm jedoch die verwilderten Hunde Konkurrenz machen. An Hausvieh, Garten- und Feldfrüchten, an wildwachsendem Obst und Beeren ist Überfluß vorhanden; deshalb legen Kriegsschiffe und Walfischfänger gern hier an, um ihre Mannschaft zu laben, namentlich wenn sie vom Skorbut ergriffen ist. Auch Trinkwasser nehmen die Fahrzeuge gern auf der Insel ein, deren schönbewaldete Kegelberge den Scheidenden noch weit draußen in der See freundlich grüßen.

XV.

In Patagonien und im Feuerlandsarchipel.

„Patagonien!" Wie seltsam klang dieser Name vor noch nicht allzu langer Zeit in das Ohr des Europäers! Man dachte dabei an allerhand wunderbare Berichte über die Beschaffenheit des fast noch unbekannten Landes, über seine weiten, wüstenähnlichen Ebenen, über die Stürme an seinen Küsten, über seine starken, riesiggroßen Bewohner, die nach den Aussagen von Reisenden uud Abenteurern thatsächlich an ein ausgestorbenes Titanengeschlecht erinnern sollten. Jetzt ist der Schleier gelüftet, der über dem weiten Gebiete lag.

Vom Rio negro, der die Grenze gegen Argentinien hin bildet, bis zur Magelhaensstraße, erstreckt sich ein 16 000 Quadratmeilen großes Land zwischen den Fluten des Atlantischen und Großen Oceans: Patagonien. Chile und Argentinien machen Anspruch darauf und haben es bereits förmlich unter sich geteilt; in Wirklichkeit aber ist das Land bis heute vollkommen unabhängig geblieben.

Wir betreten den Boden des ungeheuren, von schweifenden Jägerhorden bewohnten Raumes im Osten. Wer in Patagonien reisen will, der muß für eine ausreichende Anzahl von Reit- und Lasttieren sorgen, denn in dem unwirtlichen Lande fehlt es an Heerstraßen, an Wirtshäusern, an allem, was das Reisen sonst erträglich macht. Am Rio negro, in dem Grenzorte Carmen, haben wir Gelegenheit, die erforderlichen Pferde und Maultiere anzuschaffen, und nun geht's in die Wildnis hinein.

Der Boden, auf dem wir uns bewegen, steigt in parallelen Terrassen langsam nach Westen hin an. Weit ausgedehnte Ebenen umgeben uns, scheinbar endlos. Aber es sind kahle, wüstenähnliche Strecken, ohne den üppigen Graswuchs, der die Weideflächen am La Plata auszeichnet und zu einem Eldorado für Herdenbesitzer macht. Kein Wald unterbricht die einförmige Öde, kein einzelner Baum rauscht dem Wanderer vertraulich zu; selbst Strauchwerk fehlt. Schwerer gelber Thonboden ist wohl vorhanden; aber auf weite Strecken hin bedecken ihn Porphyr- und Basaltmassen, und so erhalten große Gebiete das Aussehen einer Steinwüste, mit ihrer trostlosen Einförmigkeit das Auge des Menschen ermüdend.

Dort drüben taucht eine düstere Strecke auf: ein ödes Moor breitet sich vor uns aus. Nicht weit davon liegt eine graue Salzlache, und weithin ist der Boden dort mit flimmernden Salzkrystallen bedeckt. Die Sonne sendet ihre heißen Strahlen darauf nieder, und nun entsteht eine so starke Blendung, daß wir die Augen kaum offen zu halten vermögen, so stark schmerzen sie uns. Doch weiter, dem fernen Westen zu! Hier und da sind kümmerliche Büschel roten Grases zwischen dem Gestein zu schauen; am Ufer des Baches, der fast ausgetrocknet ist, wurzelt da und dort stachliges Buschwerk. Die Glut des Sommers scheint uns fast unerträglich; aber so sehr wir nach Regen, nach Erquickung durch eine kühlere Luftströmung lechzen — bleiern schwer ruht die Luft. Kein Gewitter bringt dem lechzenden Wanderer Labung, kein andauernder Regen füllt die leeren Betten der Gewässer mit dem köstlichen Naß, dessen alles Leben zu seinem Gedeihen bedarf. Der landeskundige Maultiertreiber versichert, so sei es das ganze Jahr hindurch in diesen Gegenden; eine schreckliche Dürre herrsche jahrein, jahraus. Manchmal folgten zwei, drei vollkommen regenlose Jahre aufeinander; dann gingen viele Herdentiere, vieles Wild jämmerlich zu Grunde. Auch die fruchtbareren Gebiete am Rio negro würden dann in eine öde Steppe ohne alles Leben verwandelt.

Auf unserem Marsche haben wir bald Gelegenheit, in unangenehmster Weise zu erfahren, was diese Trockenheit bedeutet. Der Futtermangel wird so groß, daß die Pferde und Maultiere infolge der kärglichen Ernährung fast vor Erschöpfung zusammenbrechen. Da muß der Reisende gar oft absteigen und stundenweit zu Fuße gehen, damit die ermatteten Geschöpfe sich etwas erholen können. Und in sengender Sonnenglut, geblendet von flimmernden Salzkrystallen, auf unebenem, steinbesätem Grunde ist das wahrlich kein Vergnügen.

Diese Verhältnisse nötigen uns, ab und zu einen Rasttag eintreten zu lassen. Dann ersteigen wir wohl einen der vereinzelten, sich aus der Ebene erhebenden Hügel und sehen mit Erstaunen von diesem erhöhtem Standpunkte aus die Riesenberge der Cordilleren, die den westlichen Teil Patagoniens ausfüllen, vor uns. Wie eine ungeheure Wand ragen diese Bergmassen zum Himmel empor, auf den Höhen mit schimmerndem ewigen Schnee bedeckt. Unter ihnen fällt der mächtige Kegel des Vulkans Quetru-

pillan besonders in die Augen, denn wie ein König erhebt er sich in schweigender Majestät über seine Umgebung.

In der Ebne drunten, wo der Lagerplatz ausgewählt wurde, stehen einige Apfelbäume, ein Wunder in dieser Öde. Unser Arriero erzählt uns, daß diese Obstträger nicht durch Zufall hierhergekommen, daß sie vielmehr die letzten Spuren einer Jesuitenmission sind.

Nach zwei weiteren Reisetagen stoßen wir auf einen reißenden Bergfluß, den brausenden Rio Collon-Cura. Nicht ohne Gefahr, aber doch ohne Unfall wird der Übergang vollzogen, und bald gelangen wir zu der Estancia eines deutschen Landsmannes, bei dem wir freundliche Aufnahme finden. Das Wetter ist hier erquickend und prächtig, Menschen und Tiere erholen sich in erfreulichster Weise. Der Kommandant des benachbarten Forts Junin de los Andes weist uns einen Führer vom Stamme des Kaziken (Häuptlings) Curu-winca zu. Er bringt uns zunächst durch eine Gegend, in der früher Tausende von Indianern Viehzucht und Ackerbau getrieben haben, in der gegenwärtig aber tiefe Einsamkeit herrscht. Auf einem Wege von 145 Kilometer Länge hin finden wir nur die Hütte eines französischen Schafzüchters an der Mündung des Gran-Manzana-Geyu in den Limay. Wildromantisch ist das Thal des letztgenannten Flusses, der sich zwischen hohen, zerklüfteten Felsen hindurchwindet. Und plötzlich wird uns eine angenehme Überraschung zu Teil; wir befinden uns vor einem kleinen Cypressenwalde, in dem der Boden mit Klee und Erdbeeren bedeckt ist. Schmal ist der Pfad, der am Flusse hinzieht; oft muß ein Tier hinter dem anderen gehen, und fast ebenso häufig sind wir durch den schlechten Weg genötigt abzusteigen.

Bald sollen wir erfahren, daß des Reisenden in diesen Höhen noch andere und empfindlichere Beschwerden harren. Rauh fegt der Wind durch die Berge, vor seinem Hauche gerinnt das Blut fast in den Adern. Einige Schneeflöckchen fallen, dann wirbeln die weißen Massen dichter und immer dichter hernieder. Nun muß der Übergang über den reißenden Limay unternommen werden, wobei mehrere Tiere mit ihrer Ladung verloren gehen, und endlich gelangen wir an den großen Bergsee Nahuel-Huapi. An seinen Ufern soll eine längere Rast gehalten werden; aber die Nacht ist kaum hereingebrochen, da sinkt die Temperatur ganz plötzlich auf 14 Grad unter Null. Schaudernd vor Frost verbringen wir die Nacht. Endlich kommt der Morgen herauf, bleich, kalt, nebelschwer. Die nach Westen hin schroff aus den Fluten aufsteigenden Waldberge sind hoch mit Schnee bedeckt, dicke, bleigraue Dunstmassen verhüllen die Aussicht auf den Hintergrund des inselreichen Gewässers.

Erkennend, daß hier unseres Bleibens nicht sein kann, verlassen wir das unwirtliche Gestade des Sees, noch lange vom harten Froste gepeinigt, von Sturm und Hagel gepeitscht, vom Schnee durchnäßt. Endlich nimmt ein geschütztes Felsenthal die Müden auf, und hier stoßen wir auf einen einsamen indianischen Hirten. Von ihm erfahren wir, daß in nicht allzu großer Entfernung eine Estancia im Bau begriffen ist, die einer großen

englischen Gesellschaft gehört; sie hat ausgedehnten Grundbesitz erworben, um Viehzucht zu treiben. Sonst ist die Gegend von keinem Weißen bewohnt.

Weiter geht es nach labender Rast. Der Weg führt fast beständig durch tiefeingerissene Schluchten mit steilen Felswänden, die zum großen Teile durch vulkanische Gewalten gebildet worden sind. In ihrem Grunde poltern wilde Bergwasser; zuweilen fehlt aber auch dieses belebende Element. Keine Spur von Baumwuchs ist an den schroffen Gehängen bemerkbar, nur kümmerliches Dorngestrüpp wuchert da und dort und liefert das in der rauhen Öde so unentbehrliche Brennholz. Rudel von Guanacos werden ab und zu sichtbar, beäugeln uns neugierig und stieben dann, nichts Gutes ahnend, wie im Fluge davon. Auch Strauße zeigen sich, halten sich aber ebenso scheu in angemessener Entfernung wie jene flüchtigen Verwandten des Lamas. Da und dort wird auch die Fährte des behenden Puma gefunden, aber den blutgierigen Burschen selber vermag auch der scharfsinnige indianische Führer vom Stamme der Nancucheuque nicht ausfindig zu machen.

Je weiter wir vordringen, desto öder und unwirtlicher wird die Gegend. Immer das gleiche, tödlich langweilige Einerlei, immer die gleichen Hindernisse, dieselben Beschwerden! Etwas Abwechselung bringt hin und wieder die Jagd auf Guanacos und Strauße, die zugleich den Küchenzettel etwas weniger einförmig macht. Auch der königliche Geier der Anden, der hoch oben in eisigen Höhen kreisende Condor, muß dabei sein Leben lassen.

Über eine hohe Bergkette führt der Weg in eine tiefe Schlucht. Menschen und Tiere sind vom langen Abstieg, vom Gleiten und Rutschen, vom Rucken in die Kniee völlig erschöpft. Eilig beginnen die Leute, die Zelte aufzuschlagen. Da verfinstert sich plötzlich die Luft, ein rasender Schneesturm bricht los und läßt kaum Zeit genug, die schützenden Gezelte aufzurichten. So groß ist die Wut des Unwetters, daß wir auch den folgenden Tag noch darunter zubringen müssen. Endlich läßt das Stürmen und Schneetreiben nach, der „Weg“ wird wieder frei. Er führt an dem vollkommen zugefrorenen See Gan-Gan vorüber, eine Strecke weit müssen wir sogar über das Eis der weiten Fläche. Noch immer weht eisige Luft, Schnee bedeckt die Höhen und Hänge.

Jetzt verlassen wir die einsame patagonische Cordillere, nachdem wir ihre Großartigkeit und Wildheit, ihre Gefahren und Schrecknisse hinreichend kennen gelernt haben. Ostwärts geht unsere Reise in die öde, sich bis zum Atlantischen Meer erstreckende Ebene.

Auch hier traurige Einförmigkeit. Der Baumwuchs fehlt, nur dorniges Gestrüpp wächst da und dort. Im Süden des Landes finden sich allerdings auch Wälder von verhältnismäßig hohen Bäumen; hier aber ist der Boden steinig und sandig und entbehrt des belebenden Wassers; wie könnte da fröhlicher Pflanzenwuchs gedeihen? Bald macht sich der Wassermangel in empfindlichster Weise bemerkbar: Menschen wie Tiere werden

vom furchtbarsten Durste gepeinigt. Wohl finden sich Tümpel, aber ihr Naß enthält viel Kochsalz und Salpeter und verliert seinen unangenehm bittern Geschmack selbst dann nicht, wenn man dem daraus bereiteten Kaffee oder Thee etwas Cognac beimischt. Ja, zuweilen mögen noch gefährlichere Stoffe darin enthalten sein als jene Salze, denn der Genuß der daraus hergestellten Getränke ruft in nicht seltenen Fällen Übelkeit, Schwäche in den Gliedern und Herzklopfen hervor.

In überraschender, ja, erschreckender Weise werden wir auch hier noch daran erinnert, daß wir im Bereiche jener Macht leben, die sich in ganz Südamerika so unheimlich geltend macht: in dem Herrschergebiet des Erdbebens. Friedlich rastet unsere Reisegesellschaft nachts; da erhebt sich, Menschen und Tiere aufs ärgste erschreckend, plötzlich ein rasender Sturm. Er reißt die Zelte los, daß wir sie kaum zu retten vermögen, dicke Staubwolken durchwirbeln die Gegend. Nur langsam, unter Aufbietung aller Kräfte vermögen wir am Morgen gegen den heftigen, stoßweise daherfegenden Orkan vorzudringen. Unser Auge hat uns schnell belehrt, daß die staubigen Massen, die das Atmen so arg erschweren, die Augen so sehr belästigen, aus vulkanischer Asche bestehen. Weit, weit von uns ist, wie wir später erfahren, ein gewaltiger Ausbruch der Glutmassen im Erdinnern erfolgt; selbst auf dem Atlantischen Ocean ist der Aschenregen noch bemerkbar gewesen. Jetzt verursacht er, obwohl der Wind nachläßt, doch noch eine solche tiefe Dunkelheit am hellen Tage, daß man die Hand vor dem Auge nicht sehen kann. Mehrere unserer Pferde werden so matt, daß wir sie zurücklassen müssen. Nicht die geringste Ursache ihres jammervollen Zustandes ist der Mangel an Wasser; die „aguadas“ genannten Tümpel enthalten eine fast ungenießbare Flüssigkeit. Da die Sonne endlich durchbricht, gewahren wir mit Erstaunen, daß die ganze Reisegesellschaft aussieht wie eine Müllerkarawane, so sind Menschen und Tiere mit weißer Asche bedeckt.

Erschöpft gelangen wir zur aguada von Pocitos; ihr Wasser ist nicht salzig, aber derart schlammig, daß es die vom Durste gepeinigten Tiere nicht einmal zu genießen imstande sind. Weiter also, um die Qual der armen Geschöpfe zu enden! Dort endlich rollt der Fluß Chubut seine Flut, und nun erst zeigt es sich, wie unsere Tiere vom Durste gelitten haben. Kaum wittern sie das belebende Naß, da machen sie in allem Ernste Miene, sich mit dem Gepäck ins Wasser zu stürzen; nur mit äußerster Mühe vermögen unsere Leute dieses bedenkliche Vorhaben zu hindern.

Auf unserer Reise von Carmen nach den Cordilleren und vom Nahuel-Huapi bis zur Chubutmündung haben wir Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß Patagonien einst viel stärker bewohnt gewesen sein muß als gegenwärtig, daß seine Bewohner Wanderstämme waren, wie es die eingeborene Bevölkerung heute noch ist, und daß jene Ureinwohner mancherlei Geräte zu fertigen verstanden. In ihren Grabstätten finden sich steinerne Messer, Kratzwerkzeuge zur Zubereitung der Felle, steinerne Beile, Mörser und Stößer, Schieferstücke mit Zeichnungen, ja sogar Spinnringe. Die zuletzt

genannten Werkzeuge beweisen, daß schon die Ureinwohner Patagoniens die Kunst verstanden, Gewebe aus der Guanacowolle herzustellen.

Am Chubut befindet sich auch die älteste Ansiedelung weißer Leute in Patagonien. 1865 kamen 150 Einwanderer aus Wales, mit Ausnahme von fünf Personen sämtlich Bergleute, am Flusse an. Es waren einfache, ungebildete Leute, ohne irgendwelche geographischen oder landwirtschaftlichen Kenntnisse von Belang. Zwei Jahre lang saßen sie in dem öden, regenarmen Lande, mit Sehnsucht erwartend, daß der Himmel befruchtendes Naß senden möge; doch ihr Verlangen blieb an der regenarmen Küste unerfüllt. Nun kam bittere Not über die Unseligen, und sie wären sicher verhungert, wenn ihnen nicht die Eingeborenen vom Stamme der Tehuelchen geholfen hätten. Aus jenen Tagen rühren die freundlichen Beziehungen her, die sich zwischen den Kolonisten und den wohlmeinenden Rothäuten bildeten. Aber die tiefe Entmutigung der einsamen Siedler am Chubut konnte durch die Hilfsbereitschaft der Tehuelchen nicht gehoben werden; die Mehrzahl der Hoffnungslosen beschloß, in die ferne Heimat zurückzukehren. Nachdem die Hütten niedergebrannt waren, begaben sich die Patagonienmüden an eine Stelle, wo ein Schiff anlaufen sollte. Aber o weh, das Fahrzeug blieb aus! Und nun kam neues Elend über die schwergeprüften Menschen; sie hatten so arg vom peinigenden Durste zu leiden, daß sie sich durch die bittere Notwendigkeit gezwungen sahen, in das Chubutthal zurückzuziehen. Dort war inzwischen einer ihrer zurückgebliebenen Genossen auf den Gedanken gekommen, vom Flusse her einen Graben durch sein Land zu ziehen und dasselbe in solcher Art künstlich zu bewässern. Der Erfolg dieses klugen Verfahrens war überraschend, ja glänzend; der an sich gute Boden trug nun reichlich. Ein neues Leben kam in die weltferne Siedelung; alle begannen eifrig, Kanäle durch ihre in der Thalsohle gelegenen Ländereien zu ziehen, wodurch der nutzlose Grund in trefflichen Ackerboden umgewandelt ward. Von jener Zeit ab entwickelte sich die Kolonie in der erfreulichsten Weise; aber erweitern kann sie sich nicht, denn das Thal ist eng, und außerhalb desselben erscheint, wie in fast ganz Patagonien und weiten Strichen Chiles, der Anbau unmöglich, denn die Grundbedingung allen Gedeihens für die Thätigkeit des Landmannes fehlt: das Wasser. Die Kolonisten am Chubut aber erfreuen sich eines wenn auch bescheidenen, doch gesunden Daseins, und der Weizen, den ihre Felder liefern, gilt heute in ganz Südamerika für den besten. Durch ihre Klugheit haben sie den ungünstigen Einfluß des heißen, regenlosen Sommers überwunden.

Von dieser Siedelung aus haben wir auch Gelegenheit, die farbigen Ureinwohner kennen zu lernen. Auf einem Ausflug in die weite steppenähnliche Fläche werden wir plötzlich durch ein höchst eigenartiges, aber in seiner Wildheit und Lebhaftigkeit fesselndes Bild überrascht. Ruhig traben wir durch die einförmige Landschaft; niedrige Felsmassen erheben sich, breit hingelagert, rechts von uns; der Boden, über den unser Roß schreitet, ist dagegen ziemlich flach und mit trockenem, langhalmigem Grase, mit Kräutern und kurzem Gestrüpp bewachsen. Da ertönt von Norden her

dumpfes, rasch näherkommendes Getöse, und eh' wir's uns versehen, tobt eine wilde Jagd heran, wie wir sie noch niemals schauten. Ein ganzes Rudel ausgewachsener und noch junger Guanacos stiebt, die Köpfe zurückwerfend, mit der Schnelligkeit des Windes daher; zwischen ihnen bemerken wir eine Anzahl südamerikanischer Strauße, die ihre langen, unbefiederten Beine mit großer Behendigkeit brauchen; wolfähnliche, kräftige Hunde hetzen mit lautem Gekläff hinter den geängstigten Tieren drein. Auf starken, kurzmähnigen, Pferden, deren Schweife aufgebunden sind, jagen im Kreise hochgewachsene, dunkle Männergestalten heran. Ihr langes, von einem Stirnband zusammengehaltenes Haupthaar flattert beim sausenden Ritt im Winde, die Lendentücher aus Guanacofell wehen weit rückwärts. Das sind Patagonier, kühne, jagdkundige Männer, verwegene Reiter, die mit ihren Rossen zusammengewachsen zu sein scheinen! Wie gellt ihr Jagdruf! Wie schmettert das Wiehern ihrer Pferde! Wie bebt der Boden unter dem Schlage der Hufe! Unser eigenes Tier gerät so in Aufregung, daß wir es kaum zu bändigen vermögen. Jetzt sind die verfolgten Geschöpfe umringt; verzweifelt versuchen sie, nach irgend einer Richtung zu entkommen. Doch vergeblich ist ihr Bemühen; überall wehren ihnen Reiter und Hunde den Durchbruch. Und nun ereilt die vor Angst fast sinnlosen, keuchenden Tiere ihr unhemmbares Schicksal. In den Händen halten die hünenhaften Männer den gefürchteten Lasso, die noch schrecklicheren Bolas, letztere für die Guanacojagd mit drei an Lederriemen befestigten Kugeln versehen, für die Straußjagd dagegen nur zwei solcher Wurfkugeln tragend. Eine dieser Kugeln hält der Indianer in der Hand, die anderen läßt er wirbelnd um das Haupt sausen — und nun wirft er! Die unheimlichen Kugeln fliegen durch die Luft — wehe dem lebenden Wesen, dem ihr Todesgruß gilt! Sie schnüren sich mit furchtbarer Sicherheit um des Jagdtieres Hals, in engen, immer enger werdenden Windungen, daß es atemlos, erschöpft zu Boden stürzt und kläglich nach Luft ringt. Und nun springen die Reiter behend von den wohlgezogenen Tieren, die regungslos stehen bleiben, während ihr Herr seinem Opfer mit dem großen Messer den Garaus macht. Nur wenige der Tiere entkommen aus dem umklammernden Ringe.

Die Patagonier sind augenscheinlich nicht wenig erfreut ob ihrer reichen Jagdbeute, wenn sie dies, ihrer ernsten Art gemäß, auch nicht so lebhaft kundgeben, wie es andere Indianerstämme thun würden. Gastfrei und ehrlich — so lernen auch wir sie kennen. In gemessener aber freundlicher Weise laden sie uns ein, ihnen in ihr Zeltlager (Toldo) zu folgen, und gern folgen wir der willkommenen Aufforderung.

Nun werden die erlegten Guanacos und Strauße auf die Pferde geladen und im leichten Trabe geht's dem Lager zu. Hier erregt die Ankunft der mit so reicher Beute heimkehrenden Jäger große Freude. Bald schmort und kocht das wohlschmeckende Fleisch in den eisernen Töpfen; emsig hantieren die kräftigen Frauen um die Feuer. Indessen beschäftigen sich die Männer in wahrhaft herzgewinnender Weise mit den Kindern; viele von den herkulischen Gestalten liegen am Boden und spielen so fröhlich

mit den Kleinen, daß man meinen könnte, sie seien selber zu Kindern geworden. Die Mädchen des Stammes, bunt bemalt an Gesicht, Armen und Beinen, befinden sich indes gleichfalls in eifriger Thätigkeit; sie fertigen Teppiche aus Guanacohaut.

Welch' fremdartiges, buntes Bild um uns her! Wie eigentümlich sind schon die Toldos (Hütten) aus denen das Lager besteht! Dort wird eben eine solche eigentümliche Behausung errichtet; sehen wir den Frauen, denen die Herstellung, Einrichtung und Abbrechung der Hütte obliegt, einmal bei diesem wichtigen Geschäfte zu! Sie treiben zunächst eine Reihe von Pfählen, die oben in Gabeln endigen, in den Boden; die nach vorn befindlichen sind etwa 2 m hoch, die weiter zurückstehenden niedriger. Diese Träger werden durch Querstangen fest miteinander verbunden, doch so, daß die nach Osten gelegene Seite als Eingang frei bleibt. Ueber das so hergestellte Gerüst ziehen die Frauen nun eine schwere, aus Guanacofellen bestehende Decke; diese Hülle ist selbstverständlich ziemlich schwer; damit sie widerstandsfähiger werde, hat man sie rot gefärbt und mit Fett beschmiert. Der Innenraum wird dadurch noch besser geschützt, daß man das Gepäck wie eine Mauer an den Wänden aufstapelt. Die Vorderseite läßt man offen; nur bei schlechtem Wetter wird sie gleichfalls geschlossen. Der Toldo wird nunmehr im Innern durch Fellvorhänge in einzelne Abteilungen zerlegt, die den verschiedenen Familiengliedern als Schlafräume dienen.

Im Zelte unseres Gastfreundes können wir uns die einfache Einrichtung einmal genau ansehen. Vorn, im „Munde" des Toldo, brennt das belebende, speisebereitende Feuer, sorglich geschürt von einer der Frauen des Kaziken (Häuptlings). Da das Wetter eben freundlich ist, hat man die Eingangsseite offen gelassen. In den Schlafräumen befinden sich nur einige Roßhäute und ein oder zwei Polster; letztere sind aus wollenen Decken, die man von den Araucanern kauft, hergestellt; ihre Füllung besteht aus Guanacowolle. Später sehen wir sie noch zu anderem Zwecke benutzt; auf dem Marsche der Horde finden sie nämlich als Frauensättel Verwendung. Sehr angenehm fällt es uns auf, daß die einfachen Behausungen so außerordentlich sauber gehalten werden. Das Kochgerät ist ungemein einfach; es besteht aus dem eisernen Bratspieß und einem oder mehreren Töpfen, die man jetzt zum Kochen, dann zum Auslassen des Fettes, dann wieder zur Herstellung der Farbe verwendet, womit Männer wie Frauen, Knaben wie Mädchen sich rot bemalen.

Doch nun zu den Bewohnern dieser eigentümlichen Behausungen! Im Eingange steht seitwärts an der Fellwand der Kazike, wie alle seine Stammesgenossen ein ungemein kräftiger, hochgewachsener Mann, der die übrigen Krieger allerdings fast noch um Hauptеslänge überragt. Ist er doch fast so hoch wie das stattliche Roß, das mit hochaufgerichtetem Kopfe vor ihm steht. Indem wir ihn betrachten, wird uns begreiflich, daß die Zahlenangaben der Reisenden über die Größe dieser Indianer richtig sind. Unser Kazike ist sicher 2 Meter hoch, und dieser außerordentlichen Körper-

länge entsprechen auch die sonstigen körperlichen Maße; er ist breitschulterig, hat kräftige Glieder und darf sich des größten Brustumfanges unter allen Männern der Welt rühmen. Die Neger von Fernando Po, deren Brustkasten lange Zeit als der größte galt, stehen noch um 5—12 cm hinter den Patagonen zurück. Hingegen ist diesen Indianern der Name „Patagones", d. h. Großfüße, mit Unrecht beigelegt worden; ihre Füße sind wohl groß, stehen aber vollkommen im Verhältnisse zu der Körpergröße. Doch eins ist sicher: sie sind die größten unter allen Menschen. Auch die Frauen zeichnen sich, obwohl sie durchschnittlich etwas kleiner sind als die Männer, doch noch durch stattliche Größe und kräftigen Körperbau aus.

Unser Wirt trägt, wie die anderen Krieger, ein Lendentuch, Chiripe genannt, darüber einen langen Mantel aus Guanaco- und Straußenfellen, der seiner hohen Gestalt etwas Königliches verleiht. Höchst eigentümlich ist seine Fußbekleidung; sie besteht aus Pferdehaut, hat keine Naht und wird auf sehr einfache Weise hergestellt, indem man einem toten Rosse das Fell vom Fersenteil der Hinterfüße abstreift und selber anzieht. Lang wallt das schwarze Haar auf die breiten Schultern nieder, zusammengehalten von einem langen Stirnbande (teuque); selten tragen die Krieger von den Frauen geflochtene breitrandige Hüte. Die Gewandung der Weiber besteht aus langen Pelzröcken; sie gehen ohne Ausnahme barfuß. Die wohlhabenden unter ihnen verbrämen ihre Mäntel gern mit den hübschen Fellen des Stinktieres, das in Patagonien nicht selten ist. Ernsthaft hocken die vier Frauen des Kaziken um das Feuer und schüren die Flammen, rüsten das Mahl. Er selber beobachtet mit lebhaftem Vergnügen in dem sonst so ernsten dunkelbraunen Gesichte das Treiben seiner Kinder. Ein stämmiger Knabe, sein ältester, hat ein kräftiges Roß herzugeführt, damit zwei jüngere Geschwister sich frühzeitig in der so wichtigen Reitkunst üben. Das Gebiß kennt der Patagone bei Ausrüstung seines Tieres nicht; er schlingt ihm einfach den Lederzügel um die untere Kinnlade, befestigt ihn mittelst eines sogenannten Feuerwerkerknotens und hat nun, als vollendeter Reiter, das Pferd vollständig in seiner Gewalt. Dem Rosse, das zu den Übungen der Häuptlingskinder dienen soll, fehlt der Sattel, nur ein Guanacofell ist aufgelegt. Mühselig klettern die Kleinen auf das Reittier, dessen Schweif aufgebunden ist, und der Vater giebt ihnen mancherlei guten Rat, die Künste der Kinder vom Toldo aus sorglich überwachend. Zwei andere Knaben, wovon der eine vollkommen nackt ist, liegen an der Erde und beschäftigen sich mit einem niedlichen Füllen, das vor ihnen steht. Zwei Hunde lauern weiter zurück mit größter Spannung auf den Erfolg, den zwei andere Knaben mit ihrer Jägerkunst haben werden. Nach Art der Kinder ihres Volkes üben sie sich nämlich im Gebrauche des Lasso, um dereinst als Männer schon recht sicher darin zu sein. Der Wurf des einen soll dem hübschen Füllen, der des anderen einem jungen Strauße gelten, der bereits mißtrauisch nach dem jugendlichen Werfer hinüberäugt. Da Knaben dieses Alters meist schon erstaunliche Geschicklichkeit in Anwendung der gefährlichen Wurfschlinge besitzen, werden die beiden bedrohten

Tiere wahrscheinlich in den nächsten Augenblicken schon umschnürt sein. Der Verkehr der Jugend mit den im Lager befindlichen noch nicht ausgewachsenen Vierfüßlern, besonders mit den Füllen, jungen Guanacos und Straußen, bietet noch manches andere, höchst anregende Bildchen. Vor einer weiter zurückstehenden Behausung ist ein brauner Krieger eben beschäftigt, sich zum Ausritt auf die Jagd zu rüsten. Die lange Lanze ist neben dem geduldig harrenden Pferde in den Boden gesteckt, so daß die breite, zweischneidige Spitze in die Höhe ragt; unter der letzteren ist als Verzierung ein Federbüschel angebracht. Schon ist dem Rosse der Zügel angelegt, schon ein weiches Fell aufgedeckt; eben ergreift der kräftige Mann den aus dem Wurzelknie einer Buche oder eines Maiten geschnitzten Bocksattel; vorsichtig legt er ihn auf, deckt ein weiteres Fell darüber und befestigt das Ganze durch einen Ledergurt. Nun werden noch die überaus einfachen Steigbügel befestigt: ein Riemen, der an beiden Enden in Schlingen endigt, worin ein Holzstück als Auftritt liegt. Überaus geschickt stellt sich der Patagonier seine Sporen aus einem Holzstück und einem Nagel her. Jetzt ist der Krieger mit seinen Vorbereitungen fertig; im Nu sitzt er auf dem Rücken seines Renners und stiebt in die weite Ebene hinaus zur lustigen Hatz. Zur Bewachung des Lagers zurückgelassen, als die übrigen Männer ausrückten, will er seine Freude am Weidwerk nun allein haben. Vor dem Toldo dort drüben steht ein Pferd mit seinem Jungen; zwei ernste Krieger unterhalten sich, im Eingange stehend, über die beiden Tiere.

Im längeren Zusammenleben mit diesen Naturkindern haben wir hinreichende Gelegenheit, ihr Wesen, ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen. Da werden wir denn gewahr, daß ihr Dasein recht reich an ernsten Schatten ist. Gar mancher der großen, riesenstarken Männer kommt auf der Jagd durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde zu Schaden, verliert vielleicht sogar das Leben dabei. Andere fallen im Kampfe mit feindlichen Horden, viele Stammesmitglieder werden auch durch Krankheiten hinweggerafft. Ist ein Krieger in das unbekannte Jenseits dahingegangen, so setzt man ihn feierlich bei, schlachtet Pferde an seinem Grabe und giebt ihm seine Waffen mit, damit er drüben nicht ohne Wehr einziehe. Die Toten werden in hockender Stellung entweder in einer Erdgrube, oder in großen, aus Steinen erbauten Kammern beigesetzt. Alljährlich geht ein altes Weib in diese Steingrüfte, um die vermoderten Kleider der Abgeschiedenen durch neue zu ersetzen. Noch eine andere Verrichtung, die mit den Gestorbenen in Beziehung steht, liegt den alten Frauen ob: sie haben Skelette herzustellen. Wenn es gewünscht wird, entfernen sie das Fleisch von den Gebeinen der Verstorbenen; alsdann werden die Knochen von ihnen in die Erde vergraben oder in die Luft gehängt, damit „sie sich reinigen.“ Nach längerer Zeit werden sie dann in einen Ledersack gethan und auf dem Lieblingspferde des Toten nach dem gemeinsamen Begräbnisplatze der Horde gebracht, möge dieser auch noch so weit entfernt sein.

Von der Abneigung gegen die Weißen, die sich zuweilen bis zum ingrimmigen Hasse steigert, merken wir wenig; sind wir doch Alemanes,

d. h. Deutsche, und sonach „Verwandte" des schweifenden Volkes. Araucaner wie Patagonier glauben nämlich, ihre Urahnen seien aus einem fernen, fernen Lande „Alemana" gekommen; sie bringen dem Deutschen, der heut aus jenem Lande herzu reist, daher eine gewisse günstige Voreingenommenheit entgegen, die freilich nicht immer vorhält, nämlich dann nicht, wenn der weiße „Verwandte" mit den anderen Blaßgesichtern gemeinsame Sache macht, namentlich mit den hinterlistigen Abkömmlingen der Spanier. Diese werden mit entschiedenem Mißtrauen betrachtet, und ihnen droht von den starken Männern leicht Gefahr.

Untereinander verkehren die braunen Leute höflich und freundlich. Die Frauen werden mild behandelt, die Kinder erfreuen sich großer Liebe von Seiten der Erwachsenen. Es ereignet sich wohl, daß ein ganzer Stamm seinen Wohnort ohne eigentlichen Grund wechselt, nur um den Launen eines Kindes zu genügen, das vielleicht irgendwelche Scheu vor der augenblicklich bewohnten Gegend, oder ein Verlangen nach früheren Tummelplätzen hat. Und wie der Patagonier die Jugend liebt, so ehrt er das Alter; gern hört der in voller Kraft stehende Krieger auf den Rat des erfahrenen Greises, gern die jüngere Frau auf Mahnungen und Warnungen der Matronen.

In den Zeiten der Ruhe vertreiben sich die Krieger die Langweile durch — Glücksspiele; sie sind dabei so leidenschaftlich, so eifrig, daß sie nicht selten ihr ganzes Besitztum der Spielwut opfern. Immer aber lösen sie die Ehrenschulden, die auf solche Art gemacht werden, gewissenhaft ein. Ihre erstaunliche Sicherheit und Kunstfertigkeit im Reiten können wir bei Pferderennen bewundern, die häufig veranstaltet werden. Große Freude finden sie auch an einer eigentümlichen Art Ballspiel.

Um die Toldos her regt sich mannigfaltiges Tierleben. Manche Horde zählt Hunderte von Pferden in ihrem Besitz an Vieh; eine Menge der wolfähnlichen Hunde lungert um die Zelte; manchmal werden sogar Hühner auf dem Marsche mitgeführt. Außer dem Fleisch der Haustiere sehen wir dasjenige des Guanaco, des Straußes, des Puma, des Stinktiers und vieler Wasservögel verspeisen. Der Patagonier lebt fast ausschließlich von animalischer Kost, denn Ackerbau ist so gut wie unbekannt unter diesen Horden. Araucaner und Pescherähs verspeisen auch Fische in Menge, bei den Bewohnern des Feuerlandes bilden diese geschuppten Wasserbewohner sogar ein Hauptnahrungsmittel; der Patagonier hingegen verschmäht die von anderen Völkerschaften so geschätzte Speise und berührt sogar Fischfleisch, das man ihm anbietet, nicht.

Auch unter diesen einfachen und anspruchslosen Naturkindern finden sich Arme und Reiche; der Unterschied in der Größe des Eigentums stellt sich namentlich in der Zahl der Pferde und Hunde dar. Der Begüterte nennt 40—50 Rosse und mehrere Dutzend Hunde sein eigen, der Unbemittelte besitzt nur ein oder zwei Renner und einen einzigen Hund. In Zeiten der Not, wenn die Jagdbeute aufgezehrt ist, helfen sich die Nachbarn aber gegenseitig aus.

Die Heiraten erfolgen sehr früh, meist schon im 14. oder 15. Lebensjahre. Es ist den Männern gestattet, sich mehrere Frauen zu nehmen. Der arme Krieger hat aber gewöhnlich nur ein Weib, während der reiche deren 4 oder noch mehr besitzt. Wie bei vielen andern noch im Urzustande lebenden Völkern wird die Frau auch bei den Patagoniern gekauft. Den Männern fällt dann vorwiegend die Sorge für die Erhaltung der Familie, den Frauen alles andere zu, was gethan werden muß, namentlich die Erziehung der Kinder. Die Gatten halten treu aneinander fest und verlassen sich selbst im höchsten Alter nicht; sehr selten kommt es vor, daß die Frau Härte und Unfreundlichkeit von ihrem Manne erfährt. Beide Geschlechter frönen einer Liebhaberei, die sich von Amerika aus über fast die ganze bekannte Welt verbreitet hat: sie rauchen leidenschaftlich gern und sind nur sehr schwer zum Verkaufen ihrer Pfeifen zu bewegen.

Daß wir in dem kräftigen Volke keine ganz rohen Urmenschen vor uns haben, ersehen wir u. a. auch an ihrem religiösen Leben. Sie glauben nämlich an ein höchstes Wesen, voliche genannt; von ihm soll alles Gute und Böse in der Welt herrühren. Um seine Gnade zu gewinnen und seinen Zorn abzuwenden, betet man zu ihm und bringt ihm Opfergaben dar. Diese bestehen teils in Schlachtopfern von Pferden, teils in anderen Dingen, die auf heiligen Büschen und Bäumen aufgehängt werden. Als Vermittler zwischen der Gottheit und den Menschen dienen die Zauberer; sie bringen die Opfer dar, geben Orakelsprüche und heilen die Kranken.

Die Horde, bei der wir freundliche Aufnahme gefunden haben, verläßt ihren derzeitigen Wohnplatz wenige Tage nach unserer Ankunft. Die Herdentiere haben das Futter abgeweidet, das Wild ist selten geworden — Menschen und Tiere würden bei fernerem Verweilen Not leiden. Daher giebt unser Kazike im Einverständnis mit dem Rate der Alten, der ihm zur Seite steht, den Befehl zum Abbruch des Lagers am folgenden Tage. Die Richtung, die auf der bevorstehenden Wanderung eingeschlagen werden soll, ist bereits sorgsam bestimmt; sie wurde so gewählt, daß die Tiere ausreichend Futter finden und daß die Jagd hinreichende Beute zur Ernährung der Menschen liefern wird.

Nun kommt ungewöhnliches Leben in die Menschen, denn vielerlei ist zu verrichten, wenn der Aufbruch rechtzeitig erfolgen soll. Am frühen Morgen schon machen sich die jungen Männer und Knaben dann an eine lustige Arbeit; mit den Lassos fangen sie die munter umherspringenden Pferde ein und bringen sie zu den Toldos. Nun legen die Frauen den Tieren die Polster auf und binden sie mit Lederriemen fest; andere sind eifrig damit beschäftigt, sich die Gürtel umzubinden, oder ihre kleinen Kinder in Behälter aus Flechtwerk zu stecken. Auf den Rücken der mit den Polstern beladenen Pferde werden dann noch Mäntel und farbige wollene Decken untergebracht und befestigt. Dort sind Frauen emsig beschäftigt, die Decken der Toldos zusammenzurollen und sie nebst den Zeltstangen den Lastpferden aufzuladen. Sie entwickeln große Umsicht und viel Geschick dabei; die Tragstangen kommen, zu Bündeln vereinigt, an die beiden Seiten

der Rosse, die Felle werden ihnen auf den Rücken gepackt. Nun wird noch für eins der wichtigsten Bedürfnisse auf dem Marsche, für trinkbares Wasser, gesorgt, denn leicht kann sich's bei Vernachlässigung dieser Vorsicht ereignen, daß man tage-, ja wochenlang des labenden Naß ganz entbehren muß, oder, wie wir's auf unseren Streifereien ja selbst erfuhren, nur krankheiterregendes, ekelhaftes, widerlich schmeckendes Wasser findet. Drum also füllen die rastlos thätigen Frauen kleine Fässer mit dem unentbehrlichen Getränk und laden sie kräftigen Rossen auf.

Jetzt ist alles zum Aufbruch fertig. Die Frauen legen ihren Reitpferden eine Schlinge um den Hals, die sie beim Aufsteigen als Bügel benutzen. Nun klimmen sie auf die weichen Polster und setzen sich rittlings wie die Männer zurecht; dann lassen sie sich ihre Kinder und ihre Schoßhündchen zureichen. Nunmehr reitet eine Anzahl der Männer, bewaffnet mit Lasso, Bolas und langer Lanze, dem Zuge voraus; die übrigen Männer treiben die Reservepferde zusammen und machen mit diesen den Beschluß. Viele von ihnen rennen unterwegs einmal um die Wette, oder sie vergnügen sich auf toller Hatz hinter dem flüchtigen Wilde.

Ein solcher im gemütlichen Gänsemarsch wandernder Zug bietet dem Fremdling einen höchst interessanten Anblick. Die vorausreitenden Krieger mit den dunkeln, ernsten Gesichtern achten sorgsam auf alles, was vorgeht. Mit scharfen Blicken spähen sie in die Ferne, ob nicht irgendwelche Gefahr naht; aber ebenso achtsam beobachten sie den Zug, damit niemand zu Schaden komme. Diese Sorglichkeit zeigt sich namentlich dann, wenn einer der vielen tiefen und nicht selten reißenden Flüsse durchritten werden muß. Dann machen die Krieger Halt, nicht selten mitten im Wasser, das den Tieren bis an den Leib und häufig noch höher hinaufreicht. Nun ergreifen die Frauen das frei hinter ihnen schreitende Lastpferd am Zügel und leiten es durch den Fluß. Ist alles ohne Unfall am jenseitigen Ufer angelangt, so setzt sich der ganze Zug, umschwärmt von den wachsamen Hunden, wieder in Marsch, bis eine geeignete Lagerstätte erreicht ist.

So verfließt das Leben der braunen Naturkinder auf rastloser Wanderung. Die einfache, aber kräftige Nahrung erhält sie gesund und stark; die eigentümliche Natur ihres wenig wirtlichen Landes, das rüstige Jäger- und Reiterleben bewahren sie vor Verweichlichung. Entbehrungen, Mühsale, Strapazen aller Art, hervorgerufen durch das rauhe Klima, durch zeitweisen Mangel an Nahrung und gutem Trinkwasser fehlen im Leben des Patagoniers nicht. Trotzdem schmilzt sein Volk nicht so überraschend schnell dahin, wie dies bei anderen Indianerstämmen der Fall ist, die thatsächlich, wie die stammverwandten Araucaner, vergehen gleich dem Schnee vor dem Tauwind. Die Armut ihres Landes sichert die Bewohner der weiten patagonischen Ebenen vor dem Andrang der unersättlichen Weißen, die einstweilen noch bessere Gebiete auszubeuten haben. Wie lange diese Sicherheit noch dauern wird, das vermag niemand zu sagen. Wenn die blassen Leute einmal wirklich Besitz von dem Gebiete des riesenhaften Reitervolkes ergreifen, dann werden sicher ernste Kämpfe mit den tapfern

Kriegern auszufechten sein. Der Ausgang aber wird sich hier wie überall in Amerika gestalten, wo Eingeborene und Weiße feindlich aufeinanderstoßen: gleich den tapferen Jagdindianern Nordamerikas werden auch die ohnehin höchstens 20 000 Seelen starken Stämme der Patagonier vom Erdboden verschwinden.

Südwärts von Patagonien stoßen wir auf eine Inselgruppe, die den eigentümlichen Namen **„Feuerland“** führt. Mancher, der diesen Namen zum ersten Male hört, denkt dabei wohl an gewaltige Vulkane, an furchtbare Ausbrüche dieser riesigen Sicherheitsventile; in Wirklichkeit rührt die eigentümliche Bezeichnung der unwirtlichen Inselwelt aber daher, daß die ersten Entdecker derselben an den Ufern nachts zahlreiche Feuer der Eingeborenen gewahrten; das gleiche Schauspiel bietet sich dem vorbeikommenden Seefahrer heute noch dar.

Eine Fahrt durch die vom Festlande abtrennende Magelhaensstraße gehört zu dem Interessantesten, was wir bisher gesehen haben. Eines ist dazu allerdings unbedingt nötig: gutes Wetter. Wehe dem Fahrzeug, das bei Sturm, in strömendem Regen oder undurchdringlichem Nebel in dieses Labyrinth gerät! Doch uns ist das Schicksal zunächst günstig, und so können wir uns die anfangs einförmige, später immer großartiger werdende Landschaft genau und ohne Sorgen vor dem Wetter betrachten.

Wir fahren von Osten her in die Straße ein. Zu unserer Linken liegt ein flaches Gebiet mit nackten Küsten; ab und zu steigt das Gestade höher an, düstere Wälder ragen in feierlicher Stille darauf empor, dahinter schimmern ferne, schneebedeckte Berge. Weiter strebt unser Schiff und bringt uns in rüstiger Fahrt bald in den westlichen Teil der Straße. Welches Durcheinander von Fels und See, von Wald und Trift, von Wasser und Eis, von strahlendem Sonnenlicht und tiefem Schatten thut sich da vor den staunenden Blicken auf! Man wähnt sich in eine Märchenwelt versetzt, wenn man alle diese Wunder in allernächster Nähe und in der beständig erfolgenden Abwechselung betrachtet. Schauen wir vorwärts, so scheinen die steilen Wände, die den Kanal umschließen, zuweilen so dicht zusammenzurücken, daß man fürchtet, das eigene Fahrzeug werde mit einem möglicherweise entgegenkommenden anderen Schiffe zusammenrennen. Mehrere hohe Türme aufeinander gesetzt würden erst die Höhe der starren Steinwände erreichen, die rechts und links zum Himmel emporstreben; unser stattliches Schiff sieht zwischen ihnen wie eine armselige Nußschale aus. Droben über den Felsmassen stehen die Bäume im freundlichen Tageslichte, hier unten aber lagern tiefe Schatten auf dem ruhigen Spiegel der Wasser. Dort vor uns ragt plötzlich unheimliches Klippengewirr, auf das unser tüchtiges Schiff lustig lossteuert; hinter uns aber scheint der Rückweg bereits durch trotzige Hochlandsmassen abgeschlossen zu sein. Jetzt befinden wir uns dicht vor jenen über den Meeresspiegel hervorragenden Felsen, die der Schiffer mit Recht so sehr fürchtet; schon meinen wir, das Weiterfahren müsse gefährlich werden — da öffnet sich auf einmal eine scharf abbiegende Wendung der Straße. Der südlichste Punkt des amerikanischen Festlandes,

das vielgenannte Cap Froward, blieb längst hinter uns zurück, zurück wichen auch die mit ewigem Eis bedeckten Gebirgskämme dahinter. Wir gelangen jetzt in jene regenreichen Gebiete, in denen sich eine üppige Pflanzenwelt zu entwickeln vermag. Immer häufiger werden die Stellen am Strande, wo kräftige Buchen überhängend mit ihren Ästen dem freien Raume über dem Wasser zustreben; sie entwickeln sich hier fröhlicher als an anderen Meeresküsten, denn zahlreiche lustige Bäche vermindern den Salzgehalt der Flut, der dem Pflanzenwachstum anderwärts so hinderlich wird. Zwischen stattlichen Bäumen gewahren wir Caneloſtrauchwerk, in seinen Blättern dem Gummibaum ähnlich, dazwischen drängen sich Stachelbeersträuche; riesige Panqueblätter, in Größe und Gestalt einem gewaltigen umgedrehten Regenschirm vergleichbar, verraten, daß auch der Kräuter- und Graswuchs nicht fehlt. Wer Südchile kennt, der kommt immer wieder auf den Gedanken, er sehe hier nicht Meeresgestade, sondern die herrlichen Ufer eines Flusses in jener gesegneten Gegend vor sich.

Doch weiter eilt unser Schiff, dahin an grünen Ufern mit üppigem Pflanzenwuchs, vorbei an stillen, vielgewundenen Fjorden, an Felsen und Bergen; ewig wechselt das uns umgebende Bild, aber niemals ermüdet es das bewundernde Auge. Dort, auf dem einzelnen hohen Klippenvorsprung stehen zwei Vögel von ziemlicher Größe; es sind Felsengänse, die ruhig auf das nahe Schiff schauen und furchtlos auf ihrem Platze verharren. Schneeweiß leuchtet das Männchen neben der dunkleren Gefährtin auf dem grünen Untergrunde und gegen das düstere Gestein. Häufig sehen wir die hübschen Vögel auch auf unserer weiteren Fahrt.

Plötzlich ragt von der linken Seite her eine gewaltige Eismasse ins Meer: ein Gletscher von wahrhaft ungeheurem Umfange, gegen den die größten derartigen Gebilde in den Alpen armselige Zwerge sind. War die Fahrt des Schiffes schon bisher keine besonders rasche, so verlangsamt sie der vorsichtige Kapitän jetzt noch mehr, denn nicht selten lösen sich riesige Stücke von dem unteren Ende des Gletschers los und schwimmen dann, dem nahenden Fahrzeug Verderben drohend, im Wasser. Wehe dem Schiffe, das mit solchen Blöcken zusammenstößt! Sein Untergang kann dadurch herbeigeführt werden.

Glücklich kommen wir auch an diesem Hemmnis vorüber. Ruhig und klar liegen die Wasser da, kaum ein Hauch kräuselt ihre Oberfläche leise. Hoch in der Luft aber ziehen Wolken und verraten, daß draußen im offenen Meere der gefürchtete Südweststurm tobt. Um uns vor seinem Wüten zu schützen, und um dem wißbegierigen Fremdling zugleich Gelegenheit zu näherer Bekanntschaft mit dem eigentümlichen Lande zu geben, läßt der Kapitän das Schiff in einen der tiefeingeschnittenen, von starren Felswänden und kühngeformten Bergkegeln umschlossenen Fjorde einlenken.

Ein Boot bringt uns rasch an das Gestade. Wir klimmen in einer Rinne, die sich ein lustiger Bach genagt hat, eifrig zur Höhe empor und gewahren mit lebhafter Freude reichen Pflanzenwuchs. Die Gewächse, welche in der rauhen Luft des Feuerlandes ausdauern wollen, müssen hart

und widerstandsfähig sein; dafür entwickeln sie sich unter dem Einfluße der reichlichen Niederschläge aber auch um so üppiger. Dort, im flachen Osten, wuchsen nur Gräser; hier dagegen sind die Seiten der Berge vom Wasser ab aufwärts mit dichten Waldungen besetzt. Nur die Westküsten zeigen, da sie der Einwirkung des Seewindes ausgesetzt sind, keinen Baumwuchs. In diesen Gegenden dürfen wir drei-, ja vierhundert Meter emporklimmen — immer noch umgiebt uns der schöne Wald. Jetzt ist er zu Ende; ein Streifen moorigen Bodens, auf dem kleine Alpenpflanzen wachsen, dehnt sich vor uns aus. Vorsichtig überschreiten wir die trügerische Fläche und gelangen nun in jene Höhe, worin der ewige Schnee seine starre Herrschaft behauptet und die Schrecken des Winters alles Leben ertöten. Wo wir aber auch klettern mögen, nirgends fast finden wir ebenes Land, und wo wir solches antreffen, da ist es stets mit einer dicken Schicht morastigen Torfes bedeckt. Sogar im Walde sind faulende Pflanzenstoffe, von Nässe strotzend, hoch gehäuft, und oft gerät unser Fuß darauf ins Gleiten, oder wir sinken in die nachgiebige Masse.

Unter den Bäumen fällt uns vor allem die birkenblätterige Buche auf, denn sie bildet den Hauptbestandteil der Wälder. Das ganze Jahr hindurch behält sie ihr Laub; aber freundlich sieht sie deswegen doch nicht aus, denn ihr Blatt ist eigentümlich braungrün gefärbt und hat einen gelblichen Schein. So entspricht der Baum in der Färbung seines Laubes der Landschaft, und das düstere, ja schwermütige Aussehen derselben wird dadurch natürlich nicht gemildert. Eine verwandte, aber weit seltner vorkommende Buchenart verliert ihre Blätter bei Beginn des Herbstes, macht aber vorher denselben Farbenwechsel durch, den wir an unseren einheimischen Buchen wahrnehmen. Gar seltsam soll, wie ein landeskundiger Mitreisender erzählt, das bunte Laub dann gegen die dunkle Waldmasse und den düsteren, fast immer bewölkten Himmel abstechen. Nicht minder anziehend soll es aussehen, wenn im Frühlinge die zierlichen gefalteten Blättchen an warmen, sonnenhellen Tagen aus der schützenden Knospenhülle hervorbrechen. Vereinzelt findet sich der Winters-Rindenbaum, benannt nach einem Reisegefährten des berühmten Erdumseglers Franz Drake. Dieses Kind des Waldes zeichnet sich durch hohen, schlanken Wuchs und große, glänzende Blätter aus. Alle seine Teile sind aromatisch, und die Rinde wird immer noch als Heilmittel verwendet. Unterholz fehlt in den Wäldern des Feuerlandes; nur wenige Sträucher und Kräuter fristen ihr Dasein in den ewig feuchten, kühlen Gründen. An den Felsenufern der Gießbäche aber, die in brausenden und schäumenden Wasserfällen aus allen Schluchten hervorbrechen, wuchern Moose und Flechten in Fülle; dieses feuchte, lichtarme Land ist vortrefflich für sie geeignet, und sie überziehen daher die Baumstämme, die Moorgründe, ja, sogar die engen Schluchten mit ihren dichten Polstern. Ab und zu findet man darin auch Farnwedel.

Beim Emporstreben nach dem Gipfel des Berges fällt uns eine Eigentümlichkeit des feuerländischen Waldes sehr unangenehm auf: er wird immer dichter, und das Vordringen gestaltet sich in dem Flechtwerk von

Ästen, die dicht am Boden entspringen, immer schwieriger. Ganz unmöglich ist es, sich durch solche Wirrnis gewaltsam Bahn zu brechen; bei jedem Schritt versinken wir tief in das Flechtwerk, dessen stachelbewehrte Zweige nur durch große Fischerstiefel davon abgehalten werden können, uns empfindlich zu verletzen. Je näher wir jener schon erwähnten oberen Waldgrenze kommen, desto schwieriger wird das Gehen; wir geraten schließlich, ganz abgemattet, in ernste Versuchung, umzukehren und den weiteren Aufstieg aufzugeben. Da kommt unerwartet Erleichterung: die Bäume, deren Brüder tiefer drunten 4 Meter im Umfang messen, sind in dieser Höhe so verzweigt, daß man bequem über ihre Gipfel hinwegschreiten kann.

Nun betreten wir das über der Waldregion gelegene Moorgebiet, das wenig Graswuchs, dafür aber einen um so größeren Reichtum an Flechten zeigt. Die Alpenkräuter, denen wir begegnen, sehen fast alle moosähnlich aus. Die Gipfel der Berge sind zumeist völlig nackt und kahl, kein Pflänzchen vermag sein Leben dort zu fristen. An den südlichen und südwestlichen Abhängen, die der Sturm beständig peitscht, überrascht uns ein Naturwunder anziehendster Art. Hier, wo alles Pflanzenleben erstirbt, breitet die schönste aller Flechtenarten ihre dünnen, hellschwefelgelben Ästchen aus. Die Vorsehung hat sie eigens für diesen Standort ausgerüstet, denn ihre lederartige Masse befähigt sie, den ewigen Stürmen und den wütenden Schneegestöbern erfolgreich zu widerstehen. Erstaunlich ist der Reichtum des Feuerlandes an Moosen; mit leichter Mühe können wir an einzelnen Orten auf kleinem Raume wohl hundert Arten sammeln.

Arm aber ist das unwirtliche Gebiet an genießbaren Gaben der Pflanzenwelt. Der wildwachsende Sellerie liefert, den Mannschaften der vorbeifahrenden Schiffe hochwillkommen, einen milden, vortrefflichen Salat; eine Kreuzblume wird als Blutreinigungsmittel gebraucht, und einige wohlschmeckende Beerenarten werden gleichfalls sehr geschätzt. Das Holz einer Berberisart könnte als gelber Färbestoff Verwendung finden; einige der größeren Seetangarten sind ungewöhnlich reich an Manna und Jod.

Doch was leuchtet uns an den Stämmen und Ästen der Buchen so lebhaft entgegen, wenn wir durch den wilden Wald wieder abwärts dringen? Es sind kugelförmige Gebilde von der Größe eines kleinen Apfels; sie haben hellgelbe Färbung, und leicht erkennen wir, wenn wir sie von der Rinde, worauf sie haften, ablösen, daß es Pilze sind. Unser landeskundiger Begleiter erzählt uns, daß wir in diesen eigenartigen Gebilden der Pflanzenwelt ein Hauptnahrungsmittel der armen Eingeborenen vor uns sehen; sie genießen aus dem Pflanzenreiche kaum etwas anderes als diesen Pilz.

Arm ist die Tierwelt in diesen ungastlichen Gebieten. Wo wir in den feuchten, düsteren Waldgebieten auch schreiten mögen — es ist seltsam still, unheimlich öde darin. Äußerst selten nur dringt der Klagelaut eines weißen, mit einer Haube geschmückten Fliegenfängers an unser Ohr, seltener noch der laute, fremd klingende Ruf eines schwarzen Spechtes, der ebenfalls eine prächtige, und zwar eine scharlachrote, Kopfzier trägt. Das Gefühl drückender Einsamkeit wird durch diese Laute nur noch erhöht. Hier und

dort stoßen wir auf einen kleinen, dunkelgefärbten Zaunschlüpfer, der in den wirren Baum- und Strauchästen sein heimliches Wesen treibt. Am häufigsten begegnen wir einem kleinen Baumläufer, der dem Eindringling in sein einsames Reich neugierig folgt, indem er, nur wenige Fuß von uns entfernt, von Baum zu Baum flattert und dabei beständig ein eigentümliches scharfes Zwitschern vernehmen läßt. Gelangen wir wieder an offenere Stellen, so gewahren wir wohl auch einige Finken von verschiedenen Arten, vielleicht auch eine Drossel oder einen Star, einen Tagraubvogel oder eine Eule. Auf den da und dort in Vertiefungen eingebetteten Bergseen, tiefen, schwarzen, ruhigen Gewässern, rudern zuweilen auch hübsche Enten, die, wie andere Wasservögel, ziemlich häufig in diesen Gegenden anzutreffen sind.

Auf mühsamem Abstieg gelangen wir an das Meeresufer zurück. Unser Boot ist rasch wieder herangerudert und bringt uns an Bord des Schiffes, das immer noch unbeweglich vor Anker liegt. Von seinem Verdeck aus können wir, nachdem wir uns etwas gestärkt haben, mancherlei anderes Getier beobachten. Auf einer moosüberwachsenen Klippe haben sich mehrere Robben gelagert und halten träge Rast. Unweit von uns taucht plötzlich die scheue Seeotter, deren Pelz außerordentlich geschätzt wird, aus der Tiefe auf, um ebenso rasch wieder zu verschwinden. Am Ufer streift einmal ein raublustiger Fuchs vorüber. Das Guanaco aber kommt in diesen Gegenden nicht vor; wie unser landeskundiger Reisegenosse erzählt, kann es wohl strenge Kälte, nicht aber anhaltende Nässe ertragen.

Eine Menge von Seevögeln der verschiedensten Art treibt ihr Wesen in dem Gewirr von Felsen und Wasser. Meerschwalben, Pinguine, Möven, Albatrosse, Seeraben und Enten fischen und tauchen in der klaren Flut oder rasten am Gestade. Glatt liegt die See; die Sonne ringt sich einmal etwas durch, das Murmeln und Rauschen der niederstürzenden Bäche belebt die Gegend seltsam; lebhafter aber klingt das Stimmengewirr jener Wasservögel, die das Aufhören des Regens und der Sonnenschimmer aus ihren Verstecken hervorgelockt haben und die sich nun lebensfroh hören lassen. Doch nur kurze Zeit dauert solche Lust, denn bald färbt sich der Himmel wieder düster, der Sturm schüttelt die Baumwipfel, und aufs neue rauscht der Regen eintönig herab.

Am nächsten Tage haben wir, im Boote durch das Klippengewirr rudernd, wieder reiche Gelegenheit zu Beobachtungen. Da sehen wir am Ufer die schöne Felsengans paarweise, oft auch in großen Scharen beieinander. Mit Bewunderung betrachten wir den schönen, schneeweißen Schwan, dessen sammetartig schwarz befiederter Hals sich so hübsch von dem schimmernden Gewande abhebt. Ferner sehen wir hier die große, kurzgeflügelte Ente, die man früher scherzweise das „Rennpferd" nannte, jetzt aber noch bezeichnender mit dem Namen der „Dampfer" belegt. Wir haben in Chile einen ganz nahen Verwandten des seltsamen Vogels kennen gelernt, den Cague von Südchile. Der Lärm, den der unbehilfliche Bursche bei seiner Fortbewegung hervorruft, wirkt höchst drollig.

So eifrig wir suchen: Kriechtiere sind im Feuerland nirgends zu finden, ja, auch Insekten sind überaus selten; nur einige Käfer sind zu entdecken, und zwar gehören diese Tierchen zu den Rüsselkäfern; die Blattkäfer fehlen, trotz des Reichtums an Pflanzenleben, gänzlich, woran wohl das Klima schuld sein mag. Im heißen Sommer sollen, wie unser freundlicher Begleiter mitteilt, ab und zu einige Schmetterlinge, Immen und Zweiflügler zu sehen sein.

Arm an tierischem Leben sind die ewig nassen, einsamen, düsteren Waldungen des Feuerlandes. Dafür aber wimmelt es von Geschöpfen der verschiedensten Art in den zahllosen Seepflanzen, die sich in der Meeresflut finden. Besonders interessant ist darunter der Riesentang oder Solander. Die Matrosen ziehen seine Taue oft aus dem Wasser herauf, um sich an unserem Erstaunen über deren Länge zu weiden. Meist nicht viel dicker wie ein Daumen, wollen sie zuweilen schier nicht enden. Die Blätter dieses Gewächses sind nun förmlich mit ganz verschiedenen Lebewesen besät, oft so dicht, daß die Pflanze dadurch eine bestimmte Färbung erhält. Weichtiere, Krebse, zierliche Fischchen, Muscheln, Krabben, Seeigel, Seesterne und andere, zum Teil wunderschöne Geschöpfe fallen in Unmasse aus den verflochtenen Wurzeln, wenn man sie schüttelt. Je länger wir suchen, desto mehr neue und merkwürdige Tiergestalten entdecken wir.

Ergreifend ist es, in diesen weltentlegenen Strichen einen Teil der Nacht zu durchwachen. Die tiefe Stille hat etwas Feierliches, fast Gespenstisches an sich. Immer wieder kommt dem Einsamen der Gedanke, wie unendlich weit er von der Heimat, von besiedelten Gegenden entfernt ist, wie weltentlegen die Landschaft, in der er eben weilt. Nichts stört die tiefe Ruhe um uns her, als ab und zu der unheimliche Schrei eines Nachtvogels, oder das tiefe Atmen der Seeleute, die unter ihren Zelten auf dem Verdeck sorglos schlummern. Da schlägt plötzlich ein aus der Heimat vertrauter Nachtlaut an unser Ohr: das Bellen eines Hundes; nicht allzuweit von unserem Ankerplatze müssen also Wilde lagern, deren treue Begleiter jene Tiere sind. Der Himmel ist ausnahmsweise vollständig wolkenfrei, freundlich blitzen die Sterne, der Mond überströmt die Nachtlandschaft mit seinem weichen Lichte. Wie schimmert da die Flut des Meeres, wie leuchten die unvergänglichen Schneemassen in den Höhen, wie eigentümlich stechen die Gletscher dagegen ab!

Aber Trug ist hier die Milde des Sommerwetters. Noch träumen wir, versunken in den Anblick der tiefeinsamen, an eigenartigen Reizen so reichen Gegend. Da wird der Himmel, der bisher so heiter herniederlächelte, auf einmal von dickem Gewölk überzogen; kalte Nebel schleichen über Land und Meer. Schneidender Frost tritt ein, in Menge fällt der Schnee hiernieder, und in empfindlichster Weise werden wir daran erinnert, daß hier die Tücke des Winters das ganze Jahr hindurch lauert. Die Schläfer sind rasch erwacht und suchen gleich uns, klappernd vor Frost, in den Räumen unter Deck Zuflucht. Wehe aber dem einsamen Wanderer, der, mit der Gegend nicht vertraut und an solchen plötzlichen Umschlag der

Witterung nicht gewöhnt, in der menschenleeren Öde in solches Schneetreiben gerät und das schützende Fahrzeug nicht rasch zu erreichen imstande ist! Wenn er nicht durch ein Wunder gerettet wird, ist sicherer Tod sein Los.

Ein neuer Ausflug soll uns, nachdem das Wetter wieder freundlich geworden ist, auch mit den Eingeborenen bekannt machen. Von kräftigen Armen gerudert, fährt unser Boot am Felsenufer dahin. Plötzlich erregt ein Felsenvorsprung unsere Aufmerksamkeit; fünf Wilde stehen dort und schauen neugierig auf uns nieder. Sie sind vollkommen nackt; lang wallen die Haare um die Köpfe und auf die Schultern; sie tragen rohe Stäbe in den Händen, springen oft vor Verwunderung vom Boden in die Höhe, schwingen die Arme über den Köpfen und geben häßliche Töne wie die Affen von sich. Unverkennbar befinden sie sich in der lebhaftesten Erregung. Plötzlich verschwinden sie und kommen gleich darauf in Booten, die aus Baumrinde verfertigt sind, von Frauen gerudert werden und in deren Mitte auf einem Herde aus Sand ein Feuer brennt, zu uns herangefahren. Die Fahrzeuge waren in einer kleinen Bucht hinter einem moosbewachsenen Felsvorsprunge verborgen; erst jetzt, nachdem ihnen klar geworden ist, daß wir keine bösen Absichten gegen sie im Schilde führen, wagen sich die Besitzer heran, ohne Zweifel, um etwas Schiffszwieback zu erbetteln. Nachdem sie diesen erhalten haben, geben wir ihnen zu verstehen, wir möchten ihren Lagerplatz besuchen, und grinsend, unter allerhand drolligen Gebärden, mit vielem Lachen und Geschwätz erklären sie sich bereit, uns dorthin zu geleiten.

Am Ufer eines Flüßchens entlang führen sie uns zu den wenigen Hütten, die auf einer freien, ziemlich ebnen Stelle am linken Ufer des Gewässers stehen. Weiter zurück ragt dichter Wald, wie er diesen Gegenden eigentümlich ist; die ganze Landschaft wird von einem massigen, in der Höhe völlig kahlen Bergkegel überragt. Die armseligen Behausungen erinnern in ihrer eigentümlichen bienenkorbförmigen Gestalt an die kunstvollen Bauten der Biber, sind aber weit weniger geschickt hergestellt. Mit unverkennbarer Neugier, aber auch mit ebenso deutlich hervortretender Scheu werden wir von der kleinen Horde, die sich hier niedergelassen hat, um Fischfang zu treiben, empfangen. Einer der Indianer kommt uns entgegen, redet überaus lebhaft auf uns ein, ruft wiederholt: „elvah! elvah!“ und faltet dabei zugleich die Hände wie zum Gebete. Nun werden wir in eine der Hütten geführt; sie ist, wie alle anderen, aus jungen Bäumen und starken Ästen erbaut, die man in die Erde gesteckt und oben zusammengebunden hat. Um die Wirkungen schlimmen Wetters von dem Innenraum abzuhalten, durchflechten die Indianer das Gerüst mit Rinde, Binsen, Zweigen, Schilfgras und dergleichen Dingen; darüber kommt dann noch eine Decke aus Gras, Rasenstücken, Baumrinde u. s. f. Es ist freilich eine jämmerliche Wohnung für Menschen, die den Regen, der hier in so ungeheuren Mengen fällt, durchaus nicht ganz abzuhalten vermag. Das Feuer brennt in einer Höhlung in der Mitte des Innenraumes und wird

beständig mit großer Sorgsamkeit unterhalten. Der Boden ist aus gut geknetetem, festem Thon hergestellt.

Es ist ein armseliges, elendes Volk, unter das wir geraten sind. Kein Wunder, daß die Pescherähs, wie die Feuerländer nach einem Begrüßungsworte genannt werden, so tief in der Gesittung stehen; ist doch all' ihr Sinnen und Trachten in diesem rauhen Lande darauf gerichtet, das Bißchen Leben zu fristen. Die Männer sind meist mittelgroß, die Frauen etwas kleiner. In platten, runden Gesichtern ragt die dem Indianer eigentümliche große Nase; die schwarzen Augen sind klein, die Lippen dick, die Haare lang und schwarz. Ihre Brust ist gut gebaut, die Arme und Beine dagegen sind schwach. Daß ihre Muskelbildung so wenig entwickelt ist, darf uns nicht Wunder nehmen; kommen doch oft genug Zeiten, in denen schrecklicher Mangel an Nahrungsmitteln eintritt, wo weder gejagt, noch gefischt werden kann und auch keine Muscheln zu sammeln sind. Dann ist Schmalhans Küchenmeister bei den armen Leuten; sie hungern geduldig bis auf bessere Zeiten, magern dabei aber entsetzlich ab. Haben sie dann wieder Erfolg beim Suchen nach Speise, so nehmen sie auch ungeheuerliche Mengen Fleisch zu sich und erholen sich infolge der kräftigen Zufuhr ebenso schnell, wie sie vorher abfielen. Für jene Zeiten der Not im voraus zu sorgen, fällt den Pescherähs nicht ein; sie leben in den Tag hinein, obwohl sie durch zahllose schlimme Erfahrungen gewitzigt sein könnten.

Einzelne der Leute, die zu der Horde gehören, sind fast ganz nackt; ihre Kleidung besteht aus einem etwa handgroßen Lappen von Guanacofell, den sie an einer um die Hüften gebundenen Schnur tragen. Andere haben eine Robbenhaut über die Schultern geworfen, wieder andere ein paar zusammengenähte Felle umgeschlagen. Auch die Kinder sind fast gar nicht gegen die Einwirkungen des Frostes geschützt. Frauen und Mädchen sind bestrebt, ihr Aussehen zu verschönen, indem sie die Gesichter mit Querstrichen und Tupfen aus weißem, rotem oder schwarzem Thon bemalen, Muschelhalsbänder und Armbänder aus Guanacofell anlegen. Das lange auf die Schultern niederfallende straffe, schwarze Haar befestigen nur einzelne durch Stirnbänder. Wie alle Indianer haben auch die Pescherähs sehr wenig Bartansatz, und was sich davon etwa zeigt, rupfen sie obendrein aus, oder schaben es mit Muschelmessern ab.

Die Frauen, die sich mit in der Hütte befinden, betrachten uns unverkennbar mit besonderer Neugier, beschäftigen sich aber sofort mit ihren Kindern, wenn wir uns ihnen zuwenden. Wir versuchen nun zu erfahren, ob diese Wilden wirklich eine Ahnung von dem Vorhandensein eines höchsten Wesens haben; jener Mann, der uns in die Hütte führte, deutet darauf mehrmals nach dem Himmel und faltet die Hände; die übrigen folgen seinem Beispiele und rufen wie früher: „elvah!“ Das Wesen, das sie so nennen, geht nach ihrer Meinung in Gestalt eines schwarzen Menschen in den Bergen umher, hört jedes Wort, das die Menschen sprechen, sieht alles, was sie thun. Je nach ihrem Betragen richtet der gerechte Gott dann das Wetter ein. Der Stamm, bei dem wir uns befinden, glaubt auch an

einen bösen, Curspi genannten Gott, der den Regenbogen als Zeichen seines Zornes am Himmel erscheinen und Sturm, Regen und Schnee als Strafen kommen läßt.

Im Zusammenleben mit diesen Naturkindern erfahren wir durch den Augenschein, daß sie von Fischen, Mollusken, Seevögeln, Nagetieren, Seehunden, Tangarten, Beeren und Pilzen leben; Guanacofleisch ist ein seltener Leckerbissen für sie. Beim Fischen treiben die Hunde der Horde die Wasserbewohner einer Bucht durch Lärmen und Bellen nach dem Strande, wo sie von Männern und Frauen mittelst sehr geschickt gebrauchter Harpunen erlegt werden. Nach Seeigeln tauchen beide Geschlechter mit großer Gewandtheit. Ihre Waffen sind Lanzen mit glatten oder gezähnten Spitzen aus Knochen oder Feuerstein; auch Bogen und Pfeile wenden sie mit Geschick an.

Das armselige Volk ist entschieden nicht unbegabt, wie man an einigen Pescherähs ersehen hat, die mit Erfolg von Europäern unterrichtet wurden. Seit ungefähr 20 Jahren sind auf der Insel Ashuwia englische Missionare beschäftigt, die Pescherähs für das Christentum und ein gesittetes Leben zu gewinnen; dies ist ihnen vollkommen gelungen. Ihre Schützlinge sind fromme Christen und gewinnen des Leibes Nahrung und Notdurft nicht mehr in schweifendem Vagabundenleben, sondern durch Ackerbau und Viehzucht.

Unser Schiff setzt seine Reise durch die Magelhaensstraße fort. Endlich erreichen wir das offene Meer; aber die Schiffsleute zeigen besorgte Mienen, denn heftige Wellenströmungen von Südwest her verkünden das Nahen eines jener entsetzlichen Stürme, die auch dem unerschrockensten Seemann diese Gegenden so unheimlich machen. Eisige Regenschauer, mit Hagelkörnern und Schneeflocken untermengt, prasseln nieder, Seeströmung und Sturm spielen förmlich mit dem wackeren Fahrzeuge; oft wird sein Bugspriet unter der See begraben, beständig schüttert und bebt es wie ein Fieberkranker. Tagelang dauert dies Toben und Rasen, schon wähnen wir uns verloren; da dreht sich der Wind allmählich, wir steuern südwärts und erreichen ein ruhigeres Gebiet. Langsam nach Norden vordringend, kommen wir dann an die chilenische Küste. Mit frohem Mute schaut alles an Deck dem schönen, sonnigen Land entgegen, das uns die Gefahren und Mühseligkeiten im Feuerland und auf der Fahrt bald genug vergessen lassen wird.

1. Lebensmittelteuerung 1923-24 bis mitte März
2. Post und Bahnwesen
3. Lösung Bayerns und Bildung einer Monarchie
4. Ausbruch eines Krieges zwischen den Ver. Staaten, Japan, China
5. 1923 die kommenden Männer Deutschlands kommen aus dem Morgenland
6. Ende Juli oder August 24 Krieg Deutschland Rußland gegen Frankreich

10 Md. bis 60000

1000000,0,0 : 60000 = 16666 : 365 = 45,6
-400000 -2066
-400000 -2410
-400000 -220
-400000